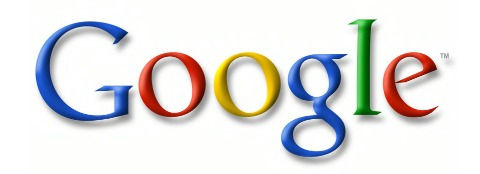




Die deutsche Frau in der Vergangenheit.

Von
Max Bauer.









Die deutsche Frau in der Vergangenheit

Von

MAX BAUER

Die deutsche Frau in der Vergangenheit

Von

MAX BAUER

Mit zahlreichen Bildern



BERLIN
Verlagsbuchhandlung ALFRED SCHALL
Kgl. Preuß. u. Herzogl. Bayer. Hofbuchh.
Verein der Bücherfreunde

Inhalt.





Ballfest am Münchener Fürstenhof. Nach einem Kupferstich von Martin Schongauer.

Einleitung.

Motto: Wer erdichten will, dichte ganz; wer Geschichte schreiben will, habe das Herz, die Wahrheit nackt zu zeigen.
Herder.

Eine mit Eifer begonnene und mit Liebe durchgeführte Arbeit tritt vor das große Publikum, für das sie bestimmt ist. Sie wendet sich nicht an den Fachgelehrten, sondern an die Gebildeten: an die deutsche Frau und den deutschen Mann. Sie schildert das Werden der Frau von jener in schwere Nebel gehüllten Zeit des Germanentums bis zur Wende des achtzehnten Jahrhunderts.

Geschichte und Geschichten reihen sich im bunten Wechsel aneinander, alle streng historisch und wahr, niemandem zur Liebe und niemand zu Leid. Sie erzählen, ohne zu beschönigen, Gutes und Schlimmes, wie es die Forscherarbeit der namhaftesten Gelehrten zutage gefördert und die Quellen bekunden.

Ich hätte stellenweise tiefer in die Materie eindringen können. Ich unterließ es geflissentlich, nicht weil es die Grenzen meiner Arbeitskraft überschreitet, sondern weil ich durch meine Arbeit den Stoff doch nicht erschöpfen konnte — wer vermag dies im engen Raum eines Menschenlebens.

Ich will nur trockene Wahrheit ohne Verschnörkelung in angenehmer Form bieten, belehren ohne zu langweilen. Nicht meinen Geist soll die Leserin und der Leser bewundern, sondern den Geist der von mir geschilderten Zeiten. Und wenn der nicht immer als Vortragsthema für die Sekunda einer höheren Töchterschule paßt, so ist das seine, nicht meine Schuld. Nackte Tatsachen bringe ich vor, die das Einst ohne Mäntelchen und Bäffchen vor uns erstehen lassen sollen. Ich knüpfe keine tiefsinnigen Folgerungen an Tatsachen, die durch ihr Bestehen ihre Existenzberechtigung nachgewiesen haben. Der Leser muß sich selbst sein Urteil bilden und meine mitgeteilte Ansicht soll ihn nur dazu anregen. Nirgends muß die Persönlichkeit des Erzählers mehr in den Hintergrund treten als bei Wiedergabe der Geschichte. Sie nahm ihren

Lauf ohne sich an die Meinung einzelner zu kehren. Bald sauste sie wie eine Lawine hernieder, des Gebilds der Menschenhand spottend und Nörgler wie Jasager unter ihrer Masse begrabend. Dann rollt sie wieder auf glatter Bahn dahin, die ihr scheinbar die Menschenhand angewiesen, bis sie sich eigenwillig ihren eigenen Weg sucht und auf Umwegen an einem ganz anderen als dem vorgezeichneten Ziel landet.

Der Reisende in seinem Wagen wohlgeborgen, kann rechts und links ausblicken, Kritik an dem Baumeister der Straße üben, nicht so der, dem die Leitung des Gefährtes auf dem vielverschlungenen Weg obliegt. Nur wenn eine kurze Rast eintritt und sich der Lenker den Schweiß von der Stirne trocknet, ist es ihm vergönnt, sich an den Blumen der Böschung, den verschwimmenden Höhenzügen in der Ferne, dem dunklen, erfrischend kühlen Wald zu erfreuen. Aber der Reisende will zum Ziel. Langes Verweilen ist seine Sache nicht.

Düster ist der Weg, gewitterschwangere Wolken lasteten auf der Landschaft, und doch wie schön war die Fahrt, die ich bis jetzt allein zurückgelegt.

Eine große, recht recht große Schar soll mir nun folgen, Männer, aber besonders Frauen, die ja bis jetzt fast nichts von ihren Geschlechtsgenossinnen der Vorzeit wissen. Wird auch diese Leserschar den von mir gebahnten Weg durch Landstriche, die nur selten ein goldener Sonnenstrahl freudig erglänzen läßt, schön finden?

Hoffentlich!

Berlin, Januar 1907.

Max Bauer.

I. Abschnitt.

Unter Thors Hammer.

Nebelgraue Schleier, wie sie sich über der rauhen Heimat der Germanen zusammenballten, liegen auch über der Urgeschichte unserer Heimat. Kein Forscherauge vermag das Dunkel zu durchdringen. Die Steine schweigen, und selbst die sonst so geschwätzige Sage ist längst verstummt. Sie weiß nichts mehr von der Urheimat der Germanen zu künden, wo sie hergekommen, ehe sie die wald- und heidebedeckten, meerumrauschten Landstriche bevölkert und die Einwohner vertrieben. Nur vielumstrittene Annahmen ohne vollgiltige Beweiskraft, gestützt auf die vergleichende Sprachwissenschaft, verlegen die Geburtsstätte der Arier oder Indogermanen auf die mittelasiatische Hochebene von Parapanisos oder Hindukusch.[1])

Unzählbare Jahre flossen den nieversiegenden Strom der Zeit hinab, ehe die gebildete Welt von Hellas Kunde erhielt von den unwirtlichen Ländern der Hyperporärer hoch oben am Ende der Welt, „wo weder Land noch Meer noch Luft sondern ein Gemisch von alledem, das einer Meerlunge (Qualle) ähnelt, zu finden ist“.

Es war jenes Land von dem Vater Homer sang:

> Eingehüllt in Nebel und Finsternis; nimmer auf jene
> Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
> Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
> Noch wenn er wieder zur Erde hinab vom Himmel sich wendet;
> Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen.[2])

Pytheas aus Massilia, dem heutigen Marseille, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, unternahm um das Jahr 334 vor Christi Geburt eine Fahrt nach Britannien und dem Bernsteinland, teils aus Handelsinteressen, teils um das Phänomen der Steigung des Pols nach Norden hin, unter Voraussetzung der Kugelgestalt der Erde, zu erforschen.

Nur dürftige Bruchstücke von der Reisebeschreibung des gelehrten Griechen haben sich erhalten und diese Fragmente sind die ersten Urkunden über die Germanen.

Pytheas spricht von den Gutonen, den Bewohnern der Meeresküste, die das Meergold, den Bernstein, erbeuten und an Stammesgenossen im Binnenland vertauschen.

Die Entdeckungen des kühnen Seefahrers blieben in den Kriegswirren jener Zeit unbeachtet oder wurden, des vielen Neuen, Ungeahnten, wegen, das sie zu erzählen wußten, als lügenhaft verschrien.[3])

Und doch sind sie in den Hauptsachen nicht nur unantastbar wahr, sondern ein Volk, dessen Namen Pytheas zuerst der alten Kulturwelt genannt, sollte später schreckliche Bedeutung für diese erlangen, der der Teutonen.

Die Teutonen waren in später Zeit die Paten der heutigen Deutschen. Der Gott Teut jedoch, von dem sie abstammen sollten, ist eine Erfindung der Klopstockschen Schule. Teutonicus schrieben die lateinischen Schriftsteller im Sinne von Deutsch seit etwa 50 vor Christi Geburt. Die Bezeichnung Deutsch taucht 845 in Italien (lateinisch Teotisci, italienisch Tedeschi) auf.[4]) Kaiser Otto der Große (936—973) legte sich zuerst den Titel König der Deutschen bei,[5]) in der verderbten Form Rex Teutonicorum.

Die Teutonen waren ein Teil jenes Kimbrerheeres, das den ersten Ansturm auf die Metropole der Welt wagte, auf das majestätische Rom.

Hoch vom Norden Germaniens kamen hundertdreizehn Jahre vor Christi Geburt die Kimbrer, auch Cimbern genannt, nach langjährigen Kreuz- und Querfahrten vor die Tore des römischen Reiches. Mit den Heeressäulen zogen auf bedeckten Wagen die Frauen und Kinder der Krieger.

Durch die Beschwerden der Wanderung gestählt, durch den Anblick der steten Kämpfe an die Schrecknisse des Krieges gewöhnt, waren diese Frauen stets bereit das Schwert zu ergreifen und den Heldentod zu sterben wie ihre Männer.

Als die Deutschen bei Aquä Sextiae durch die überlegene Strategie des Cajus Marius dem Untergang geweiht wurden, und die Römer den zurückweichenden Feind bis an die Wagenburg verfolgten, „kamen ihnen die teutonischen Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen, und trieben unter furchtbarem, wütendem Geheul die Fliehenden wie die Verfolger zurück, jene als Feiglinge, diese als Feinde. Sie mischten sich unter die Kämpfenden, rissen mit bloßen Händen die Schilde der Römer herab, faßten in die Schwertklingen und, bis zum Tode unbesiegten Mutes, ließen sich verwunden und in Stücke hauen."[6])

Die gefangenen Frauen und Jungfrauen der Teutonen sollen von

dem Sieger erfleht haben, dem Dienst der Vesta geweiht zu werden. Sie wollten keusch bleiben, wie dies diese Göttin von ihren Dienerinnen heischte. Als Marius dieses Begehren versagt, töteten sich alle in der nächsten Nacht.

Ein Jahr später vernichtete derselbe Feldherr auf den Raudischen Feldern die Cimbern.

Plutarch berichtet über diesen Sieg:

„Auf dieser Seite, die Catulus, der Unterbefehlshaber des Marius einnahm, wurde also der größte und streitbarste Teil der Feinde niedergemacht; denn um nicht getrennt zu werden, hatte sich das erste Glied mit langen Ketten, die an den Gürteln befestigt waren, zusammengebunden. Die Römer trieben die Fliehenden bis zu ihren Verschanzungen zurück, und hier eröffnete sich ihnen ein höchst tragischer Anblick. Die Weiber standen in schwarzer Kleidung auf den Wagen und töteten die Flüchtlinge ohne Rücksicht, ob sie ihre Männer, ihre Väter oder ihre Brüder waren; mit eigenen Händen erdrosselten sie die kleinen Kinder, warfen sie unter die Räder und die Füsse der Lasttiere und brachten sich dann selbst um. Eine hatte sich, wie man erzählt, an eine Deichsel gehenkt, und an ihren Fersen hingen auf beiden Seiten die Kinder mit Stricken angebunden. Die Männer banden sich, in Ermangelung von Bäumen, mit dem Halse an die Hörner oder Beine der Ochsen, reizten dann diese mit Stacheln und wurden so von den wütenden Tieren fortgeschleppt und zertreten. Obgleich viele auf diese Weise umkamen, wurden doch mehr als sechzigtausend Mann zu Gefangenen gemacht, aber die Zahl der Toten soll zweimal so groß gewesen sein.“[7])

„Unzählbar war die Menge der Frauen, die Selbstmord verübten,“ erzählte ein anderer römischer Berichterstatter:

„Ganz zuletzt verteidigten noch die treuen Hunde der Kimbrer ihre bei der Wagenburg erschlagenen Herrn.“[8])

Ein Teil des Kimbrervolkes hatte den Feldzug gegen Rom nicht mitgemacht und war in der Heimat an Nord- und Ostsee zurückgeblieben. Hundert Jahre nach den Tagen der Raudischen Felder sandten diese Kimbrer Geschenke als Ergebenheitsbeweise noch Rom, obgleich dies keinerlei Nutzen für sie hatte.[9]) Ja, Vetter Michel war schon immer so zutunlich gegen fremde Herrn, auch wenn er es gar nicht nötig hatte.

Ein Zeitgenosse Plutarchs, Cajus Cornelius Tacitus, erzählte: „Es wird berichtet, daß manche schon weichende und wankende Schlachtordnung von Weibern sei wiederhergestellt worden, durch Beharrlichkeit

des Flehens, Vorhaltung des Busens, Hinweisung auf nahe Gefangenschaft ....“ [10]) und einen elementar hervorbrechenden Haß auf die Gegner.

Es war dies der Furor Teutonicus, die deutsche Kampfwut, die bis zur Selbstverstümmlung und Selbstvernichtung ging. In solcher sinnlosen Wut kämpften die Ubier mit Steinen und Stöcken gegen Feuer, [11]) die Cimbern mit Waffen gegen das Wasser. „Zur Zeit, als sich Drusus mit den Cheruskern, Sueven und Sigambern herumschlug (12 vor Chr.), kam es vor, daß die Weiber dieser Stämme durch die Römer in die Wagenburg versperrt, statt sich zu ergeben, verzweifelt sich wehrten und zuletzt ihre kleinen Kinder mit den Köpfen auf den Boden stießen und die Leichname den Feinden ins Gesicht warfen,“ [12]) und mit den Grütztöpfen in der Hand sollen die friesischen Weiber gegen die Dänen vorgegangen sein.

Diese wilde, vor nichts zurückbebende Tapferkeit mußte den rauhen, nur die rohe Kraft respektierenden Kriegern Achtung vor den Frauen abnötigen. Konnten sich doch sogar die an ganz andere Frauentypen gewöhnten Römer einer gewissen aus Achtung und Furcht gemischten Scheu vor den germanischen Weibern nicht erwehren. Es graute ihnen vor diesen kraftstrotzenden Frauengestalten mit dem finstern Blick und den energischen Bewegungen, die so ganz anders geartet waren als die weichlichen Treibhauspflanzen in ihrer lachenden Heimat.

Die Gefährtin des Germanen mußte, wie er, zu kämpfen und zu sterben wissen. Er ehrte darum das Weib, das er in besonderen Fällen sogar verehrte. Strabo, der Geograph, erzählte davon von den Kimbrern:

„Unter den mit ins Feld gezogenen Weibern befanden sich auch altersgraue, wahrsagende Priesterinnen in weißen Gewändern, deren Oberkleid aus feinem Flachs mit einer Schnalle befestigt war, mit ehernem Gürtel und nackten Füßen. Diese Frauen gingen im Lager den Gefangenen entgegen, und führten sie, mit bloßem Schwert und bekränzt, an einen ehernen Kessel, der ungefähr zwanzig Amphoren hielt. Daneben befand sich eine Erhöhung. Auf diese trat die Priesterin, zog dann jeden Gefangenen über den Kessel herüber, und schnitt ihm die Kehle ab. Aus dem in den Kessel fließenden Blut sagte sie wahr. Andere zerrissen die Eingeweide und prophezeiten daraus den ihrigen den Sieg. Während des Kampfes schlugen sie auf die Felle, welche über das Flechtwerk der Wagen gespannt waren und verursachten dadurch ein entsetzliches Getöse.“ [13])

Hier tritt zum erstenmal das heilige Weib der Germanen in den Lichtkreis der Geschichte.

„In ihnen — den Frauen — meinen sie sogar, liegt etwas Heiliges und Prophetisches. Sie verschmähen deshalb weder ihren Rat, noch lassen sie ihre Aussprüche unbeachtet“ sagt Tacitus.[14])

In Waldesdüster, umrauscht von den majestätischen Kronen der Riesenbäume, in der Nähe des murmelnden Quells verbringen sie, fern von den Stammgenossen ihr nur den Göttern geweihtes Leben. In roh gezimmerten, mit Moos bekleideten Hütten, oder in ragenden Steintürmen hausen sie, befreundet mit dem Getier des Urwaldes, umgeben von Odins geheiligten Vögeln, den Raben. Alle, der Fürst, der Edeling, der Freie und Sklave, sie wallen mit reichen Opfergaben zu ihr, durch ihren Mund Weisheit zu hören, den Willen der Götter zu erfahren und heilende Kräuter und Salben zu erlangen für alle Gebrechen des Körpers und Heilung der Seelenschmerzen.

Auch bei den Nordgermanen genoß die Wahrsagerin hohe, ehrfurchtsvolle Achtung. Man lud sie zu Mahlzeiten ein, sandte ihr Männer entgegen, bereitete ihr einen hohen Sitz mit Kissen von Hühnerfedern. So empfing Thorkel die Thorburg. Ihre absonderliche Tracht wird uns genau geschildert. Sie ging in einem blauen, mit Steinen gezierten Mantel und vier schwarzen Lammfellhäuten umher, einen verschiedenartig verzierten Stab in der mit Katzenfellhandschuhen bewehrten Hand. Ihre Schuhe waren aus behaartem Kalbfell mit langen, dicken Riemen mit Kupferschnallen. An einem fremdländischen Gürtel trug sie einen Beutel mit den bunten Gerätschaften des Schamanismus.[15])

Die Geschichte kennt eine ganze Reihe von deutschen Seherinnen und Prophetinnen.

Als im Jahre 58 vor Chr. Geb. die Deutschen unter Ariovistus und die Römer unter Julius Cäsar einander gegenüberstanden, verboten die Wahrsagerinnen vor dem Neumond eine Schlacht zu beginnen. Deshalb ließ Ariovist, der in solchen Fällen immer ihrer Weisung folgte, obgleich von den Römern herausgefordert, nicht sogleich das ganze Heer ins Handgemenge.“ [16])

Tacitus macht die Auriana und die Veleda namhaft, die unter Divus Vespasianus als Schicksalsverkünderinnen unbeschränktes Ansehen genossen. Zur Zeit Domitians wird die Prophetin Ganna genannt, „Masyos der König der Semnonen und die Jungfrau Ganna, die nach Veleda im Keltenland Weissagerin war, kamen zu Domitian, wurden von ihm ehrenvoll aufgenommen und kehrten dann wieder zurück.“[17])

Die altdeutsche Heldensage, voran das Nibelungenlied, kennen das „wîsiu wîb“. Dann das Ahnungsvermögen und die prophetischen Träume der Frauen.

Sie sind das Geschenk der Walküren (Walkyrjen, Walkyren) an ihre irdischen Schwestern.

In diesen Jungfrauen in Walhalla leben die Seelen der am Kampf teilnehmenden Schildmädchen (Skjaldmeyjar) und der Schlachtenmädchen (Valmeyjar) unsterblich fort.

Die Walküre Sigrdrifa oder Brunhild, von Sigurd aus dem Zauberschlaf erweckt, lehrt ihrem Retter den Runenzauber. Sie unterweist ihn in den Siegrunen, eingegraben in das Schwert, und in den Bierrunen des Trinkhorns wider Frauentrug[18]), und gegen den Zauber im gereichtem Trunk.[19])

Hothr, den Heldenjüngling, warnen Walküren vor seinem Nebenbuhler Baldr, Odins Sohn.

Sie raten dem im Kampf mit Baldr unterlegenen Hothr die Speisen zu erlangen, durch deren Genuß sich die Kraft des Göttersohnes täglich erneuert. Hothr bezwingt auch seinen Gegner, dem die Todesgöttin ein baldiges Ende prophezeite.

Freyja, Odins Gattin, die Liebesgöttin, der man am Hochzeitstag ein Opfer weihte, ist die Herrin der Walküren. Wie die männlichen Helden, die auf der Walstatt fallen, Odin zugehören, so die weiblichen der Freyja.[20]) Das Attribut der Freyja war ein Falkengefieder, während die Walküren über Schwanengewänder und Schwanengefieder verfügten. Als Schwäne leben sie denn noch lange in den Sagen, Märchen und Liedern der Deutschen fort. In der Gudrun erscheint im Anklang an die Schwanenjungfrauen ein Engel als Schwan[21]), und Lohengrins wilder Schwan ist gleichfalls mit überirdischen Eigenschaften begnadet.[22]) Sie, die Walküren, sind hohen Zaubers kundig. In einem der beiden Merseburger Zaubersprüche, dem einzigen schriftlichen Überbleibsel aus dem deutsch-heidnischen Altertum, spricht der eine, bestimmt auf magische Weise die Fesseln eines Gefangenen zu lösen von den Idisi, den Walküren als Zauberinnen:

Eiris sazun idisi, sazun hera duoder.
Suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clubodun umbi cuonio widi:
insprinc haptbandun, invar vigandun.

Ehemals setzten sich Frauen, setzten sich hierhin, dorthin.
Die einen hefteten Haft, andere hielten das Heer auf,
andere klaubten an Fesseln:
entspring' den Haftbanden, entfahre den Feinden![23])

In diesen Walküren stellt sich germanische Frauennatur in urzeit-

licher Wildheit und Größe dar, umflossen von einem mythologischen Nimbus.[24]) So besonders in Brunhild, der Heldin des Sigurdfragmentes der Edda. Sie ist kampfbegierige Walküre und doch ein liebebedürftiges Weib, ein Gemisch von dämonischer Kraft und weiblicher Zartheit — das Idealbild einer Germanin.

In diese Gestalt legte der Dichter all die Eigenschaften, die der Urdeutsche von der Frau seines Herzens forderte, aber auch all die Achtung, die er einer solchen Frau entgegenbrachte, war sie doch die Mutter seiner Söhne.

Ihr, der Mutter, lag allein die Kindererziehung ob, während der Vater, wenn nicht im Kriege, auf der Jagd, beim Spiel oder Trunk mit den Genossen, seine Zeit hinbrachte.

Sie, nur sie, die Frau, war des Hauses guter Geist, wie sie es alle Zeiten hindurch geblieben ist. „Der tiefste Grund zur Autorität in der Familie, zum Hausregiment, wird gelegt bei der Erziehung der Kinder,"[25]) und diese Herrschaft wußte das deutsche Weib voll auszuüben.

An ihr hingen die Kinder mit vollem Herzen, während sie dem rauhen Vater nur scheue Ehrfurcht entgegenbrachten. Sie war die Mutter, er nur der Herr. So war es bei den Germanen, so ist es bei allen kriegerischen Naturvölkern. Denn, „je weiter wir in der Entwickelung der Völker zurückgehen, umsomehr schwindet die nationale Eigenart vor dem allgemein Menschlichen".[26]) Und dieses allgemein Menschliche verkörpert sich in dem edelsten, ursprünglichsten Gefühl, der Mutterliebe.

Das Naturkind, dem die geheimnisvollen Vorgänge des Werdens unfaßbar waren, da sein Denkvermögen kaum vom tierischen Instinkt abwich, mußte in der Mutter etwas Zauberisches sehen. Es kannte die Ursache seiner Entstehung und sah die Tatsache, doch der Zusammenhang zwischen beiden war ihm unbegreiflich. Die Mutter hatte zweifellos geboren, doch der Anteil des Vaters an dieser Wirkung war ihm unfaßlich. Der Mutter war das Kind unleugbar zu eigen, über das Besitzrecht des Vaters konnten Zweifel obwalten. Die Mutter stand daher dem Kinde näher als der Vater, deshalb mußten ihre Bestimmungen über das Schicksal des Kindes maßgebender, sogar allein maßgebend sein.

Aus solchen Anschauungen entwickelte sich mit dem Entstehen gesellschaftlicher Formen das Mutterrecht, das Matriarchat, der Gegensatz vom Patriarchat, dem Vaterrecht an das Kind.

Das Wesentliche des Mutterrechtes fußt deshalb darin, daß die

Mutter an der Spitze der Familie steht, nicht der Vater.[27]) Es bestand und besteht vornehmlich dort, wo Polyandrie — Vielmännerei — herrscht, jedoch auch häufig da, wo die Einehe gebräuchlich war.[28]) Auf den Geist des Mutterrechts weist heute noch die Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich hin, nach dem ein uneheliches Kind und dessen Vater als nicht verwandt gelten.[29])

Das Mutterrecht in seiner reinen Form bestand zu Tacitus Zeiten nicht mehr. Nur seine letzten Ausläufer, das innige Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Oheimen und Schwestersöhnen erinnerte an das Matriarchat.[30]) „Der Schwester Söhne sind gleich angesehn beim Oheim wie beim Vater. Einige halten diese Blutsverwandtschaft für noch heiliger und enger, und ziehen, wenn sie Geiseln nehmen, solche vor, als seien sie sowohl für das Herz ein festeres, als für das Haus ein umfassenderes Band.“[31])

Ein Mutterrecht bei in Monogamie lebenden Völkern kann natürlich nur dort bestehen, wo die Frau nicht die Sklavin des Mannes oder nur die Kindergebärerin ist, sondern des Mannes getreuer Kamerad in Freud und Leid, den der Mann mit seiner Kraft schirmt, und der diesen Schutz durch Hingabe lohnt. „Die Hochstellung der Frauen unter den Germanen war eine mehr religiöse als weltliche, mehr eine passive als aktive. Man betrachtete das Weib als ein körperlich schwaches, geistig starkes Wesen, das Ansprüche auf Schutz und Schonung, auf Ehrerbietung und Heilighaltung hatte. Wir würden sehr irren, wenn wir die Frauen als die Mittelpunkte der Gesellschaft und des geistigen Lebens ansehen wollten. Die altgermanische Frauenverehrung ist durchaus nicht zu modernisieren; das Weib war Weib, zu deutsch ein Wesen hinter dem Mann, und Frauen wie Veleda, die wir in hervorragender Stellung sehen, standen nicht mehr auf weiblichem, sondern auf übermenschlichem Boden. Rechtlich war die Stellung der Frau völlig untergeordnet und läßt sich durchaus mit der des Kindes im väterlichen Hause vergleichen. Und dennoch stand die deutsche Frau hoch über der griechischen, römischen und romanischen. Der keusche Sinn des Volkes war die Grundrechtsurkunde des Weibes; weibliche Zucht und Ehre galt dem Leben gleich. Wo aber solche Ansicht herrscht, da fällt dem Weibe ein besseres Los als dort, wo es zwar bürgerlich selbständig, aber einzig und allein ein Mittel sinnlicher Lust ist. Rauh konnte es behandelt werden, aber nicht roh; es kann körperliche Mißhandlungen erfahren, aber keine sittlichen. Ein leuchtendes Beispiel ist die gefangene Königstochter Gudrun, die Hartmut von

Normannenland dem Vater raubt. Sie ist viele Jahre unter den Feinden gefangen. Hartmut liebt sie mit aller Macht; aber seine Bitten so wenig wie seiner Mutter Mißhandlungen vermögen sie, die Einwilligung zur Ehe zu geben. Und Hartmut denkt tüchtig genug, um nicht mit Gewalt zu erzwingen, was ihm versagt wird. Das ist germanische Art."[32])

Dem ersten Schilderer Germaniens, dem eleganten, an die zur Überreife gelangte Kultur seines Vaterlandes gewöhnten Römer Cajus Cornelius Tacitus, nötigt die Reinheit der deutschen Frau Worte ungekünstelter Begeisterung ab.

Aus der mit vergiftenden Miasmen geschwängerten Luft des Sündenpfuhls, der römischen Weltlatrine, kam der Weltmann, dem nichts menschliches fremd war, und der wie wenige den Geist seiner Zeit erfaßt, in die rauhere aber reine Luft des deutschen Nordens. Das Weib, das er bis dahin vor Augen gehabt, war die Welt- und Modedame, in Üppigkeit aufgewachsen in der Atmosphäre von Unnatur und Sinnlichkeit, die von Völkern aller Zonen nach Rom eingeschleppt wurden. Tacitus kannte nur Treibhauspflanzen mit farbenglühenden aber duftlosen Blüten oder Unkraut, ehe er die bescheidene Waldblume zum ersten Mal erblickte. Er zieht eine Parallele zwischen seiner Landesmännin und der Germanin, die in jeder Hinsicht zugunsten der letztgenannten ausfallen muß.

„So leben sie denn in wohlbeschirmter Keuschheit durch keine Lockungen von Schauspielen, keine Reizungen von Gastmählern verführt. Der Briefe Heimlichkeiten sind so gut den Männern wie den Frauen unbekannt. Sehr selten für ein so zahlreiches Volk sind Ehebrüche, deren Bestrafung unverzüglich und den Männern überlassen ist. Vor den Augen ihrer Verwandten jagt der Ehemann die Entblößte mit abgeschnittenem Haupthaar aus dem Hause, und treibt mit einer Geißel sie durchs ganze Dorf. Preisgegebner Keuschheit gewährt man vollends keine Verzeihung; nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Reichtum fände solche einen Mann. Denn hier lacht niemand über Laster, und es heißt verführen und sich verführen lassen nicht der Geist der Zeit. Noch besser freilich die Volksstämme, in welchen nur Jungfrauen sich verheiraten, und es mit der Hoffnung und dem Gelübde der Gattin bei Einem Male sein Bewenden hat. So empfangen sie nur Einen Mann, wie Einen Leib nur und Ein Leben, daß kein Gedanke darüber hinaus, nicht weiter irgend ein Verlangen reicht, daß nicht sowohl den Ehemann sie in ihm lieben, als die Ehe. Die Zahl der Kinder zu beschränken, oder irgend einen von den Nachgeborenen zu töten

wird für eine Missetat gehalten, und mehr vermögen hier gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.“[33])

Auch Wotan lehrt im Hâvamâl den Lodfafner:

> Das Weib eines andern wolle du nie
> Zur heimlichen Liebschaft verleiten![34])

Nachdem er vorausgeschickt hatte:

> „Nimm dich in Acht, aber nicht ohne Not
> Am allermeisten beim Ältrunk,
> Bei eines anderen eh'lichem Weib. . . .“

Keusch und rein verfloß die Jugend der Germanen. Vor dem zwanzigsten Jahr eine Liebschaft zu haben, galt als schimpflich für den Jüngling.[35]) „Auch mit den Jungfrauen eilt man nicht. Den Jünglingen gleich ist ihre Hochgestalt. Paßlich und stark verehlichen sie sich und von der Eltern Kraft zeugen auch die Kinder“.[36]) „In jeglichem Haus wachsen sie nackt und schmutzig zu dem Gliederbau, der Leibesgestalt empor, die wir (an ihnen) bewundern. Jeden nährt seine eigene Mutter an ihrer Brust und sie werden nicht Mägden und Ammen überwiesen“,[37]) wie es in Rom Gepflogenheit war. Die halbwüchsigen Kinder schied man nicht prüde voneinander. Denn trotz der germanischen Moralität „macht man aus den Geschlechtsverschiedenheiten kein Geheimnis. Beide Geschlechter baden sich gemeinschaftlich in Flüssen und tragen unter den Fellen und kleinen Decken von Renntierhäuten den Leib größtenteils bloß.“[38])

Auf solchem Holz mußten Kerngestalten erwachsen, knorrig wie der Eichenast, aber auch gesund und saftstrotzend wie dieser.

Und so sproß jene hehrste Frauengestalt des alten Deutschlands empor, deren tragische Schicksale den ersten und einzigen Roman bilden, der aus den Urwäldern Germaniens auf uns gekommen ist, und unvergessen bleibt, so lange deutsche Laute auf deutscher Erde klingen.

Im sechsten Jahr nach Christi Geburt war's als der „goldene“ Augustus den kahlköpfigen, aufgeblasenen Patrizier Publius Quinctilius Varus als Statthalter in die römisch-gallischen Provinzen sandte. Varus war vorher in gleicher Eigenschaft in Syrien gewesen. Er hatte „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten, und das arme als reicher Mann verlassen.“ Das Auftreten dieses von echt römischer Überhebung strotzenden Mannes, dem die Barbaren nur als Ausbeutungsobjekte galten, mußte die ohnehin gärende Unzufriedenheit mit den welschen Eindringlingen zur hell auflohenden Empörung entfachen.

Germanische Krieger schlichen auf nur ihnen bekannten Pfaden von

Stamm zu Stamm, von Gehöft zu Gehöft mit geheimen Botschaften, um die Mannen zum Kampf gegen das Römerheer aufzustacheln.

Die Seele dieser Bewegung war Armin, Segimers Sohn, ein Fürst der Cherusker.

So begeisterten Widerhall Armins Worte an vielen Stellen fand, so ablehnend kühl verhielt man sich anderorts dagegen. Die Römer hatten durch Geld und ihre, mit beleidigender Herablassung verteilten Gunstbezeugungen sich treue Anhänger unter den Germanen zu erwerben gewußt. Selbst die Eroberer geringschätzten diese Verräter an ihrem Vaterland, doch dies hielt jene Fürsten nicht ab, die Interessen ihres Volkes den eigenen unterzuordnen und mit knechtischer Unterwürfigkeit deutsche Treue gegen römisches Gold umzuwechseln. Jener undeutsche Geist, der sich nur zu gern von dem aus der Fremde einfallenden Glanz blenden ließ, weil er eben von Fremden, alles Deutschtum hohnlächelnd bekrittelnden Persönlichkeiten ausging, zeitigte eben schon damals eine Niedertracht, die sich aber erst, viele Jahrhunderte später, zur Zeit des Sonnenkönigs und des kleinen, bleichen Korsen zur vollen Blüte entfalten sollte. Er schied Brüder gleichen Stammes wie mit ehernen Mauern voneinander und säte Haß, wo Einigkeit viel Unheil abgewendet hätte.

Einer der ergebensten Römlinge deutscher Herkunft war Segest, gleichfalls ein Häuptling der Cherusker. „Arminius wiegelte Germanien auf. Segestes hatte schon oft und noch beim letzten Mal, als man zu den Waffen griff, dem Varus eröffnet, daß ein Aufruhr im Werk sei und geraten, ihn nebst Arminius und den übrigen Machthabern in Fesseln zu legen. Nach Entfernung der Fürsten würde das Volk nichts zu unternehmen wagen, er, Varus, selbst würde Zeit gewinnen, Schuldlose und Schuldige zu unterscheiden. Doch Varus fiel durch sein Verhängnis und durch die Gewalt des Arminius. Segest, obwohl durch seines Volkes Einigkeit (mit den aufständischen Stämmen) mit in den Krieg verwickelt, blieb andern Sinnes. Sein Privathaß wuchs noch, weil Armin die einem andern verlobte Tochter des Segest entführt hatte. So war der Eidam verhaßt, verfeindet die Schwieger und was bei Einträchtigen ein Band der Liebe ist, ward zum Stachel des Zornes bei den feindselig Gesinnten.“[39])

Den Haß von Segest gegen Armin mag nicht allein der Ärger über die Entführung der Tochter angefacht haben, sondern noch mehr der verletzte Ehrgeiz. Den in Waffen ergrauten, verschlagenen Krieger mußte es mit Wut erfüllen, daß der junge, tatkräftige Armin größeren

Einfluß bei den Stammesgenossen gewann, als er selbst aufzuweisen hatte.

Zum Glück für die Germanen „hatte Varus seine Ohren mit dem Wachs der Selbstgefälligkeit verstopft und ließ den Verräter mit seinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Arminius seine wohlausgesonnenen Veranstaltungen ungehindert zu Ende führen.“[40]) Der Vernichtungskampf im Teutoburger Wald war die Folge und der Jammerschrei des Cäsars in Rom: „Quinctilius Varus, gib, gib die Legionen wieder!“[41])

Denn Varus: „. . . . . geriet in einen Sumpf.
Verlor zwei Stiefel und einen Strumpf
Und blieb elend stecken!“

wie Scheffel singt.

Der Feldherr und an fünfzigtausend Römer deckten das Schlachtfeld!

Armin war der Held des Tages — aber leider nur des Tages. Ohne Neider kein Erfolg. Aber wo der Erfolg das Ergebnis eigener Tatkraft ist, da reckt der Haß sein giftgeschwollenes Haupt empor. Denn außer Segest müssen noch andere Germanenführer Armins Glück mit scheelen Augen verfolgt haben, sonst bleibt es unerklärlich, daß der Schwiegervater den Eidam überfallen und mit der Gattin sechs volle Jahre gefangen halten konnte.

Um Rache für die Varusschlacht zu nehmen, war Drusus Germanicus, der Neffe des Tiberius, des neuen römischen Imperators, nach Germanien gekommen.

Zu derselben Zeit glückte es Armin aus der Gefangenschaft bei Segest zu entrinnen, doch ohne seine Frau. Sie, die ihm Vaterfreuden verhieß, mußte er in der Gewalt ihres Vaters zurücklassen. Er sollte sie nie wiedersehen, auch nie den Vaterkuß auf die Stirne seines Kindes drücken.

Um die Gattin zu befreien belagerte Armin mit seinen Cheruskern das feste Haus Segests. Doch dieser erlangte durch seinen Sohn und andern heimlich an Drusus gesandten Leuten, den Entsatz durch die römische Übermacht.

Zum Dank für diese Hilfe übergab Segest dem Römer die noch in seiner Verwahrung befindlichen Gefangenen. „Dabei waren edle Frauen und unter diesen die Gattin des Arminius, Segestes Tochter, mehr nach dem Gatten als nach des Vaters Geist geartet, weder zu Tränen besiegt noch mit einem Laut flehend, unter dem Busen zusammengefaltet die Hände, niederblickend auf den gesegneten Leib.“[42]) Dabei schwang

Segest eine Rede an den römischen Machthaber, die in den seither verflossenen neunzehnhundert Jahren nichts von ihrer himmelschreienden Niedertracht eingebüßt hat.[43])

„Den Arminius trieb außer angeborener Heftigkeit der Gattin Raub, und daß der Knechtschaft unterworfen, was die Frau unter ihrem Herzen trug, gleich einem Rasenden umher. Und so durchflog er der Cherusker Gaue, Waffen gegen Segestes, Waffen gegen den Cäsar aufzubieten. Selbst Schmähungen hielt er nicht zurück: Ein herrlicher Vater! ein großer Imperator, ein tapferes Heer, die mit so vielen Armen ein schwaches Weib hinwegführen! Vor ihm (Armin) seien drei Legionen, ebensoviel Legaten niedergesunken; denn nicht mit Verrat, nicht gegen schwangere Frauen, sondern offen gegen Bewaffnete pflege er Krieg zu führen ...... Wenn Vaterland, Familie, Althergebrachtes den Deutschen lieber wären als Fremd- und Zwingherrschaft, so möchten sie ihm, Arminius, zu Ruhm und Freiheit, Segestes zu schimpflicher Knechtschaft folgen!“[44])

In diesen warmen Worten verriet ein Römer seine Teilnahme für den bedauernswerten Helden. Die Landsleute ließ Armins Appell vollkommen kalt. Keine Hand regte sich, ihm beizustehen.

Armins Gattin wurde nach Italien gebracht, wo sie bald darauf einem Sohn das Leben gab.

Die Römer nannten das Kind Thumelicus.

Dem „edlen“ Segest wurde dann doch nach dem Vorgefallenen der Boden der Heimat zu heiß. Um die Früchte seiner Großtaten einzuheimsen, folgte er dem Sieger nach Rom.

Zur Ehre der Menschheit sei angenommen, daß Segest gezwungen worden war, den Triumphzug des Drusus Germanicus am 27. Mai des Jahres 17 n. Chr. Geb. als Zuschauer beizuwohnen.[45]) Wie mag ihm in diesem Fall zu Mut gewesen sein, als er „seinen eigenen Sohn Semigus (Segimund, Sigmund), Anführer der Cherusker und dessen Schwester, die Gattin Armins, des Oberfeldherrn der Cherusker bei der treulosen Vernichtung des Quinctilius Varus, und der auch jetzt noch Krieg führt, namens Thusnelda und ihren dreijährigen Sohn,“[46]) mit Ketten beladen unter den Kriegsgefangenen einherschreiten sah.

Wie tief mußte erst diese Schaustellung das an die Abgeschlossenheit des Hauses gewöhnte germanische Weib verletzen! Sie war eine Fürstentochter, die Frau eines Fürsten und den frechen Blicken, den schadenfrohen Bemerkungen, den haßerfüllten oder schamlosen Zurufen der Zuschauer wehrlos preisgegeben. Wie mochte sich ihr Herz zusammenkrampfen, sobald ihr Blick auf den kleinen als Sklaven geborenen

Sohn an ihrer Seite fiel, und wenn sie des friedlosen, von Freund und Feind gehetzten Gatten dachte!

Doch das Bitterste stand der Schwergeprüften noch bevor, der größte Schmerz, der einer Mutter zugefügt werden kann. — Man nahm ihr das Einzige, was ihr aus der kurzen Zeit des Liebesglücks geblieben — das Kind.

„Wie mit dem zu Ravenna erzogenen Knaben des Schicksals harte Launen nachmals ihr Spiel getrieben, werde ich am gehörigen Ort erzählen“ sagt Tacitus.“[47]) Leider sind gerade diese Mitteilungen des römischen Historikers, die bekanntlich in Gustav Freytags Roman „Die verlorene Handschrift“ eine Rolle spielen, verloren gegangen oder ungeschrieben geblieben. Zu welcher Schmach das Kind eines Helden ausersehen war, darüber hegt der Geschichtschreiber nur Vermutungen. Der Dichter läßt den „Fechter von Ravenna“, den Römling mit Leib und Seele, der jedes Andenken an seine deutsche Heimat mit Verachtung von sich weist, durch die Hand der eigenen Mutter sterben.[48])

Siebenunddreißigjährig fiel Armin, 21 n. Chr. Geb., durch die Tücke seiner Sippe, die mit seinen Feinden gemeinsame Sache gemacht.

Ein Römer hat dem deutschen Heros ein unvergängliches Denkmal gesetzt.[49]) Die Landsleute besangen die Taten des Mannes, den sie feige hingemordet, dessen Weib und Kind sie in Knechtschaft verkommen ließen. Später erhielt er auch ein Standbild. Mit Liedern und Monumenten hat der Deutsche von jeher die Undankbarkeit wett zu machen gesucht, die er gegen seine Helden geübt, so lange sie am Leben waren.

Und Thusnelda?

Wann und wo sie ihr müdes Haupt zur letzten Ruhe gebettet, kündet keine Überlieferung.

Sie endete fern von der Heimat, von dem Gatten, dem sie so geistesverwandt gewesen, vergessen von denen, für die sie Schmach und Schande mit Hochsinn getragen, bis später die neuerwachte Lust am Studium der Alten ihr Andenken wieder erweckte. Einem der widerlichsten Gesellen des deutschen Parnasses, Daniel Casper von Lohenstein, war es vorbehalten, sie in der deutschen Literatur einzuführen.[50])

Wenn Göttling[51]) recht hat, und die herrliche Marmorstatue in der Loggia de' Lanzi auf dem Marktplatz von Florenz wirklich Thusnelda darstellt, so würde dies beweisen, daß die Worte des Tacitus auch das Mitgefühl eines großen römischen Künstlers geweckt und ihn zu einem Meisterwerk begeistert haben.

Ein vollerblühtes Weib lehnt auf dem hohen Sockel. Das kräftig geschnittene Antlitz, umrahmt von frei auf den Nacken niederwallendem Gelock, ist unter der Wucht des Geschickes tief gesenkt. Eine Welt von Schwermut liegt über den in weite, endlos weite Fernen träumenden Augen. Das kunstlose Gewand legt sich faltenreich um die schlankkräftige Gestalt. Die Arme sind entblößt, so auch die linke Brust, wie Tacitus es als Eigenheit der germanischen Frauentracht hervorhebt.[52]) Als Schuhe dienen eine Art Sandalen aus einem Stück Leder.



Germanin, angeblich Thusnelda, in der Loggia de Lanzi in Florenz.

So auch sind Germaninnen auf der Siegessäule Marc Aurels in Rom angetan. Auf anderen Teilen dieser steinernen Kulturgeschichte tragen deutsche Frauen die Brust mit einem Hemd bedeckt, über das ein Stück Zeug wie eine kurze Tunika geworfen ist. In das Gewand sind Purpurstreifen oder farbige Fäden zu einfachen Mustern eingewebt; sie zeugen von der Freude an grellen Farben, die wir bis auf den heutigen Tag bei der ländlichen Bevölkerung, namentlich Süddeutschlands, wahrnehmen können.[53])

Der Aufenthalt im Freien, die kräftigende Arbeit in Haus und Feld, die Abhärtung während der kleiderlosen Jugendzeit erzeugte stattliche Frauengestalten, vielleicht zu eckig und knorrig für den das Zartere vorziehenden modernen Geschmack. Das der rauhen Luft schutzlos preisgegebene Antlitz, die nahrhafte, kunstlos zubereitete Kost von Fleisch, Fisch, Milch und Feldfrüchten malte gesunde Farben auf die scharfgeschnittenen Züge, wie sie uns auch von dem marmornen Kopf einer Germanin im Britischen Museum entgegenschauen.

Die Nase ist gerade und lang, die Lippen sind in gesunder Sinnlichkeit aufgeworfen. Kühn geschwungene Brauen überwölben die großen Augen, die Plutarch hell und Horaz blau nennt.

Die Haarfarbe bei den germanischen Frauen wies alle Schattierungen vom Dunkelrot bis zum hellsten Strohgelb auf. Sie trugen ein reifenartiges Band um dieses herabwallende Haar, das unbedeckt den Sonnenstrahlen, dem Schnee und Regen ausgesetzt wurde.[54])

Das germanische Blondhaar galt in Rom für ausnehmend schön, denn schon die Hellenen dachten ihre Götter mit Vorliebe blond. Darum bemühte sich denn auch die vornehme Weiblichkeit Roms, ein deutsches Blond durch Färben zu erzielen. Ebenso waren blonde Perücken stark verbreitet.[55])

Der Germane liebte übrigens gleichfalls blond, und wo ihm die Natur diese Farbe versagt, da färbte auch er sein Haar mit einer Seife von Buchenasche und Ziegentalg.[56]) Blond waren die Blüten holder Weiblichkeit in allen Dichtungen des Mittelalters, schwarz und rot die Bösewichter beiderlei Geschlechtes.

Bei aller Einfachheit der Lebensgewohnheiten konnte der Germane doch des Schmuckes nicht entbehren. Diese Erscheinung, die Freude am Schmuck, wiederholt sich bei allen Naturvölkern. Ist es doch meist nur das Verlangen nach Schmuck, dem die Kleidung ihr Entstehen verdankt. Ist die Gewandung einmal vorhanden, so muß der Schmuck die Vorzüge und Schönheiten des verhüllten Körpers ersetzen. „Denn der Schmuck ist nur vorhanden, gewisse Vortrefflichkeiten unserer Person anderen vor Augen zu führen.“[57])

Die Freude an Schmuckgegenständen, ob ihrer Schönheit, Kostbarkeit oder ihres Kunstwertes wegen ist niederen Volksschichten und Völkerschaften fremd; sie lieben den Schmuck nur als Verschönerungsmittel. Der Grasmantel, die Blume, das Raubtierfell, die Korallenkette sind als Schmuck gleichgeschätzt. Ihr materieller Wert ist nur hoch in den Augen des Besitzers und des Neiders.

Der Germane liebte viel und reichen, dabei sehr geschmackvollen Schmuck an seiner sonst überaus einfachen Kleidung. Darum enthalten die im Jahr 1846 erschlossenen Gräber aus vorgeschichtlicher Zeit auf dem Salzberg bei Hallstadt unverhältnismäßig mehr Schmucksachen als Waffen und Gerätstücke. In 525 Skelettgräbern — im Gegensatz zu den Brandgräbern mit Aschenüberresten — wurden gefunden: 183 Waffen, dagegen 1543 Schmuckstücke in Bronze, 6 Gold-, 171 Bernstein- und 41 Glaszierstücke.[58])

Am meisten vorhanden waren die von beiden Geschlechtern ge-

tragenen reichverzierten Gürtel, dann Nadeln, Fibeln, Ringe und Gehänge. Viel davon ist einheimische Arbeit und auch der Form nach einheimische Erfindung. Frauen trugen einen aus einfachen Kopfnadeln gebildeten Kamm auf dem Hinterhaupt. Als Gewandnadeln dienten sehr zierliche, mehrknöpfige, oft recht lange Spieße, deren Spitze in einem Vorstecker aus Bein oder Bronze verwahrt war.[59]) Ferner wurden zum Zusammenhalten der Kleider Fibeln gebraucht, federnde Gewandhaften, die aus einem Bügel mit Nadelrast (Fuß) und einer Nadel mit einfacher oder mehrfacher Spiralschlinge (Kopf) bestehen. Unter den Schmuckstücken sind Armringe, geschmackvoll geknotet, wenn auch schwer in der Form, dann Anhängsel vorherrschend. Dicke Ringe aus Bernstein geschnitten werden um Handgelenk und Oberarm gelegt. Schmuckstücke aus Metall und Bernstein repräsentierten schon damals einen hohen Wert, der in der Folgezeit immer wuchs. Zu ihnen traten noch Edelsteine. Außer dem Seltenheitswert kam bei Juwelen noch, nach Ansicht der Zeit viel Geheimnisvolles hir.zu, was ihren Wert erhöhte.

„Ein Stein bestärkte hohen Mut,
Zur Heilung war ein andrer gut:
Sie wirkten all in eigner Art.
Viel hohe Kraft war drin verwahrt,
Falls man verstand sie auszudeuten.“[60])

Derartigen Schmuck aufzuspeichern war denn auch das eifrigste Bestreben der Herrscher und Edlen. Die Überlieferungen berichten von solchen Sçhätzen an vielen Stellen. Sie erzählen vom unheilbringenden Nibelungenhort. Im Beowulf naht die Königin Waldiwa mit goldenem Stirnreif. Bärwelf dem Gauten (Geaten) bietet sie:

„. . . . . zwei Ringe von Gold
kunstvoll gewundenen kostbaren Armschmuck,
Gürtel und Kleid und den größten Halsreif,
davon ich auf Erden noch irgend erfahren.“[61])

Im Ortnit greift der Held des Gedichtes seinen Schatz an, um ein Heer aufzubringen:

„den hort wil ich nu bieten, ich gewinne ein kreftic her.“[62])

Denn zum Kriegführen brauchte man auch damals schon die bewußten drei Dinge — Geld, Geld, Geld! Der Krieg war erstlich eine rein finanzielle Angelegenheit, aus der dann vielleicht eine Herzenssache wurde — genau wie die Ehe im deutschen Altertum und Mittelalter.

Der Ehe ging das Verlöbnis zuvor, in den allermeisten Fällen ein Vertrag im Interesse zweier Familien ohne Rücksicht auf das verlobte Paar, das häufig kaum geboren war, als man seine Hände zu künftigem

Ehebund zusammenlegte. Das Verlöbnis galt als abgegebenes Wort und war wie dieses heilig.

Die Verlobten waren zur strengsten Enthaltsamkeit gegeneinander verpflichtet. In dem berühmten langobardischen Edikt des Hrotharit, niedergeschrieben 643 nach Christi Geburt, doch schon seit Jahrhunderten im Gebrauch, wie die deutschen Wörter darin beweisen, wird strenge Strafe auf den anagrif, das Berühren einer Frau vor geschlossener Ehe gesetzt.[63]) Die Achtung der Jungfräulichkeit spricht hier ein gewichtiges Wort mit.

In der ältesten Zeit des Germanentums verlobten und vermählten sich, wenn politische oder finanzielle Gründe dies erheischten, selbst Geschwister.[64])

Diese Ehen zwischen Geschwistern oder anderen nahen Blutsverwandten, sogar zwischen Eltern und Kindern, galten bei vielen Völkern des Altertums als das Naturgemäße. „Sie ziemt Göttern und Helden und sie allein ermöglicht den von den Nachbarn abgeschlossenen Fürsten eine ebenbürtige, das Blut reinhaltende Verbindung".[65]) Bei den Persern hießen solche Ehen reine. Der Inka in Peru hatte das Recht seine älteste Schwester zu heiraten, um auf diese Weise „das Blut der Sonne" rein zu erhalten.[66]) Falls diese Ehe kinderlos blieb, mußte er noch die zweite, dritte oder folgende Schwester hinzunehmen, bis der erste Sprößling kam.[67]) Bei den Phöniziern durfte die Mutter den Sohn, der Vater die Tochter zur Frau nehmen. Unter den alten Arabern sprach das Gesetz dem Sohn die Verpflichtung, die verwitwete Mutter zu ehelichen, sogar als ein besonderes Vorrecht zu.[68]) Im Land der Pharaonen waren Ehen zwischen Geschwistern keine Seltenheit.[69]) In der altnordischen Wölsungasaga zeugt Sigmund, der Sohn König Wolsungrs mit seiner Zwillingsschwester Signy (Siglind) den Siefiötli. In der alten deutschen Heldendichtung werden solche Blutsverwandten-Heiraten den Heiden vielfach nachgesagt.[70]) Im „Ortnit" versagt der Heidenkönig jedem Freier die Tochter, um sie selbst nach dem Tode ihrer Mutter zur Frau zu nehmen. Ebenso König Aaron im „Oswald".[71])

Die Verehelichung der Witwe mit dem Bruder des verstorbenen Gatten, die Levirats-Heiraten der Hebräer, erhielt sich in einigen Ländern Germaniens auch im Mittelalter. Der aus Frankreich stammenden Dichtung „Iwein" Hartmanns von Aue hingegen liegt der Gedanke zu Grund, daß Held Iwein Laudine, die Witwe des von ihm getöteten Königs heiratet. „Es hat aber auch in altnordischen Sagen kein Bedenken, daß der Sieger die Gemahlin seines erlegten Gegners freit, oder seinem Sohn dessen Tochter gibt."[72])

Bis zum dreizehnten Jahrhundert wurden die Ehen erst im reiferen Alter des Paares geschlossen. Allerdings kommen Ausnahmen vor, besonders in der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter und in dessen Frühzeit.

Bei den Langobarden war einerseits die Ehe mit unmannbaren Jungfrauen gesetzlich untersagt,[73]) andererseits wieder wird ein zwölfjähriges Mädchen für reif und die Heirat mit ihm für rechtlich gültig erklärt. Ein gleiches dekretierten der Schwabenspiegel und das friesische Recht.[74]) Die Gesetze waren erfolglos bemüht die Ehen Ungleichaltriger zu verhindern. Meist war in solchen Fällen die Braut erwachsen, der Bräutigam ein halbwüchsiger Knabe.[75]) Den umgekehrten Fall bezeugt die Chronik Thietmars von Merseburg, nach der dem Edlen Liuthar aus Nordthüringen seine dreizehnjährige Frau Godila einen Sohn gebar.[76])

Die ursprüngliche Art der Werbung dürfte bei den Germanen, wie bei allen tiefstehenden Jagd- und Kriegsvölkern der Brautraub gewesen sein. Die Werbung war der Raub, die Hochzeit die Gewalt.[77]) „Die alte Gewohnheit, die Frau des fremden Stammes als ein begehrenswertes Beutegut zu betrachten, statt sie durch Handel und Kauf zu lösen, konnte nur mit großer Anstrengung niedergekämpft werden.“[78])

Gewalt gegen das schwächere Weib anzuwenden galt jedoch dem ritterlichen Germanen immer für schimpflich. Sogar das fahrende Weib schützt in dieser Hinsicht der Sachsenspiegel,[79]) in dem uralte Gepflogenheiten zu Papier gebracht sind. Darum wurde es den Franken als schändlich vorgeworfen, daß sie gegen deutschen Kriegsgebrauch Unehre an gefangenen Frauen verübt. Es kommt sogar vor, daß derartige Rohheiten durch den Tod des Verbrechers gesühnt wurden.[80]) Frauen und Kinder der Feinde galten als begehrenswerte Beute, und „wer erwachsen war, fiel durch das Schwert, Knaben und Mädchen aber bewahrte man der Knechtschaft“ hieß es von den Sachsen. Der ritterlich gerade Sinn des Germanen bewahrte ihn davor, das Weib, dem er die Freiheit geraubt, noch tiefer zu erniedrigen, und den zum Knecht gewordenen die Herrenfaust fühlen zu lassen. Der Sklave in Deutschland war der Diener des Hauses, nicht, wie bei den Römern, das willenlose Werkzeug, das einer Laune wegen straflos zerbrochen wurde.

Dem Frauenraub eng verwandt waren die Entführungen. Die härtesten Strafen vermochten nicht, sie bis in die neueste Zeit hinein auszurotten. Die uralten Gesetze eifern dagegen. „Wenn einer des andern Braut wider Recht entführt, die soll er wieder geben und mit 200 Gulden büßen. Wenn er sie aber nicht will wiedergeben, so soll er 400 büßen,

wenn sie auch bei ihm gestorben wäre."[81]) Anderswo hatte der Entführer die geraubte Braut zu behalten, das Vergehen an die Sippe und den Bräutigam zu sühnen und unter Umständen den zehnfachen Brautkauf zu erlegen. Waren die weltlichen Gerichte befriedigt, dann legten dem Entführer noch die Geistlichen eine drei Jahre währende Kirchenbuße auf.

In den späteren friesischen Gesetzen, die kernig und frisch, von kräftigem Wiesenduft durchweht sind wie alle Sitten und Gebräuche dieses markigen, altdeutsche Art und altdeutschen Sinn am längsten bewahrenden Volkes, wurde ein ganz eigentümliches Verfahren bei Entführungen angewendet. Der gute oder böse Ausgang des Romankapitels wurde ganz in die Hand der Braut gelegt, im strikten Gegensatz zu den Gepflogenheiten aller anderen deutschen Stämme, die das mulier taceat in ecclesia trotz aller Hochachtung vor der Frau nie und nimmer außer acht ließen.

Die Entführte sollte aus dem Haus des Entführers genommen, und drei Nächte in die Gewalt des frâna (Fronboten, Henker) überliefert werden. Den dritten Tag brachte sie der Fron auf den Gerichtsplatz und senkte zwei Stäbe in die Erde. Zu dem einen Stab stellten sich die Verwandten, zu dem andern der Räuber. Ging sie zu dem Entführer, so war sie rechtmäßig verheiratet und beide straffrei. Im Gegenteil mußte sie der Entführer doppelt gelten.[82])

Wer die Tochter seines Herrn entführte, erlitt nach den Kapitularien Karls des Großen die Todesstrafe.

Das Hamburger Stadtrecht von 1270 bedrohte den Entführer einer Jungfrau unter 16 Jahren mit dem Tod, auch wenn er mit ihrem Einverständnis gehandelt hatte. Eine gleiche Strafe traf ihn, wenn er eine ältere Jungfrau gegen ihren Willen geraubt hatte. Straflos war er nur dann, wenn ihm ein nacktes Mädchen über 16 Jahren freiwillig gefolgt war.[83]) — Den Schluß aus diesem geistreichen Gesetz zu ziehen, überlasse ich getrost meinen Lesern. — Die Entführungen sind der Hauptstoff in der alten Unterhaltungslektüre. Ortnit raubt die sarazenische Königstochter Sidrat; Zwergkönig Laurin, Ditleibs Schwester, Goldemar die Tochter des Königs von Portugal „daz die alt Kinginne vor leid starp".

Anderseits ist die Befreiung geraubter Jungfrauen ein in den Dietrichsagen immer wiederkehrendes Motiv.

Außer bei den Friesen, wählte sonst nur in Sagen und Liedern die Jungfrau im versammelten Ring sich den Gatten selbst.[84]) Das Familienoberhaupt, der Muntwalt, regelte das Ehegeschäft, denn er

besaß unbeschränktes Verfügungsrecht über die Seinen. Stand es doch sogar bei ihm, seine ledigen Töchter und Söhne, so lange sie nicht großjährig waren, zu verkaufen, Selbst im Mittelalter hieß es noch: „Wo ein Mann sein Kind verkauft aus Not, dann tut er es mit Recht. Er soll es aber nicht verkaufen, daß man es täte in ein Freudenhaus. Er mag es einem Herrn wohl zu eigen geben.“ Geiler von Kaisersperg, der Volks- und Moralprediger des sechzehnten Jahrhunderts, bestätigt, daß der Vater in Hungersnot seinen Sohn verkaufen dürfe; die Mutter „mag den sun nit verkaufen, sie leid hunger oder nicht!“ Nach dem alten bairischen Gesetzen mußte der, der schuldiges Wehrgeld nicht aufbringen konnte, Kinder, Frau und sich selbst in Knechtschaft verkaufen.[85])

Widerspruch gegen den vom Muntwalt gewählten Bräutigam war daher vorerst ausgeschlossen. Erst durch das Christentum wird darin Wandel geschafft. Gegen die ursprüngliche Volksanschauung, das Mädchen, einer Ware gleich, dem der Sippe genehmen Gatten zu überliefern, treten nämlich die geistlichen Bußbücher auf. Sie bestimmen ausdrücklich, daß der Vater seine erwachsene Tochter nicht wider ihren Willen zur Ehe nötigen darf.[86]) Auch Gesetze mildern das unbedingte Verlobungsrecht der Eltern. Das lombardische Recht bestimmt, daß der Vormund die Muntschaft einbüßt, wenn er sein Mündel gegen ihren Willen verlobt. Ausgenommen davon sind nur die natürlichen Muntwälte, Vater und Bruder, weil diese die nötige Fürsorge niemals vergessen würden. Angelsächsische, schwedische, norwegische und friesische Gesetze bedingen ausdrücklich die Einwilligung der Jungfrau zur Gültigkeit der Verlobung. Hatte ein Friese seine Tochter wider ihren Willen verheiratet, und sie erlitt dadurch Schaden, so hatte sie der Vater zu lösen, als ob sie durch seine Hand gestorben wäre.

Bei der Verlobung stellten sich um das Paar die Verwandten im Kreise — rinc — auf[87]), und Handschlag und Verlobungskuß leiteten den neuen Bund fürs Leben ein.

Siegfried holt sich Brunhild aus dem Ring und säumt nicht:

„In seinen Arm zu schließen das wonnesame Kind“ und ihm den ersten Kuß auf die schwellenden Lippen zu drücken.[88]) Die Verlobung war die Festigung, die Gelobung, des Bräutigams zur Aufnahme der Braut unter seinen Schutz. Dieses im Ring geschlossene Verlöbnis, das mahelen, war ebenso bindend wie die Ehe selbst.[89])

Die Verlobung wurde durch Zusammenlegen der Hände zur Ehe. Im Norden weihte man die Braut durch das Zeichen von Thors Hammer

(T).[90]) Die Braut setzte sich dem Bräutigam auf das Knie — oder der angehende Gatte brachte der Auserwählten den Schuh. Diese symbolische Handlung, auch bei Adoption und Legitimation von Kindern gebräuchlich, bestand darin, daß der Jüngling entweder der Jungfrau einen Schuh schenkte, oder daß sie ihr Füßchen in den einen der Schuhe des Bräutigams setzte.[91]) Recht merkwürdigerweise spielt ein Schuh eine ähnliche Rolle bei der Verweigerung der Levirats-Ehe bei den deutschen Juden im 18. Jahrhundert.[92]) Trat der Mann in den Schuh der Frau statt umgekehrt, so regierte das Haus der Pantoffel — daher der Name.

Der Ehering, ursprünglich eine altrömische Sitte, kam erst mit den Christentum nach dem Norden.[93]) Nichtsdestoweniger dürften sich lange vorher die Liebenden mit Ringen beschenkt haben.[94]) Auch den Brautkranz führte erst die Kirche in Deutschland ein. Bevor die Verlobung zur Ehe wurde, hatte der Freier dem Schützer der Braut den Preis für diese zu entrichten.

„Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Eltern und Verwandte sind zugegen, die Geschenke zu mustern. Geschenke, aber nicht Luxusartikel für weibliche Eitelkeit, noch zum Schmuck der Neuvermählten, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roß und ein Schild mit Schwert und Speer. Mit solchen Geschenken wird die Gattin empfangen, wie sie selbst wiederum dem Manne ein Stück der Bewaffnung zubringt. Diese Dinge gelten als das stärkste Band, als die geheimnisvolle Weihe, als die Schirmgötter des Ehebundes. Das Weib soll nicht glauben, sie stehe außerhalb der Gedankenwelt des Mannes, außer dem Bereich der Kriegsereignisse. Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen. Das verkünden ihr die Stiere im Joch, das geschirrte Roß, die dargebrachten Waffen; so soll sie leben, so sterben; was sie jetzt empfängt, das soll sie unentweiht und in Ehren dereinst ihren Söhnen hinterlassen, von diesen sollen es die Schwiegertöchter erhalten und wiederum die Enkel erben.“[95])

Tacitus erscheint es schon als hoher Tugendbeweis, daß der Mann die Frau so hochschätzt, indem er einen großen Teil seines Vermögens für ihren Besitz dahin gibt. In Rom war bekanntlich das Gegenteil der Fall.

Ob der Brautpreis im Besitz des Muntwalts blieb oder als Brautschatz mit in die neue Ehe gegeben wurde, ist nicht mehr sicher festzustellen. Jedenfalls entließ der Familienvorstand die Braut nicht unbe-

schenkt. Später folgten der jungen Frau auf ihrem Zug zu dem Gatten, wenn sie aus guter Familie war, die mit den Brautgeschenken beladenen Wagen.

Beim Einzug in das neue Heim ertönten von der Sippe und den Freunden angestimmte Brautgesänge, brûtesang.[96])

Im Hause des Gatten tranken die Eheleute den Minnebecher zusammen — sie tranken Brautlauf. Der erste Schluck galt Thor dem Gott der Ehe und des Hauses, die folgenden den anderen Göttern und den Ahnen.

Nach der Brautnacht überreichte der junge Ehemann seiner Lebensgefährtin die Morgengabe.

Diese morganegiba, morgingâp[97]), ehedem des Gatten freier Wille, wurde zum schönen Gewohnheitsrecht, in dem sich der Dank des Gatten für die Hingabe der Jungfräulichkeit ausdrückt. Die trotz all der ihr entgegengebrachten Achtung gesetzlich recht- und willenlose Frau wird zur Ehe gezwungen. Diesem Zwang die Härten zu nehmen, trägt die Morgengabe, die der Freigebigkeit des Gatten keine Schranken setzt, andererseits aber auch keinen Geiz gestattet, das Ihrige bei.

Der auf uralte germanische Rechtsanschauungen fußende Sachsenspiegel, den Ecke von Repkau, ein anhaltinischer Edelmann, in den Jahren 1215—1226 verfaßte, enthält in zwei Artikeln, dem 20. und 24., Angaben, „was ein ieglich Mann von Ritters Amt mög seinem Weib für Morgengabe geben, des morgens, als er mit ihr zu Tische gehet, vor Essens,“ und wie sie über dieses Besitztum schalten, walten und es vererben darf. Im 24. Artikel ist ein Verzeichnis solcher Morgengaben aufgestellt.

Gewöhnlich erhielt die Frau, je nach dem Vermögen des Mannes, Knechte, Mägde, weibliche Haustiere, Speer und Roß[98]), wie schon Tacitus beiläufig erwähnt. Siegfried schenkt seiner jungen Frau den Nibelungenhort zur Morgengabe und im Tristan Gottfrieds von Straßburg, wird Isolde vor der Hochzeit ganz England als Morgengabe zugesichert.[99])

Eine derartige Schenkung war im Zeitalter des höchsten Minnedienstes möglich, nicht aber vor der Völkerwanderung. Da war selbst dem verliebtesten jungen Ehemann versagt, der Gattin Landbesitz zu verehren.

Nach der Hochzeitsnacht ließ die Frau ihr Haar nicht mehr frei flattern, sondern schlug es in einen Knoten und „bindet ihr Haupt“.

„Sie meinte doch sein Weib zu sein
Und wand ihr Haar im Morgenschein
Am Haupte sich nach Frauenart“

heißt es im Parzival.[100]) Dieses Gebände war der Frauenschmuck wie der Kranz die Jungfrau zierte.

Ein weiteres Attribut der Hausfrau waren die Schlüssel. Sie hingen am Gürtel und nur bei der Scheidung stellte sie sie dem Gatten zurück. Die Auflösung der Ehe konnte über Aufforderung beider oder auch nur eines Gatten erfolgen.

Maßgebend waren hauptsächlich sexuelle Gründe, leibliche Gebrechen oder begangene Verbrechen.[101])

„Das wif is ok des mannes genotinne (Genossin) to hant alse (so bald als sie) in sein bedde trit“, steht im Sachsenspiegel. Mit anderen, klareren Worten: durch die Ehe wurde die Frau die Gehilfin des Mannes.

Man achtete und ehrte sie am häuslichen Herd wie den Herrn selbst, ihr Wort galt gleich dem seinen. Er war der Herr, sie nicht die Herrin, wohl aber die erste Person nach dem Schützer und Hüter des Hauses. Ihm war das Schwert zu eigen und ihr die Kunkel. Er schützte den Frieden des Hauses nach außen hin, sie bewahrte ihn im Innern der Gemarkung. „Der Frau gehörte neben dem Mann der Vorsitz an der gemeinschaftlichen Tafel. Sie fehlte bei keinem Gastmahl und trank mit den Männern aus einem Horn. Die Töchter genossen jede Freiheit im Haus, die sie in früher Gewöhnung an den Ernst des Lebens besonnen machte. Das gewöhnliche Haus gewährte ihnen nicht einmal ein abgesondertes Gemach; nur daß sie allenfalls den einen Teil des Hauses vorzugsweise in Beschlag nahmen und von hier durch eine besondere Türe mit der Außenwelt verkehren mochten, von der dann die obengenannte Haustür als die „Männertüre“ unterschieden wurde. Nur in vornehmeren Häusern jüngerer Zeit kannte man ein besonderes Jungfrauengemach.“[102])

Mit Geist und Humor schildert die Edda das Walten der Edelfrau

. . . . . . auf bestreutem Estrich
Saßen zwei und sahen sich an,
Und trieben nur Spiele zum Spaß mit den Fingern.
Vater, der Hausherr, hielt einen Bogen
und spannte die Schnur dem gespitzten Pfeil;
Mutter, die Gattin, glättete Falten
und zupfte beäugelnd den Ärmel am Arm.
In hoher Haube, im Halsgeschmeide,
die breite Schleppe am blauen Gewand,

saß sie besiegend mit sonniger Stirne,
mit Busen und Nacken den blendenden Schnee . . . .
. . . . Drauf brachte die Mutter von blendendem Linnen
ein blumiges Tuch um den Tisch zu bedecken
und legte sodann auf das Linnen das lockere
Backwerk der weißen Weizenbrote.
Dann setzte sie Schüsseln von Silber auf,
Gefüllt mit Speck und Vogelbraten,
und Wein in Kannen und wertvollen Kelchen . . . .[103])

Dieses anziehende Genrebild bedarf keinerlei Kolorierung. Es führt uns mitten in ein altgermanisches Blockhaus. Festen Trittes wandert darin die Frau über den ungedielten Estrich. Ihre Stimme klingt scharf und bestimmt, doch ohne Grund nie hart. Sie ist die strenge aber gerechte Gebieterin. Sie sorgt für Nahrung und Kleidung. Sie bricht den Flachs, spinnt mit ihren Töchtern und Mägden das Garn und webt die Leinwand. Auch die Bearbeitung der Wolle war der Germanin nicht fremd. „Man hat bei Ausgrabungen tönerne, sehr gut gebrannte Mörtel gefunden, auch steinerne, glatt poliert, ähnlich wie die Mörtel, deren sich die Weber ehedem bedienten, und die in einigen Gegenden noch zum Zwirnen und Spinnen des Garnes bei der Kunkel statt der Spule gebraucht werden." [104])

Ebenso fand man in den Gräbern hörnerne, knöcherne, mitunter auch kupferne Nähnadeln. Als Faden diente Flachs und Bast, für Kleidung und Pelzwerk wohl auch Tiersehnen.

Das Hausgerät mit Ausnahme der einfachen Einrichtungsstücke, Tisch, Bank, Schemel, vielleicht auch Bettgestell, die der Mann zusammenzimmerte, entstand allein durch Frauenhände. Sie drehten die Töpferscheibe, sie gerbten die Felle zu weichen Decken, und brauten den Met, den Lieblingstrank der Germanen, wie schon Pytheas von Massilia meldet.[105]) Selbst das Kinderspielzeug stellte die liebende Mutter selbst her. „Schon in praehistorischen Gräbern werden in Ton gebrannte Puppen und Figuren von Tieren, Äpfel und Birnen gefunden, in deren hohlen Körpern eine Kugel rasselt. Kleine Bronzefigürchen, kleine tönerne Gefäße und Näpfchen, die Gräbern entnommen wurden, haben wohl gleichfalls als Spielzeug gedient. Die Kinder der Germanen haben mit geschnitzten Pferdchen gespielt. Die altnordischen Sagas berichten von messingnen Pferden."[106]) So beherrschte die Frau das Haus, nicht selten auch — den Gatten. Die kluge Frau wußte ihre nur auf die eigenen vier Pfälen beschränkte Macht wohl zu nützen und die Zügel des Hausregiments mit fester Hand zu führen. Die körperliche und sitt-

liche Verweichlichung unserer Tage war den Nordlandsrecken fremd. Der schwere, nur mit körperlichen Anstrengungen durchführbare Kampf ums Dasein stählte Leib und Geist. Er schuf Kraftgestalten wuchtig im Guten und Bösen, nicht Schemen, wie sie die Gegenwart übervölkern.

Solch eine Frau liebte aus tiefstem Herzen, wenn sie auch ihre Gefühle nicht in honigsüße Worte zu kleiden wußte. Ihre treue Hingebung für den Gatten sollte nicht einmal der Tod lösen.

Aus der indischen Urheimat wird sich wohl der Brauch in germanische Länder verpflanzt haben, daß die Gattin den für den toten Gemahl bestimmten Scheiterhaufen bestieg. Im hohen Norden währte diese Gepflogenheit viel länger als im eigentlichen Deutschland. Die Heruler aus Schweden verpflanzten dieses Todesopfer der Frau in ihre späteren Wohnsitze am Schwarzen Meer, wie Procop erzählt. In geschichtlichen Epochen war es längst vergessen. Tacitus in seinem Wohlwollen für deutsche Bräuche hätte sicher dieses Zeichen von Gattentreue nicht verschwiegen.

Gunhild folgte ihrem Gatten Asmund in den Tod. Nanna wird mit Baldr verbrannt. Brynhild tötet sich selbst, um dem ihr verlobt gewesenen, durch ihre Eifersucht gefällten Sigurd zu folgen. „Nach Brynhildens Tod wurden zwei Scheiterhaufen errichtet, nämlich für Sigurd (Siegfried), der zuerst verbrannt ward. Nach ihm äschern die Flammen Brynhild auf einem mit prächtigen Decken umhangenen Wagen ein.“[107])

Wenn das Weib dem Mann im Tode folgte, dann schlugen ihm die schweren Tore Hels, der Unterwelt, nicht auf die Fersen[108]) und er entbehrte auch im Jenseits nicht der Wartung. Die Leichenfolge durch die Frau dürfte übrigens auch auf uralten Rechtsanschauungen fußen. „Wie man dem Verstorbenen seine Rüstung, sein Roß, seine Rüden und Falken, seine Sklaven mit ins Grab gibt, so muß auch das Eheweib das letzte Lager dessen teilen, der sie meist als ein Sachgut mit seinem Vermögen erkauft.“

Eine zweite Ehe der Witwe war im Altertum ungern gesehn, wie aus der Mitteilung von Tacitus hervorgeht, daß sich nur Jungfrauen verehlichen.[109]) Aber trotzdem kommt die Wiederverehelichung der Witwe sehr früh und häufig vor, trotz rechtlicher Nachteile, die ihr dadurch erwuchsen. So büßte sie die Gütergemeinschaft mit ihren Kindern erster Ehe ein und „ob sich das mensch verändert, so möchten die Kind im oder ir ein stuhl für die thür setzen, alles von altem herkommen und hätte dasselb mensch kein recht mehr in dem Haus.“[110])

Bei manchen Völkern war für die Witwe ein höherer Brautkauf eingeführt als für Mädchen.

Doch auch in zweiter Ehe erlosch nie ganz das Zugehörigkeitsgefühl zur ersten Familie, und gar manch eine Witwe mag nicht nur in der Dichtung und Sage dem zweiten Gatten ihre Hand gegeben haben, um einen Helfer an der Seite zu haben, den toten Gemahl zu rächen.

Und wie sich die ihres Liebsten verräterisch beraubten Frauen zu rächen wußten, zeichnen die Edda und das Nibelungenlied mit Lapidarschrift. Sie bezeugen elementaren Haß, Bosheit, Rachgier, Hinterlist, Treulosigkeit bei Frauen, deren Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt wurde. Das tödlich verwundete Herz wurde zu fühllosem Stein. Und daß solche Charaktere nicht nur dichterischer Phantasie entsprangen, werden historische Frauenporträts zeigen.

Die deutsche Sage hat das Bild einer Kriemhild gewebt. Sie begriff das Höllenfeuer, das in der Frauenbrust auflodern kann. Sie sah auch, trotz aller Wertschätzung des Weibes, die Fehler, die unter dem rauhen Himmel Altgermaniens ebenso zutage traten, wie auf unserem von der Kultur geebneten Boden.

Das Hâvamâl der älteren Edda, „ein höchst merkwürdiges Spruchgedicht, das die ethische Weltanschauung des alten Nordens darlegt" spricht manch sarkastisches Wort über das schönere Geschlecht trocken aus.

Hier eine kleine Blütenlese:

„Manch schönes Weib, durchschaust du es ganz,
ist wankelmütig dem Manne,
das lernt ich, wie ich verleiten gewollt
zu Heimlichkeiten die Kluge."

klagt Wodan über Billungs Maid.[111]) — Unbeständigkeit ist allen Frauen eigen, darum:

„Den Tag lob abends, im Tode die Frau,
das Schwert, nachdem es geschwungen ward.
die Braut nach der Hochtzeit, das Bier nach dem Trunk."[112])

Dann:

„Trau nicht des Mädchens traulichem Wort,
trau nicht des Weibes traulichem Wort,
ihr Herz war geschaffen aus schwingendem Rad,
Wankelmuts Wohnung ist weibliche Brust."[113])

Nichts ködert leichter als Schmeicheleien:

„Mit schönen Reden und reichem Geschenk
erwirbt man die Gunst der Weiber.
Mit dem Lob der minnigen Mädchengestalt
fängt man, um die man freite."[114])

Und erst die Zunge!

„Eines schlimmen Weibes Wort hat Wem
schon Kopf und Kragen gekostet;
die falsche Zunge zog ihn ins Grab
ohn' alles eigen Verschulden."[115])

Ja das Weib ist ein Übel, aber ein süßes:

„Das Schiff ist zum Fahren, das Schild zum Schutz,
die Klinge zum Hiebe, zum Küssen das Weib!"[116])

und:

„. . . . es wandelt zum Toren den weisesten Mann,
Die mächtige Minne der Menschen."[117])

Wer es aber selbst treu meint, dem wird zum Lohn ein treues Weib:

„Doch die zur erlaubten Liebe du lockst
um Freude an ihr zu finden,
schönes versprich ihr und schaff es ihr auch;
nie gibst du zuviel des Guten!"[118])

Das Sprüchwort hat von jeher kein Blatt vor den Mund genommen. darum neckt es sich auch gern mit den Frauen herum. Was sich liebt neckt sich, und wer schimpft, der kauft.

Die ersten Sprüchwörtersammlungen sind etwa tausend Jahre nach Christi Geburt aufgezeichnet worden. Sie enthalten natürlich viel Überliefertes, dessen Geburt unzählbare Jahre weit zurückliegt. Ist doch auch die große Mehrzahl unserer gang und gäben Sprichwörter uralten Gepräges. Wieviel gute Bekannte entdecken wir zum Beispiel in den lateinisch geschriebenen doch dem Sinn nach urdeutschen Sprüchwörtern in den Handschriften längst untergegangener Klöster. Ich setze eine Auswahl die Frauen betreffender Sentenzen aus dieser ersten Sprichwörtersammlung hierher.

„Achte nicht auf des Weibes Eid, du wirst es bereuen.
Selten sind Weiber gut, doch findest du eines, so halt es in Ehren.
Alles versinkt, wenn die Frau im Haus dem Mann nicht treu ist (= wenn die Frau nicht des Mannes Eigentum in Schutz nimmt).
Nie vermag das Weib den natürlichen Sinn zu verleugnen (die Leute nicht zu trügen).
Drei sind der Schäden fürs Haus: Rauch, Weibergezänk und Gewitter."

Dies contra; nun eines pro:

„Wie das Gemüse gekocht ist, so ist auch, wisse,
die Hausfrau." — d. h. gute Köchin, gute Frau!

Sogar das uralte, abgeschmackte Lied von der bösen Schwiegermutter fand damals schon seinen Sänger: Daß sie dereinst eine Schnur

(nurus = Schwiegertochter, junge Frau) war, vergäße gerne die Schwieger.[119]) — Ferner:

„In mundo tria suntque sunt dignissima laude:
Uxor casta, bonus sacrus, fidelis amicus."

(Dreierlei in der Welt findet die meiste Bewunderung: Frauenkeuschheit, gütige Schwieger und Freundestreue.)[120])

Gutes von den Frauen wissen diese Sprichwörter nichts zu sagen — ihre Sammler sind eben Mönche, die nur im geheimen auf die Frauen gut zu sprechen waren. Aber die Sprichwörter lassen trotzdem erkennen, daß der Germane bei aller Hochachtung vor dem Weib die dem Frauengeschlecht nicht abzusprechenden Fehler sehr wohl erkannte. Hätten die Frauen Sprichwörter, so würden sie ebenso gegen die Männer losgezogen sein — sie tun es ohnehin . . .!

Darum war auch in den Ehen unserer Altvorderen der Ehehimmel nicht immer wolkenlos. Es blieb auch nicht immer bei den Wortgefechten, die schließlich in keiner, wenn auch noch so glücklichen Ehe fehlen. Es donnerte, blitzte, schlug sogar ein, besonders dann, wenn die beiden Hauptleidenschaften des Germanen die Oberhand gewannen: der Trunk und das Spiel. Wie er trank und wessen er beim Trunk fähig war, habe ich an anderer Stelle ausführlich behandelt.[121]) Beim Spiel kam die ganze ungezügelte Leidenschaft des Naturkindes zum Vorschein. Der Deutsche setzte Haus, Hof, Weib, Kind und endlich sich selbst ein. Gar mancher freie Mann ließ sein Lockenhaar am Spieltisch. Im Methorn und im Würfelbecher bargen sich die tödlichsten Feinde deutscher Treue. Sie erweckten die Bestie, die damals wilder tobte, wo Europas übertünchte Höflichkeit noch nicht erfunden war. All das schloß aber nicht aus, daß auch der nüchterne Gatte bei passender Gelegenheit den Herrn herauszukehren suchte.

„Man sol sô vrouwen ziehen,"

daß sie Worte des Hochmuts unterlassen, sprach Siegfried der kühne Degen. Und als die Gattin dies dennoch versäumt, da mußte sie klagen:

„Es hat mich schon gereuet," so sprach das edle Weib,
„Auch hat er so zerbläuet, zur Strafe meinen Leib!
Daß jemals ich beschwerte mit Rede ihr (Brunhilde) den Mut,
Das hat gar sehr gerochen, der Degen kühn und wohlgemut."[122])

Vielleicht kam es übrigens schon damals vor, was ein Mann später so betrüblich klagen sollte:

„lanc, breit ist ir swinge (Stock)
und ist hagenbüechîn,
die sleht (schlägt) sie durch das Houbet (Kopf) mîn
daz selbe het si hiure" (heuer, dieses Jahr).[123])

Der arme Teufel fügt hinzu: Solch Abenteuer war Herrn Walter unbekannt, da er und Frau Hildegund, die Helden des Walthariliedes, fuhren behaglich durch die Lande.

Doch auf Regen folgt Sonnenschein.

Die Wetterwolken waren verscheucht und das liebe Himmelslicht mit seinem Goldglanz durchflutete das düstere Gewölk, wenn odebero, der Kinderbringer[124]) — wir sagen Adebar der Storch — seine Schwingen geregt und nächtens, unsichtbar für das Menschenauge, ein schreiendes und zappelndes Kindlein aus dem Weiher[125]) oder dem Brunnen über die Bordschwelle gebracht hatte.

Die Mission des Storches war der Hauptzweck der Ehe, darum wurde sein Erscheinen mit Spannung erwartet und mit Freuden begrüßt — wenn er ein Knäblein der Mutter in den Arm gelegt. Bei Mädchen war die Freude ungleich geringer, und diese wurden häufiger ausgesetzt als Knaben,[126]) denn trotz der gegenteiligen Versicherung von Tacitus herrschte in allen germanischen Ländern der barbarische Gebrauch, Neugeborene durch Aussetzen dem Verderben preiszugeben. Gleichwie die Griechen und Römer die Geringschätzung des Lebens so weit trieben, „daß man ein soeben zur Welt gekommenes Kind noch keineswegs zum Fortleben berechtigt hielt, so lange dieses noch nicht vom Vater durch die Aufhebung (Sublatio) anerkannt und in die Familie aufgenommen wurde,“[127]) so behielt sich auch der germanische Vater das Recht über das Sein oder Nichtsein des Kindes durch die gleiche Zeremonie vor. Die Sitte ist im Norden Europas selbständig schon zu einer Zeit entstanden, in der man noch keine Ahnung von dem Vorhandensein der Hellenen und der Römer hatte.

„Das Neugeborene ward auf den Boden gelegt, bis der Vater sich entschieden hatte, ob es am Leben bleiben sollte, oder nicht. Dieses bekundete er dadurch, daß er es vom Boden aufnahm oder aufheben ließ. Die Frau, die es aufhob, erhielt von dieser Handlung den Namen Hebamme, althochdeutsch hevanna, mittelhochdeutsch Hevamme, hebemůoter, hevemûter. Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ließ man im Salzburgischen Neugeborene eine Zeitlang nackt am Boden liegen. Bei den Germanen des Nordens, in Skandinavien und Island, galten diese grausamen Bestimmungen länger als anderswo. Als auf Island das Christentum angenommen wurde, behielten sich die germanischen Recken das Recht vor, Kinder auch ferner aussetzen zu dürfen.“[128]) „Thorgrim zu Karusa bekam ein Kind von seiner Konkubine, die Nereid hieß, und dieses wurde auf Verlangen der Frau ausgesetzt,“ heißt es in der

Vantsdäla saga[129]), die isländische Ereignisse aus dem neunten bis elften Jahrhundert erzählt. Dieser Gebrauch der Kindesaussetzung und der Genuß von Pferdefleisch erschienen den eingewanderten Christen an den nordländischen Heiden am unleidlichsten.

Zu Zeiten Karls des Großen räumte das Lex Frisionum den friesischen Müttern das Recht ein, Kinder vor oder nach der Geburt zu töten. Dieses Gesetzbuch rechnete aber die Helfershelfer bei derartigen Hantierungen zu den Rechtlosen, die man ohne Wehrgeld zahlen zu müssen töten durfte. Also es hieß die durch gewisse Umstände zu rechtfertigende Tat gut, verdammte aber die Täter.

Später waren Krieg oder Hungersnot die Ursachen von straflosen Kindesmorden. In Deutschlands trübster Zeit, als der große, 30 Jahre währende Krieg tobte, waren sie ganz gewöhnlich. Im sittenlosen Basel griff im fünfzehnten Jahrhundert die Kindesaussetzung derart um sich, daß ein Ratsbeschluß verkündete: „welche Frau das himontfür (zukünftig) tut und sich das erfindet, das man die in den Rîn (Rhein) werfen sol.“[130])

Im deutschen Altertum wurden schwächliche oder gar verkrüppelte Knaben vom Vater fast niemals aufgenommen.[131]) Ebenso verfielen aus abergläubischen Gründen Zwillinge nicht selten demselben Schicksal. Nach dem 4. Artikel des Sachsenspiegel waren mit einem, wenn auch unverschuldetem Gebrest behaftete Kinder von der Erbfolge ausgeschlossen.

Aussetzungen von Knaben kamen unter normalen Verhältnissen sonst selten vor. Wurde doch im Sohn dem Vater der Stammhalter geschenkt, der Erbe und die Hoffnung auf Glück und Ruhm durch den Sohn. Das Schicksal eines neugeborenen Mädchens ward oft schon dadurch besiegelt, daß bereits mehrere Schwestern vorher gekommen waren. Und diesen Gebrauch vermochte auch das Christentum nicht ganz außer Übung zu bringen. Fand die um das Schicksal ihres Töchterchens ängstlich besorgte Mutter oder eine Nachbarin Zeit, dem Kind Speise zu reichen, so war es gerettet; das Gesetz verbot, ein solches Kind zu töten.[132])

Liafburh, die Mutter des heiligen Luidgars, war als neugeborenes Kind in größter Lebensgefahr, denn ihre Großmutter war im Zorn, daß sie lauter Enkelinnen und keinen Enkel erhielt. Sie gab also den Befehl, das Kind ins Wasser zu werfen. Allein eine mitleidige Nachbarin zog es zeitig genug heraus und flüchtete es in ihr Haus, wo sie Zeit gewann, ihm etwas Honig auf die Lippen zu träufeln.[133])

Eine ganze Reihe der schönsten deutschen Märchen ist auf die Kindesaussetzung aufgebaut.

Die Aussetzung pflegte, wie die Volkssagen künden, im Wald unter einem Baum, an oder auf dem Wasser zu geschehen. Später legten Mütter ihre Kinder vor die Kirchentüre. Zum Zeichen, daß das Ausgesetzte noch nicht getauft sei, taten sie etwas Salz oder eine Kerze daneben.

Der Findlung, „vuntkint", Fündling, Hundevogel, ging ganz in die Gewalt des Finders über. Die Eltern des Kindes waren weder verpflichtet noch berechtigt es zurückzunehmen. Taten sie es dennoch, so hatten sie dem bisherigen Pfleger das Kostgeld zu ersetzen.[134])

Nahm jedoch der Vater sein eben geborenes Kind auf, so wurde es sofort gebadet und hierauf von demjenigen mit Wasser besprengt, der ihm den Namen beilegte.

Zu den ältesten deutschen Frauennamen mögen gehört haben, vor allem die Namen der Göttinnen Herta, die Erdgöttin, Freia, Frigga und die Frauen alle, die den deutschen Olymp, Walhalla, bevölkerten, Ostara, Brunhild usw. Dann Skona, die Schöne, Berta, Bechta, die Glänzende, Helmswinde, die gerüstete Tapfere, Heidr, die Heitere, Gertrud, die Speer-Zauberin, Kriemhilt, die in der Kampfmarke Kämpfende, Gudrun, die Kampf-Zauberin usw.[135]) Das Sinnige in den Namen lag darin, daß jeder die Bedeutung einer Eigenschaft hatte, die der Pate der Neugeborenen wünschte. So Sighilt, die Siegkämpferin, Siglinde, die Siegschlange, Sibhilt, die gute Kämpferin, eine Kampftochter, Kunigart, die Sippenschützerin, Kunigunt, die Sippenkämpferin, Gartfrida, die Friedschützerin, Bertrut, die Bärenbezauberin, Blida, die Frohe, Botwine, die gebietende Freundin, Fastrada, die Wohlredende, Thusnelda, die Geliebte usw. usw.

„Fassen wir alles zusammen, was sich in diesen Namenreihen ausspricht, so ist es dies: Das Weib galt den Germanen als ein Wesen, das an Geist und Leib reich begabt ist. An Schönheit wetteifert es mit den Göttern und Gestirnen, an Stärke und Gewandheit mit den Tieren des Waldes und den Vögeln der Luft. Lieblich und freundlich, voll Geist und Herz, tüchtigen Sinnes und kunstreich, ist es für den Mann die Quelle der Freude und des Lobes. Selbst im Schwerterkampf steht es ihm zur Seite, und sein weiser Rat und seine weise Rede machen das Weib auch dem ganzen Volk bedeutsam." [136])

Liebevoll wählt der Pate den Namen aus, gleichsam als Geschenk und Richtschnur für die Zukunft. Darum verknüpft ein inniges, das

ganze Leben überdauerndes Band Paten und Kind. Galt doch der Pate als Blutsfreund, als Magen. Geburt, Schwägerschaft oder Gevatterschaft lagen der Magenschaft zugrunde.

Der Pate beschenkte sein Patchen mit Waffen, Vieh, Kostbarkeiten, öfters auch mit einem neugeborenen, unfreien Kind, das gemeinsam mit dem Beschenkten aufgezogen wurde, dessen Eigentum blieb[137]), sogar mit ihm starb, wenn der Besitzer oder die Besitzerin freiwillig in den Tod ging.[138])

Je weiter die Deutschen in der Kultur vorrückten, desto größer wurde die Zahl der Paten für jedes Kind.

Bertold von Regensburg, ein geistvoller und ernster Sitten- und Splitterrichter auf der Kanzel im 14. Jahrhundert, nannte zwei schon viel. Er tadelt deshalb in den härtesten Worten, daß man bis zu zwölf zum Taufbecken bat.[139])

Aus der Hand der Paten kam das Kind in Mutterschutz. Die deutsche Frau reichte dem Kinde selbst die Nahrung, selbst wenn sie Königin war.

„Frau Herzeloydo bot sofort
Dem Knäblein ihre Brüste dort
Und schob die Züpfel rot dem Kindlein
Voll Mutterwonne in sein Mündlein.
Des Kindes Amme selber war,
Die es aus ihrem Schoß gebar“,

heißt es im Parzival von der Königin von Waleis, der Gemahlin Gamurets und Mutter Parzivals.[140])

War der Quell versiegt, dann bot man den Säugling Kuhmilch aus einem Hörnchen. Das deutsche Märchen hat sich dieser ersten und heiligsten Mutterpflicht bemächtigt und läßt die verstorbene Mutter allnächtig das Grab verlassen, um ihr Kind zu tränken und zu pflegen.[141])

So wuchs das Kind unter den Augen der Mutter zu einer Jungfrau auf, die nicht nur in der Heimat für schön galt. Auch die Römer zollten den schönen Germaninnen ihren Beifall. Und einer von ihnen, Ausonius, der Verherrlicher der Mosel, sang auf seine deutsche Sklavin Bissula, die ihn in Rosenketten gefangen hielt:

„Bist du Römerin auch worden,
Strahlt doch deutsch noch dein Gesicht.
Himmelblau dein Aug vom Norden,
Golden deiner Locken Licht.
So verraten Aug und Haare,
Dich als Kind vom deutschen Strom.“[142])

II. Abschnitt.

Die Völkerwanderung und die Geburt des neuen Glaubens.

Wie ein wilder Strom in das Tal hinabtost, alles vor sich niederreißt, blühende Gefilde in trümmerbedeckte Einöden verwandelt, die Früchte des Fleißes von Generationen unter Geröll begräbt, so ergoß sich im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine Menschenlavine aus den Steppen Mittelasiens über Europa. Das Bestehende wurde vernichtet, oft bis auf die letzten Spuren vom Erdboden vertilgt und neues Leben, eine neue Kultur, wenn auch durchrankt von immergrünen, üppig weiterwuchernden Resten früherer Zeit, entstand auf den Ruinen. Schon vordem, ehe die Germanen aus ihren Wohnsitzen aufgescheucht, der durch ihre Selbstsucht und ihre sittliche Verkommenheit dem Untergang geweihten römischen Großmacht den Todesstoß versetzten, hatte sich neues Wesen und fremde Sitte wie ein Keil in die alten, von Ahn zum Enkel fortgepflanzten Überlieferungen eingeschoben.

Der Deutsche war ein anderer geworden.

Brachte der Sohn ehedem die Braut in das Haus seines Vaters, dessen Familie das neue Mitglied vergrößerte, so holte er sie jetzt in sein neuerrichtetes Heim, auf den Fleck, den er dem Wald abgerungen. Ein hartes, arbeitsames Leben entwickelt sich in dieser Einschicht. Nun genügt es nicht mehr, daß der Mann alle Arbeit den Frauen und Dirnen, Freien und Unfreien überläßt. Er muß selbst mit Hand anlegen, muß befehlen, helfen, raten. Das Wild schmilzt zusammen, die Viehherden werden kleiner. Felder, mit Brotfrucht besät, entstehen, deren Ertrag den Besitz des Herrn mehrt. Der Krieger und Jäger, der leichten Sinnes seine Scholle verließ, wenn sich wo anders bessere Aussicht bot, der Nomade und abenteuernde Raufbold und Spieler ist zum Grundbesitzer, zum Bauern geworden. Die ehemalige Nebenbeschäftigung wuchs sich zur Hauptsache aus. Das rohe Haus, hoch oben im Norden einen mit

Rasen bedeckten Meiler gleich[1]), wird stattlicher im Äußern, wohnlicher im Innern. Der Germane lernte stets leicht, namentlich das, was aus der Fremde kommt, und seine ersten und gründlichsten Lehrmeister waren Fremde — die Römer.

Sie lernten von ihnen kochen, — das coquere. Die deutsche Wand wurde zu einem Murus (Mauer). „Das Bindemittel, das man brauchte, um den Steinen Zusammenhang zu geben, hieß Mortarium, der Grundstoff dieses Mörtels war Calcum, der Kalk. In die Mauer brach man nun statt des bisherigen Windauges, dem window der Engländer, fenestrae und portae. Das Dach deckte man mit Tegulis oder Ziegeln.“[2]) Der Innere Raum zerfällt nun in Stube und Kammer — ein griechisch-lateinisches Wort[3]) — an die sich der Speicher als Aufbewahrungsort des Getreides anschließt. Über dem Wohnraum befindet sich der Söller, unter ihm der Keller.[4])

In das Innere des Hauses zieht größere Bequemlichkeit ein: man lernt den Schemel zum Sitzen, den Pfühl — das alte lateinische pulvinus — zum Ruhen kennen. Schon fängt man an aus besonderen Schüsseln zu essen Das Herdfeuer und die Kienholzfackeln verbreiten nicht mehr allein am Abend Licht, der römische Hausierer bringt schon Kerzen in das Barbarenland. Ebenso findet der Spiegel Eingang in das deutsche Haus.

So hatten mit den Lateinern römischer Komfort, römische Anschauungen und römisches Recht festen Fuß in Germanien gefaßt. „Die Barbaren“, bezeugt Dio Cassius, „wurden durch römische Sitte wie umgewandelt.“ Diese neuen Gebräuche waren auch nach dem Ende der Römerherrschaft nicht mehr auszurotten, zum Nachteil für das deutsche Volkstum jener Epoche, zum Vorteil für das deutsche Wesen, dem erst diese Verschmelzung römischer mit deutscher Anschauung den Gesichtskreis erweiterte und dadurch den Anschluß an die Kultur ermöglichte.

Das Lateinische wurde Modesprache und manchesmal, so im zehnten Jahrhundert unter den Ottonen schien es, als wollte sogar die römische Bildung und Sprache den Sieg über den heimischen Volksgeist davontragen. Aber es schien nur so. Sie sollten nur ihre bildende Kraft auf die schwerfällig-ungefügige Natur bewähren und die rohe Masse umformen. Manches Ursprüngliche änderte sich, und viel Ungeschliffenes verlor die Kanten durch den Umgang mit den feiner gearteten Kindern des Südens.

Die Uranfänge der Kunst fanden mit dem sich verfeinernden Geschmack Eingang in Deutschland. Das Handwerksmäßige, das sich in Waffen

und Zieraten kund gab, wich allmählig einer bescheidenen Kunst, ungelenk und verzerrend, wo sie sich an fremde Beispiele anlehnte, grotesk und bizarr, wenn sie Eigenes schuf.

Freilich fehlte es diesem Läuterungsprozeß nicht an Schlacken.

Kleinere Staatenverbände schlossen sich zusammen und damit ging die Verdrängung der republikanischen durch die monarchische Verfassung Hand in Hand. Aus den Freien waren Edelinge geworden, mächtig und angesehen, und aus den Häuptlingen, die der Gau von Fall zu Fall als Führer erkoren hatte, Könige, die ihre Macht vererbten, sogar auf Frauen. Daher traten auch hochgestellte Frauen aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis hervor und konnten durch Erbfolge zu Ämtern gelangen, die vordem nur von Männern verwaltet werden durften. Doch paarten sich bei diesen Herrschern nur zu oft deutsche Zügellosigkeit mit welschen Lastern. Die breiten Massen lernten das Römertum häufig in seinem Vaterland kennen. Freiwillig traten Germanen in das Heer ihrer Erbfeinde und die römischen Cäsaren umgaben sich mit deutschen Leibwachen. Deutsche Treue galt in jener Zeit nicht mehr viel. Man war seinem römischen Kriegs- und Brotherrn ergeben, so lange er die Macht in Händen hatte. Man verließ ihn aber ohne Bedenken bei seinem Fall, ja führte diesen selbst herbei, um mit seinem Nachfolger dasselbe Spiel zu treiben. Ausnahmen kamen natürlich vor.

Man stand in zu enger Fühlung mit Rom und römischen Sitten, um sich nicht die so ganz anders geartete Moral, die überdies bequemer war als die heimische, mit Vergnügen anzueignen. Dabei fühlte sich der Germane dem Römer überlegen, wie jedes Naturkind seinen Bezwinger fürchtet, aber nicht schätzt, da es sich selbst für besser hält als jenen.

Der Deutsche bewunderte die Pracht der Ewigen Stadt, deren Kraftlosigkeit er erkannte und hohnlächelnd bekritelte, wie er sich über die kleinen Gestalten der Römer lustig machte.[5]) Er nutzte die Schwäche Roms aus, wo und wann sich Gelegenheit dazu bot.

Viele, nur zu viele Deutsche aber wurden zu Vollblutrömern, die im Wohlleben das geheimnisvolle Rauschen deutscher Wälder, die deutschen Berge, die mit Erika überdeckten Heiden vergaßen. Sie schämten sich ihrer Herkunft und zogen mit Freuden das Schwert, wenn es gegen die einstige Heimat ging. Kein grimmerer Hasser als der Abtrünnige!

Ich will hier nicht Weltgeschichte schreiben und kann deshalb den Germanen nicht auf ihren Römerfahrten und Kriegs- und Wanderzügen durch den Süden Europas folgen. Wir können ruhig beim Norden bleiben, denn alle jene aus der Heimat gewanderten Stämme verloren nur

zu bald für alle Zeit die Merkmale ihres Deutschtums im romanischen oder griechisch-byzantinischen Wesen.

Anderseits wieder konnten viele Deutsch-Römer niemals oder doch nur sehr schwer den Verlust der Heimat verwinden. Und wieder waren es Frauen, die auch unter dem ewig blauen Himmel des Südens das alte Herkommen, die Heimatssitten in das neue Leben hinüberretteten und treubewahrten. Die Gattentreue blieb ihnen inmitten der römischen Unmoral heilig. Sie gaben, wie jene Frauen von Aqua Sextia, lieber ihr Leben als ihre Keuschheit preis.

Ein mächtiger Edler warb einst um die Gunst einer verheirateten Gallierin names Camma. Energisch wies sie ihn ab. Entschlossen sein Ziel zu erreichen und skrupellos wie alle Römer jener Epoche, ließ er Cammas Gatten durch Meuchelmörder aus dem Weg räumen. Die Witwe flüchtete zu den Priesterinnen der Diana. Der Römer ließ nicht nach mit seinen Anträgen, und als sie keinen seiner Boten mehr anhören wollte, kam er eines Tages selbst, um durch die Macht seiner Persönlichkeit die Germanin zu besiegen. Camma, um sich den Mann für immer vom Hals zu schaffen, ging scheinbar auf seine Anerbieten ein, erklärte aber, vorher der Diana ein Trankopfer darbringen zu wollen. Mit einem Becher vergifteten Wein trat sie vor den Altar. Sie trank die Hälfte, dann reichte sie lächelnd dem Römer den Becher, der ihn zu Ehren der Gottheit leerte. Camma dankte nun sterbend den Göttern, daß es ihr vergönnt war, den toten Gatten zu rächen und seinen Manen sich selbst und den Mörder zum Opfer darzubringen. [6])

Eine Geschichte von ebensolch echt deutscher Gattentreue halten drei römische Schriftsteller der Aufzeichnung würdig.

Julius Sabinus, „einer der ersten Männer unter den Lingonen“ im heutigen Frankreich, empörte sich gegen den Kaiser Vespasian (69—79 n. Chr.). „In einigen Schlachten besiegt, entfloh er auf einen Landsitz und verbarg sich in einer unterirdischen Totengruft, nachdem er das darüberstehende Gebäude vorher in Brand gesteckt hatte.“ [7]) Seine Gattin Peponila [8]) folgte ihm in das schaurige Asyl, in dem sie neun volle Jahre hausten. Da wurde das Ehepaar plötzlich entdeckt und nach Rom gebracht. Zwar warf sich Peponila dem Vespasian zu Füßen, wies auf ihre in der Gruft geborenen zwei Kinder mit den Worten: „die, Cäsar gebar und erzog ich in der Gruft, um durch ihren Mund deine Gnade anzuflehen.“ Der Cäsar vergoß über diese Treue zwar Tränen, was ihn aber durchaus nicht hinderte, die beiden Gatten zusammen hinrichten zu lassen. [9])

Bei den in der Heimat zurückgebliebenen Germanen hatte sich die alte Reckenhaftigkeit in den Kriegswirren mit abschreckender Roheit vermischt. Blut und Eisen regierten auf viele Jahrhunderte. Väter lagen im Kampfe mit ihren Söhnen. Das Menschenleben galt eine taube Nuß, wenn das Eigenwohl seine Vernichtung forderte. Das einst heilige Wort wurde jesuitisch umgangen oder skrupellos gebrochen. Blutrache war allgemein. Um den Tod eines Angehörigen zu rächen, rottete man ganze Familien aus. Die alten Heldenlieder sind voll von solchen Taten, und das gewaltigste deutsche Epos der Vergangenheit, das Nibelungenlied, ist das hohe Lied der Blutrache. In der Thidrekssage entehrt der Gotenkönig Ermenrich Sifka (Sibeke), die Gattin seines Ratgebers. Sie stachelt ihren Gemahl zur Rache an, der der König und seine Familie zum Opfer fällt. In der nordischen Heldensage fällt Attila, nordisch Atli, durch die Hand seiner germanischen Gattin Hildica aus Rache für die Ermordung ihres Vaters.[10]) Die alten deutschen Gesetze straften Vergehen und Verbrechen mit Geldbußen, doch wer die Macht hatte, griff zur Selbsthilfe durch Kampf, Überfall oder Meuchelmord. Der Mann rächte sich durch Schwert oder Dolch.

Dieser Tiefstand der Sitten mußte auch auf die Frauen seinen verderblichen Einfluß ausüben. Sie griffen in jener Zeit zum heimtückischsten Rachemittel, dem Gift. Das heilige Weib der Germanen, die Prophetin, war zur Zauberin geworden, die Unheil brütend an düsteren Orten halb verborgen hauste und Gift und Liebestränke braute. Sie, die Ahne der Hexen, haßte die Menschen, die sie fürchteten. Als in der Zeit der Karolinger die Seherin Thiola aus Allemannien ihre Weissagungen verkündet, wird sie bereits Kraft bischöflichen Synodalbeschlusses öffentlich mit Ruten gepeitscht.

Das Bild einer deutschen Fürstin, wie es noch das älteste deutsche Heldenlied, der Beovulf, zeichnete, hatte sich ins Ungeheuerliche verzerrt.

Dort ist Hugida (Hygd) so stolz, „daß keiner der Kühnen vom Königsgesinde“ es wagt sie zu betrachten, denn ihre Rache hätte den Verwegenen zerschmettert. Leicht entflammt sie in Wut, so wenig dies auch magdliche Sitte ist.[11]) Die Frauen sind nun schon mehr aus dem Rahmen des Hauses getreten, ihre Stimme verhallt nicht mehr ungehört, wenn sie männlich-kräftig genug ist. Sie haben sich schon eine Stellung in der Gesellschaft, im Staat erworben, die sie mit fester Hand zu halten und zu befestigen wissen. „Die starke Frau eines schwachen Mannes widersteht schwer der Versuchung auf eigene Faust zu regieren. Sie mag vielleicht ihren Einfluß auf die Großen brauchen, um sich gegen

die Verwandten des Gatten zu sichern, sie verfolgt ihre Feinde mit weiblichem Haß, sendet Meuchelmörder, befiehlt heimliche Raubzüge, schickt ihre Boten an fremde Königshöfe zu verstohlener Verhandlung."[12]) Denn noch wirken sie nicht in vollster Öffentlichkeit. Sie unterstehen rechtlich wie vordem der Muntschaft des Mannes, ohne sich ihr aber in Wirklichkeit zu fügen. Und diese Position der Frau hält in ihren charakteristischen Merkmalen von der Zeit der Völkerwanderung bis über die Karolingische Epoche an.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander zeigt keineswegs mehr die Reinheit, die ihm Tacitus vordem nachzurühmen wußte.

Die Vielweiberei, einst das Vorrecht von Herrschern,[13]) begann auch in breiteren Kreisen Fortschritte zu machen. Von den Schweden schreibt Adam von Bremen († 1076) im dritten Buch seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte",[14]) daß sie in allem Maß hielten, nur nicht in der Zahl ihrer Frauen. Ein jeder nehme im Verhältnis zu seinem Vermögen zwei, drei oder noch mehr Frauen. Die Fürsten und die Reichen ohne Beschränkung der Zahl. Und es seien dies rechte Ehen, denn die Kinder gelten gesetzlich für vollberechtigt. Dem Beispiel Ariovists, des Gegners von Julius Cäsar, der aus politischen Gründen zwei Frauen hatte,[15]) folgten im Mittelalter die fränkischen Könige. Chlotar I. (511—561) besaß zwei Frauen. Weit mehr sein Sohn Charibert I. (561—567). Dagobert I. (622—638) lebte mit drei Gattinnen und unzähligen Kebsen.

Von Chlotar I. erzählt Gregor von Tours eine für die Gepflogenheit der Zeit recht bezeichnende Anekdote:

„Unter seinen Frauen und Nebenfrauen liebt er keine so sehr als Jucunda, die ihm drei Söhne und eine Tochter geboren hatte. Zu der Zeit, da er ihr seine ganze Liebe zugewendet hatte, richtete sie die Bitte an ihn, er möge ihre Schwester Aragunda mit einem reichen und tüchtigen Manne vermählen, damit sie, Jucunda, durch eine neue, angesehene Verwandtschaft ihrem Herrn desto besser dienen könne. Chlotar reiste heimlich auf das Landgut, wo seine Schwägerin wohnte. Er fand Wohlgefallen an ihr, und heiratete sie auf der Stelle. Nach der Vermählung sagte er zu Jucunda: „Ich habe Deine Bitte erfüllt; aber ich wußte Deiner Schwester keinen besseren Mann ausfindig zu machen, als mich selbst. Ich hoffe, daß Du nichts dagegen haben wirst." Jucunda antwortete: „Was meinem Herrn gefällt, das mag er tun. Nur bitte ich, daß Deine Magd ferner die Gnade des Königs genießen möge."[16])

Die Herrscher nahmen sich Nebenfrauen, wo sie sie fanden, in Güte oder mit Gewalt.

Der Frankenkönig Theudebert I. (534—548) nahm Deuteria ohne weiteres ihrem Gatten weg, und brachte sie als seine Kebse nach Clermont. „Sie sah bald darauf ihre Tochter erster Ehe blühend heranwachsen, besorgte, der König „möchte auch sie sich beigesellen“, und ließ das Mädchen — nicht etwa in Sicherheit bringen, sondern, um die mögliche Nebenbuhlerin gründlich zu beseitigen, sie zu Verdun auf einen mit wilden Stieren bespannten Wagen setzen, die sie dann auch glücklich von einer Brücke in die Fluten der Maas hinabstürzten.“[17]) Als Theudebert heiratete, jagte er das Weib, wohin sie gehörte, zu allen Teufeln!



Analla, die — unfreie — Magd. Rechts ihr Ohrring (nach dem Hortus deliciarum).

Solche Kebsweiber, Frillen oder Friudila, (Liebste, Geliebte), besser mit Nebenfrauen, bîevîf bezeichnet, dem die erniedrigende Nebenbedeutung fehlte, sind auch dem germanischen Altertum nicht fremd. Nur allein der Mann hatte eheliche Treue zu beanspruchen. Die Buhlschaft des Mannes mit einer Unverheirateten war nicht Ehebruch. Der Mann konnte die eigene Ehe nur dann brechen, wenn er Buhlschaft mit der Frau eines andern pflog. Erst das Christentum hat dem Weib Rechte auf die Ehetreue des Mannes gegeben.[18])

Die Konkubinen rekrutierten sich aus den Sklavinnen und den Töchtern der freien oder hörigen Diener. Im ersten deutschen Roman dem „Ruodlieb“, wird der Rat erteilt: „Die Eigenmagd, sei sie noch so schön, stelle nie der Gattin gleich, sonst wird sie übermütig.“[19])

Nach dem Gulathingsbuch waren die Kinder einer solchen Frau erbberechtigt, wenn das Konkubinat zwanzig Jahre gedauert hatte. In Jütland sogar schon nach drei Wintern. In Deutschland bedurfte es der

Adoption der „unechten“ Kinder.[20]) Natürlich fehlte es auch an Frauen nicht, die sich alle Nebenweiber energisch verbaten. Prinzessin Ragnhild, um die König Schönhaar trotz seiner zehn Gattinnen und zwanzig Kebsen warb, willigte erst in die Ehe, als Schönhaar sich von seinen Frauen getrennnt und die Frillen verabschiedet hatte.

Solche Zustände schufen dann auch eine ganze Anzahl von Frauengestalten, die himmelweit von den taciteischen Germaninnen verschieden waren. Die Geschichte überliefert uns die Porträts vieler derartiger weiblicher Übermenschen im Nietzschen Sinne, als deren berüchtigsten, wohl Fredegunde und Brunhildis angesprochen werden müssen.

Fredegunde wurde als Kind niederer Leute 543 zu Montdidier in der Picardie geboren. In ihrer Jugend kam sie nach Soissons an den Hof König Chilperichs I. von Neustrien als Dienerin Andoveras, der Gemahlin des Königs. Durch ihre Schönheit, mehr aber noch durch ihre Verschlagenheit wußte sie den König derart zu umgarnen, daß sie die Nebenbuhlerin ihrer Gebieterin wurde. Sie lauerte nun auf eine Gelegenheit, sich gänzlich an deren Stelle zu setzen.

Während Chilperich im Felde gegen die Sachsen lag, genaß Andovera eines Töchterchens. Fredegunde überredete nun die arglose Königin, dem heimkehrenden Gemahl mit der bereits getauften Tochter zu überraschen. Dem listigen Weib war es nicht schwer, die arglose Andovera zu bestimmen, selbst Patin ihres Kindes zu werden, wodurch sie, nach den Satzungen der Kirche, eine schwere Sünde auf sich lud. Sie wurde als Patin doppelt verwandt mit ihrer Tochter.

Der König ergriff mit Freuden die gebotene Gelegenheit, die ihm längst gleichgültig gewordene Gemahlin loszuwerden und steckte Andovera in ein Kloster zu Rouen. Doch Fredegunde sah sich noch nicht am Ziel ihrer Wünsche, denn der König besann sich noch, die Intrigantin zu seinem Weib zu machen. Im Gegenteil. Er hielt Ausschau nach einer ebenbürtigen Gattin, ohne aber die Maitresse zu verabschieden. Er warb um Galswintha, die Schwägerin seines Stiefbruders Sigibert, Königs von Austrasien. Sigibert lebte mit Brunechild (Brunahild) der Tochter des Westgoten-Königs Athanahild in durchaus mustergültiger Ehe. Galswintha wurde Chilperich gegen das Versprechen verlobt, sich fortan mit seiner Gattin ohne Nebenweiber zu begnügen. Da sich aber die neue Königin, die ältere Schwester Brunechilds, weder durch Schönheit noch durch Geist auszeichnete, gelang es Fredegunde gar bald den schwachen und sinnlichen König ganz in ihre Netze zu ziehen. Galswintha konnte das Verhältnis nicht lange verborgen bleiben. Erst bat

sie den König es zu lösen und als dies nichts fruchtete, verlangte sie unter Preisgabe ihrer Mitgift in ihr Vaterland zurückzukehren, natürlich vergebens. Als sie sich an die Großen des Reiches wandte, den König an sein gegebenes Wort zu mahnen, wurde sie eines morgens tot in ihrem Bett gefunden. Die Volksstimme klagte Fredegunde laut des Mordes an. Anscheinend um so berechtigter, als sie sich wenige Tage nacher mit dem Witwer vermählte.[21])

König Sigbert, von der zürnenden Brunechild zur Rache gedrängt, zog mit Heeresmacht gegen seinen Bruder. Lange schwankte die Entscheidung,[22]) die erst fiel, als Sigbert durch die vergifteten Messer zweier Meuchelmörder in Fredegundes Sold ermordet wurde (576). Seine Witwe mit ihrem Sohn und ihren Töchtern wurde gefangen, Brunechild in Rouen streng bewacht, ihre Töchter in Meaux. Treuen Anhängern Brunechilds gelang es, den Knaben zu befreien und ihn nach seiner Heimat zu bringen, wo man ihn als König anerkannte.

In Merwich (Merowig), Chilperichs und Andoveras Sohn, erhielt Brunechild unverhofft einen Helfer. Er haßte seine Stiefmutter und liebte Brunechild. Er brach aus dem südlichen Gallien mit einem ihm ergebenen Heer seines Vaters in Rouen ein, löste die Gefangene, mit der er sich vermählte.

Chilperich eilte nach Rouen, und Sohn und Schwiegertochter fielen in seine Hände. Brunechild mit ihren Töchtern wurden, ohne daß ihnen ein Leid zugefügt worden wäre, in ihre Heimat gebracht, Merwich, gleich seiner Mutter, in ein Kloster gesperrt. Von dort entsprungen, ließ er sich, von den Verfolgern bedrängt, von seinem Begleiter niederstoßen.

Da Fredegundes drei Söhne früh starben, stand die Erbfolge nach Chilperich nur noch bei Chlodwig, Andoveras Sohn. Er haßte Fredegunde, und darum mußte er sterben. Auf Betreiben der Königin eingekerkert, fand man ihn auf dem Boden des Gefängnisses, das Messer in der Brust. Die Schwester Chlodwigs, Basina, verschwand für immer in einem Kloster und selbst die gramgebeugte Andovera fand auf Fredegundens Geheiß den Tod.

Als eines Tages König Chilperich von der Jagd zurückkehrte, durchbohrte ihn ein unbekannt gebliebener Mörder. Die Quellen, so Gregor von Tours, nennen Fredegunde als Mörderin, diese selbst bezichtigte die Königin Brunechild als Urheberin dieser Tat. Vielleicht nicht mit Unrecht, denn kurz nach Chilperichs Tod rückte ein austrasisches Heer vor, um das Reich des ermordeten Königs zu besetzen. Mit Hilfe ihres Schwagers Guntram, Chilperichs Bruder, vermochte sich Fredegunde der Feinde zu

erwehren und ihrem letztgeborenen Kind, Chlotar, den Thron zu erhalten. Nach Guntrams Tod mußte sie wiederum gegen Childebert zu Feld ziehen. Sie blieb siegreich wie in einem weitern Waffengang, der ihrem Sohn auch Guntrams Reich eroberte. Sie endete im Jahre 597 im 55. Jahr ihres Alters ihr blutbeflecktes Leben.[23]) Außer den politischen Morden hat sie noch unendlich viel andere Blutschuld auf sich geladen. Selbst ihre eigene Tochter Rigunthis wäre einmal beinahe das Opfer der Mordleidenschaft Fredegundis geworden.[24])

Die Geschichtschreiber von Gegorius von Tours (etwa 540—594) an haben sich bemüht, dem düstern Bild der Königin aus dem Volk immer neue dunkle Töne aufzusetzen. Andererseits hat es Fredegunde nicht an den sattsam bekannten Ehrenrettern gefehlt, die sie besser als ihren Ruf hinzustellen bemüht waren. Bei Weibern wie Fredegunde geschieht dies allerdings weniger aus liebedienerisch-praktischen Gründen als z. B. bei einer Megäre und Messalina wie Karoline Marie von Neapel, dieser Heldin Marquis de Sades, der ein Helfert die pästliche Tugendrose frisch vergoldete.

Wer Fredegunde beschuldigt, verteidigt Brunechild und vice versa im neckischen Spiel. Das tragische Ende dieser bösen Brunechildis versöhnt etwas mit diesem an dämonischen Zügen überreichen Leben. Sie muß schön gewesen sein.

„Schön, anmutig und klug, wie bescheiden, lieblich und gütig,
Mächtig durch Reiz und durch Geist, wie durch ihr edles Geschlecht“,

lobt sie der Hofdichter Venantius Furtunatus, der letzte bedeutende Poet vor der Zeit Karls des Großen,[25]) ein echter Lakai mit großer Begabung für Lyrik und Epik, der auch Fredegundis mit dem Brustton der Überzeugung Schönheiten sonder Zahl nachsagt. Sie, Brunechildis, wurde in ihrer Ehe mit Sigibert zum katholischen Glauben bekehrt und haßte und mordete nun unter dem Zeichen des Kreuzes, bis sich endlich (613) ihr Schicksal erfüllte. Chlotar II., ihrer Todfeindin Fredegundes Sohn, besiegte sie, nahm sie gefangen. Drei Tage hindurch bereitete man ihr durch Folterung raffinierte Qualen, darauf wurde sie an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und zu Tode geschleift.[26])

Diese Herrscherinnen zeichneten sich durch eine männlich-unbeugsame Willensstärke aus, die nur noch einmal in ihrer ganzen Größe in einer gekrönten Frau zu finden war, in jener Kaiserin Margareta, der Gemahlin Ludwigs des Bayern im 14. Jahrhundert. Ein vollkommenes Mannweib, wußte sie ihre rechtmäßigen und vermeintlicheu Ansprüche mit rücksichtsloser Strenge gegen ihren Sohn Wilhelm V. und ganz Holland

zu verteidigen. 150 Jahre währte der von ihr entfachte Streit in den Niederlanden. Sie starb am 25. Juni 1356.

Weniger von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Bild des tragischen Geschicks Rosamundes in der Geschichte.

Im Jahre 566 fiel der Langobarden König Alboin mit den Avaren, seinen Bundesgenossen, in Pannonien ein, und vernichtete die Gepiden, an deren Spitzen König Kunimund fiel. Der Sieger zwang die liebliche Tochter des gefallenen Königs, Rosamunde, ihm ihre Hand zu reichen. Aus dem Schädel des getöteten Königs hatte sich Alboin nach altgermanischen Brauch ein Trinkgeschirr machen lassen[27]) wie die Gudrun der Sage aus den Schädeln ihrer ermordeten Söhne.[28])

Einmal, es war in Verona, zwang der berauschte, wilde Langobarde seine Gattin aus dem eklen Becher zu trinken.

Ein wildes Weh zerriß die Brust des gemarterten Weibes. Jeder Tropfen, der ihr die Kehle hinabrann versteinerte das Herz mehr, das nur noch ein Gefühl beherrschte, Rache zu nehmen an dem Elenden. Unheilglühend blitzten ihre Augen als sie das geleerte Gefäß unter dem Jubel der trunkenen Zechkumpane auf den feuchten Tisch setzte. Sie weinte nicht. Die Frauen jener Zeit hatten keine Tränen, sie handelten. Sie bewahrheiteten den Ausspruch Bertold Auerbachs, daß ein Mann nie so erhaben sein könne wie ein Weib, aber auch nie so tief sinken kann, wie ein solches.

Rosamunde schreckte nicht davor zurück, ihren Gatten selbst zu töten, sie fühlte sich nur zu schwach dazu. Darum suchte sie Helfershelfer.

Mit Hingabe ihrer Person bezahlte sie die Hilfe des Peredeus und Helmigis, des Skilpors (Schildträger) von Alboin. Während Albion im Mittagschlummer lag erschlug ihn Helmigis. Rosamunde, die des Königs Schwert zu Häupten des Ruhebettes festgebunden hatte, hielt mit Peredeus Wache, während die grause Tat geschah.

Fürchterlich tobte der Aufruhr der Langobarden nach dem Tode ihres siegreichen Führers. Rosamunde und ihre Mordgesellen mußten sich durch schleunige Flucht der Volkswut entziehen. In Ravenna beim byzantinischen Statthalter Flavius Longinus fanden sie eine Freistatt. Der sittenlose aber mächtige Diplomat verstand sich bald mit dem auf der tiefsten Stufe der Moral angelangten Weib. Um der Eifersucht ihres Liebhabers Helmigis nicht mehr ausgesetzt zu sein, reichte sie ihm, auf des Statthalters Rat, einen Becher vergifteten Wein. Als Helmigis den Gifttrank gekostet, zwang er mit gezücktem Schwert Rosamunde die Neige zu trinken und das Verbrecherpaar starb gemeinsam.

Die ganze Tonart dieser Zeit war auf Dur gestimmt.

„Als der Bruder des Heruderkönigs Rodulf der Langobardenprinzessin Rumtrud bei einer Gesandtschaft aufwartete, verhöhnte ihn das Mädchen, weil er klein von Gestalt war. Als er ihr darauf mit scharfer Rede zu antworten wußte, geriet sie in Wut, daß sie ihn durch ihre Leute rücklings überfallen und töten ließ, während sie ihm ins Angesicht freundlich tat."[29])

Es fehlte aber dabei keineswegs an freundlicheren Zügen aus dem Frauenleben jener düsteren Epoche. Da in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts Kaiser Aurelianus seine Siege über die Goten und Markomanen durch einen Triumpfzug feierte, schritten unter den Gefangenen auch Jungfrauen gotischer Herkunft. Mit dem blanken Schwert hatten sie ihre Ehre verteidigt, diese gerettet, doch die Freiheit verloren. Eine von ihnen, Himila mit Namen, erregte durch Gestalt und Schönheit solches Aufsehen, daß ein junger edler Römer sich glücklich schätzte, sie als Gattin heimführen zu dürfen.

Wie ein Idyll mutet auch die Werbung eines mächtigen Langobardenfürsten um die Tochter eines Bayernherzogs an.

Der Ruf Theudelindas, König Garibalds von Bayern Tochter, war bis an den Hof des jugendschönen, goldlockigen Autharis gedrungen. Voll Sehnsucht, die hochgepriesene Jungfrau mit eigenen Augen zu schauen, zog der junge Herrscher als einfacher Krieger mit der Gesandtschaft, die um die Hand der Prinzessin werben sollte, an Garibalds Hof. Garibald gab sein Jawort und Theudelinda kredenzte den Leuten ihres Zukünftigen den Wein. Sie berührte den Becher mit ihren Lippen und trank damit jedem einzeln Minne — Freundschaft — zu. Als die Reihe an Autharis kam, nahm er den Pokal entgegen und streichelte dem lieblichen Mädchen Hand und Wange. Erglühend flog Theudelinda zu ihrer Amme, um ihr die widerfahrene Schmach anzuvertrauen. Doch die Kluge wußte sofort, daß der Kühne Autharis selbst gewesen sein müsse. Ein Geringerer hätte nie gewagt, die Braut des Herrn täppisch zu berühren.[30])

Und als der Fürst mit dem Geleite Garibalds an der bayrischen Grenze angekommen war, hob er sich hoch im Sattel, und warf mit mächtigen Schwung seine Streitaxt in den Grenzbaum, daß sie tief durch die Rinde drang.

„So sind Autharis Hiebe!" rief er dabei den Bayern zu.

Ehe die Hochzeit vollzogen gereute Garibald seine Zusage, die er zurückzunehmen beschloß. Theudelinde jedoch hielt treu zum Bräutigam

und sie entfloh aus dem väterlichen Haus zu ihm. In Ravenna wurden sie getraut.

Das Glück der beiden währte nur ganz kurze Zeit. Ein Jahr nach der Hochzeit starb Autharis an Gift.

Theudelinde blieb als Witwe von den Langobarden hoch verehrt. Sie herrschte als Königin über treue und willige Untertanen. Ja die Großen der Kronen suchten die junge Herrscherin zu bewegen, sich einen ebenbürtigen Gatten zu wählen, der den Thron mit ihr teilen sollte. Ihr Blick fiel auf Aginulf, den Herzog von Turin, einen Verwandten ihres verstorbenen Gemahls. „Vor Jahren, als die junge Königin vom Norden her in das Land gekommen war und ihre Hochzeit gefeiert wurde, war vor dem Herzog ein Blitzstrahl niedergefahren. Einer seiner Knechte hatte darauf geweissagt, das die junge Königin einst sein Gemahl sein werde. Der Herzog aber hatte gedroht, ihm das Haupt abzuschlagen, wenn er noch ein solches Wort spreche.“ [31])

Als Aginulf vor der Königin stand, trank sie ihm den Willkommen zu. Der schüchterne Mann neigte sich in Dank und küßte der holden Spenderin die Hand. Da lächelte sie holdselig und flüsterte ihm zu: „Wer den Mund küssen darf, der soll seine Lippen nicht auf die Hand drücken!“

Und da küßte er sie schlankweg auf die frischen Lippen und sie tranken Minne zusammen, vielleicht aus Theudelindens berühmtem Pokal, den noch im 18. Jahrhundert der deutsche Reisende Kayßler in Monza sah. Das Gefäß war zwei Fäuste dick.[32])

Diese Episode, in der das Gift nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt, steht vereinzelt in der Geschichte der Langobarden da. Denn sie strotzt von Greueln unweiblicher und buhlerischer Megären.

So erzählt sie von Romildas, die den Avarenkönig Kakan liebte, trotzdem er ihren Gatten, Herzog Gisulf, den Neffen Alboins, im Jahre 610 im Kampf getötet. Kakan belagerte die Stadt Forojuli, die ihm Romilda für das Versprechen überlieferte, sie zu seinem Weib zu nehmen. Kakan hielt sein Versprechen, aber nur für eine Nacht. Dann überlieferte er die verräterische Frau seinen Mannen. Nachdem Romilda von diesen geschändet, wurde sie in grauenvoller Weise hingerichtet.

Die Reihe der Mannweiber des früheren Mittelalters sei, obgleich sie noch unendlich verlängert werden könnte, mit einer besonders interessanten, doch liebenswürdigen Persönlichkeit geschlossen.

Bathildis, mit ihrem ursprünglichen Namen Balthilde geheißen,

war eine Engländerin und das Kind leibeigener Eltern. Durch eine Kette von Glücksfällen kam sie zu König Chlotar II., der sie zu seiner Gemahlin erhob. Witwe geworden regierte sie für ihren unmündigen Sohn Chlotar III. Als ehemalige Hörige kannte sie das elende Dasein der rechts- und besitzlosen Klasse, deren Los zu verbessern sie emsig bestrebt war. Auch die Kirche dankt ihr unendlich viel. Sie gründete Klöster, beschenkte sie überreich, und als sie die Herrschaft in die Händes ihres Sohnes gelegt, zog sie sich, des Weltlebens müde, in die Abgeschiedenheit eines von ihr gegründeten Klosters zurück.

In ihr besitzt Deutschland die erste gekrönte Frau, die der Kirchenkalender als Heilige aufführt.

Das Christentum war mit Macht in Deutschland erstanden. Apostel, durchglüht von einer bis zum Fanatismus gesteigerten Begeisterung, trugen das Kreuz durch die Gauen und kämpften mit Wort und Tat gegen die Götter Walhallas. Erst vereinzelt, dann immer mächtiger entstanden christliche Gemeinden. Ein neuer Geist faßte langsam Wurzel in Deutschland. Mächtig und mit wechselndem Erfolg rang er gegen das Althergebrachte, ehe er es, lange, lange nach seinem Entstehen, zu unterdrücken vermochte. Ausgerottet hat er es bis zum heutigen Tag noch nicht.

Der neue Glauben, dessen tiefen, gemütsvollen Inhalt, ein göttlich reiner Hauch durchwehte, den erst Priestergeist trüben sollte, fand Widerhall im deutschen Gemüt. Die Lehre von der allgemeinen Menschenliebe, die sich der „Niedrigen und Unweisen“ annahm, mußte die Geknechteten und Unterdrückten erobern. Die Frauen und die Hörigen waren die ersten Christen. Der steifnackige, freie Germane beugte sich erst unter dem sanften Druck der Frau oder durch die Macht des Schwertes vor dem Kreuz.

Die neue Religion war im Anfang ihrer Entwickelung auf deutschem Boden mehr germanisch als römisch. Einesteils waren die lehrenden Apostel einsichtsvoll genug, das veredelnde Reis auf den einheimischen Stamm zu pfropfen, statt den Baum zu fällen und an seine Stelle einen neuen zu pflanzen. Anderseits war die Ideenwelt des Christentums zu neuartig, zu fremd, um sofort von den schwerfällig denkenden Naturkindern voll erfaßt zu werden. Über Völkerschaften, die nicht viel mehr hatten, als ursprüngliche Kraft und Tüchtigkeit, die bildungsfähigem Rohstoff glichen, ist das Christentum gekommen wie ein kunstfertiger Meister, aber die Formen, die es hatte, waren nicht seine eigenen, es waren die heidnisch-antiken — und für den Rohstoff und seine Eigen-

schaften wollten sie wenig passen."[33]) All das Unfaßliche mußte erst angepaßt, mundgerecht gemacht werden. Tauften doch noch zu Zeiten des Bonifacius Priester in Christi Namen und opferten daneben heidnischen Gottheiten, um es mit keinem zu verderben. Bei Volk und der einheimischen Priesterschaft war das Christentum noch äußerer Dienst, Pflicht aber nicht Herzenssache. Wie man den weltlichen Gesetzen gehorchte, weil man sonst zeitliche Strafen zu erwarten hatte, so unterwarf man sich den geistlichen Anordnungen aus Furcht vor drohender Buße im Jenseits. Dieses Inferno, von Anbeginn in den schwärzesten Farben dargestellt, trug die Schuld am Entstehen des finstern, oft ekelhaften Büßertums, das erst die Reformation in Deutschland ausrotten sollte.

Die Machthaber der Kirche durchschauten das mangelnde Verständnis für den ethischen Gehalt des Christentums und suchten diese Tatsache dadurch auszubeuten, daß sie sich mit der Religion identifizierten. Man kannte viele hundert Menschenalter hindurch keinen Glauben, sondern nur die Kirche. Die von ihr geschaffenen Heiligen und ihre Wunder waren in aller Mund, zu ihnen, den Heiligen, schickte man Gebete empor. Gott der Herr erhörte nur auf Fürsprache der Heiligen oder seiner Kirche, sie zu umgehen wäre Fehler und sündhaft gewesen. Die Kirche allein verlieh den Heiligenschein, sie konnte erhöhen, konnte strafen, daher war ihre Macht unbegrenzt. Jeder Zweifel war Verbrechen. „Der Zweifel ist der Feind des Seelenheils" sagt Wolfram von Eschenbach im Parzival. O, sie waren klug wie die Schlangen, aber niemals sanft wie die Tauben. Sie machten Zugeständnisse, wo es ihr Vorteil erheischte. Sie ließen ruhig dem Germanen seine Götterwelt ins Christliche übersetzen. Man personifizierte die Dreieinigkeit, ließ sie in menschlicher Gestalt auftreten, wie man es von Wotan, Freya und den andern Gottheiten des deutschen Olymps gewohnt war. Im H e l i a n d tritt diese Verquickung des Christentums mit der unvergessenen Heidenzeit besonders schroff zutage. Dabei ist diese älteste Messiade auf Veranlassung Ludwigs des Frommen wahrscheinlich von einem Mönch verfaßt, jedenfalls aber durch scharfe Mönchszensur gegangen. Der naive Dichter des neunten Jahrhunderts modelt die handelnden Personen und den Schauplatz des Evangeliums nach seinen eigenen Empfindungen um, und gibt daher in seinem fast sechstausend Strophen zählendem Gedicht ein getreues Bild des Christentums seiner Zeit.[34])

Jesus war ein schöner Mann, das Ideal eines Mönches und der Bräutigam unzählbarer Nonnen. Maria war die hehrste, vollkommenste

aller Frauen, aber ein Gebild aus Fleisch und Blut, wie es, wenn auch als Ausnahme, auf dieser sündhaftesten aller Welten umherwandelte.

Christus behandelt im Heliand denn auch seine Mutter genau so wie ein germanischer Recke. Er ist der Herr im Haus! vor dem sich selbst die Mutter zu beugen hat.

„Als der heilige Bernhard von Clairveau (1091—1153) einst in den Dom zu Speier trat, grüßte er das dort befindliche Marienbild: „Sei gegrüßt o Königin!" Das steinerne Denkmal öffnete die Lippen und erwiderte: „Wir danken dir, lieber Bernhard", worauf der Heilige verdrießlich zurückbrummte: „Weiber schweigen in der Versammlung!"[35]) Die himmlischen Heerscharen lebten und webten mit und unter den Menschen, die Engel, wie ihr Widerspiel — der Teufel und sein Heer.

Sie alle hatten nichts anders zu tun, als sich um das Wohl jedes einzelnen Menschen, besonders aber jedes Mönches und jeder Nonne zu bekümmern. Und das war nicht leicht, denn sie waren zahlreich wie der Sand am Meer. Gott, den Heiligen und — last not least — der Kirche zu dienen, war die Lebensaufgabe der Geistlichkeit. Die Pflege der Wissenschaft, der unser Geistesleben so viel verdankt, kam erst in zweiter Linie.

Bei den Frauen fand das Christentum viel eher Anklang als bei den Männern. „Hat doch bis heute keine große bedeutungsvolle Bewegung in der Welt sich vollzogen, in der nicht auch Frauen als Kämpferinnen und Märtyrerinnen hervorragend tätig waren. Diejenigen, die das Christentum als eine große Kulturerrungenschaft preisen, sollten nicht vergessen, daß es gerade die Frau war, der es einen großen Teil seiner Erfolge zu danken hat."[36])

In Frauen erwuchsen nicht nur der Religion mächtige Helfershelferinnen, sondern sie wurden die ersten und vornehmsten Beschützerinnen bestehender und Gründerinnen neuer Klöster.

Sie bauten sich durch solch gottgefälliges Tun eine Stufe in den Himmel, sicherten sich aber gleichzeitig eine Zufluchtsstätte, die ihnen Ruhe und Frieden nach den Stürmen des Lebens bot. Hinter den schirmenden Klostermauern widmeten sie sich, wie Bathildis, der Krankenpflege, übten Wohltaten aus, oder verbrachten ihren Lebensabend in Gebeten und Bußübungen, von oft unmenschlicher Grausamkeit.

In vielen Fällen bot das Kloster den ersehnten Ruhepunkt in den Wechselfällen des Lebens, besonders für Frauen, denen das Schicksal nur Leiden bot. Ein beredtes Beispiel einer solchen Märtyrerin ist Radegunde von Thüringen, die Tochter Berthachars. Sie war kaum

der Kindheit entwachsen, als (531) ihre Heimat, das Reich ihres Oheims Hermanfried (Irminfrid) von Chlotar II. und Theodorich, den Frankenkönigen, erobert und die Herrschaft ihres väterlichen Geschlechts vernichtet wurde. Sie selbst fiel durch das Los als Beute König Chlotar zu. Der König, wild und zügellos wie die meisten Merowinger, machte sie zu seiner Gemahlin. Sie liebte den Gatten nicht, der neben ihr noch eine Anzahl anderer Frauen hatte. All ihr Sinnen galt nur dem christlichen Jenseits, das sie, vorher Heidin, erst am Königshof Chlotars kennen gelernt hatte. Unter ihren königlichen Prachtgewändern trug sie auf bloßem Leib ein härenes Gewand. Allnächtig verließ sie heimlich das Schlafgemach um sich durch Gebete und Geißelungen zu kasteien. Sie fertigte mit unermüdlichem Fleiß Kirchengeräte, unterstützte Arme und pflegte Kranke. Als Chlodwig ihren Bruder hatte ermorden lassen, entfloh sie und suchte beim heiligen Medardus in Voyon Zuflucht. Der Gottesmann wagte es nicht, der Königin das Klostergelübde abzunehmen, da er nicht mit Unrecht Chlotars Zorn fürchtete. Damals hatte eben die



Uta von Ballenstedt und ihr Gemahl Ekkehardt von Meißen, das Stifterpaar des Domes von Naumburg a. d. Saale (Skulpturen aus dem 13. Jahrhundert).

Kirche noch Respekt vor den Herrschern. Später änderte sich das. Radegunde trotzte aber dem Heiligen die Einwilligung ab und wurde Nonne.

Mit wahrer Begeisterung verrichtete sie die härtesten, erniedrigendsten Magddienste, pflegte Kranke und scheute nicht davor zurück, die abscheulichsten Wunden zu behandeln.

Den Befehlen ihres Mannes, zu ihm zurückzukehren, setzte sie hartnäckigen Widerstand entgegen, und Chlotar trug trotz aller Kühnheit Bedenken, sie mit Gewalt aus dem Kloster zu entführen. Erst später gelang es Radegunde durch Vermittelung des Bischofs Germanus von Paris die Trennung der Ehe zu bewirken.

Bald erschien Radegunde das deutsche Kloster zu nahe ihrem Gatten und sie gründete mit ihren reichen Mitteln vor den Toren Poitiers ein Kloster, dem bald darauf ein Mönchskloster in Tours folgte.

„Nach der Regel der Cäsaria von Arles wurde die neue Genossenschaft von Poitiers geordnet, deren Leitung als Äbtissin jedoch nicht Radegunde übernahm, so sehr sie deren Seele blieb, sondern ein von ihr in ihrem Sinn erzogenes Mädchen namens Agnes. Von dem Tag ihrer Verschleierung an, führte Radegunde ein Leben von übermäßiger und kaum ertragbarer Kasteiung, so daß selbst Cäsaria sie vor Übertreibung warnte. Sie lebte nur von Pflanzenkost und genoß als Getränk nur Wasser mit etwas Honig vermischt oder Birnenmost. Sie schlief auf einer groben Haardecke, die über eine Streu von Asche gebreitet war. In der Fastenzeit, in der sie die Entsagung noch zu steigern pflegte, fügte sie sich sogar körperliche Martern zu. Im Beten, im Psalmengesang, auch bei Nacht, und im Lesen heiliger Schriften — Radegunde hatte sich lateinische Sprache und Bildung angeeignet — übertraf sie weit alle übrigen Schwestern. Sie bediente alle andern und übernahm mit Vorliebe die Verrichtungen der letzten Mägde.[37])“

Ihr Kloster füllte sich mit den Töchtern des fränkischen Adels, deren Zahl bei Radegundes Ableben etwa zweihundert betrug.

Im übrigen war Radegunde keineswegs so finster und allen Freuden dieser Welt abhold, wie man nach ihrer Lebensweise annehmen sollte. Der Dichter Venantius Fortunatus lebte als Angestellter des Klosters in Poitiers. Er gehörte ihrem Freundeskreis an, und dankte häufig durch schmeichlerische Verse für Erzeugnisse der höheren Kochkunst, die Radegunde und Agnes dem schöngeistigen Epicuräer zukommen ließen.

Am 13. August 587 starb die Königin im Nonnenhabit, noch ebenso jugendschön von Aussehen, wie sie es einst als Jungfrau gewesen war.

Radegunde war die erste Christin deutschen Stammes, über deren Gemütsleben wir genauer unterrichtet sind.

Venantius Fortunatus hat seiner Gönnerin ein biographisches Denkmal gesetzt, zu dem die Nonne Baudonivia auf Wunsch der Schwestern eine auf eigene Erfahrungen gegründete Fortsetzung schrieb.

Anderen deutschen Heiligen werden wir in uns näher liegender Zeit begegnen. Nur die heilige Vera und St. Afra sollen gelebt haben, als sich noch nicht ganz Deutschland zur alleinseligmachenden Kirche bekannte.

Verena war eine Italienerin, die um ihres Glaubens und ihrer Barmherzigkeit gegen gefangene Glaubensgenossen wegen, aus Mailand vertrieben wurde. Sie wandte sich nach der Schweiz, wo sie Verfolgungen aller Art erlitt, aber durch ihre Demut und durch Wunder aller Art ihre Widersacher in begeisterte Anhänger umwandelte. Die Geschichte Verenas ist so stark mit mystischen Zügen und geistlichen Zutaten durchsetzt, daß man den historischen Kern aus der dichten Hülle nicht mehr auszuschälen vermag.

Weniger heilig beginnt die Lebensbeschreibung Afras, um noch erbaulicher zu enden als die Verenas, die als Einsiedlerin ein seliges Ende gefunden haben soll.

Afra lebte in Augsburg in dem öffentlichen Haus ihrer Mutter. Da führte der Zufall den Bischof Narzissus und seinen Diakon Felix nach Augsburg. Irgend ein boshafter Schelm wies die um ihres Glaubens willen Verfolgten, als sie nach einer Herberge fragten, in Afras Haus. Aber statt verführt zu werden, bekehrten die frommen Herren Afra, deren Mutter Hilaria und all die anderen Bewohnerinnen des gottlosen Hauses in fromme Büßerinnen um. Alle waren sofort bereit, für den neuen Glauben zu sterben. Zuerst traf Afra dieses Los.

Da sie sich weigerte den Götzen zu opfern, erlitt sie auf einer Lechinsel den Flammentod. Ihr Leichnam wurde unversehrt auf der Asche des Scheiterhaufens gefunden und von der Mutter begraben, die deshalb gleichfalls die Märtyrerkrone erlangte.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß die Legende der elftausend Jungfrauen auf deutschem Boden spielt. Die britannische Königstochter Ursula war in dieser großen Begleitung auf einer Pilgerfahrt nach Rom begriffen. In der Nähe Kölns wurde dieses Mädchenheer von Hunnen überfallen und niedergemacht. Der Bischof Jakob, der sich während des Gemetzels mutig verkrochen hatte, gab, dem Blutbad glücklich entronnen, alle elftausend und einen Namen der Unglücklichen genau an,

so daß sie auf steinernen Tafeln eingegraben werden konnten. Das Gedächtnis des Würdenträgers war demnach größer als seine Tapferkeit.[38])

Also erzählt Sigebert von Gembloux. Die Geschichte weiß noch nicht recht, was wahr, was Dichtung an der Legende ist. Jedenfalls wurde Ursula heilig gesprochen. Sie war die Patronin der Ursulinerinnen, deren Genossenschaft Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gegründet wurde.

III. Abschnitt.

Der Anbruch einer neuen Zeit.

Das in zahlreiche Staaten zersplitterte Deutschland schmolz unter der mächtigen Faust Karls des Großen zu einer Staatseinheit zusammen. Das lose Gefüge der Völkerbündnisse, das nur zu oft durch die Eifersucht gleichstammiger Herrscher ins Wanken kam, wußte die machtvolle Persönlichkeit des Frankenherrschers in ein untrennbares Ganzes zusammenzuschweißen. Karl der Große stellt den Lichtkörper dar, aus dem Morgenröte in das mächtige Dunkel seiner Zeit flutete. Er ist der Markstein einer neuen Entwickelungsperiode; Karls Wirken baute die erste Stufe zu der Höhe, die Deutschland seither erklommen. Er, der zielbewußte Herrscher, der Ströme von Blut durchwatete, wenn seine Staatsraison dies zu fordern schien, entschied den Sieg des Christentums über das altgermanische Heidenwesen.

Karl war kein Deutscher. Deutschland war nur die Hauptprovinz des großen Frankenreiches, das sich vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zum Garigliano erstreckte. Die Herrlichkeit der alten Merowinger wieder aufzurichten war das einzige Bestreben des Sohnes Pipins des Kleinen.

Im Christentum sah Karl das wirksamste Zuchtmittel für unbotmäßige Volksstämme, deshalb zwang er es seinen Untertanen auf.[1]) Dabei bemühte er sich, die Geistesbildung des Altertums in Deutschland einzuführen. Sein hoher Sinn aber erkannte, welche Kräfte in der deutschen Sprache verborgen lägen, und daß es nur des äußeren Anstoßes bedürfe, um sie der Allgemeinheit dienstbar zu machen. So sammelte er die Sprachdenkmäler und verfaßte selbst eine Sprachlehre. So bemühte er sich, durch Schulen der allgemein herrschenden Unbildung zu steuern. Seine Gehilfen bei diesem Werk mußten natürlich Männer sein, welche in Italien ihre Bildung genossen hatten. Dadurch kam es aber auch, daß am Hof zu Aachen meist lateinisch gesprochen wurde, daß dort die Antike, wenngleich verkümmert, wieder auflebte. Ein

nationaler Gedanke fand im Reich nur so weit eine Stätte, wie es der Allmacht des Kaisers beliebte. Als dieser starb, zerfiel das ungeheure Staatsgebäude, dessen Einheit der große Mann mit Hilfe seines Schwertcs und des dem gesamten Abendland gemeinsamen christlichen Glaubens erhalten hatte.[2])

Die neue Zeit hatte vorerst nur wenig Einfluß auf das Leben der Frau. Sie war und blieb die Hüterin des Hauses, ihr Wirkungskreis wurde durch die außerhalb der Mauern ihres Heims tosenden Stürme kaum angefochten. Höchstens traten bei ihrem Gatten zu den bisherigen Rauheiten bis dahin unbekannte Roheiten, unter denen sie zu leiden hatte. Die Sitten und Unsitten des fränkischen Hofes Karls des Großen fanden Eingang in das deutsche Haus und verbreiteten das Kebsweiber-Unwesen mehr und mehr. Gar manche der Unsittlichkeiten Roms, von denen der heilige Hieronymus so Abschreckendes in seinen Briefen erzählt, kam nach dem Norden.

Die durch die Klöster eingeführte Bildung beschränkte sich zu Anfang nur auf die Klostergemeinschaft und einen unbedeutenden Kreis von Laien. Von Frauen waren höchstens Nonnen und die im Kloster erzogenen Adeligen des Lesens und Schreibens und dadurch der lateinischen Sprache kundig. Denn das heimische Idiom war in den Klöstern als Schrift und Umgangssprache streng verpönt.

Auf fremde Einflüsse ist auch die Abgeschlossenheit der Frauen in dieser Zeit zurückzuführen. Das Altertum wußte nichts davon. Erst nach langem Verweilen am Hof gelingt es Siegfried, Krimhilde zu Gesicht zu bekommen. Sie und ihre Gespielinnen wohnten, wie damals jede Edeldame, in eigenen, von den Haupthäusern getrennten Baulichkeiten, die man unter dem Namen vrouwenhûs zusammenfaßte. Zu jedem der festen Häuser, aus denen sich die Burgen entwickelten, gehörten die Genitia, ursprünglich Werkstätten, in denen hörige und freie Dienerinnen unter Aufsicht der weiblichen Herrschaft die Stoffe für die Kleidung herstellten, sticken, waschen, kochen, kurz alle weibliche Hand- und Hausarbeit vornehmen mußten. Diese Frauenhäuser, von der Männerwohnung streng geschieden, waren mit Zäunen, Wall, Graben und Wachtürmen gegen Eindringlinge wohl verwahrt.[3]) In späterer Zeit schrumpfte dieses Haus zur Kemenate, dem Frauengemach, zusammen, das aber niemals so allgemein wurde wie das Frauenhaus.

Im Frauenhaus unterwies die Mutter die Töchter in allen häuslichen Künsten. Sogar die Töchter eines Monarchen wie Karls des Großen mußten spinnen. „Die Töchter sollten sich mit Wollarbeiten beschäftigen,

und, damit sie nicht durch Nichtstun erschlafften, fleißig den Rocken und die Spindel handhaben und zu allem Ehrbaren angehalten werden."[4])

Die Fertigkeit in künstlerischen Handarbeiten brachten die Mädchen aus den Klöstern nach Hause mit. Sie bestickten Gewänder, die eigenen und die der Herren, sie wirkten kunstreiche, mit allerlei Bildwerk gezierte Teppiche und schufen Meisterstücke für die Altäre und die Meßgewänder.

Fürstentöchter waren stets von einer Schar Gespielinnen aus den besten Familien des Landes umgeben.[5]) Vornehme Damen erhalten wohl auch Unterricht in höheren wissenschaftlichen Fächern, wie dies bei den Töchtern Karls des Großen der Fall ist.[6]) Dies ist übrigens schon vor Karolus Magnus der Fall. Chlotar ließ Radegunde, bevor er sich mit ihr vermählte, zur Erlernung des feineren Schliffs nach Francien bringen, wo sie „in literis" — in den Wissenschaften — unterrichtet wird.[7])

Für Knaben galt damals die Bildung als Nachteil. Bei Herrschern machte das Volk Front, wenn der junge Thronfolger mit allzuviel Unterricht geplagt wurde. Dem Mann ziemte Tatkraft und Tapferkeit, nicht totes Wissen.

Anders war's bei der Frau.

Bei ihr galt Wissen für löblich. Gar manchem Herrn und Gebieter waren die Künste des Lesens und Schreibens unbekannt. Nicht so ihren Gattinnen, die als Sekretärinnen des Gemahls dienten und für ihn lasen und schrieben, wie das junge Mädchen auf dem Bild Reinmars von Zweter in der Minnesänger-Handschrift zu Heidelberg.

Wer lesen konnte, verwandte diese Kunst hauptsächlich zum Studium heiliger Bücher. Als Hauptlektüre galt der Psalter. Nach dem Sachsenspiegel zählten „Psalter und alle Bücher, die zum Gottesdienst gehören, darin die Frauen pflegen ihr Gebet zu lesen," zur weiblichen Mitgift und zu den Erbstücken.[8])

Olfried in seiner Evangelienharmonie (um d. J. 870) läßt die Jungrau Maria aus ihrem Psalter singen. Sigune tritt Parzival entgegen:

„den Psalter trug sie in der Hand"[9])

und von der reizenden Blanscheflûr sagt der Dichter:

„alle naht (Nacht)ung (bis) ez taget
liset sî an ir salter".[10])

Der Psalter war dann auch eines der ersten Bücher, die ins Deutsche übertragen wurden. Gisela, die Gemahlin Kaiser Konrads II., ließ sich die Notkersche Übersetzung der Psalmen und des Buches Hiob abschreiben.

Neben der lateinischen Sprache wurde das Griechische stark gepflegt. An Karls Hofschule lehrte es Paul Warnefrieds Sohn, der früher am langobardischen Hof die Königstochter Adelperga unterrichtet hatte, für die er seine römische Geschichte schrieb.[11])

Die Nachfolger Karls teilten die Vorliebe ihres großen Ahnen für höhere Bildung, und ihre Verbindung mit Byzanz hielt das Interesse für das Griechische wach, dessen Studium auch manche Frau lohnend fand. „Die Tochter Herzog Heinrichs I. von Bayern, Hadwig, die Nichte König Ottos I., war als Kind mit dem griechischen Kaiser Konstantin verlobt und hatte von zu diesem Zweck nach Deutschland gesandten Eunuchen griechisch gelernt. Später, als junge Witwe des Herzogs Burkhard von Schwaben lernte sie von dem St. Galler Mönch Ekkehard auf ihrer Veste Hohentwiel lateinisch und las mit ihrem Lehrer Vergil und Horaz. Sie lehrte den jungen Klosterschüler Burkard von Buchhorn griechisch".[12]) Josef Victor von Scheffel hat in seinem „Ekkehard" die Gegenwart mit dem Schicksal von Lehrer und Schülerin innig vertraut gemacht, doch mischte die poetische Lizenz die Farben auf seiner Palette. Hadwiga war eine „schreckliche Herrin", wie Ekkehard IV. in seinem Casus Sancti Galli ausführlich beschreibt. Sie war schön und stolz, mit grimmen Wort und mit der Peitsche für Freund und Untertanen rasch bei der Hand. In ihrem Bildungsbedürfnis mußte sich Hadwiga an ein Kloster wenden. „Bei uns in Deutschland, wie überhaupt im Norden sind zur Karlingschen Zeit und noch lange nachher die Mönche, was auch immer ihre Schwächen sein mochten, die Bringer, Pfleger und Verbreiter materieller und geistiger Kultur gewesen. Die Klöster waren recht eigentlich die Burgen der Zivilisation," muß selbst ein erbitterter Pfaffenfeind wie Johannes Scherr zugeben.[13])

Und in diesen Klöstern, die den Hort der Bildung darstellten, entstanden zwei sich direkt widersprechende bedeutungsvolle, die deutsche Frau betreffende Anschaungen: Die Verachtung der Frau und der Marienkultus.

Die Frau war nach der Meinung der Geistlichkeit das unreinste Wesen, die Verkörperung der Erbsünde. Durch die Frau kam alles Übel in die Welt. Diese Erniedrigung der Frau, die je älter desto stärker wurde, erreichte im Hexenwahn der Folgezeit seinen Höhepunkt. Im strikten Gegensatz zur Mißachtung der Frau stand der Marienkultus.

Die altgermanische Frauenverehrung war nicht das letzte Moment beim Entstehen des Marienkultus. Der Marienkultus ist der Frauendienst in religiöser Form.[14]) Ein zweites Motiv liegt in der hohen Ach-

tung, die der Deutsche der Jungfräulichkeit zollte, die auch die Kirche teilte. In der deutschen Sage und ihrer Schwester, dem Märchen, gelingt der Jungfrau, was Manneskraft und -mut, selbst weibliche Schlauheit nicht vermag. Die Jungfrau heilt durch Blick, Hauch und durch ihr Blut sonst unheilbare Gebrechen. Im „Armen Heinrich" Hartmanns von der Aue ist diese Heilkraft der Jungfräulichkeit das Grundmotiv. Das sagenhafte Einhorn vermag nur die reine Jungfrau zu fangen. Im „Physiologus", einer Prosadichtung des zwölften Jahrhunderts, steht darüber:

„De unicorni (Einhorn). So heißt ein anderes Tier Rhinozeros, das ist Einhorn, und ist sehr klein und ist so schnell, daß ihm niemand folgen kann, noch kann es auf irgend eine Weise gefangen werden. Dann setzt man ein Mägdlein wo des Tieres fahrt ist. Wenn es sie sieht, so läuft es zu ihr. Ist sie dann wahrhaft eine Jungfrau, so springt es in ihren Schoß und spielt mit ihr. Dann kommt der Jäger und fängt es." [15])

Wie das Einhorn ließen sich auch andere Tiere nur von einer reinen Jungfrau besänftigen. Das älteste deutsche Märchen- und Legendenbuch die „Gesta Romanorum" erzählen darüber ein hübsches Märlein. [16])

Diese Wertung des jungfräulichen Standes hing aufs innigste mit dem Nonnenwesen zusammen, das seit dem fünften Jahrhundert immer gewaltigere Ausdehnung annahm und bedeutsam im Christentum geworden ist.

Der Glaube an die Jungfräulichkeit der Gottesmutter verbreitet sich mit dem Mariendienst im fünften Jahrhundert von Rom aus über den Westen und Norden Europas. Begeistert griff der Deutsche das neu erstandene Ideal auf, an dem sich „alles menschlich Schöne und menschlich Rührende in dem neuen Glauben knüpfte". [17]) Ave Maria wurde dem Deutschen zum Inbegriff des inbrünstigen Gebetes, eine Zauberformel, deren überwältigende Kraft von keiner andern erreicht wurde.

Der innig-naive Glauben an die hehre Gottesmutter, die so entzückend menschliche Züge an sich trägt, kommt in dem bereits erwähnten Heliand zum Ausdruck. Maria ist und blieb das fleckenlosreine Weib, das von je der Germane als halbe Gottheit verehrt und bewundert hatte. Sie ist das Ideal aller Schönheit, ein Mosaikbild aller Reize, mit denen sich germanische Phantasie eine Frau ausgestattet dachte. Ein Mensch konnte sie nicht alle vereint besitzen, wohl aber sie, die Gottesmutter, „der Weiber schönstes", wie sie der Helianddichter nennt.

All die geistigen und seelischen Reize, mit denen der Glauben

die Gottesgebärerin ausstattete, sind in einem Gedicht vereint, das der gelehrte Prior des Karthäuserklosters zu Nürnberg, Georg Pirkhaimer, im 15. Jahrhundert in lateinischer Sprache verfaßte. Er besingt Maria:

„Dich als seine Herrscherin verehrt,
Was da wohnet in dem Ätherlande;
Dich als seine Meisterin erkennt,
Was da hauset in der Finsternis.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleise
Sich die ungeheure Weltensphäre;
Der Beleuchtungsstrahl, der sonnige,
Welcher sie erfüllt, er kommt von dir.
Wie du es, der Dinge dieses Seins
Allgemeine Lenkerin, verordnest,
Also wandelt der Gestirne Heer,
Also ändert die Gestalt das Jahr.
Dienstbar unterwirft
Deinem Winke sich das Element.
Unter deine Füße machtberaubt
Schmieget die zertret'ne Hölle sich.
Wenn die goldnen Lichter im Azure
Freundlich auf die Erde niedergrüßen,
Wenn belebend frische Winde wehen,
Ströme wachsend durch die Lande wogen,
In der Erde Schoß der Same keimt,
Sich der Keim zu offner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Güte Wirkung ist's!
Es erfüllet deiner Majestät
Jede Brust durchbebendes Gefühl.
Das Gevögel in dem Luftbezirk,
Das Getier in Waldung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Flutbereiche.
Denn es ist dir alles untertan,
Dir, Gebieterin im Weltenall!“[18])

Der geistliche Marienkultus leitet zum weltlichen Frauendienst in der Ritterzeit über und mit dem Verblassen des Minnedienstes nimmt auch die Marienverehrung mehr und mehr ab.

In der Himmelskönigin Maria lernte die Frau ein Beispiel kennen, dem sie geistig und körperlich nachzueifern hatte. Schön wie sie, die Hehre war, wollten und sollten auch sie sein. Die weibliche Eitelkeit tat das Ihre dazu, um die Frauen jener Epoche die Schönheitspflege nicht vergessen zu lassen.

Ein lebhaft bewegtes, treues Bild von Frauenreiz und Frauentracht am Hof des großen Karl enthält das Bruchstück eines epischen Gedichtes,

„Karl der Große und Papst Leo". Sein Verfasser ist wahrscheinlich der gelehrte Angilbert, der Sänger und Freund des großen Karls. In dem Gedicht wird eine Jagd geschildert, die der König in einem bei Aachen gelegenen Wald abhält.

Sobald der erste Strahl der Sonne die Ebene erhellt, erscheinen die edlen Knaben vor dem Schlafgemach des Königs und erwarten ihn auf den untersten Stufen. Der Klang der Waffen, das Gewieher mutiger Pferde durchhallt die Luft. Das Leibroß des Gebieters wird herangeführt. Zaum und Decke sind mit Gold geschmückt. Stolz schüttelt es die Mähnen, als freue es sich der Fahrt. Da erscheint der Herr. Er besteigt sein Roß. Durch das geöffnete Tor sprengt er mit seinem Gefolge dahin, und munterer Klang der Hörner erfüllt die Flur. Erst nach geraumer Zeit verläßt die Königin Luitgard ihr hohes Schlafgemach. Rosig schimmert ihr Hals von dem Purpur, der mit dem Haupthaar niederwallt. In doppelten Purpur ist das Linnenkleid getaucht. Aus ihrem goldenen Diadem leuchtet ein Beryll hervor, während sich kostbarer Schmuck um ihren Hals schmiegt. Ihre Gestalt umfließt ein weiter Mantel, den goldene Schnüre zusammenhalten. Die Königin besteigt ihr Roß, das feurig unter der Hand des haltenden Knaben aufbäumt, und eilt, umgeben von schönen Jungfrauen, dem Gatten nach. Erst jetzt kommen des Königs Söhne, erwartet von einer Schar edler Jünglinge. Erst der ältere, Karl, das verjüngte Abbild des Vaters, dann Pipin, der Held des Avarenkrieges, aller Liebling, auch er den goldenen Reif um die Schläfen gewunden. Ihnen folgen die Töchter. Die blondgelockte Rotrud reitet an der Spitze der Damen. Eine purpurne Binde liegt auf dem Haar, schimmernd von Edelsteinen, und darüber blitzt der goldene Kronreif. Eine strahlende Spange hält den Mantel vor der Brust zusammen. Ihr folgt die männlich-ernste Berta. An Antlitz, Blick, Stimme und Haltung gleicht sie dem Vater. Ein goldener Reif umspannt ihre Stirne, durch die blonden, glänzenden Haare sind goldene Schnüre gezogen. Der blendende Hals birgt sich unter köstlichem Marder. Von Topasen und anderen Edelsteinen in goldener Fassung flimmert das Kleid. Ihr folgt Gisela, die jugendliche blendende Schöne. Purpurfäden sind ihren Schleier eingewebt, der auf den zartweißen Hals und Nacken herabfällt. Wie Silber schimmert ihre Hand, wie Gold ihre Stirne. Ihre Augen besiegen das Licht der Sonne. Sicher lenkt sie das flüchtige Roß. Hurtig sprengt Rodhaid einher, die gemmengeschmückte Krone über dem blühenden Antlitz. Fuß, Nacken und Haar erstrahlen von buntschillernden Steinen. Um die Schultern fliegt der schmelz-

besetzte Mantel, den eine goldene Nadel vor dem Busen festhält. Dann Theodora, die zierlichen Füße in von Steinschmuck schimmernden Schuhen, die den sophokleischen Kothurnen gleichen. Ihre Stirne leuchtet, ihr Haar beschämt an Glanz das Gold, ihre Augen blitzten mit den Sternen um die Wette. Eine Kette von Smaragden schlingt sich um den blendenden Hals. Dunkles Rauchwerk verbrämt ihren Mantel. So schießt sie auf schneeweißem Roß feurig dahin, hinter sich ein Gefolge von Damen.[19])

Der Kleiderluxus des Karlingischen Hofes weckte den Nachahmungstrieb der übrigen Stände, so daß bereits 808 die erste der Kleiderordnungen erschien, die sich bis zur Neuzeit erfolglos bemühten, die Eitelkeit bei beiden Geschlechtern einzudämmen.

Die adeligen Damen jener Zeit trugen zwei oder drei übereinander angelegte Röcke, von denen der oberste zu den bisher üblichen engen Ärmeln noch übermäßig weite und lang herabfallende aufwies. Die Röcke schnitt man im Oberteil eng anschließend.[20]) Das oberste Deckkleid endete in einer Schleppe. Kaiserin Adelheid, Ottos des Großen zweite Frau, nahm beim Verteilen von Almosen zuweilen ihr Schleppgewand, „nach Art der Landfrauen" hoch, um die Linke freizubekommen, die sonst das Kleid hätte halten müssen.[21])

In Friesland galten als die drei Hauptbestandteile der Frauenkleidung Obergewand, Mieder, Hemd. Als Vorläufer des späteren Schnürleibs hebt das Mieder den Wuchs so vorteilhaft hervor, daß es auch in den Gebrauch männlicher Stutzer übergeht.[22])

Die Strümpfe ähnelten mehr Gamaschen als unserer Fußbekleidung. Sie waren auf viele Jahrhunderte hinaus kurz und genäht. Die Handschuhe, hantscoh, das uralte Bekleidungsstück, erweisen sich bei dem germanischen Klima als unentbehrlich. Sie werden aus weißem Leder hergestellt. Aber es gibt auch deren von Stoff und seidene, venezianischen Ursprungs. Als Ursache für das Tragen der Handschuhe wird einmal — die Reinhaltung der Hände angegeben.

Wie die Töchter Karls des Großen, ließen die Damen ihr Haar frei niederwallen oder flochten zwei möglichst lange Zöpfe, die mit Perlenschnüren und Bändern durchzogen auf beiden Seiten des Gesichtes herabhingen. Bei diesem Zopf schwuren die Frauen vor Gericht, indem sie die eine Hand auf ihre Brust, die andere auf ihren Haarzopf legten. Er war das Zeichen der Freiheit, wie beim Manne das ungekürzte Haupthaar und der Bart, bei dem er schwur.[23])

Wie der Luxus an Karls Hof nachteilig einwirkte, so übte auch die laxe Moral des Monarchen und seiner Umgebung demoralisierend auf

seine Zeit. Karl war Franke und die Sitten dieses Volkes von jeher nicht einwandsfrei. Wenn er auch am 29. Dezembnr 1165 heilig gesprochen wurde, so war er doch trotzdem in keiner Hinsicht ein Heiliger, hielt doch die deutsche Sage sein Leben unter dem Bann eines höllischen Minnezaubers beeinflußt.[24]) Karl war fünfmal verheiratet. Zwei Frauen verstieß er, drei überlebte er. Nach dem Tode seiner letzten rechtmäßigen Gattin, Luitgard, wirtschaftete der Herrscher mit Kebsweibern, von denen uns Einhard[25]) vier namhaft macht. Mit Luitgard hatte er bereits als seine Gattin Fastrada, ihre Vorgängerin, noch lebte, enge Beziehungen.



Liebespaar nach dem Hortus deliciarum von Herrad von Landsberg. Die Dame ist geschnürt, ihre Zöpfe sind mit Band durchflochten.

Karls Sinnlichkeit vererbte sich auf seine Töchter. Rodhaid (Hreiodtrud) starb unvermählt als Mutter eines Sohnes, Ludwig, der Abt von St. Denis wurde. Gisela lebte mit Angilbert in heimlicher Ehe, der zwei Söhne entsprossen. Die anderen Prinzessinnen waren nicht besser als ihre Schwestern, weshalb sie auch nach Karls Tod von Ludwig dem Frommen, ihrem Bruder, in Klöster verwiesen wurden. Vom ganzen Hof Karls war Gudrada mit dem höfischen Beinamen Eulalia „von hohem Adel und großer Liebenswürdigkeit“ die einzige weltliche Frau, der die Gesellschaft und die Geistlichkeit nichts Nachteiliges nachzusagen wußten.[26])

Gegen die Ausschreitungen im eigenen Haus war Karl blind und auch den Großen seines Reichs sah er viel nach. Gegen das Volk wetterten seine Kapitularien, die nicht nur drohten, sondern auch grausam zu strafen wußten.[27])

Die altgermanische Sittenreinheit war gründlich geschwunden. Frauen und Männer waren gleichmäßig an dem Zerstörungswerk tätig. Was der Mann straflos tun durfte, war der Frau streng von Sitte, Gesetz und Kirche untersagt. Selbst der Verdacht des Ehebruches oder des verlorenen Magdtums vernichtete die Existenz der Damen, die dadurch nicht besser, wohl aber vorsichtiger wurden.

Den Verdacht zu zerstören, genügte nicht der Eid der Beschuldigten. Sie bedurfte Eideshelfer, die mit Wort und Schwert für sie in die Schranken traten. Fredegunde reinigte sich von dem Vorwurf des Ehebruchs durch einen Eid, den Bischöfe und dreihundert angesehene Männer mit ihr schwuren.

Für Königin Gundiperga, König Charaolds Gattin, trat ein Eideshelfer als Kämpfer ein. Als die Königin einst gesprächsweise die schöne Gestalt des Edelings Adalulf lobte, flüsterte ihr der Verwegene zu: „Du hast mich deines Lobes für wert befunden, sei meine Geliebte.“ Gundiperga spie als Antwort dem frechen Versucher ins Antlitz. Racheschnaubend eilte Adalulf zum König und bezichtigte Gundiperga des Verrates. Mit Herzog Tasso sollte sie ein Komplott gegen das Leben Charaolds geschmiedet haben. Dieser glaubte die Anzeige und warf die Königin ins Gefängnis. Allein Gundipergas Freunde bestimmten den König, die Unschuld der Königin durch einen Kampf erweisen zu dürfen. Pitto, ein Edeling, focht für die Sache Gundipergas und erschlug Adalulf, den falschen Ankläger[28]) — Gott hatte sein Urteil gesprochen!

Ein Gottesurteil ruhte auf dem festen Glauben, daß der Schuldige unterliegen, der Schuldlose siegen mußte.

„Heidnischen Ursprungs und aus dem höchsten Altertum scheinen alle Gottesurteile. Sie hatten so tiefe Wurzel im Glauben des Volkes geschlagen, daß sie das Christentum und die spätere Gesetzgebung ihm nur allmählich entreißen konnte, anfangs aber und lange Zeiten hindurch dulden und sogar durch kirchliche Gebräuche heiligen mußte. Ihr Alter bestätigen auch ähnliche Prüfungen, die wir bei andern Heiden und selbst bei wilden Völkern antreffen.“[29]) [30])

Fand die Frau keinen Eideshelfer, keinen Verfechter ihrer Unschuld, so blieb ihr nur übrig, das Gottesurteil über sich selbst ergehen zu lassen. Die älteste Art des Gottesurteils neben dem Kampf war die Feuerprobe.

Richardis, die Gattin Karls des Dicken (881—887) soll durch ein solches nicht allein bewiesen haben, daß sie des Ehebruches nicht schuldig, sondern daß sie trotz zwölfjähriger Ehe noch Jungfrau sei und „das bewerte sü domitte (damit) das sü ein gewichset (wächsenes) hemede ane det und domit in ein für (Feuer) gieng und bleip unversert von dem füre“.[31])

Gleich alt scheint die Probe mit dem heißen Eisen gewesen zu sein. Ein glühendes Eisenstück wurde mit bloßen Händen getragen oder barfuß betreten. Noch im Jahre 1451 trug man in Frankfurt a. M. auf richterlichen Beschluß „daz heiß isen“.[32])

Eine zweite Art des heißen Eisens war, daß man neun glühende Pflugscharen in bestimmter Entfernung voneinander legte, über die barfuß gegangen werden mußte. Der Sage nach unterzog sich Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin (1002 bis 1024) dieser Probe zum Beweis ihrer Treue.[33])

Kaiserin Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II. schreitet über glühende Pflugscharen. Nach einer Handschrift aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts.

Papst Heinrich III. (um 1216) und Kaiser Friedrich II. erließen scharfe Edikte gegen die Feuerprobe.

Am 1. Juni 1257 befahl Papst Alexander IV. auf Wunsch des Hamburger Rats, daß in Hamburg die Feuerprobe gänzlich abzuschaffen sei.

Ernst von Pardubitz (gestorben 1364) eifert gegen den unsinnigen Gebrauch der Feuerprobe und der andern Gottesurteile. „Meint ihr denn Einfältige, daß eurer armseligen Erdenhändel halber Gott der Herr seine ewigen Naturgesetze umstoßen wird?“ fragt sehr vernünftig der alte Herr.

Das Wasserurteil teilte sich in die Probe mit heißem und kaltem Wasser.

Beim erstgenannten wurde das Wasser in einem Kessel zum Sieden gebracht und ein Ring oder Stein hineingeworfen, der mit bloßem Arm herausgeholt werden mußte. Im Sachsenspiegel heißt es: Daß diejenigen, die sich durch einen Eid nicht lösen können „sollen haben dreyerlei Wahl: Das heisse Eisen zu tragen vor ihre Unschuld: oder aber in einen wallenden Kessel zu greiffen, bis an den Ellenbogen, oder mit Kämpffen sich erwähren“.[34]) Thielberg, König Lothars Gemahlin reinigt sich im Jahr 859 durch ein solches judicium aquae ferventis, das aber ein Eides-

helfer, einer ihrer Diener, für sie bestand. In der burgundischen Sage von Gangolfus kommt die Wendung vor, daß der Heilige die angeschuldigte Ehefrau ihre Hand in kaltes Quellwasser stecken heißt, die sie dennoch verbrannt herauszieht. Derartige Wunder knüpfen sich an alle Gottesurteile. Als Gudrun in der Edda von Helke beschuldigt wird des sträflichen Umgangs mit dem Dietmarsohn, sprach sie:

> „Doch nun selber nun muß ich von Makel mich reinigen."
> Sie hielt bis zum Boden die blendende Hand
> und holte hervor die hellen Steine:
> ‚Da schaut ihr Männer, wie schuldlos ich bin,
> heilig bewährt im wallenden Kessel!'"

Deß freut sich Etzel, der Gatte, und gleichsam zur Gegenprobe muß nun die Verleumderin zum Kessel:

> „Keiner sah klägliches, konnte er nicht sehen,
> wie da Helke die Hände verbrannt.
> Man führte die Magd zum faulen Moor:
> so ward Gudrun der Gram vergoldet."[35])

Die Magd wurde im Moor versenkt, eine Strafe die hauptsächlich hie und da Ehebrecherinnen traf.

Die Kaltwasser-Probe ging von dem heidnischen Grundsatz aus, daß das heilige Element, die reine Flut, keinen Missetäter in sich aufnehme. Sank das mit einem Seil gebundene Weib unter, so war es schuldlos; schwamm es auf dem Wasserspiegel, dann war seine Schuld bewiesen.[36])

Bereits Ludwig der Fromme verbot 829 diese Wasserprobe, doch ohne Erfolg. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, im Zeitalter des Hexenwahnes, gewann sie als Hexenbad hohe Bedeutung.

Weniger allgemein als die vorhergenannten war das Kreuzurteil, das stets angewendet wurde, um unter mehreren Verdächtigen den Schuldigen ausfindig zu machen. Man mußte mit erhobenen Händen an einem Kreuz stehen. Wer zuerst die Arme sinken ließ oder ohnmächtig wurde, hatte verloren. „Als in einem Teich des Klosters Bischofsheim ein neugeborenes Kind gefunden, und eine Nonne des Verbrechens verdächtig war, ließ man, um die Schuldige auszumitteln, alle Nonnen die Probe des Kreuzes bestehen".[37])

Eine andere, seltenere Probe war ferner das Judicium panis et casei oder Broturteil, auch der geweihte Bissen genannt. Es wurde dem Verdächtigen ein mit eigenen Verwünschungsformeln hierzu vorbereiteter Bissen Brot oder Käse, oder auch beides gereicht. Wenn er diesen ohne Anstrengung verschluckte und nachher nicht erkrankte, wurde er für unschuldig, im Gegenteil für schuldig erklärt.[38])

Die letzte und edelste Art der Gottesurteile war die des Zweikampfes, die noch heute als vielumstrittenes Duell fortlebt. Körperschaften, Stiftungen und Frauen wählten sich ihren Kämpfer und lohnten den Sieger.

Dem späteren Mittelalter gehört der Zweikampf zwischen der Frau und ihrem Beschuldiger an.

Der Kraftunterschied zwischen Mann und Weib fand dadurch seinen Ausgleich, daß der Mann in einer Grube stehend die Angriffe der mit



Zweikampf zwischen Mann und Frau. (Aus Thalhoffers Fechtbuch.)

einem enganliegenden trikotartigen Anzug bekleideten Frau abzuwehren hatte. In Talhoffers Fechtbuch, der Bilderhandschrift von 1467 auf der Gothaischen Bibliothek, bekämpft die Frau ihren Widersacher mit einem Schleier, in dem sie einen vier- bis fünfpfündigen Stein eingebunden hat. Der Mann ist mit einer Keule bewehrt, ebenso lang wie der Schleier der Gegnerin. Der Kämpfer steht „bis an die waichin" in der Grube, deren Rand die Frau umkreist.[39]) Nach dem Apollonius von Tyrus von Heinrich von Neuenstadt vertrat mitunter einer der langen Kleiderärmel den Schleier.

Beim Gottesurteil mußte, wenn es mit rechten Dingen zuging, die Frau stets für schuldig gelten. Weibliche Schlauheit suchte daher Mittel und Wege, den Herren der Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen. Sie

fanden stets ein Hintertürchen zu entwischen und dem überklugen stärkeren Geschlecht eine Nase zu drehen.

Klein-Isolde soll durch ein Gottesurteil König Markes nur zu berechtigte Eifersucht als ungerechtfertigt erweisen. Sie weiß sich zu helfen. Ein alter Pilger erwartet das Schiff, in dem die Hofgesellschaft nach Karliun kam, wo das Urteil vor sich gehen sollte. Isolde steift sich darauf, von dem „gottseligen Mann" an das Ufer getragen zu werden. Mit seiner köstlichen Bürde auf den Armen strauchelt aber der alterschwache Mann und stürzt mit der Königin zu Boden. Seite an Seite lagen Isolde und der Pilger bis das Gesinde sie erhoben. Die Königin tröstete die entsetzten Hofschranzen und schritt mutig zum Münster. Sie hatte

„. . . all ihr Silber, all ihr Gold
All ihr Zierat, ihr Geschmeide
Und was sie hatt' an Roß und Kleide
Dahingegeben um Gottes Huld"

das heißt an die Geistlichkeit, denn diese hatte die ganze Sache in Händen. Nun schwur Isolde auf das Heiligtum einer Reliquie, nie in den Armen eines anderen Mannes gelegen zu haben als ihres Gatten, König Markes — ja, und natürlich des armen alten Pilgers, wie alle Hofleute gesehen hatten.

„In Gottes Namen griff voll Mut
Sie zu — nicht brannte sie die Glut!"

Denn sie hatte die Wahrheit gesagt. Der alte Pilger war nämlich der verkleidete Tristan, ihr Liebhaber.[40])

Das heiße Eisen bildet eine stehende Rubrik in der mittelalterlichen Schwankliteratur. Merkwürdigerweise bleibt in den meisten dieser Gedichte und Erzählungen die der Untreue bezichtigte Frau vom glühenden Metall verschont, um sich an dem kaltgewordenen gründlich zu verbrennen.

Eine hübsche Erzählung dieser Art aus Bruder Johannes Paulis „Schimpf und Ernst" dem Schwankbuch, das noch öfter als Quelle, besonders für das sechzehnte Jahrhundert dienen wird, sei hierhergesetzt:

„Ein Mann hatte eine Frau, die buhlte. Der Mann erfuhr es, obwohl der Hausvater immer der Letzte ist, der ein Ding erfährt, wie Juvenal sagt. Er warnte sie oft und sprach: Frau kannst du dich reinigen und deine Unschuld erweisen dadurch, daß du das heiße Eisen trägst? Die Frau sprach: Ja! Der Tag ward festgesetzt; in der Zwischenzeit begab sie sich zum Priester, beichtete und tat Buße und verhieß sich zu bessern. Als nun die Zeit kam, da trug sie ein Schieneisen in beiden

Händen, und der Mann war froh, daß er eine fromme Frau hatte. Es fügte sich aber, daß sie wiederum in Ehebruch fiel. Der Mann sprach: Frau, die Sachen gefallen mir nicht! Der und der ist heute wieder hier gewesen, während ich im Rate gewesen bin. Die Frau sprach: Du bist ein eifersüchtiger und unruhiger Mann! Hier steht doch noch das Schieneisen, das ich glühend getragen habe, und es hat mich nicht verbrannt! Damit faßte sie das Schieneisen in ihre Hände, aber das kalte Eisen brannte sie so, daß sie Mordio schrie und in die Hände blies, zum Wasser lief und die Glut löschen wollte; denn die Haut ging ihr von den Händen. Da sah der Mann wohl, wie fromm seine Frau war: Das glühendheiße Eisen brannte sie nicht in die Hände, aber das kalte Eisen verbrannte sie.[41]) . . .

Unter Karls kraftlosen Nachfolgern zerfiel das von ihm geschaffene Staatengebilde unaufhaltsam und mit ihm das, was der große Kaiser geschaffen.

Vor dunklem Hintergrund spielten die Zeitereignisse der folgenden Jahrhunderte, und nur eine verhältnismäßig kleine, aber auserlesene Schar herrlicher Frauengestalten hebt sich hell und freundlich von dem allgemeinen Düster ab.

Bei der Aufzählung dieser Frauen kann die chronologische Folge nur schwer eingehalten werden, wie dies überhaupt in einem nicht wissenschaftlichen Zwecken allein dienenden Werk über Sittengeschichte kaum jemals möglich ist. Die Kulturgeschichte geht nie so schrittweise vorwärts wie ihre Mutter, die Weltgeschichte. Ereignisse eines Tages, oft einer Stunde verursachen Umwälzungen bestehender Verhältnisse und haben eine Kette welterschütternder Begebenheiten im Gefolge, die aber nur allmälig die Sitten des von dieser Wandlung betroffenen Volkes nach sich ziehen. Die Ursache hat die Weltgeschichte aufgezeichnet, die Wirkung kommt erst unendlich viel später zum Vorschein. Und dann sind es ausschließlich Männer, die der Zeit ihre Signatur gegeben. Frauen haben nur auf ihre Schwestern direkten Einfluß auszuüben vermocht, da sie stets Kinder ihrer Zeit waren, und höchst selten ihrer Zeit voranzueilen vermochten. In ihnen verkörperten sich die Fehler und Tugenden der betreffenden Epoche in höchstem Maße.

Neben Dirnen, die mit einer Theodora von Byzanz wetteifern konnten, stehen Frauen, die nur für das Jenseits lebten und selbst in der Ehe ihre Jungfräulichkeit zu bewahren wußten. Hier tolle, bis zur Ausgelassenheit gesteigerte Lebensfreude, dort hart an Wahnsinn streifende Askese. Die gute Frau wird noch immer geachtet, aber nicht mehr so

voll und ganz wie vordem. Der Sohn verweist in rüden Worten jede Einrede der Mutter, wie es im Heliand der Herr tut. Nur bei der Wahl der Gattin darf man den Rat der Mutter hören.

Freilich fehlt es auch nicht an Beispielen, wo der Sohn seinem natürlichen Gefühl freien Spielraum läßt. Ruodlieb, nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, läßt der Mutter den Vorsitz an der Tafel und verzichtet auf sein Herrenrecht.[42]) Im 11. Jahrhundert setzte Hermann der Hökrige, der gelehrte Mönch des Klosters Reichenau, seiner Mutter ein Denkmal, in dem innige Sohnesliebe alle Mode und Konvention beiseite schiebt:

„Hiltrud, Dürftiger Mutter, der Ihren Hoffnung und Hilfe,
Gibt was der Erde gebührt, hier in dem Hügel zurück;
Welche die hochgebietenden Eltern edelen Stammes
Adelnd, sie durch den Glanz leuchtenden Strebens erhob.
Keusch schloß nur einmal sie ein heiliges Bündnis der Ehe,
Lebte, dem göttlichen Dienst widmend den Sinn und das Herz.
Und sie strebte nach dem bescheidenen Teil der Martha,
Blieb der Lehre, die sie gab, in dem Leben getreu.
Reich und fromm erfreuete sie die Armen mit Kleidung,
Speise, Fürwort und Gang, wo nur es heischte die Not.
Doch vor allem erquickte mit Glauben sie gläubige Freunde,
Allen zeigte sie sich, immer willfährig und mild.
Auch sanftmütig und duldsam und nimmer zum Streite geneiget,
Aller Welt sie gefiel und, wie wir hoffen, dem Herrn.“[43])

Trotzdem die schrankenlose Sinnlichkeit der Männer ihre Wirkung auf die Sitten der Frauen ausüben mußte und Lockerung der Familienbande herbeiführte, ist die nachkarolingische Zeit reich an hehren Frauengestalten an Idealen fraulicher Art und Tugend. Auf die Frauen, die ihr Leben Gott und werktätiger Menschenliebe widmeten und in der Umfriedigung und Weltabgeschiedenheit der Klöster in Wort und Tat manch Denkmal deutschen Geistes und deutscher Sitte geschaffen, komme ich später zu sprechen. Der Unterschied zwischen diesen Klosterschwestern und den bedeutenderen Weltdamen jener Zeit ist im Grunde genommen nur gering. Frömmigkeit galt als Inbegriff aller Tugenden, aus der sich alle anderen Vorzüge kristallisierten. Das edle Weib lebte nur für die Kirche, während sich der Mann, namentlich wenn er eine Machtstellung innehatte, oft recht wenig an kirchliche Gebote kehrte. Ein beredtes Beispiel für diese beiden Gegensätze ist König Heinrich I., der „Städtegründer“, auch der „Finkler“ zubenannt (919—936) und seine zweite Gemahlin Mathilde. Die erste war Hadburg (Hatheburg), die verwitwete Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, die als Nonne in einem

Kloster lebte. Trotz des drohenden Bannes nahm Heinrich Hadburg zu sich und vermählte sich mit ihr. Als sie ihm ein Jahr später einen Sohn Tammo geschenkt, erwachte plötzlich sein Gewissen. Er ließ die Ehe für ungültig erklären und sandte das arme Weib in das Kloster zurück.[44])

Die Ursache dieser plötzlich auftauchenden Skrupel war ein reizendes junges Mädchen, Mathilde, die Tochter des reichen Grafen Dietrich von Ringelheim.

In Herford war Mathilde unter Aufsicht ihrer gleichnamigen Großmutter, der Äbtissin des Klosters, erzogen worden. Ein Sproß vom Stamm Herzogs Widukind, Karls des Großen heldenmütigen Gegners, wuchs sie hinter den Klostermauern zu einer Jungfrau heran, deren Schönheit, Bildung und Tugend begeistert gepriesen wurden. Heinrich hörte von Mathilde und mit stattlichem Gefolge begab sich der junge Fürst, von dem geschrieben steht, er sei wie eine Blüte gewesen, die das Nahen des Lenzes verkündet, nach Kloster Herford. Nur wenige Begleiter hatte Heinrich bei sich, als er, schmucklos gekleidet, das Gotteshaus betrat, um das sittsam und stattlich geartete Mädchen zum erstenmal zu sehen. Wie ein gut erfundener Roman mutet das an, was der ungenannte Biograph über die Werbung zu berichten weiß.

Als der Herzog die Jungfrau erblickte, hatte sein Herz sich ihr ganz zu eigen gegeben, so daß es kein Scheiden, keinen Aufschub der Verbindung mehr dulden wollte. Darauf verließen der Herzog und seine Leute die Stadt, um königliche Gewänder anzulegen. Von einer großen Menge begleitet kehrten sie zurück, traten vor die großmütterliche Äbtissin mit der Bitte, ihnen die Jungfrau vorzustellen. „Da trat Mathildis hervor, auf den schneeigen Wangen mit den Flammen der Röte übergossen, als wären glänzende Lilien gemischt mit roten Rosen, solche Farben bot ihr Antlitz.“ Und Heinrich gewann die Großmutter, daß sie ohne Wissen der Eltern die Enkelin ihm verlobte. Mit Anbruch des nächsten Tages wurde sie aus dem Kloster nach der Heimat entlassen. Nicht lange nachher wurde in Walhausen in der goldenen Aue das Hochzeitsmahl mit einem Prunk festlich begangen, wie ihn sonst nur Könige entfalten. Walhausen mit allem Zubehör war die Morgengabe, die der Herzog seiner Gattin darbrachte.[45])

Eine bessere Gattin und Mutter seiner Kinder konnte sich Heinrich nicht wünschen. In seinem vielbewegten, an Stürmen und Kämpfen überreichen Leben, stand sie ihm als kluges und liebreiches Weib treu zur Seite. Fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, entsprossen

dieser vorbildlich glücklichen Ehe. Heinrich ehrte auch seine Frau vor aller Welt, in dem er ihr die reichen Güter Quedlinburg, Pehle und Nordhausen als Wittum verlieh. Diesen Orten galt denn auch die Fürsorge der Königin. Reiche Klöster erstanden. In Quedlinburg, am Fuß des Harzes, baute der König auf den Wunsch der Gattin das weitberühmte Stift zu ihrer dereinstigen letzten Ruhestätte. „Unter Mathildens Leitung wurde das Gotteshaus die erste jener für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolkes so bedeutenden Anstalten, die das Land seiner Königin verdankte. Denn nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Überflusses wollte Mathilde ihre Schöpfungen machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens und Strebens in einer vielbewegten Zeit, der es an abschreckender Roheit nicht fehlte. Von hier sollte sich über das ganze Sachsenland höhere geistige Bildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe gibt. Wie sie aber in diesen Klöstern und Schulen gewirkt wissen wollte, das zeigte sie am besten an ihrem eigenen Beispiel, wenn sie selbst ihre Dienerinnen den Psalter lesen lehrte.[46]) Der bekannte Satz in Mathildens Biographie: „Mathildis würde durch das Verdienst ihrer frommen Werke fast die Palme der Jungfräulichkeit errungen haben, wofern sie nur nicht in der Kleider weltlichem Schmuck geprangt hätte," hat Unrecht behalten. Mathilde wurde trotz dieser Äußerungen weiblicher Eitelkeit heilig gesprochen. Ihr Gedenktag ist der 14. März, an welchem Tag sie im Jahre 968, hochbetagt im Kloster Quedlinburg die Augen für immer schloß, nicht ohne vorher durch den Undank ihrer Söhne tief gekränkt worden zu sein.

Ihr Sohn Otto I. der Große, deutscher König, seit 962 auch römischer Kaiser, vermählte sich mit Edita, einer englischen Prinzessin, auf deren Betreiben er in Magdeburg (Magadaburg) ein Benediktinerkloster anlegte, das dem kleinen Handelsort zu Blüte und Ansehn verhalf. Der keuschen Edita fehlte es nicht an Widersachern. Ein gewisser Kono beschuldigte Edita des Ehebruchs, aus Rache, weil sie seine Anträge zurückgewiesen hatte. Für ihre Ehre kämpfte ein Graf Purchard und überwand den Verleumder. Sie wurde in der Albanikirche zu Mainz 946 begraben. Über ihrem Grab wurde eine silberne Spindel aufgehängt, zum Andenken an die Häuslichkeit der Verblichenen.[47]) Nach ihrem Tod führte Otto eine der herrlichsten Frauen heim, die jemals auf einem deutschen Thron gesessen.

Adelheid (Ethelheid) wurde um 931 als Tochter König Rudolfs II.

von Burgund und Bertas, einer Tochter des Herzogs Burkhard von Schwaben geboren. Sechzehnjährig reichte sie dem König Lothar von Italien ihre Hand. Drei Jahre nur währte die Ehe, als Lothar starb. Sein Nachfolger, Berengar II. wollte die kaum neunzehnjährige liebreizende Witwe mit seinem Sohn Adalbert vermählen. Als sie sich weigerte dem Gebot Folge zu leisten, wurde sie in härtester Gefangenschaft gehalten, bis es ihr gelang nach dem festen Schloß Canossa zu entkommen. Nun rief sie König Otto um Hilfe an, der in Italien einbrach, die Macht Berengars vernichtete und Adelheid befreite, um sie auf den ersten Thron der Welt zu erheben. Am Weihnachtsfest 958 wurde ihre Vermählung mit Otto vollzogen.

Was bis dahin einzelne Rompilger von ihrer Anmut und Gastfreundlichkeit diesseits der Alpen gerühmt hatten, sah nun das deutsche Volk mit Freuden bestätigt.[48]) Sie war die erste Frau ihrer Zeit. Geist, Willenskraft, diplomatische Geschicklichkeit, Scharfsinn einten sich bei ihr mit edler, oft erprobter Weiblichkeit. Ihre Herzensgüte zeigte sie schon dadurch, daß sie die Töchter Berengars, der ihr die Jugend verbittert und seiner Gattin, der unmenschlich grausamen Willa, die sie geschlagen und ihr sogar die Freiheit geraubt hatte, zu sich nahm und ihnen eine zweite Mutter wurde. Was sie als Herrscherin, als vornehmste Ratgeberin der ersten drei Ottonen, des Gatten, Sohnes und Enkels gewesen, mit welcher Engelsgeduld sie all die Enttäuschungen, Zurücksetzungen und den Undank ertrug, das hat ihr Zeitgenosse und Biograph Odilo von Cluny[49]) unvergänglich festgehalten. Am 16. Dezember 999 endete das Leben der Dulderin, dessen Inhalt Cluny in dem schönen Ausspruch zusammenfaßte: die Kaiserin sei allezeit und überall von der Mutter aller Tugenden begleitet gewesen, von der Mäßigung. Der gelehrte Gerbert, mit dem sie in Briefwechsel stand, nennt sie einen Tempel der Barmherzigkeit und rühmt ihre Treue, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Sie war bewandert in Künsten und Wissenschaft, spielte Harfe und andere Instrumente, redete die Sprachen dreier Länder und lateinisch.

Adelheids Sohn, Otto II. führte eine Byzantinerin heim. Theophano war von ihrem Stiefvater Nikephorus dem Kaiserssohn bereits angelobt, als dieser noch ein vierzehnjährige Knabe war. Aber bald bereute es der Grieche, den Bund des Ost- und Westreichs eingegangen zu sein und als Otto der Große eine Gesandtschaft unter dem Bischof Liutprand von Cremona absandte, fand diese in Konstantinopel hundertzwanzig Tage lang die schimpflichste Behandlung. Erst als Nikephorus auf An-

stiften seiner Gemahlin ermordet worden war, gelang es Otto die vielumworbene Hand der schönen Kaiserstochter zu erlangen. Mit bis dahin unerhörter Pracht wurde im Jahre 972 die Hochzeit in Rom gefeiert, zu der fast alle deutschen Fürsten über die Alpen gekommen waren. Die kaum den Kinderschuhen entwachsene kluge Griechin wußte sich trefflich in deutsche Verhältnisse zu schicken, jedoch nicht ohne auf die deutsche Ungeschlachtheit höhnisch lächelnd herabzusehen. Mit Theophano kam die Lust am Studium des Griechischen nach dem Norden, freilich aber auch manche Üppigkeit des byzantinischen Hofes, zum großen Ärgernis der Geistlichkeit. Ließ man sie doch nach ihrem Tod einer Nonne erscheinen und diese um Fürbitte anflehen, wegen der größten ihrer Sünden, unnützen Weiberschmuck und bedenkliche Putzkünste nach ihrer neuen Heimat gebracht zu haben. Doch sie war mehr als nur Modedame. Als Regentin zeigte sie sich durch ihre feine, zielbewußte Politik ihrer Schwiegermutter würdig.

Ihr Sohn Otto III. galt an Wissen als Wunderkind unter den Zeitgenossen. Neben seiner Mutter war jener Ekkehardt von St. Gallen sein Lehrer, der mit Herzogin Hadwig am Hohentwiel den Vergil gelesen hatte.

Wie Adelheid durch die katholische Kirche mit dem Heiligenschein beschenkt wurde, so geschah es auch König Heinrich II. (1002—1024) und seiner Gemahlin Kunigunde. Die Geschichte kennt sie als scharfsinnige und ehrbare Frau. Die Legende hat aus ihr ein höher geartetes Wesen gemacht, das mit ihrem Mann in Josefsehe gelebt und den Teufel gezwungen hat, eine große marmorne Säule für die Kirche im Bamberg herbeizuschleppen. Dafür beschuldigte sie der Satan des sträflichen Umgangs mit einem Herzog. Doch sie flehte Gott um Beistand an und schritt im Gottesurteil über sieben glühende Flugscharen. Ihre letzten Lebensjahre brachte sie in dem von ihr gegründeten Kloster Kaufungen zu, dessen erste Äbtissin ihre Nichte Uta war. Diese Uta soll durchaus kein Tugendspiegel gewesen sein, als ein Schlag ihrer Tante sie zur Besinnung brachte, und damit tiefe Reue in ihr Herz zog. Kunigunde wurde vom Papst Innocenz III. (1198—1216) heilig gesprochen, ihr Gemahl bereits 1146 vom Papst Eugen III.

Unter Heinrich zog Thietmar von Merseburg gegen die allgemein verbreitete Unsittlichkeit scharf zu Felde: „In unseren Tagen, in denen die Freiheit zu sündigen mehr als je ganz schrankenlos herrscht, treiben außer der Menge verführter Mädchen selbst noch gar manche verheiratete Frauen, denen jede Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Ehebruch und

zwar noch zu Lebzeiten ihres Mannes. Und damit nicht zufrieden, überliefert manche noch, indem sie ihre Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Gatten der Hand des Mörders, den sie darauf öffentlich zu sich nimmt und mit ihm — wie schändlich — nach vollem Belieben buhlt."[50]) Von einer Gräfin Christiana berichtet derselbe Autor:[51])

„Die Verstorbene war den anderen Frauen heutiger Zeit sehr unähnlich. Denn diese zeigen größtenteils, in dem sie einzelne Teile ihres Körpers auf eine unanständige Weise entblößen, allen Liebhabern ganz offen, was an ihnen feil ist, und wandeln, obwohl das ein Greuel vor Gott und eine Schande vor der Welt ist, ohne alle Scham allem Volk zur Schau einher."

Ganz so schlimm wird es wohl nicht gewesen sein. Thietmar und seine unzähligen Nachfolger lieben Übertreibungen, wenn sie auf das, von da ab bis in die neueste Zeit von Predigern so gründlich ausgeschrotete Thema der Frauenkleidung, besonders der Dekolletage zu sprechen kommen.

Mit einer Frau, der die Kirche den Nimbus versagt, die aber um ihr Haupt die herrlichste aller Gloriolen gewunden hat, die der reinsten, selbstlosesten Treue, sei die Reihe der sächsischen und fränkischen Herrscherfrauen geschlossen. Und dieses edle Geschöpf war nur durch ihre Heirat eine Deutsche, ihre Wiege stand in Italien, in Susa.

Berta, die Tochter des Markgrafen von Turin war nicht schön, daher nicht imstande, den sechzehnjährigen, früh Ausschweifungen aller Art ergebenen Heinrich IV. dauernd zu fesseln. Bald nach der Hochzeit vernachlässigte der junge, viel zu zeitig der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, „einer Frau von männlichem Geist", entzogene Fürst seine Frau in unwürdigster Weise und machte sie zum Gespött seiner Buhlerinnen und seines Hofes. Er suchte sie auf jede Weise los zu werden, scheute sogar nicht davor zurück, um einen triftigen Scheidungsgrund zu haben, liederliche Gesellen auf seine Gattin zu hetzen. Berta ging makellos aus allen Versuchungen hervor. Da brach das längst erwartete Unglück über den unbesonnenen Fürsten herein. Gregor VII. schleuderte seinen Bannstrahl auf Heinrich. Alles wandte sich von ihm, nur Berta stand ihm treu zur Seite und da gingen endlich dem Gatten die Augen auf über den Wert seiner Frau.

Sie begleitete den von Verrat umlauerten Mann von Versteck zu Versteck, häufig am Nötigsten Mangel leidend. Auch auf der Bußfahrt nach Kanossa, jenem Schandfleck in der deutschen Geschichte, verließ Berta ihren Mann nicht. Es war im Winter 1076 auf 1077 kälter als

es seit Menschen Gedenken gewesen. Schon im November bedeckten große Schneemassen Weg und Steg. Heinrich und sein kleines Gefolge, unter dem sich auch Berta befand, hatten mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und nicht bloß gegen die Unbilden der Witterung und die Fährlichkeiten des Weges über die Alpen. Streichbanden seines Gegenkaisers Rudolfs von Schwaben suchten des Geächteten habhaft zu werden und oft genug entging die kleine Schar mit knapper Not den Verfolgern. Auf Ochsenhäuten mußten die Frauen über das Eis der Ströme geschleift werden und an Stricken die steilen, unpassierbaren Felswände hinabgelassen werden, ehe man Kanossa erreichte, wo ein übermütiger Pfaffe einen deutschen Herrscher in einer Weise behandelte, die noch heute jedes deutsche Herz in Ingrimm pochen lassen muß.

Diese außerordentliche und unvergleichliche Frau bildet einen Lichtblick in jenem Drama, ihr Andenken sei gepriesen für immerdar. Sechsundzwanzig Jahre vor ihrem Gatten (1087) starb Berta. Im Dom zu Speyer liegt sie begraben, in der Nähe des Gatten, den ihre Nachfolgerin im Bunde mit ihrem, Bertas Sohn, verraten sollten. Durch ihre einzige Tochter Agnes wurde Berta die Ahnfrau eines neuen Herrschergeschlechts, das der Hohenstaufen, das das Unglück als Erbstück überkam. Mit Bertas Sohn erlosch das salische Kaisergeschlecht.

IV. Abschnitt.

Hinter Klostermauern.

„Da nun der heilige Priester Bonifacius so in dem Gebiete der Thüringer und Hessen predigte und taufte, sah er, daß die Ernte zwar groß sei, der Arbeiter aber wenige, um die Menge der Gläubigen zu bekehren. Er schickte deswegen in seine Heimat und ließ von dort sowohl Männer als Frauen, die gottesfürchtig und mit mancherlei Wissen ausgerüstet waren, herüberkommen. Unter den Männern sind als besonders ausgezeichnet zu nennen Burghard und Lul, Willibolt und sein Bruder Wunnubolt, dann Witta und Gregor. Die frommen Frauen waren Chunihilt, die Tante des Lul und ihre Tochter Berthgit, Chunitrud und Tecla, Lioba und Waltpurgis, die Schwester des Williholt und Kuniholt. Chunihilt und ihre Tochter Berthgit wurden, da sie in allen freien Künsten wohlunterrichtet, im Gebiet der Thüringer als Lehrerinnen angestellt. Chunitrud wurde nach Bayern gesandt, um dort des göttlichen Wortes Samen auszustreuen. Tecla schlug ihren Wohnsitz in dem am Fluß Main belegenen Orten Kitzingen und Ochsenfurt auf, der Lioba trug er auf, in Bischofsheim der dort versammelten Schar der Jungfrauen vorzustehn."[1])

Unter all diesen Frauen, die Bonifacius aus seiner englischen Heimat zu sich rief, war Leoba die bedeutendste, nicht durch die Wunder, die ihr Biograph Rudolf von Fulda getreulich aufzeichnete, sondern durch ihr Wirken als Lehrerin und Vorbild in allen damals für christlich geltenden Tugenden. „In dem Kloster Biscofesheim, wo eine nicht geringe Anzahl der Mägde Gottes gesammelt wurde, die nach dem Beispiel der seligen Lehrerin in den Lehren der himmlischen Weisheit unterrichtet, und die durch ihren Unterricht so ausgebildet wurden, daß mehrere von ihnen späterhin der Andern Lehrerinnen werden konnten, so daß in jenen Landen keine oder nur sehr wenige Frauenklöster sich vorfanden, welche nicht ihre Schülerinnen zu Lehrerinnen verlangten."[2]) Leoba genoß die Achtung Pipins, Karls und Karlemanns, und Karls Gattin Hildegard ver-

ehrte sie besonders hoch und beschenkte Leobas Klöster wiederholt und reich.

Leoba konnte nicht nur für geistreich, sondern auch bei höheren Ansprüchen als ihr Zeitalter stellte, für überaus gebildet gelten.

Leobgyth, wie sie in England hieß, war das spätgeborene Kind frommer Leute von altadeligem Geschlecht und mütterlicherseits dem Bonifacius verwandt. Im Kloster Winburn in Northumbrien wurde Leoba in allen Zweigen des Wissens wohl unterrichtet. Sie galt als vorzügliche Kennerin der heiligen Schrift und der Kirchenväter. Sie war bewandert im kanonischen Recht und durch ihre Lehrerin Eadburg, die so herrlich mit goldenen Buchstaben zu schreiben wußte, sogar in der lateinischen Verskunst eingeweiht. Die Briefsammlung des Bonifacius enthält noch einige ihrer Verse, die sie dem Heiligen zur Beurteilung zugesandt.

Von den anderen englischen Gehilfinnen des Bonifacius ist wenig mehr als der Name bekannt. Selbst Walpurgis macht davon keine Ausnahme. Sie selbst ist vergessen, leider ebenso eine ihrer Nonnen, der das Verdienst gebührt, die erste Schriftstellerin auf deutscher Erde gewesen zu sein. Wie sie geheißen hat, ist für immer vergessen. Sie, die Namenlose, die in schwülstigem und geschraubten Stil vom Leben der Brüder Wunibald und Willibald erzählte. Nur an einer Stelle kommt höherer Flug in ihre Darstellung, dort wo sie in ihr Geschreibsel die ungemein anschauliche und ausführliche Beschreibung von der Pilgerfahrt Willibalds ins gelobte Land eingeflochten hat. Sie schrieb dieses Stück am 23. Juni 778 nach dem Diktat des Reisenden nieder. Ihr Verdienst ist daher klein und doch ist es jammerschade, daß sie für ewig anonym geblieben ist. Ihr wäre gewiß in unserer marmorsüchtigen Zeit ein Denkmal geworden. Mit mehr Recht, als so manchem, der auf steinernem Postament eines seiner Beine vorstreckt.

War es Abschreckung durch diesen mißlungenen ersten Versuch, daß fast zweihundert Jahre seit dem Opus der Heidenheimer Nonne kein Werk von Frauenhand erscheint, das Eingang in die Literaturgeschichte fand?

Aber dadurch, daß keine Schriftstellerinnen unter den Nonnen vorhanden zu sein schienen, verloren die Nonnenklöster nichts von der geistigen Machtstellung, die sie seit Anbeginn in Deutschland eingenommen hatten.

Sie waren, wie die Mönchsklöster, ein unentbehrlicher Faktor jener Zeit geworden.

Die letzte Zufluchtsstätte, eine Insel in der wildstürmenden Brandung

des Lebens, tat sich hinter den festgefügten Mauern der Klöster auf, an denen die unheilbringenden Wogen machtlos zerschellten. In die Klöster flüchteten die im Daseinskampf schiffbrüchig Gewordenen. In der Stille der Klausur, in den widerhallenden, düstern Kreuzgängen, suchte das verwundete Herz Heilung und Vergessen.

So wurden die Klöster zu Asylen und zu Witwensitzen — aber gleichzeitig zu schauerlichen Gefängnissen, in denen die Mächtigen ihre Widersacher begruben. Wurden doch viele Klöster nur dieserhalb gegründet. Die Stufe in den Himmel kam zwar auch in Betracht, war aber durchaus kein Hauptzweck. Es lagen den Klostergründungen gar zu oft ganz praktische Absichten zugrunde. Man schaffte sich und seiner Familie Sinekuren als Schirmherrn für die männlichen Mitglieder, und Unterkunftsstätten für die nicht standesgemäß zu verheiratenden Mädchen der Familie.[3]) Nach Neigung zum Klosterleben wurde nicht gefragt. Das Mädchen wurde, oft in den ersten Stunden seines Lebens, für das Kloster bestimmt, wenn nicht eine gute Versorgung durch Heirat die Eltern umstimmte und der Jungfrau einen Mann zuführte, den sie heiraten mußte, ohne weiter viel gefragt zu werden. Indem man sein Kind dem Kloster verschrieb, entledigte man sich einer drückenden Familienbürde und tat — wie man glaubte — ein gottgefälliges Werk. So schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe und wurde einen Ladenhüter auf billige Weise los. Trivial ausgedrückt ist dies die echte Liebe zwar nicht, trotzdem soll sie heute noch vorkommen. Es ist demnach ein seit elfhundert Jahren gepflogenes Gewohnheitsrecht, um das sogar viele Protestanten im stillen die katholischen Länder beneiden.

Unter solchen Umständen setzten sich die Klosterinsassen aus Elementen zusammen, denen die strengen Ordensregeln eine lästige Bürde waren. Karl der Große hatte daher kaum Unrecht, wenn er in einem seiner Kapitularien anordnete, daß Mönchsklöster nicht allzu nahe bei Frauenklöstern gebaut werden sollen. Derselbe Monarch glaubte den Nonnen das Schreiben von Liebesliedern verbieten zu müssen, natürlich ohne Erfolg, denn sie schrieben sogar Liebesbriefe.

Einer der zahmsten Erlässe Karls des Großen mit Verhaltungsmaßregeln für die Nonnen lautet: Die Frauenklöster sind streng zu bewachen. Die Nonnen dürfen nicht umherschweifen, sondern sind mit größtem Fleiß zu bewahren. Auch sollen sie nicht in Streit und Hader untereinander leben, und in keinem Stück den Äbtissinnen und Meisterinnen zuwiderhandeln. Wo sie unter eine Klosterregel gestellt sind, sollen sie diese durchaus einhalten. Nicht der Unzucht, nicht der Völlerei, nicht

der Habsucht sollen sie dienen, sondern auf jede Weise gerecht und nüchtern leben. Auch soll kein Mann in ihr Kloster eingelassen werden usw.

Im Leben der heiligen Leoba werden die inhaltslosen Geschichten erwähnt, die den Nonnen zur Unterhaltung dienten.[4]) Denn dort, wo nicht strenge Zucht das Leben regelte, die Nonnen zu geistiger und körperlicher Arbeit angehalten wurden, schlich sich das Gespenst des Müßigganges ein, des Vaters aller Laster.

Auch der Einfluß der Höfe erwies sich häufig schädlich für die Klöster. Entweder erhielten Anverwandte oder Günstlinge der Regenten die höchsten Stellen in den Klöstern, ohne befähigt zu sein, Ordnung zu halten. Da kam es denn vor, daß die wider ihren Willen zum ehelosen Leben und zum Gehorsam Gezwungenen sich den Anordnungen der Oberen und den Klosterregeln einfach nicht fügten und ärgerliche Händel erregten.

So unterhielten im Kloster von Poitiers um das Jahr 590 Chrodieldis, Tochter des Königs Charibert, und ihre Base Basina in einer Basilika unweit des Klosters eine Räuberbande. „Diebe, Mörder, Ehebrecher und Menschen, die aller Verbrechen schuldig waren“, setzten sich dort fest zur bewaffneten Fehde gegen das Kloster. Und die beiden Nonnen sprachen: „Königinnen sind wir! Nicht eher treten wir in unser Kloster (zurück) bis die Äbtissin hinausgeworfen ist. Als einige Bischöfe mit großem Stab gezogen kamen, „diese Mädchen“, nämlich die beiden Damen aus königlichem Blut und die mit ihnen entflohenen Nonnen, mit Exkommunikation bedrohten, brach die Räuberbande aus der Basilika hervor und schlug die hohen Geistlichen so windelweich, daß sie schleunigst Fersengeld gaben.[5]) Die Scharen Chrodieldis brachen endlich in das Kloster ein, mißhandelten die Nonnen, plünderten und schleppten die Äbtissin mit sich fort. Als alle Hin- und Herredereien und diplomatischen Verhandlungen an dem Starrsinn Chrodieldis scheiterten, nahm das Volk von Poitiers endlich die Sache selbst in die Hand. Das Raubgesindel wurde überwältigt, gegeißelt und ihnen Hände, Nasen und Ohren abgeschnitten. Chrodieldis und Basina wurden gefangen. Alle Beschuldigungen gegen die Äbtissin erwiesen sich vor einem geistlichen Gericht als boshafte Lügen. Darum wurde die Äbtissin wieder feierlich in ihr Amt eingesetzt, während Chrodieldis zeitweilig aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen wurde. Was mit ihr weiter geschah, davon meldet die Chronik Gregors von Tours nichts, doch wird das böswillige Weib dank ihrer Herkunft wohl bald wieder zu Gnaden aufgenommen worden sein und ein anderes Kloster mit ihrer Gegenwart beglückt haben.

So weit wie diese Megären echt merowingischen Blutes haben es deutsche Nonnen nie getrieben.

Von einem großen Teil der deutschen Nonnenklöster wissen wir, daß reges Geistesleben in ihnen geherrscht. Neun Nonnen fertigten für den gelehrten Erzkaplan Karls des Großen, Hildebald von Köln, kunstvolle Handschriften an. Manch köstliche, mit Miniaturen gezierte Handschrift war das Werk einer fleißigen Nonne, die manch eigene Gedanken in den abgeschriebenen Text einflocht. Unter den kunstgeübten Händen der Klosterschwestern entstanden auch Stickereien, farbenprächtig und überaus kunstvoll in Zeichnung und Ausführung.

Die Klosterschulen blühten nach wie vor. Aus ihnen ging eine ganze Reihe hochgebildeter Frauen hervor. Gelehrte Mönche widmeten ebensolchen Nonnen ihre Bücher. So Eigil sein „Leben des Abtes Sturmi" der Angildruth, wahrscheinlich Bewohnerin des Klosters Bischofsheim. Ebenso dedizierte Rudolf von Fulda die Biographie der Leoba der „frommen Jungfrau Christi" Hadamout, „damit du etwas habest, was du gern lesen und getreulich nachahmen kannst".

Die Klosterschulen waren Pflanzstätten alles damaligen Wissens. Man nahm es so ernst mit dem Unterricht, daß zur Zeit der Ottonen vornehme, für den geistlichen Stand bestimmte Knaben in Nonnenklöstern erzogen wurden. Herford und Quedlinburg zeichneten sich im zehnten Jahrhundert auch nach dieser Seite hin aus.[6])

Kein Wunder, daß es unter solchen Umständen nicht an ganz hervorragenden Persönlichkeiten fehlte, denn in den kahlen Zellen, im freskengeschmückten Refektorium, dem gewölbten Kreuzgange, wie im Bibliothekraum mit den an schweren eisernen Ketten gegen Diebe geschützten kostbaren Büchern fand die Wissenschaft ihre erste Heimat auf deutschem Boden. Hier wurde das Samenkorn, das ein wohltätiger Wind aus der Antike unter unseren rauhen Himmelsstrich geweht, gehegt und gepflegt, bis es zu jenem mächtigen Baume erstarkte — der Wissenschaft unserer Zeit.

Vor allen andern Klöstern der deutschen Christenheit glänzt Gandersheim, die Stiftung Odas, der Stammutter des sächsischen Kaisergeschlechts. Hier unterrichtete die Äbtissin Hadomud, eine Nichte Ottos I., ihre Nonnen im Verständnis lateinischer Autoren.[7]) Ihre Nachfolgerinnen Gerberga und Christiana machten Gandersheim zum Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche. Eine spätere Vorsteherin, Hroswitha, erwarb durch ihre Gelehrsamkeit hohen Ruhm, doch wird ihr Andenken verdunkelt durch ihre unsterbliche Namensschwester, die sich

als erste Dichterin auf deutscher Erde einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte errang.

Über den Lebensgang der jüngeren Hroswitha oder Roswitha ist Näheres unbekannt. Ihr weltlicher Name ist vergessen, wie ihr Geburtsjahr, das zwischen den Jahren 912 bis 939 liegen dürfte.

Roswithas dichterisches Schaffen umfaßte Lehrgedichte, teils zu Ehren der Himmelskönigin, teils legendarischen oder historischen Inhaltes, dann sechs Dramen, die ersten Dichterwerke dieser Art, die deutscher Geist hervorgebracht. Die Gandersheimer Nonne kann, abgesehen von ihrer dichterischen Begabung, als Type für die Gelehrsamkeit einer Frau ihrer Zeit angesehen werden.

Sie war wohlbewandert in der altrömischen Literatur. Ihre Lehrerin darin war die feinsinnige Gerberga II., die Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, Ottos I. jüngeren Bruders. Die lateinische Sprache brachte ihr die Nonne Rikkardis bei. Es war das „barbarische Mönchslatein, wie es im zehnten Jahrhundert geschrieben und gesprochen ward. Allerdings handhabte sie die Sprache mit einer Kraft und Leichtigkeit, wovon in den Schriften ihrer männlichen Zeitgenossen wenig oder nichts zu spüren ist“.[8]) Als Vorbild für ihre Werke dienten Dramen des Terenz und Plautus, deren Stoffe sie durch solche aus der Legendengeschichte und frei erfundenen Inhaltes ersetzte.

Roswithas Dramen sind keine Mädchenlektüre, da sie auf mittelalterlichen Moralanschauungen fußen, vor denen unsere anders empfindende Zeit zurückbebt, aber sie verdienen von den denkenden Frauen gelesen zu werden, denn: „in der Nacht des Mittelalters dürfte man nur schwer ein glänzenderes poetisches Talent entdecken, als es sich in diesen Dramen offenbart“ urteilt Charles Magnin.

Von anderen Klosterschwestern, die auf den Namen einer Gelehrten Anspruch erheben dürften, sei besonders die heilige Hildegard hervorgehoben. Geboren 1098 zu Bechelheim an der Nahe wurde sie 1136 Äbtissin des Klosters Disibodenberg, von wo sie 1148 mit einigen ihrer Schwestern in ein auf ihr Betreiben erbautes Kloster auf dem St. Ruprechtsberge zu Bingen übersiedelte. Sie ist Verfasserin einer ebenso interessanten als wertvollen „Physika“, einer Art wissenschaftlichen Enzyklopädie, worin neben Ausgeburten des krassesten Aberglaubens „viele botanisch und pharmakologische Entdeckungen der neueren Zeit bereits angedeutet und ausgeführt sind“. Einer ihrer Biographen bezeichnet die „Physika“ geradezu als ein deutsches Nationalwerk.

Eine Zeitgenossin Hildegards, die österreichische Klausnerin Ava

war die erste Frau, die in deutschen Versen vom Leben Jesu, vom Antichrist und dem jüngsten Gericht erzählte. Bildung, wie sie St. Hildegard besessen, konnte natürlich nur ganz vereinzelt vorkommen und dennoch besaß die geistliche Vielwisserin zwei Rivalinnen in Relindis († 1167) der Oberin des Odilien-Klosters im ehemaligen Schlosse Hohenburg im Elsaß, allberühmt als Dichterin, Malerin und Gelehrte auf vielen Gebieten, und ihrer Schülerin und Nachfolgerin Herrad von Landsberg († 1195). Diese schuf zwischen 1165—1175 den für die Sittengeschichte ihres Zeitalters unschätzbaren „Hortus deliciarium" (der Lustgarten). Das Buch enthielt „eine Zusammenstellung lateinischer, meist prosaischer Exzerpte über biblische Geschichte. Ferner das gesamte theologische Lehrgebäude jener Zeit. Zugleich aber, wenn auch nur gelegentlich manches über Astronomie, Geographie, Mythologie und Philosophie, über alte Weltgeschichte, wo sie in die Religionsgeschichte eingreift und selbst über schöne Künste."[9]) Herrad gab ihrem Werke ein in Zeichen abgefaßtes Kalendarium bei, eigene lateinische Gedichte mit Musikbegleitung, und schmückte endlich das Werk mit Kleinmalereien in Farben und Gold, die sich bis zum Untergange dieses unersetzlichen Kleinodes bei der Beschießung Straßburgs 1870 frisch erhalten hatten.[10]) In der Straßburger Bibliothek verbrannte die köstliche Handschrift mit ihren 636 Zeichnungen.

Das Leben in den meisten Klöstern verfloß in eintöniger Gleichförmigkeit. Arbeiten und Beten waren die Hauptbeschäftigungen neben Essen und Trinken. Man stickte viel in den Klöstern, doch waren auch andere Handarbeiten beliebt.

Ein reger Geist, in dem noch nicht alle Lebensfreudigkeit erstorben war, konnte sich in der mauerumfriedeten Totenstätte nicht wohl fühlen. Nonnenfluchten kommen daher seit Vorhandensein der Klöster vor. Karl der Große hatte schon dagegen einzuschreiten, daß solche Klosterschwestern im Land umher vagabundierten und ein Lasterleben führten. Noch war es jedoch lange noch nicht so weit, daß Nonnenklöster zu wahren Unzuchtshöhlen wurden, wie in späterer Zeit, doch wohnte schon damals nicht selten die hirnverbrannteste Askese mit dem unter heuchlerischer Frömmigkeit versteckten Leichtsinn unter einem Dach.

Das einsame Leben in der Zelle, die geringe Abwechselung in der Nahrung, der Mangel an Bewegung förderte das Leiden der Hysterie, von der ganze Klöster ergriffen wurden. Diese Krankheit zeitigte oft beklagenswerte, wenn auch tragikomische Vorfälle. So bekam im fünfzehnten Jahrhundert eine deutsche Nonne den Einfall eine andere in das Ohr zu beißen. Dieser gefiel der Spaß und sie biß wieder eine andere

und so ging das weiter, bis das Beißen epidemisch wurde und sich mit rasender Schnelligkeit von einem Kloster zum andern verbreitete.

In einem französischen Stift wurde es Mode bei passender und unpassender Gelegenheit zu miauen. Die Sache nahm schließlich so überhand, daß die Regierung einschreiten und drastische Mittel androhen mußte, um den Skandal zu unterdrücken.[11])

War die Vorsteherin eines Klosters mit derartigem Treiben nicht einverstanden, dann standen ihr eine ganze Anzahl Strafmittel zu Gebot das Übel auszurotten. Fasten, Kerker und Züchtigungen waren die in jedem Kloster gebräuchlichsten Pönen, von denen besonders das Schlagen am meisten angewendet wurde.

Die Nonnen wurden gegeißelt, wenn sie etwas verbrochen hatten. Sie geißelten sich selbst, wenn sie etwas verbrochen zu haben glaubten. Man schlug sich für vergangene, für später einmal zu begehende Sünden, dann für die lebenden Verwandten, für die Seelen im Fegefeuer, zur größeren Ehre Gottes und aus hundert andern Gründen. Das Geißeln wurde schließlich ein Teil der stillen Andacht, die zum täglichen Leben in den Klosterzellen und in den Häusern der Frommen gehörten, wie die schweren, drahtgeflochtenen Marterinstrumente zum unentbehrlichen Hausrat. Neben der Selbstgeißelung trat, trotz kirchlicher Opposition, der Aderlaß immer regelmäßiger als Bußübung auf, da man das Blutfließen bei Pönitenzen für besonders gottgefällig hielt.[12])

Eine derartige Lebensweise konnte natürlich nicht nach dem Geschmack jeder Klosterfrau sein. Es waren zu viele lebenslustige Geschöpfe in den Klöstern eingeschlossen, die sich mit jeder Faser ihres Herzens danach sehnten, die Freiheit in vollen Zügen genießen zu können.

Wenn sich daher eine Gelegenheit bot, dem Zwang der Klausur zu entrinnen, ein freilich höchst seltener Fall, dann ergriffen viele diese mit Freuden. Es fehlte daher nicht an Nonnen aus vornehmem Stand, die ihr Gelübde brachen, dem Kloster entflohen um zu heiraten. Nur der Mächtige durfte sich unterstehen, einen solchen Schritt zu unternehmen, der unberechenbare Folgen für „Zeit und Ewigkeit" nach sich ziehen konnte, wenn es nicht gelang die hohe und höchste Geistlichkeit zu versöhnen. „Herzog Milko von Polen, durch seine erste Gemahlin bekehrt, erwies sein junges Christentum nach deren Tod dadurch, daß er um 977, eine deutsche Nonne aus ihrem Kloster entführte und heiratete, und Oda lebte geehrt an seiner Seite und sühnte als Wohltäterin der Kirche ihr Unrecht."[13]) Thietmar von Merseburg erzählt von „einem

Slaven" Prebizlav, der eine Nonne heiratete, Mathilde, die Tochter des Markgrafen Friedrich. Beiden bekam die Heirat schlecht. Der Mann wurde erschlagen, die Exnonne wurde, nachdem sie einem Sohn das Leben gegeben, ins Kloster zurückgebracht. Sie starb, „obwohl dessen nicht recht würdig, als Äbtistin in Magadaburg".[14])

Zur Zeit der Hohenstaufen lebten davongelaufene Nonnen als Näherinnen oder Stickerinnen in der Stille unter Bauern, bis sie sich wieder aller Welt zeigen konnten.[15])

Wenn Karl der Große in einem seiner Kapitulare die Nachbarschaft zwischen Nonnen und Mönchen vermieden wissen will, so hatte er seine gewichtigen Gründe dafür. Der Sittenverfall unter Karls Vorfahren und weit über seine Nachkommen hinaus machte keineswegs vor den Klostertoren Halt, gleichviel welches Geschlecht hinter ihnen hauste. Von Liebschaften zwischen Mönch und Nonne ist uns eins klassisches Dokument bewahrt geblieben, ein Liebesbrief, der sich unter den Papieren eines Klosterbruders, des Mönches Wernher von Tegernsee gefunden hat, und um 1170, im Zeitalter der Hohenstaufen, abgefaßt wurde.

Das Original ist natürlich lateinisch geschrieben, denn das war die einzig mögliche Schriftsprache. Nur dort, wo das Gefühl die Schranken durchbricht, da schwindet die Gelehrsamkeit, und Naturlaute der geliebten Muttersprache drängen sich dem Kiel der Liebenden auf.

Der kurze Briefwechsel ist zu bezeichnend für die Zeit seines Entstehens und die Sprache des Herzens in jener Epoche um nicht schon hier seinen Platz zu finden.

„Das Weib an den Geliebten.
Ihrem . . . .[16]) der schönsten Blume,
Strahlend in der Sitten Ruhme.
Der Tugenden Abbilde, der Tugenden Urbilde,
Wünscht . . . . . . die Honigträgerin,
Die Taube mit sanftem Sinn,
Alles was fröhlich ist,
Alles was selig ist
In der Erde Gewimmel
Und was lieblich ist im Himmel,
Und was dem Pyramus Thisbe begehrt,
Und zuletzt bei ihm gewährt.
Sie selbst, noch einmal sie, und was ihm lieber ist als sie.

Du Liebster unter allen Lieben! Wäre ich erfüllt vom Geist des Maro und strömte aus mir die Redekunst des Cicero oder eines andern großen Redners, oder etwa des rühmlichen Reimers, ich müßte mich

doch zu schwach bekennen, deiner schön gefeilten Rede ebenso zu antworten. Lache mich darum nicht aus, wenn ich für mein Teil etwas vorbringe, weniger zierlich als ich möchte. Du fühlst doch innig mit mir, was ich in meinem Gemüt trage? Es ist guten Sinnen eigen, Vertraulichkeit mit Gleichgesinnten zu begehren, und mir liegt am Herzen deinen Vorschriften bei allem Wollen zu gehorchen, und darum wollte ich durch gegenwärtiges Schreiben deinem süßen Brief doch mit einer Antwort entgegnen, wenn sie ihm auch ungleich ist. Immer war Anfang, Mitte und Ende unserer Unterredung die Freundschaft. Da ist es in der Ordnung, daß ich von der wahren Freundschaft, dem besten, fröhlichsten und lieblichsten aller Dinge spreche. Wahre Freundschaft ist nach dem Zeugnis des Tullius Cicero Einklang in allem Göttlichen und Menschlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinn. Sie ist auch, wie ich von dir gelernt habe, das Trefflichste aller Dinge auf Erden und besser als alle andern Tugenden; denn sie gesellt, was getrennt war, sie bewahrt, was sie gesellt, und was sie bewahrt, hebt sie höher und höher. Nichts ist wahrer als diese Beschreibung oder Erklärung, wer sich danach richtet, der hat einen Grund von fester Bewährung.

Für sie wollen wir leben, denn durch sie wird fester unser Streben.
Sie ist ein mächtig Ding, tröstet vornehm und gering;
Sie richtet auch die Wankenden und erquickt die Krankenden,
Sie läßt nicht Unrecht üben, und fordert frei zu lieben,
Um kurz zu werden, sie ordnet jedes ohn' Beschwerden,
Sie waltet mächtig und regiert prächtig.

Doch nun davon abzukommen, ohne davon zu lassen, endlich richte ich meine Zeilen an dich, den ich in meiner Herzenskammer eingeschlossen trage, der jedes menschenmöglichen Loses würdig ist. Denn von dem Tage, wo ich dich zuerst sah, fing ich an dich zu lieben. Du bist kühn in die Tiefen meines Herzens eingedrungen, dort hast du dir, wunderbar zu sagen, durch den Reiz deines lieblichen Gespräches einen Sitz bereitet, und daß er nicht bei einem Anstoß umgeworfen werde, hast durch die Rede deiner Briefe dir deinen Schemel, ja einen Thron fest gegründet. So ist es gekommen, daß dich aus meinem Gedächtnis kein Vergessen tilgen kann, keine Dämmerung verhüllen und kein starkes Stürmen von Wind und Wetter aufstören. Doch wie kann man von Beständigkeit reden, wo immer neue Dinge aufeinander folgen? Ich würde es wohl für ein wahres Sein halten, wenn ich immer in deiner Nähe sein könnte; aber da mir solches Sein versagt ist, wird alles Sein, das mich umgibt, von mir für unwahr erachtet.

Mache du also, daß ich mein Sein für wahr zu halten vermag, und das ist nicht anders möglich, als wenn etwas von dir mit mir ist. Auch der Glaube[17]) wird der König aller Tugenden genannt, und das bezeugt nicht nur die heilige Schrift, auch die unverwerfliche Lehre weltlicher Lehrer. Diesen Glauben willst du und ich will ihn, du suchst ihn bei mir, ich wieder bei dir, ihn hefte ich durch Wort und Tat eifrig in dein Herz; scheidest du dich von ihm, so sinkst du zum Abgrund; lösest du dich von ihm, so fährst du niederwärts vom Pfade der Tugend. Vermählst du dich ihm, so leuchtest du wie ein Sonnenstrahl; dienst du ihm, so eroberst du die Burg der Tugenden; folgst du ihm, erwirbst du ein seliges Leben; hältst du ihn fest, so fassest du den Anker deiner Hoffnung. Warum? Er bindet in Hoffnung, er vereint in Liebe; durch seine Fesseln sind wir zusammengesellt; daß wir ihn fühlen, darum wünschen wir uns Glück. Was soll ich mehr sagen?

Alles Gute gewinnt,
Wer durch Gott in Treue brinnt.

Du allein bist mir aus Tausenden erlesen, du allein bist in das Heiligtum meines Geistes aufgenommen, du allein bist mir Genüge statt allem, wenn du dich nämlich von meiner Liebe, wie ich hoffe, nimmer abwendest. Wie du getan hast, habe ich auch getan, aller Lust habe ich aus Liebe zu dir entsagt, an dir allein hange ich, auf dich habe ich alle meine Hoffnung und mein Vertrauen gesetzt.

Ferner wenn du mir rätst, ich soll mich vor den Rittern wie vor gewissen Ungetümen hüten, so hast du Recht. Auch ich weiß, wie ich mich wahre, damit ich nicht sinke auf die Bahre. Aber ohne die Treue gegen dich zu verletzen, verschmähe ich sie nicht ganz, wenn ich nur nicht dem Fehler unterliege, den du ihnen Schuld gibst. Denn sie sind es doch, durch welche die Vorschriften höfischer Sitte geübt werden, sie sind Quelle und Ursprung aller Ehre. So viel über die Herren, bleiben sie nur unserer Minne fern.

Meines Gelöbnisses eingedenk, *habe ich dich immer und überall in Gedanken*, denn dadurch wird die Glorie meines Hauptes völlig und mein Ruhm erneut. Beständigkeit des Geistes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch Gold und Silber der Seele, das ist Anmut, mir erwerbe, die ich höher zu schätzen habe als Gold und Silber. Was dir am wertesten sein mag:

„Daran hange ich und das für alle Zeit verlange ich,
Dabei zu beharren in Stetigkeit, befiehlt mir mein Sinn in Wahrhaftigkeit.

Ich bin sicher dir, niemand folgt in mir
Jetzt und jemals dir von allen,
Du allein sollst mir gefallen
Ich hätte mehr gesendet,
Doch tuts nicht not, drum sei geendet.

Du bist mein, ich bin dein,
Das sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein."

Dieser Schluß des lateinischen Briefes ist in deutscher Sprache, in den Mutterlauten geschrieben und darum auch inniger als der lange Erguß, an dem Kopf und Herz mitgearbeitet haben. Der erste manchmal mehr als das letzte.

Die Antwort endete in unverständigen Andeutungen, Abkürzungen und Witzeleien, die vielleicht die Geliebte mit den Eifersüchteleien des Schreibers versöhnen sollten. Wie weit es gelang möge der dritte und letzte der auf uns gekommenen Briefe zeigen.

„Ihm Sie — dem Ihren die Seine!

Zwar sagt jemand unter dem Namen Ovid's von der Liebe:

„Hoffend meint ich geborgen mich selbst vor künftigen Sorgen".

Aber dieser Verszeile möchte ich eine andere Wendung zuteilen: Hoffend meint' ich mich geborgen vor künftiger Schreiberei. Da tönt der Ruf: zu den Waffen, und ich:

Muß jetzt singen ein Lied, zu dem mich nimmer das Herz zieht.

Doch wer zwänge zurück die einmal begonnene Weise! Ich will aber nicht, daß du mir zürnst, wenn ich den Eifer stille, der deine Seele ergriffen hat. Ich habe dir, die Wahrheit zu gestehen, so vertraulich geschrieben, wie es vor dir kein Mann jemals von mir zu erreichen vermochte. Aber ihr listigen oder, besser gesagt, erfahrenen Männer pflegt uns einfältige Mädchen mit Worten zu fangen. Weil wir insgemein in Einfalt des Herzens mit euch auf das Schlachtfeld der Worte vorgehen, trefft ihr uns mit den Speeren eurer, wie ihr meint, richtigen Schlüsse. So ist es gekommen, daß du den Brief, der neulich von mir an dich gerichtet war, mit ungetümen Tieren verglichen hast, die zwar nicht irdisch, aber doch sinnvoll sind. Und darauf hast du dasselbe getan, dessen du mich beschuldigt hast. Denn zu schamlos und dreist hast du das Maß überschritten und die Zügel der laufenden Reden unvorsichtigt gelockert, weil du Worte, die nach meiner

Meinung gut und ehrlich waren und aus gutem Gewissen und wahrhafter Treue kamen, mit einer Chimäre und Sirene verglichen hast. Das kommt nirgends anders her, wie ich fest glaube, als weil bei euch das Sprichwort gilt: was der Bock . . . .[18]) und weil ihr glaubt, daß ihr nach jedem freundlichen Wort von uns tätlich werden dürft. So ist es nicht und so soll es nicht sein! Ich würde dir schlecht gefallen, wenn ich alle lieben wollte, denen ich gütlich zuspreche. Weil du mir meine Worte verkehrt hast, bist du mir tadelswert geworden. Das sollst du tun nimmermehre, Freund, folge meiner Lehre, die wird dir schaden nicht. Denn wärst du mir nicht lieb, so ließe ich dich in den Abgrund der Unwissenheit und Blindheit rennen, Du bist aber eines bessern wert, denn in dir sind sichtbar die Früchte der Ehre und Zucht. Ich hätte dir wohl mehr in dem Brief gesandt, aber du bist so wohl gewandt, daß du vieles aus wenigen zu nehmen weißt. Beständig und glücklich sollst du immer sein!"[19])

Damit schließt der Briefwechsel. Die durch den Druck hervorgehobenen Stellen sind in deutscher Sprache geschrieben.

Wenn dies auch das einzige direkte literarische Zeugnis von einer Liebschaft zwischen zwei Klosterleuten ist, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß manch eine deutsche Heloise ihren Abaelard nicht minder glühende Episteln gesandt als der unglückliche Gründer des Klosters „Zum Paraklet" an die bedauernswerte Nonne von St. Denis. An Versuchungen hat es einerseits nicht gefehlt, andererseits nicht an guten Willen beider in geistliche Gewänder gesteckte Geschlechter. So wie Geistliche seit Einführung des Zölibats (11. Jahrhundert) mit den Mönchen an Zügellosigkeit wetteiferten, so überboten gewisse Nonnenklöster die Frauenhäuser der Städte an wilden Ausschweifungen. Mit den klösterlichen Skandalosas aus Süd- und Mitteldeutschland läßt sich eine ganze Bibliothek füllen. Eine kleine Blütenlese habe ich in einem andern Buch gegeben.[20])

Recht abfällige Urteile über die Nonnen begegnen wir an Stellen, wo man sie am wenigsten vermuten möchte: in den Schriften und Predigten von Geistlichen. Nicolaus de Chemangis, Geiler von Kaisersberg und Thomas Murner, alle drei katholische Priester, verurteilen die Sitten der Nonnen. Um nur ein Zitat, und zwar der zahmsten eines hier anzuführen, sei aus der „Schelmenzunft" von Thomas Murner erwähnt: „die Klosterfrauen

. . . . Die so schäbig seind mit berden,

Das sie zu schelmen wöllen werden,
Und ganz vergessen ires orden
Und seind zu bulerin worden".

Von einem deutschen Nonnenkloster ist sogar bekannt, daß es sich zum Hehlernest für eine Räuberbande hergab. Nach einer Lübecker Chronik zum Jahr 1419 sagte eine bei Straßberg aufgehobene Rotte von Strolchen aus, daß sie ihre Beute durch einige „Bübinnen" in einem Nonnenkloster untergebracht hatten, in das sie von ihren Schlupfwinkeln im Walde ungestört aus- und eingegangen waren.

In jenen Klöstern, die sich sittlich rein erhielten, hatte sich eine mit sinnlichen Elementen überstark vermischte Frömmigkeit herausgebildet. Jesus war der Bräutigam zahlloser Nonnen, die er besuchte, mit denen er sich vermählte, denen er zum Zeichen seiner Gegenwart Wundmahle am Körper (Stigmatas) hinterließ. Die Chronisten, wie Thietmar von Merseburg, sagen von verstorbenen Nonnen: sie haben das Lager ihres langersehnten himmlischen Bräutigams beschritten[21]), d. h. sie haben sich ihm nun vermählt. Der alte Rechtsgrundsatz: ist das Lager beschritten, ist die Ehe erstritten, bildet das Motiv dieser Anschauung. „Verzückte Frauen spielen mütterlich mit dem Jesuskind; es muß an ihrem Bett in der Wiege liegen. Sie nähren es, ja sie fühlen sich mit ihm schwanger. Ein gleich sehnendes Verlangen treibt sie zum Gekreuzigten, sie wollen ihn küssen und umarmen, und sie tragen seinen Namen auf ihr Herz gepreßt und auf ihren Brüsten."[22])

Die Mönche trieben es nicht anders. Auch sie führten ein „himmlisch-mystisches Liebesleben, in dem die Verzückten Ersatz für die irdische Liebe fanden. Männer fühlten sich als Verlobte der reinen Jungfrau. Ein Mönch Hermann in dem Prämonstratenserkloster Steinfeld glaubte ein vollständiges Liebesleben mit der Jungfrau zu führen".[23])

Noch weiter geht ein Bild des Dominikaner-Mönches Alanus, das Keyßler[24]) in Graz sah. Die Unterschrift dazu meldet: „wie Maria seine Liebe gegen ihn also vergolten, daß sie im Beisein des Sohns Gottes selbst samt vielen Engeln und Auserwählten sich mit Alano vermählt, mit ihrem jungfräulichen Munde einen Kuß des ewigen Friedens gegeben, ihn aus ihren keuschesten Brüsten getränket und mit einem Ring zum Zeichen der Vermählung beschenkt". Welch erbärmliche Blasphemie in solchem Gebaren lag, dafür fehlte der Mehrzahl dieser Leute jegliches Verständnis. Dennoch ist kaum anzunehmen, daß nicht kluge Köpfe die Entheiligung eingesehen, und nur geduldet haben, weil ihr Religionsgeschäft dadurch Vorteile erlangte. Geschäft ist Geschäft!

Maria läßt sich noch vielfach von ihren Getreuen als Amme benützen.[25]) Im Kloster Pforta bei Naumburg gab es einst ein Gemälde, auf dem die Gottesmutter einen blinden Abt durch ihre Milch sehend machte.

Diese geistige Liebe drängte mehr als eine Nonne zu poetischen Schöpfungen, in denen sich das heiße Liebesverlangen nach Jesus ausspricht. Diese von heimlicher Sinnlichkeit durchglühten Lieder fanden weite Verbreitung in den Klöstern und draußen im Weltgetriebe. So die Gedichte: Wer hilft mir, daß ich den begrîse, Nach dem mein Herze sich versent usw. — Weine Herze, weinet ougen, Weinet blutes trehene rot usw. — Ich will jârlanc numme sunden, Sprach ein Frouwelin geweit usw. — Aus gotes herzein ein Wort entsprang, Es was und ist ôn anefang, usw. — Wol us im Geist gôn Baden, Ir zarten Frowelîn usw.[26]), und vielleicht noch viele andere mehr, deren Verfasser man unter den Mönchen sucht, während ein gepreßtes Frauenherz sich in ihnen Erleichterung zu schaffen suchte, von seelischen Schmerzen gefoltert, gegen die es kein Entrinnen gab.

Diese überschwängliche Liebe zum Erlöser leistete den hart an religiösen Wahnsinn streifenden Exaltationen eines Heeres von Nonnen derart Vorschub, daß manche von ihnen zu Fanatikerinnen gegen den eigenen Körper wurden. Sie führten als Klausnerinnen ein menschenunwürdiges Dasein, das die Nerven so lange zerrüttete, bis endlich ein barmherziger Tod die Qual beendete.

Diese Eremitinnen legten sich freiwillig Einzelhaft auf, denen sie noch besondere, sorgsam ausgeklügelte Quälereien hinzufügten.

Die Klausnerin Wiborada ließ sich auf dem Irenhügel in der Nähe St. Gallens einmauern. Sie lebte von fast ungenießbar gewordenen Speisen, den Almosen der umwohnenden Bauern. Ihr härenes Gewand hielt ein eiserner Reifen mit stumpfen Stacheln, die sich tief in das Fleisch gruben, zusammen. In dem kleinen Häuschen, das Wiborada bis an ihr tragisches Ende beherbergte, wohnte nur durch eine Wand getrennt, neben ihr Frau Wendelgard, „die dort um ihren Ehegemahl trauerte, der vom letzten Heereszug nimmer heimgekehrt“. Wie diese Wendelgard aus ihrer Einsamkeit erlöst wurde, erzählt Scheffel in einer historischen Anmerkung seines „Ekkehard“[27]), die ich nachdrücklich zur Lektüre empfehle. Andere dieser nordischen Fakirinnen, die „in rauhen Zeiten ihrem Gott in rauher Form zu dienen suchten“, sahen ihre Frömmigkeit in der ekelhaftesten Verwahrlosung des Körpers, so die Liutberga, die in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts bei Halberstadt lebte, der Kälte ausgesetzt, vor Schmutz starrend, doch

reichlich genährt von den benachbarten Frommen.[28]) Ebenso lebten außer den bereits genannten die Klausnerinnen Rachild, Perchterat, Kerhild und besonders viele ungenannt gebliebene in den wilden Ardennen und Vogesen. Ihre Heiligkeit von den Zeitgenossen gepriesen und von der Kirche urkundlich bestätigt, ging so weit, daß sie das Ungeziefer auf ihren Leibern bewahrten — sapienti sat.[29])

Diese Askese „befand sich ohne Frage im direktesten Gegensatz zu dem natürlichen Gefühl des Menschen. Aber die Kirche hatte die Macht, auch die berechtigsten Gefühle zu zwingen und aufzuheben".[30]) Wie Steinhausen überzeugend nachweist läuft ein pathologischer Grundzug durch das ganze religiöse Gefühlsleben des Mittelalters, denn es gibt nichts Unnatürlicheres, Krankhafteres als die ganze Forderung der Askese. Der Welt zu entsagen, den natürlichen Menschen zu besiegen, das war nach der Lehre der Kirche die höchste Tugend. Und in Wahrheit sah das gesamte Mittelalter in dem gotterfüllten Askesen das höchste menschliche Ideal.[31]) Darum übertrug sich dieser Überschwang so intensiv auf weltliche Kreise.

In gar mancher Hofhaltung ging es frommer her, als in den Klöstern und manch hohe Frau hätte besser in die Klausur gepaßt, als auf die ihr durch Geburt vorgezeichnete Laufbahn.

So jene deutsche Frauenblume, die an ihrer Frömmigkeit allzufrüh dahingewelkte Mimosa Elisabeth, Pfalzgräfin von Hessen.

Das Leben dieser seltenen Frau hat sich in Wirklichkeit anders abgespielt, als es im Volksmund fortlebt. Sage und Dichtung haben geschäftig einen poetischen Glorienschein gewoben, der das Haupt der Unglücklichen für alle Zeiten umstrahlt. Das Leben bot ihr nur dürre, häßliche Prosa.

Elisabeth wurde 1207 als Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und der Gertrud von Meran geboren, die zu Preßburg residierten. Vierjährig wurde sie mit dem elfjährigen Ludwig, dem Sohn Hermanns I. von Thüringen verlobt und an den Hof ihres zukünftigen Schwiegervaters gesandt, um dort erzogen zu werden. Reich beladen mit der Mitgift des Prinzeßleins und Geschenken für die Gesandtschaft des Landgrafen Heinrich, die nach Preßburg gekommen war, ging es der Wartburg zu.

Mit ihrer Schwägerin Agnes und den Töchtern thüringischer Edler wurde die kleine Elisabeth in allen, einem vornehmen Fräulein wissenswerten Dingen unterwiesen. Bereits bei dem Kind zeigte sich der Hang zur Askese, der ihr ganzes, nur zu kurzes Leben beherrschen sollte. Vielleicht war es der tiefe Schmerz um den Verlust der Mutter, der

das zartorganisierte sechsjährige Mädchen in seiner neuen Heimat unter fremden Menschen doppelt verwundete. Ihr Hang zur Demut und Frömmigkeit fand bei ihrer Umgebung keinerlei Verständnis. Man bespöttelte oder verurteilte Elisabeths Gebaren, das ihre zukünftige Schwiegermutter mit den Worten kennzeichnete: Elisabeth sei zur Magd aber nicht zur Fürstin geboren. Nur ihr Verlobter Ludwig und ein thüringischer Adeliger, einst der Führer der Gesandtschaft, Walter von Vargula, hielten treu zu ihr.

Vierzehn Jahre war Elisabeth, einunzwanzig Ludwig alt, als sie in der St. Georgkirche zu Eisenach die Hände ineinanderlegten.

Die früher von hellem Jubel durchtönte Wartburg, die gastliche Stätte für die Fahrenden, wo sonst froher Gesang erschallte, manch Liedlein beim Becher erklang, das den Frauen ein schämig Erröten auf die Wangen gelockt, wurde nun zum Kloster. Nur von Gott und den Werken der Menschenliebe war die Rede. Das ganze Leben auf der stolzragenden Veste war eine Vorbereitung für das Jenseits. Und der junge Landgraf, seiner Gemahlin in inniger Liebe zugetan, ließ sie gewähren, weckte durch kein Machtwort die künstlich zurückgedrängte Jugendlust in der kaum dem Backfischalter entwachsenen Frau. Viel Leid wäre ihr erspart geblieben, hätte der Fürst den Urheber von Elisabeths Unglück dorthin gejagt, wohin er gehörte und wohin er schließlich auch kam.

Konrad von Marburg, ein fanatischer Pfaffe, hatte Elisabeth auf dem Gewissen, derselbe Hallunke, der mit allen Kräften darauf hinarbeitete, Deutschland mit der Inquisition zu beglücken. Ein paar frische Stegreifjunker vereitelten dies Vorhaben, als sie ihn 1233 wie einen tollen Hund erschlugen.

Seine finstere, unduldsame Asketik machte aus dem gebrechlichen Weib ein willenloses Werkzeug, das sich in erniedrigender Weise züchtigen ließ. „Von ime leit (litt) si mannigen slac.“ Auf Konrads Konto sind all die Fehler Elisabeths zu setzen, die ihr ein frühes Grab bereiteten.

Mit vollen Händen teilte die fromme Landgräfin Almosen an Würdige und Unwürdige aus, während sie selbst sich das Nötigste versagte. Sogar das Bad galt ihr als sündhaftes Vergnügen. Als sie einmal ein Bad nehmen wollte bereute sie sofort ihre „weltliche Gesinnung“ und plätscherte deshalb nur ein wenig mit den Füßen im Wasser.[32]) Allnächtlich mußte sie eine Dienerin wecken, damit sie eine Stunde im Gebet zubringen konnte. Barfuß, in schlichtester wollener Kleidung, trug sie selbst jedes ihrer vier Kinder zur Taufe.

Sechs Jahre nach ihrer Vermählung wurde sie Witwe. Auf einem Kreuzzug starb der Landgraf in Otranto in Italien. Sie hatte den Gatten aufrichtig geliebt und wie ein Keulenschlag traf sie die Todesnachricht. Für ihren unmündigen Sohn, Heinrich, der als achtzehnjähriger Jüngling durch einen Liebestrank vergiftet wurde, ergriff Elisabeths Schwager, Heinrich Raspe, die Regierung.

Eine seiner ersten Amtshandlungen bestand darin, sein Mütchen an Elisabeth zu kühlen, die er ob ihres dem seinen ganz entgegengesetzten Lebenswandels willen haßte. Er vertrieb sie aus der Wartburg. „Verlassen und in Tränen gebadet soll die Königstochter, das jüngste Kind auf dem Arm, zu Fuß den Burgberg nach Eisenach hinabgestiegen sein. Hier habe sie nirgends Aufnahme gefunden, weil der neue Landgraf dies verboten hatte. Alle Türen blieben ihr verschlossen, trotzdem sie alle Einwohner mit Wohltaten überhäuft hatte. Zuletzt soll sie in einer elenden Schenke, in einem halbverfallenen Stall Unterkunft gefunden haben, nachdem der Wirt das Vieh hinausgetrieben hatte. Ihre Nahrung mußte sie erbetteln, ehe sich ein armer Priester der Mutter und der unschuldigen Kinder erbarmte und ihr ein Strohlager in seinem Häuschen anwies." So berichtet die stark mit Dichtung durchflochtene Geschichte. Auch, daß sie durch Spinnen den Unterhalt für sich und ihre Kinder erwerben mußte, ehe sich die Verwandten, Bischof Egbert von Bamberg und ihre Tante, Äbtissin von Kitzingen, der Verlassenen annahmen, erscheint nicht ganz glaubwürdig.



Die heilige Elisabeth von Thüringen mit Krug und Brot in den Händen zu ihren Füßen ein verkrüppelter Bettler. (Elfenbeinstatuette etwa Mitte des 15. Jahrhunderts).

Persönlichkeiten wie Elisabeth setzt die Sage mit Vorliebe die Märtyrerkrone auf und fügt ihr noch Stacheln und Dornen hinzu. Die Mythe liebt es, ihre Lieblingsgestalten mit Wehmut zu umkleiden. Sie weint eben so herzlich über eine Genofeva und Elisabeth, wie sie über einen Tyll Eulenspiegel lacht. Das Kind, das man liebt soll man züchtigen, sagt das Volk, und die heilige Elisabeth, ein Schmerzenskind wie wenige, wird geliebt, bis zum heutigen Tag. Ihr, dieser holden Gestalt, wie sie sich das deutsche Gemüt schuf, in deren Mantelfalten Almosen zu Rosen

wurden, deren Geist, losgelöst von allem Irdischen nur im Jenseits lebte, hat der Deutsche all die Reinheit angedichtet, die seit der Germanenzeit in dem Idealweib unvergessen fortlebte und doch nur so selten die Erde mit Füßen trat. So wurde das Leben Elisabets zu einem Epos, zu einem unentwirrbaren Knäuel von Tatsachen und Phantasie.

Geschichtlich steht fest, daß sie wieder auf der Wartburg einzog, und ein frühes Ende fand. Am 19. November 1231 hauchte Elisabeth ihren Geist aus. Kaum vierundzwanzig Jahre alt wurde die arme Frau, der vier Jahre später das Glück widerfuhr, heilig gesprochen zu werden. Die Nachwelt bedauert in ihr eine unter der Knute des Mönchtums allzufrüh verwelkte Rose.

Die Askese ging trotz alledem bei Elisabeth von Thüringen denn doch nicht so weit, die allergrößte Narretei der mittelalterlichen Frömmigkeit, die Josefsehe, mitzumachen. Die türkischen Juden fasten am Versöhnungstag nicht in der Synagoge, sondern an einem üppig gedeckten Tisch; das erhöht natürlich die Kasteiung. Die überfrommen Eheleute fasteten gleichfalls, nur belohnen sie sich nicht, wie die orientalischen Hebräer am Ausgang des Feiertags durch den Genuß für die ausgestandene Marter. Im „Oswald" springen die Eheleute in kaltes Wasser, wenn sie Minnegluten anwandeln[33]) — Von einer Herrscherin, die sich nach langjähriger Ehe der vollsten Reinheit berühmte, war schon früher die Rede. Die Gegensätze berühren sich eben auch da. Denn neben dieser übermenschlichen Tugend ging auch eine menschliche, allzumenschliche Untugend um, die durch den Minnedienst zu etwas Alltäglichem werden sollte — die überspannte Frauenverehrung.

V. Abschnitt.

Königin Frawe.

Mit dem zwölften Jahrhundert ungefähr hebt die Zeit des Rittertums an. Aus dem altgermanischen Edeling entstand der Adelige, der im Dienst der Fürsten seine Lebensaufgabe fand. Dieser Dienstadel war unter den Karolingern bereits erblich und zu einem Faktor geworden, mit dem die Herrscher gewaltig zu rechnen hatten. Je schwächer die Nachfolger Karls des Großen wurden, desto mehr erstarkten die Großen des Reiches. Sie wurden Gerichtsherrn auf ihren Gütern, die fettesten Beamtenstellen fielen ihnen zu, und ihre jüngeren Kinder erlangten in den Klöstern als Geistliche kirchliche Macht. Aus der Heerfolge, die sie mit ihren Mannen, Söldnern und Leibeignen, den Fürsten leisteten, bildete sich unter ihnen ein soldatischer Geist aus, der wuchs, je mehr die Fürsten in den verlustreichen Kämpfen auf die Adeligen und ihre Vasallenheere angewiesen waren! Die Deutschen wurden zu Recken, aus denen sich durch die Einwanderung fremder Sitten Ritter entwickelten. Diese Wandlung nahm etwa drei Jahrhunderte in Anspruch.

Die Ritterzeit sah das Aufblühen der farbenglühenden Blume der Romantik, die aus fränkischem Boden nach unserem Vaterland versetzt wurde. Sie gedieh prächtig, wenn auch der Duft ihrer heimatlichen Scholle sich mit dem kräftigern Erdgeruch Deutschlands vermengte. Als sie dem Welken nahe war, setzte man ein Kunstprodukt an ihre Stelle, dem Wind und Wetter bald die trügerischen Farben bleichten und die fadenscheinig gewordenen Blätter zerzausten.

Die Ritter- und Minneperiode wurde von romantisch veranlagten Epigonen arg überschätzt und mit Romanfiguren bevölkert, die nie gelebt haben. In all der Romantik jener Epoche war immer ein starker Zusatz von Prosa und Unnatur. Poetisch reden und recht materialistisch handeln war Ritterart. Die Helden im Panzer muten gar häufig an wie Schauspieler, die mit geschminkten Gesichtern und für das Rampenlicht berechneten Kostümen im hellen Sonnenschein einherwandeln. Die

Akteure, auf der Bühne bewundert, beneidet und applaudiert, werden zu Komödianten, denen die vordem hingerissene Menge mit mitleidigem Lächeln nachblickt. Der Held, der für die höchsten Güter des Menschen, seine Familie und sein Vaterland, das Schwert ergreift und sein Leben einsetzt, wird zum bemitleidenswerten Narren, wenn er um nichtiger Hirngespinste willen seine geraden Glieder aufs Spiel setzt. In jedem Ritter steckte solch ein Stück Don Quixote.

Darum auch fand diese Epoche ihre bitteren Hasser im nüchtern denkenden Menschen, an denen es niemals gefehlt hat. Der Rationalismus hat in seiner Abneigung immer nur die Schwächen dieser denkwürdigen Periode gesehn, und deren hat sie genug, und muß sie haben, als das noch von voller Jugendlichkeit getragene, gerade in die Reife tretende Alter des Völkerlebens.[1])

Der Kampf war die Lebensaufgabe des Rittertums und die Liebe ihr erster und absoluter Leitstern. Und diese beiden Motive stürzten sie nach kurzem Lauf in einen Pfuhl der Roheit, in den man nur der geschichtlichen Wahrheit zu Liebe blicken mag.

Die Ritterzeit des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wird in den beiden folgenden gleichen Zeitabschnitten zum Zerrbild, wie sie schon vorher während der Kreuzzüge, dieser epidemischen Tollheit, die altgermanische Ungeschliffenheit mit aus dem Orient eingeschleppten Lastern und durch das Vagantenleben entstandenen Leidenschaften durchtränkt hatte.

Nur das Werden und die Blütezeit des Rittertums zeitigt jene Schwärmerei, jene künstlich aufgerichtete ideale Welt, die nur zu oft den Boden unter den Füßen verlieren sollte. Aber diese Phantastik reifte den Geist, machte ihn empfänglich für bisher ganz unbekannte Eindrücke, schuf neue Gedanken. Ein ungeahntes Zauberland tat sich vor den sehend gewordenen Augen auf; das blendende, begeisterte bis zum Überschwang, bis zur Verrücktheit. Man lebte in Extremen. Weltlust im höchsten Grade, wahnsinnige Liebe zu allem Irdischen, die ein urplötzlich hervorbrechender Weltschmerz mit einem Schlag vernichten konnte.

Der Kölner Ritter Karl von Villers ritt nach Beendigung eines Turniers mit seinem Genossen Gerhard Vaskard nach Mainz. Da kamen sie über einen blumenbedeckten Anger, den Bäche durchrieselten und bunte Falter umflatterten. Da gedachten die Ritter der Vergänglichkeit all dieser Naturschönheiten. Und sie, die noch kurz bevor voll Tatendrang in die Welt hinausgeblickt, legten sich gegenseitig das Gelübde ab, fünf Jahre gegen Ungläubige zu kämpfen und dann die Rüstung mit der Kutte zu vertauschen.

Impulsiv aufflackernde Gefühle beherrschten eben den Geist jener Zeit.

In diesem Gefühlsleben wurzelte auch der gesteigerte Marienkultus, in dem die damalige Welt all ihren Idealismus, all ihre dem reinen Weib entgegengebrachte Verehrung zusammenfaßte. Die auf den Kreuzzügen geschauten Wunder des Orients, der durch diese Abenteurerzüge fanatisierte Glaubenseifer fachte religiöse Gluten an, die im Marienkultus ihren Brennpunkt fanden.

Die Frau stand im Mittelpunkt des Denkens und Fühlens jener Zeit, und als die Königin aller Frauen galt die Gottesmutter.

Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit erscheint während der Ritterzeit die Frau als Bildungselement des nationalen Gemeinlebens und wenn im Turnier der Siegespreis von Frauenhand verteilt wird, so empfängt die Frau selbst den höchsten Preis: das Sich-beugen des Mannes vor echter Weiblichkeit.[2])

Diese Unterwerfung vor der Frau — nicht den Frauen —, die Freude auch an anderen Dingen als Kampf und Sieg, hat regen Anteil an der emporsprießenden Glanzperiode deutscher Dichtung. Waren es auch alte im Volk selbst entstandene Stoffe oder der Fremde entlehnte Vorwürfe, an deren Ausarbeitung deutsche Dichter ihr Können zeigten, so tragen doch alle echt deutsches Kolorit. Da sich in ihnen haargenau die Zeit ihrer Entstehung wiederspiegelt, so sind sie alle ebenso unschätzbare Dokumente für die Kulturforschung, wie sie echte Perlen der Weltliteratur sind. Die Dichter behandeln die Ritterwelt für die ritterlichen Kreise, der damaligen einzigen Gesellschaftsklasse von Bedeutung. Da sie nach zeitgenössischen Modellen arbeiten, so entstehen realistisch-plastische Bilder von photographischer Treue, wenn auch der Leser gar oft den Eindruck gewinnt, als stiege eine Sagenwelt vor ihm auf, und nicht das Leben.

Schon die, nach heutigem Maß beurteilte, bis zur Tollheit gehende Frauenverehrung hat etwas Märchenhaftes.

Nicht daß man nicht schon vorher der Liebe süße Schmerzen empfunden hätte. Man liebte heiß und innig, so lange Deutsche die Heimatluft atmeten. Welch innige Töne weiß z. B. Ekkehard, der St. Galler Mönch in seinem Waltarilied anzuschlagen, wenn er von der Liebe Walters und Hildegundes erzählt. Wie innig wirbt der jugendliche Held um die liebliche Maid:

„Und wüßt' ich, daß in Treuen mir zugetan dein Herz,
Wollt'st du dich mir geloben in Freuden und in Schmerz,
So wollt' ich, was die Seele mir füllt, dir geben kund!"

Da warf sich ihm zu Füßen in Liebe Hildegund:
„Wohin du mich magst rufen," sie spricht, „ich folge dir,
Und was du willst gebieten, das künde, Herre, mir".[3])

Zu Gudrun dem „waidlichen Kind" sagt Herwig:

„Geliebt euch, mich zu minnen, mein schönes Mägdelein,
Dann will mit allen Sinnen, ich immer also sein,
Wie ihr mir wollt gebieten. Ihr sollt den Dienst genießen,
Von Burgen und von Freuden. Das soll für euch, o Frau,
mich nicht verdrießen."[4])

In solchen Worten und in den meisten Liedern der Minnesänger auf die Frau und die Weiblichkeit herrscht ein ungezwungen emporquellender Gefühlston. Die besten der deutschen Minnesänger singen nicht von der amour, dem sinnlichen Begehren des Troubadours, sondern von der Minne, dem „Gedenken", der Sehnsucht des ritterlichen Mannes nach dem weiblichen Ideal, das ihm in der Herrin erschienen ist.[5])

Doch diese Töne halten nicht lange vor. Sie werden mit dem Fortschreiten des Rittertums gespreizter, bis sie sich in Überspanntheit verlieren.

Die religiöse Begeisterung, die den Ritter das Kreuz auf seinen Mantel heften ließ, trieb ihn zu Abenteuern, bei denen er vielleicht Ruhm und Ehren gewinnen konnte, zwangen ihn aber, all das auf das Spiel zu setzen, was ihm teuer war. Er mußte Weib und Kind, Haus und Hof verlassen, ohne anderes Entgelt dafür zu finden, als Worte, die ihm viel verhießen, ohne daß sie hienieden in Erfüllung gegangen wären. Die Hoffnung auf das Jenseits war ganz schön, sie tröstete aber nicht alle Menschen über zeitliche Unannehmlichkeiten hinweg.

Dazu kam noch die Unzufriedenheit der Strohwitwen. Die klagenden Stimmen der in der Heimat zurückbleibenden Gattinnen und Kinder weckten lautes Echo in der Brust der Männer.

Wohl gab es manche Frau, die selbst den Mann bewog, im Dienste des Kreuzes hinauszuziehen in die unmeßbar weite Ferne. Aber in der Mehrzahl von ihnen wird, wie bei Elisabeth von Thüringen, die Gottesliebe mit der Frauenliebe einen erbitterten Kampf geführt haben, in dem die Frömmigkeit unterlag. Sie werden im stummen Schmerz gerungen haben, oder in Klagen ausgebrochen sein, wie jenes Fräulein in der Romanze des Troubadours Marcabrun.

Der Herzallerliebste von ihr soll mit hinaus gegen die Verächter Christi im Morgenland, soll das Heilige Grab zurückerobern, während sie im Leiden und Sehnen untätig zurückbleiben muß.

„O Jesus“, — sprach sie — „Herr der Welt,
Du bist an meinem Jammer schuld.
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt:
Denn all die Besten dieser Welt
Zieh'n aus für Dich, da Du's verlangst.
Dir hat sich auch mein Freund geweiht,
Den Anmut ziert und Tapferkeit,
Nichts bleibt mir hier, als bittres Leid,
Als Tränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd' es leid,
Der Alles aufruft weit und breit,
Und mir nichts schafft, als Herzensangst“.[6])

Außer der Liebe zu Weib und Kind hatte aber auch die Eifersucht einen Anteil an der Unlust der Ritter zum Auszug gegen die Ungläubigen. Zu welch entwürdigenden Mitteln sie griffen, sich der Treue ihrer Gattinnen zu versichern, habe ich an anderer Stelle ausführlicher gedacht, als es hier am Platz ist.[7])

Nach den Kreuzzügen kehrte der Ritter mit erneuter Begeisterung zu seiner alten Liebe, zum Frauendienst, zurück, um ihr in beispielloser Weise zu huldigen.

Die Frau beherrschte unbeschränkt eine gewaltige Domäne, die Gemütswelt. Der Ritter, der Dichter und der Mönch beugten sich in Ehrfurcht vor der Krone der Schöpfung. Von Otfried, dem Sänger der Evangelienharmonie bis zur Glanzzeit der mittelalterlichen Literatur huldigten alle Dichter der allgewaltigen Herrscherin im Reiche der Minne. Noch im siebzehnten Jahrhundert gedenkt Philander von Sittewald des Brauchs, sich in Gefahren der Gnade und Huld der Geliebten zu befehlen.

Beim Ritter machte der Frauendienst einen Hauptteil der Lebensaufgabe aus. Er diente Gott, seinem Herrn und der Gebieterin, doch dieser am inbrünstigsten. Schon dem werdenden Ritter wird beständig der Frauendienst vor Augen geführt, als der einzige Weg, Tugend, Ehre und Ruhm zu erringen. Darum singt etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Reinmar von Zweter:

„Die Minne lehrt, die Frauen schön zu grüßen,
Die Minne lehrt euch manchen Spruch, manch süßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Sie lehret die Jungen in der Jugend
Ein ritterlich Benehmen unterm Schilde“.[8])

Doch nur die reine tugendhafte Frau hatte Geltung. Eine Dulzinea von Toboso war in Deutschland unmöglich.

Zur „Frawe“, die einen betörenden Einfluß auf den Ritter ausübte konnte sich nur eine ebenbürtige Dame, gesittet und wohlerzogen, eignen. Und darum war die Ritterzeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Frauenerziehung. Denn angebetet zu werden ist schließlich die Sehnsucht jedes Mädchens und das Streben der Mutter für ihr Töchterlein.

Die Vereinsamung der Familien auf ihren Edelsitzen und den abgelegenen, schwer zu erreichenden Burgen, begann mit Beginn der Ritterperiode einem lebhafteren Verkehr zu weichen. Die Turniere und andere Festlichkeiten bei Hof, auf größeren Burgen und in den aufblühenden Städten, gaben Anlaß zu Zusammenkünften Befreundeter und zur Anknüpfung neuer Verbindungen.

Ganz nebenbei sei erwähnt, daß bei diesen Scheinkämpfen manchmal die Hand der Frau, vielleicht auch nur ihre Gunst als Siegespreis galt.[9]), was die Geschlechter in den Städten, so die Patrizier Magdeburgs bei einem 1285 veranstalteten Turnier nachahmten,[10]) wo ein alter Kaufmann aus Goslar sich den Preis, eine fahrende Frau, errang. Er „führte sie mit heim, steuerte sie ehrlich aus und gab ihr soviel Ausstattung, daß sie ihr wildes Leben nicht mehr übte.“[11])

Den bei den Turnieren in die Wege geleiteten Verkehr setzte man später gern fort.

Die Burgen öffneten sich den besuchenden Freunden, die neue Mär brachten, mit der Hausfrau plauderten und mit den Herrn tranken und pürschten. Fahrende Sänger waren willkommene Gäste, erfuhr man doch durch diese lebenden Zeitungen von den Welthändeln, von eben erschienenen Moden, ferner die neuesten Lieder über Zeitereignisse, dann Minnelieder und Tanzliedlein, gar lustig zu hören.

Jungfrau mit Harfe. Daneben zwei Musikinstrumente.
(Aus dem „hortus deliciarum“.)

All dieses erweiterte die Anschauungen, veredelte die Umgangsformen und wirkte wohltätig auf die Erziehung des weiblichen Geschlechtes ein. Nun genügte es nicht mehr, zur Not schreiben und lesen zu können, einige lateinische Brocken zitieren, und auf der „harpfe“ oder der viereckigen Harfe, der „Chrota“ (rotta) einige Akkorde zum Gesang rupfen zu können. Die neue Zeit verlangte eine gefestigte Bildung, überdies

Gewandtheit der Formen, die man sich nur im Umgang mit Leuten von Welt aneignen konnte.

Das halbwüchsige Ritterfräulein kam deshalb in das Kloster, um vno den Schwestern die Schreibekunst, Latein, Musik und feinere Handarbeit zu erlernen. Dann wurde das Töchterchen an den Hof gegeben, wo es den letzten Erziehungsschliff erhielt. An bedeutenderen Hofhaltungen waren oft an hundert solcher Mädchen. Brunhilde folgen sechsundachtzig Frauen und zweihundert Mädchen nach. Von Hilde sagt die Gudrun:

„Mit ihr schritten Mägdlein, zwanzig oder mehr,
All in weißen Leinen fürwahr gar hold einher;
Die allerbeste Seide, die jemals ward gesponnen,
Lieh Schmuck den feinen Kindern ......“ [12])

Als Erzieherin waren an derartigen Höfen ältere Frauen tätig. Sie hießen meisterinne, zuhtmeisterinne, zuhtmuoter, magezoginne (= Mägdeerzieherin). Die „Wercgaden“, ein besonderer Teil des Schlosses war diesem „Pensionat“ als Wohnung eingeräumt. [13])

Zu den bereits angeführten Lehrgegenständen kam seit Ende des zwölften Jahrhunderts noch Französich hinzu. Frankreich mit seiner tonangebenden Dichtung war das Vorbild höherer Kultur geworden und Französisch galt als Sprache der vornehmen Welt. [14]) Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurde es bei den norddeutschen Großen Brauch, Franzosen an ihren Höfen zu halten.

Als Muster von Bildung stellte Gottfried von Straßburg Isolde[15]) hin.

Sie war in höfischer Kunst, Sitte und Tugend von Jugend auf erfahren,

„Und war geschickt mit Mund und Hand,
Die schöne Maid nicht nur verstand.
Der Develîner*) Sprache Laut,
Latein und Welsch**) war ihr auch vertraut;
Der Fiedel Spiel verstand sie auch
Und übt' es nach der Welschen Brauch;
Die Finger wußten wohlgewandt,
Wenn sie dazu die Muße fand,
Zu rühren süß der Leier Saiten
Und auf der Harfe hinzugleiten
Mit klangerweckender Gewalt,
Daß bald mit Macht und leise bald
Der Töne Fülle weiterklang.
Dazu die selige Maid auch sang ....“

* Develîn ist Dublin, die Hauptstadt von Island. **) Französisch.

Denn ohne Gesang keine Musik:

> gedoene âne wort daz ist ein tôter galm
> (Töne ohne Worte sind ein toter Klang)

sagt Singulf der Meißner.[16])

Diesen hohen Anforderungen an Frauenbildung stehen aber wieder andererseits recht bescheidene gegenüber. Heinrich der Teichner (1330—1375) verlangt nur:

> dâ lît niht an,
> daz ein vrou viel reden kan.
> Waz bedarf sie reden mêr?
> Wan sie schaft ir hûses êr
> und den paternoster kan
> und ouch strâft ir undertân
> und die wîst (weist) ûf rehte (rechte) Fuog (Weg),
> daz an kan sie reden genuog,
> dazs niht disputierens darf
> uz den siben Künsten scharf.

(Das bedarf keines scharfen Disputierens aus den sieben Künsten.)

Meister Gottfried erschöpft in seiner Schilderung von Isoldes Zucht nur das, was man von einer edlen Jungfrau an Bildung verlangte. Der Anstands-Codex war unendlich weitschweifiger. Er enthält eine große Anzahl von Vorschriften, die außerordentliches Feingefühl bekunden neben anderen von ausgesprochener Prüderie. Im allgemeinen galten damals dieselben Ansichten über Sitte und Wohlanständigkeit wie heute, nur die Formen waren andere, zum Teil wesentlich vertieftere. Zusammengefaßt finden sie sich in den Knigges der Ritterzeit, in dem Lehrgedicht „Der welsche Gast“ des deutsch schreibenden italienischen Domherrn von Aquileja, Thomasin von Zirclaria, den beiden Anstandsbüchern „der Winsbeck“ und „die Winsbeckin“ und „der Jüngling“ Konrads v. Haslau. „Die Grundlage aller höfischen Frauensitte ist echte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, oder „die Maße“. Des Weibes Schönheit ist verloren, wenn sie nicht mit der Krone der Zucht geschmückt ist. Zucht ist ebensowohl im moralischen Sinn genommen, wie im äußerlichen als Wohlgezogenheit und anstandsvolles Betragen. Die edle Frau muß zur Schönheit „gute Geberde, schöne Rede und ein keusches Gemüt“ haben. Ohne Tugend ist sie nur vergoldetes Kupfer. „Scham und Mâze sind zwô tugent, die gebent uns Frouwen hohen prîs“, sagt die Winsbeckin. Die feine Sitte, die sie zu Hof zeigen muß, soll sie auch zu Hause üben, denn „Zucht und Höfischkeit“, wenn sie auch nicht von der Gewohnheit kommen, wie

der welsche Gast meint, so müssen sie doch so absichtslos erscheinen, wie was zur Gewohnheit, zur Natur geworden ist.

Wenn fremde Gäste in das Haus kommen, so soll sich die Frau nicht schüchtern in ihrer Kemenate verschließen, was eine sehr tadelnswerte Sitte ist, sondern sie mit Freundlichkeit und Ehrbezeugung empfangen und unterhalten. Die jungen Damen, heißt es im Titurel Wolframs von Eschenbach, sollen sich „bei Freuden finden lassen". Eine edle Magd lebt fröhlich zu allen Zeiten, damit sie Freude gebe, Unfreude aber bekämpfe und vertreibe. Viel Lachen zwar geziemt nicht, denn Lachen ist der Toren Spiel, auch nicht laute und vordringliche Rede für die edle Jungfrau. Dagegen sollen Damen von hoher Geburt an Bildung wohl erzogen sein, daß sie stets mit Rede und Antwort bereit sind, und nicht in Verlegenheit erröten, wenn sie eine Frage trifft; solche Scham geziemt der höfischen Sitte nicht."[17])

Zu diesen leichten Umrissen kommen eine Unmenge kleiner Schattierungen, aus denen erst das Gesamtbild ritterlich-fraulicher Züchtigkeit entsteht.

Was ein fremder Mann berührt, darf eine Frau nicht anfassen.[18]) Männerkleider anzulegen war als unanständig nur im Fall der höchsten Not gestattet. Die drei Fürstentöchter, die mit dem jungen Hagen von Island auf der Greifeninsel gelebt hatten, sind nur „mit jungem Moos umwunden" und doch sträuben sie sich bei ihrer Rettung Pilgerkleider von Männern anzulegen.[19]) Als Gudrun und Hildberg am Wintermorgen nur mit ihren rauhen Hemden angetan am Meeresstrand für die böse Zerlind waschen,

> Da sprach der König Herwig: Könnte es nicht sein,
> Daß es euch Minnigliche nicht däuchte eine Schande
> Zu tragen, edle Mädchen, unsre Mäntel auf dem rauhen Strande?
>
> Da sprach Frau Hildes Tochter: Gott lasse euch gedeihn
> Eure Mäntel beiden. An dem Leibe mein
> Sollen Menschenaugen nie sehen Manneskleid.[20]")

Wenn eine Isländerin Hosen trug, konnte sich ihr Mann von ihr scheiden lassen.[21])

Höflichkeit der Damen gegen Hoh und Gering gehörte zum guten Ton. In Frankreich nahmen sogar die Damen zum Gruß ihre Hauben ab. Der Ritter grüßte die Frau durch Abnehmen des Helmes und des „Hüetel", des enganliegenden Haarschutzes unter dem Helm.[22])

Die Augen sollten am Boden haften und nicht umherschießen, denn, meint die Winsbeckin, nicht den Preis der Zucht trage diese Frau

davon, die ihre Augen wie einen Ball auf und nieder schweben lasse und viel dabei lache. So handle nur eine Jungfrau, die ohne Furcht erzogen sei.

Die Schritte sollte weder zu groß noch zu klein sein:

„Gemessen waren Schritt und Gang,
Fein züchtig, weder kurz noch lang,
Doch keines aus dem Maße wich

schreibt Meister Gottfried von Isolde.[23])

In demselben Gedicht wird genau angegeben, wie man sittig und höfisch den Mantel zusammenhalten sollte, damit er die enganliegende Tracht bedecke.[24]) Die Gewandung sollte nur den Kopf und die Hände frei lassen. Es war schon ein entehrender Schimpf für eine züchtige Frau, wenn ein Mann ihre bloßen Füße sah. „Adalgifa, die Frau des Langobardenfürsten Sighart, begleitete einmal ihren Gemahl auf einem Kriegszug, und saß da eines Tages die Füße badend im Zelt. Da ging zufällig ein vornehmer Langobarde vorüber und sah die Fürstin. Außer sich darüber, befiehlt Sighart, seiner Frau die Kleider bis an die Waden abzuschneiden und sie also durch das Lager zu führen. Die Folge ist, daß sich der Langobarde mit einem andern, dessen Weib Sighart schwer beschimpft hatte, verbindet und den Fürsten ermordet.[25])"

Mit überschlagenen Füßen zu sitzen oder die Füße zu kreuzen galt für unanständig.

Trat ein Mann zu einer sitzenden Frau, so erhob sie sich und wäre sie die mächtigste Königin gewesen. Die Mutter stand vor ihren Söhnen auf.

Wie man sich bei Tisch zu benehmen hatte, darüber belehrten eigene „Tischzuchten", deren erste allerdings erst im vierzehnten Jahrhundert niedergeschrieben wurde. Sie enthält aber seit altersher geltende Vorschriften. Des Tannhäusers Tischzucht schreibt ein Gebet vor Beginn des Mahles vor. Aus dem Löffel soll man nicht schlürfen, beim Essen nicht schmatzen „als ein swîn". Abgeschnittene Bissen darf man nicht wieder in die Schüssel zurückstecken, auch abgenagte Knochen nicht. In Senf und Salz mit den Fingern zu greifen, Schnäutzen ins Tischtuch, das Brot an den Leib zu drücken beim Schneiden, mit vollem Mund zu trinken, in die heiße Schüssel zu pusten, mit fettem Mund zu trinken, sich kratzen beim Essen, die Zähne mit dem Messer zu stochern und zahlreiche unappetitliche Sachen mehr, erklärt Tannhäuser[26]) für Missetaten und nach ihm all die zahlreichen Verfasser von Tischregeln bis zu Sebastian Brant[27]) und dem Grobianus.[28])

Aus dem gegebenen kurzen Abriß der Anstandslehre ergibt sich die zur Ritterzeit bereits erreichte hohe Zivilisation. Doch darf nicht verkannt werden, daß viel von dieser Kultur nur rein äußerlich war, und unter dem leichten Firnis des feinen Benehmens noch sehr viel ererbte Ursprünglichkeit verdeckt lag, die nur zu häufig aus den abbröckelnden Stücken der Tünche hervorlugte.

Wenn auch die Frau eine hinreißende, betörende Gewalt über den Mann ausübte, so besann sich dieser Mann, Gatte oder Liebhaber ebensowenig wie es Siegfried tat, die Dame seiner Wahl ordentlich durchzuwalken, wenn er dazu Ursache zu haben glaubte. Will das Weib im Haus die Oberherrschaft erlangen:

„Du mußt da deine Güte fallen lassen
Und mußt nach einem großen Knüttel fassen,
Mußt ihr den auf den Rücken messen,
Stets mehr und mehr, mit aller Kraft,
Bis sie dir zuspricht Meisterschaft. —
Heiß sie auch schwören, nie es zu vergessen".[29])

singt der Minnesänger Reinmar von Zweter um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Seine Weisheit wurde von Mit- und Nachwelt hoch gerühmt.[30])

Wie dem auch sei. Das Gesamtbild einer Frau in der Blütezeit des Rittertums war ein durchaus erfreuliches und mußte es auch sein, denn nur ihrem eigenen Wert konnte sie ihre Stellung in der Gesellschaft verdanken. Die Gesetze von der Gleichberechtigung der beiden Geschlechter waren noch nicht geschrieben. Rechtlich stand die Frau weit unter dem Manne, während sie in gesellschaftlicher Beziehung himmelhoch über ihn emporragte. Sie war der Leitstern des Ritters. Sie begeisterte ihn zu Taten, gleichviel ob er abenteuernd durch die Lande zog im schweren Kampf um das Dasein, oder ob er auf seinem Eigen in Glanz und Wohlstand saß.

Überaus bezeichnend für die rechtliche Haltung der Frau ist eine Darstellung zum sächsischen Land- und Lehnrecht aus dem 13. Jahrhundert, nach dem die Frau erst an neunzehnter Stelle aufgeführt ist. Die Reihenfolge hebt mit Gott an. Dann folgen Papst (2), Bischof (3), Abt (4), Äbtissin (5), Priester (6), Kaiser (7), König (8), Herzog (9), Lehnsherr (10), Richter aus dem Lehnsrecht (11), Richter aus dem Landrecht (12), Schöffe (13), Bürgermeister (14), Schultheiß (15), Büttel (16), Bauer (17), Lehnsmann (18), Frau und Mädchen (19). Nach den Weibern folgen noch Hirt, Sachse, Wende, Wendin und zum Schluß der Jude[31]).

Trotzdem singt selbst Kaiser Heinrich VI., der Sohn Friedrichs I. von Hohenstaufen (1190—97):

> „Länder und Reiche sind untertan mir,
> Wenn ich nahe der Lieblichen bin;
> Doch wenn ich wieder dann scheide von ihr,
> Ist all meine Macht und mein Reichtum dahin.
> Nur Sehnen und Grämen ist dann meine Hab',
> Ich steige an Freuden bald auf und bald ab
> Und dulde den Wechsel aus Liebe zu ihr bis ins Grab".[34])

Nur eine tugendhafte Frau durfte der Ritter als seine Herzenskönigin erklären. „Ihre Tugend verscheucht uns die Sorge. Sie sind ein wonnetragender Stamm der uns alle geboren hat. Der hat nicht Tugend und rechte Scham, der das nicht anerkennt. Er muß der Toren einer sein, und hätte er Salomons Weisheit. Sie (die Frauen) sind der Welt ein brennendes Licht der Ehren und Würdigkeit. Kein weiser Mann widerstritt das je. Als Gott im Himmel die Engel schuf, gab er uns hier zu Engeln die guten Frauen", unterweist der Winsbecke seinen Sohn.

Der Ritter widmete sich der Dame, deren Farben er trug, für die er duldete und kämpfte, deren Ruhm der seine war, von der er aber Gegenliebe heischte. Sonderbare Schwärmer, die mit kühlem Dank zufrieden waren, die ein gnädiges Lächeln für alle Mühsale entschädigte, gab es wohl, doch befanden sie sich stark in der Minderzahl. An dieser, nicht unberechtigten Forderung der bewiesenen Gegenliebe scheiterte der ganze Idealismus im Rittertum. Sie untergrub die Moralität der höheren Klassen und rüttelte mit Erfolg an dem Grundpfeiler der Gesellschaft, der Ehe.

Im zwölften Jahrhundert beginnt durch den Einfluß der Franzosen eine leichtsinnigere Auffassung von Liebe und Ehe in Mode zu kommen, die beiden einen bisher ungekannten Zug von Lüsternheit aufprägt.

Der Ritter mußte „sines herzen Küniginne" haben, gleichviel ob diese ledig oder verheiratet war. Auch ob der Ritter selbst in Ehebanden lag, kam gar nicht in Betracht. Er konnte seine Gattin ehren und lieben, aber zur Abgöttin sollte er eine andere erkoren haben. Die notwendige Folge dieser Zustände war eine doppelte Eifersucht. Der Ritter duldete vielleicht nicht, daß seine Frau von einem andern zur Göttin erhoben wurde, vernachlässigte aber seine Gattin und störte die Ehe eines andern. Überdies wird es auch eine ganze Menge Frauen gegeben haben, denen die Schwärmereien ihres Gemahl nicht ganz gleichgültig war. Darum erklärt Wolfram von Eschenbach diejenige Minne

für die seligste, die weder Merker (Aufpasser) noch Wächter bedarf und das Tageslicht nicht zu scheuen braucht, also die zur eigenen Hausfrau. Das Versteckspiel, das mit dem Namen der Geliebten getrieben werden mußte, wie noch auszuführen sein wird, begünstigt allerdings die Ansicht, daß manch ein Minnelied der eigenen Frau gegolten haben wird, das der „Frawe" zu Ehren in die Welt ging. Es mag dies wohl vorgekommen sein, doch entzog sich der weitaus größere Teil der Ritter wohl kaum den Geboten der Mode, die nun einmal eine fremde „Herrin" unvermeidlich hielten.

Welche Blüten die unnatürlichen Verhältnisse des Minnedienstes Verheirateter zeitigten, zeigt Ulrich von Lichtenstein. Der ritterliche Narr ließ sich von seiner Gattin pflegen, wenn er zerschunden und zerstochen aus dem Dienst seiner Frau auf die Heimatburg zurückkroch. Er zerstörte nur seine eigene Häuslichkeit, denn seine Donna war zu vernünftig, dem Blödsinn Ulrichs irgend welchen Wert beizumessen. Sie hielt ihn nur weidlich zum Narren, ohne daß der Ahnherr des „berühmten" Aloys von Liechtenstein, des Wiener Ehrenbürgers, jemals zur Einsicht kam, welch trottelhafte Rolle er spielte.

Anderen Frauen, die von ernster zu nehmenden Männern umworben wurden, war es schwerer gemacht, die eheliche Treue zu bewahren. Sie knüpften die Gewährung des Minnelohnes an die Erfüllung fast unmöglich scheinender Bedingungen, wie die Dame des Ritters von Auchenfurt. Um ihr am Altar abgelegtes Gelübde nicht brechen zu müssen, verlangt die Frau vom Ritter von Auchenfurt, bei einem bestimmten Turnier ohne Rüstung in die Schranken zu reiten. Er wird auf den Tod verwundet vom Kampfplatz getragen. Erst nach langem, schwerem Leiden tritt er, halb genesen, vor die Dame hin, die sich nun auf Bitten verlegt. Der Ritter läßt sich erweichen, fordert von der Frau, sich ohne jegliche andere Kleidung, als angetan mit dem blutigen und zerfetztem Hemd, das Auchenfurt im Turnier getragen, in der Kirche an den Altar zu stellen. Sie erfüllte diese Bedingung, legt Ehre damit ein, und wird glücklich ihren Liebhaber los.[33])

Ja, es war damals für eine Frau nicht leicht, in gutem Ansehen zu bleiben. Die Welt verlangte Hingabe der Frau an ihren Ritter, und dieselbe Welt tadelte sie darob. Der Ritter sollte, so wollte es der gute Ton, eine Geliebte aufweisen, aber die Frauen sollten keine Liebschaften haben. Dieser Zwiespalt ließ sich natürlich nicht ausgleichen und die Folge war eine tiefgreifende Unsittlichkeit, die selbst der die Augen blendende Glanz dieser Epoche auf die Dauer nicht zu verhüllen vermochte.

Nur dann fordert der Ritter keine materiellen Liebesbeweise, wenn er sich eine sozial hoch über ihm stehende Dame als Herrin erkoren hatte. Dies war erlaubt, wurde sogar recht gern gesehen, denn dann fiel jede üble Nachrede von selbst weg. Übrigens waren die Ritter nicht immer wählerisch. Für die von der Herrin versagten Gunst entschädigten sie sich gelegentlich bei einer drallen Magd. Sie verschmähten auch eine schmucke Bauerndirne nicht.[34]) Der Schwabe Gotfrid von Nifen besingt seine Liebe zu einer — Kuhmagd in sehr feierlichen Versen, da sich seine Geliebte von ihm abwendet, wie auf seinem Bild in der Heidelberger Handschrift zu sehen ist. Das arme Mädchen erhält Schläge wegen ihres Liebsten. Sie will aber nicht mit ihm entfliehen, weil sie dadurch ihren Lohn, ein Hemd und einen Schilling verlieren würde.[35])

Ad majorem dominae gloriam wurden Heldentaten im Ernstkampf oder im Turnier oder Narreteien wie die Ulrichs von Lichtenstein ausgeführt. Er ließ sich ihr zu Ehren seine starke Unterlippe operieren, er schlug sich einen Finger ab, sandte ihn seiner Fraue, um ihr zu beweisen, daß er sich ihr zu Ehren den Finger zerstochen hatte. Er trank ihr Waschwasser, mischte sich unter Aussätzige, fuhr als Frau Venus, dann als König Artus durch das Land und tat hundert Dummheiten mehr, die er stolz in seinem „Frauendienst“ aufzeichnete,[36]) wenn auch schon damals, wie er naiv gesteht, „mancher Mann lachte“.[37])

Ein zweiter deutscher Don Quixote war ein thüringischer Ritter, Waldmann von Sattelstädt, ein gar „großer Stecher und Hofierer“. „Der erbat sich, als ein Hoftag gen Merseburg 1226 ausgeschrieben war, von seinem Herrn, dem Landgrafen Ludwig, die Erlaubnis ihn von Eisenach nach Merseburg und zurück begleiten zu dürfen. Mit sich führen wolle er eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem Zeltenen Pferd (Zelter) mit einem Sperber auf der Hand und mit einem guten Stäuber (Spürhund). Auf der Fahrt bei dem Fest, so lang es dauerte und zurück nach Eisenach, wolle er nun alle Tage drei Spere verstechen gegen drei Ritter. Wer ihn niedersteche, der solle die Jungfrau haben, desgleichen den Zelter, den Sperber, den Stäuber und des Ritters Harnisch. Der Ritter hielt sich so wacker auf dieser Fahrt, daß er die Jungfrau und viele goldene Ringe nach Eisenach zurückbrachte.[38])

Derartige Übergeschnapptheiten trugen das Meiste zur Entartung des Rittertums bei.

Den Weisungen der Dame hatte der Ritter unweigerlich Folge zu leisten. Während der Kreuzzüge schickte die Frau den unbequemen Liebhaber ins Morgenland. Friedrich von Husen (Hausen), einer der

bedeutenderen Minnesänger, machte auf seiner Herrin Gebot 1189 die Kreuzfahrt Friedrichs I. mit, und kam am 6. Mai 1190 in einem Gefecht bei Philomelium um. Es ist mehrfach überliefert, daß der Tod dieses bedeutenden Mannes aufrichtig beklagt wurde.[39]) Herr Hartmann von Aue, der Sänger des armen Heinrich, Erec, Iwein und anderer Meisterwerke, soll auf Wunsch der Geliebten am Kreuzzug 1197 teilgenommen haben.

Über noch ausgefallenere Wünsche der Herzdame hat der Tannhäuser zu klagen. Er ironisiert den ganzen Minnedienst, wenn er die Geliebte verlangen läßt, ihr den Rhein zu wenden, daß er nicht mehr an „Koblenze', vorbei gehe, Land aus der See zu bringen, wo die Sonne untergeht, ihr einen Stern vom Himmel zu holen, der Elbe das Fließen, der Donau das Rauschen zu verbieten, den Salamander aus dem Feuer zu schaffen, dem Mond das Scheinen zu nehmen und ähnliches mehr. Erst wenn all dieses vollbracht, „sô mac mir liep von ir geschehen".[40]) Wie Tannhäuser weiß sich Herr Steinmar mit gutem Humor über solchen Eigensinn hinwegzusetzen.

Schließlich tröstet sich Herr Steinmar über den Undank einer Frau bei einer Bäuerin[41]) und als ihm auch hier nicht mehr das Glück recht blühen will, gibt er den Minnedienst ganz auf und hält sich an die Genüsse der Tafel.[42])

„Denn ich weiß, schon lange wird's verhöhnet,
Das ein armes Minnerlein in Marterqualen stöhnet.
Einst gehört ich auch dazu
Hei! das laß ich jetzt, und schlemme nun in Ruh".[43])

Treues Ausharren in ihrem Dienst, der sich bis zu fünf Jahre ausdehnen konnte,[44]) lohnte die Dame dem girrenden Ritter durch einen Händedruck, Zulassung zum Kniefall, Handkuß. Im vorgerückteren Stadium durch Geschenke, selbst gewirkte oder als eigene Arbeit ausgegebene Kleidungsstücke, Schärpe, Handschuhe, Waffenrock oder Pferdedecke. Reichere Damen verschenkten Helmkleinode und andere kostbare Schmucksachen.

Ungleich wertvoller als derartige Geschenke waren den Rittern Gegenstände, die von der Dame selbst getragen worden waren: ein Handschuh, ein Armband, ein Ring, ein Ärmel oder — das Hemd. Die kleine Obilot schenkt dem von ihr erkorenen Galan einen Ärmel, „das war ihr Kleinod und Geschenk".[45]) Nach seiner Rückkehr aus dem Kampf brachte er den zerhauenen Ärmel wieder zurück, den Obilot sofort wieder anlegte. Eine gleiche Aufmerksamkeit erwies Herzeloyde,

Parzivals Mutter, ihrem Gatten Gamuret. Sie schenkte dem Gatten ein Hemd, „von weißer Seide fein“,[46]) das sie wieder überzog, „wenn heim vom Streite kam ihr Mann“.[47]) Der Kastellan von Coucy sandte seiner Geliebten zum Abschied sein Hemd, damit sie, wenn sie es trage, Trost für die Abwesenheit des Geliebten fände.

Ob nun der Liebende die Schwelle des Paradieses überschritt oder mit einem Handkuß abgespeist wurde, jedenfalls war Diskretion Ehrensache. Ulrich von Lichtenstein diktiert erst als er aller Minne längst entsagen mußte — er konnte ebensowenig schreiben und lesen wie der größere Wolfram von Eschenbach,[48]) der gleich ihm dem schwärmerischen Minnedienst ergeben war — und verschweigt die Namen seiner Amiên ängstlich. Walter von der Vogelweide, nach dem Namen seiner Angebeteten gefragt, nennt sie ausweichend Hildegunde nach der Heldin des Walthariliedes. Ein Dichter bezeichnet seine Liebste als „Maquet“, ein anderer als „schöner Gebieter“, „gute Hoffnung“, einer endlich in vielleicht ganz richtiger Erkenntnis der Sachlage als „mon diable“.

Das Minneverhältnis mußte, namentlich wo ein Gatte der Herrin zu fürchten war, in einen dichten Schleier gehüllt werden. Deshalb spielen auch in den Minneliedern die Merker und Wächter für die Verliebten eine solch hervorragende Rolle.

Der ertappte Galan hatte nichts Gutes zu versehen, denn die Zeit war trotz aller Sentimentalitäten roh. Der Liebhaber schwebte stets in Lebensgefahr, auch wenn der Ehegemahl nicht so grausam war wie jener Eifersüchtige der Sage, der seine Gattin das Herz ihres Liebhabers zu essen zwang, wie „die Herzmäre“ Konrads von Würzburg nach französischen Quellen erzählt.[49])

„Man legt den Bremberger auf ein tisch,
schneid in zu riemen wie ein fisch,
sein Herze gab man zu eßen
der Frawen in eim schwarzen pfeffer,“

worauf die Frau einen Becher bis auf den Grund leert und ein „gar seligs ende“ nimmt, sang man als Volkslied zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.[50])

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hieb der Frankfurter Patrizier Heinrich von Huser seiner Frau die Beine ab, wofür ihm der Onkel der Verstümmelten, Bechtold Wynne von Bessingen, erschlug.[51])

Darum hieß es auch bei schriftlichem Verkehr sehr vorsichtig sein. Überdies waren gewitzte Boten teuer und die Minner hatten sehr selten das nötige Geld ordentlich zu bezahlen. Ein rechter Bote war sich seines

Wertes wohl bewußt, denn nur der schlaue, in allen Sätteln gerechte Bursche paßte für den gefährlichen Dienst.

Rudolf von Rotenburg, dem deutsch-schweizer Minnesänger entlockt darum der Mangel eines Postillon d'amour den Stoßseufzer:

> Freundlich bat sie, als ich von ihr schied,
> Ihr zu senden jedes neue Lied.
> Gern wollt ich es senden,
> Nur ich weiß nicht, wer
> Ihren weißen Händen,
> Schön es brächt und ihr geziemend wär,"[52])

denn auch der Frau mußte der Bote passen, wie hätte sie ihm sonst die mündlichen Liebesgrüsse für ihren Ritter anvertrauen können. Dietmar von Aist verkleidet sich als Kaufmann um im Mantel und Reisehut mit einem bepackten Esel sich seiner Frau nähern zu können.[53])

Meister Johans Hadloub, der Züricher Bürger half sich wirksamer. Er war zwar verheiratet und hatte Kinder, was ihn aber nicht hinderte sein Herz einer Dame zu weihn. Da er vergeblich bemüht war seiner Liebsten ein Briefchen zuzustecken, heftet er es ihr mit einer Angel an den Mantel,

> dô sî gienc von mettin (aus der Messe)[54])

Vor den Aufpassern, den „Merkern" hatten die Verliebten allen Respekt. Sie haßten sie wie die Sünde, denn ihr Motiv ist der „nid" (Neid), ihr Spähen ist „arc". Heinrich von Veldecke nennt sie, sehr unlogisch, eine Rute, mit der sich der Ehemann selbst züchtige. Er siede und braue sich dadurch etwas, was ihn später reue und die Bewachung der Gattin nütze ihn doch nichts.[55]) Mit der letzten Ansicht umschreibt er nur Freidanks Ausspruch:

> „Wie sehr ein Weib behütet sei,
> Ihr sind doch die Gedanken frei.
> Keine Hut ist also gut,
> Als die ein Weib sich selber tut".[56])

Das bestätigt Hartmann v. Aue im Iwein, daß ein gutes Weib keine andere Hut als ihre Ehre brauche, er weiß aber sehr gut, daß solcher Frauen nur recht wenige waren. Darum beschlichen die Ehegatten nur zu oft gerechtfertigte Zweifel, die sie sogar auf mineralogischem Wege zu zerstreuen trachteten. Ein untrügliches Mittel, die Frau auf ihre Treue zu prüfen, gibt nämlich das Steinbuch aus dem dreizehnten Jahrhundert des alemannischen Dichters Volmar. Das Werk behandelt die magischen Kräfte der Edelsteine. Darin heißt es: Wer gehört hat, daß seine Frau untreu ist, braucht ihr nur den Magnatstein unter das Kopfkissen zu

legen. Ist das Gerücht unwahr, dann wird sie schlafend ihn umarmen und küssen. Im Gegenteil wird sie aus dem Bett fallen, ohne daß sie ihr Mann anzufassen braucht. Probatum est!

Die meisten Frauen machten sich ein Vergnügen daraus, mit Hilfe des Liebhabers den Gatten und seine Wächter ordentlich zu betrügen. So Isolde, wenn sie ihren Tristan anstiftet einen Zweig mit eingeschnittenem T oder I den Bach hinabfließen zu lassen, der den Ausgang der Kemenate bespült, als Zeichen, daß er, der Liebste, zur Stelle sei.

Mit dem Fortschreiten des Rittertums bildete sich die anfangs nur vereinzelt vorgekommene Lüderlichkeit epidemisch aus. Der Umgangston der ritterlichen Gesellschaft wurde roher und der ideale Minnedienst nahm schließlich ganz grobzotige Formen an. Selbst ein überzeugter Romantiker wie Saint-Pelaye muß bekennen: „Nie sah man verderbtere Sitten, als in den Zeiten unserer Ritter und nie waren die Ausschweifungen in der Liebe allgemeiner."

Die Literatur stand gleichfalls unter dem Bann der Frau. „Niemals hat sich die Männerwelt inniger, tiefer in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen eingelebt, niemals sich für alle poetischen Motive stärker von ihr inspirieren lassen, als in der Zeit des Minnesangs" sagt Vilmar. Die Lyrik hat darum etwas wirklich weiches, unmännliches an sich, unter deren süßen Worten und Reimgebimmel sich nur zu oft nackte Sinnlichkeit schlecht verbirgt. Nur wenige Minnesänger waren so ehrlich einzugestehen, daß Zucht und Scham, von denen ihre Lippen überflossen, nur leere Phrasen waren, und daß sehr reale Wünsche jedem Minnedienst zu Grunde lagen. So wird in einem merkwürdigen Gedichtfragment aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von einem Minnehof am Niederrhein erzählt. Einer Versammlung von Damen und Rittern wird da die Frage vorgelegt, ob es genüge, daß eine Frau mit Rücksicht auf ihre Ehre, wenn das Leben ihres Ritters gefährdet ist, nur ihr Herz hingebe oder ihre ganze Person. Das Urteil lautete auf gänzliche Hingabe.[57])

Sogar im Parzival, dem hohen Lied der Ehe, der Mannes- und Gattentreue fehlt es nicht an überaus schlüpfrigen Szenen, als deren derbste wohl das Zusammensein Gawans mit Antikonia[58]) zu bezeichnen sein dürfte. Hinter den Naivitäten, die uns in allen Epen der Ritterzeit in großer Menge aufstoßen, steckt deshalb manche beabsichtigte Obskönität. So wenn der Ritter auf den Burgen von Frauen und Mädchen im Bad bedient wird, wenn er von Damen zu Bett gebracht wird, und viele andere Intimitäten mehr, bei denen sich gar oft die Männer bescheidener

benahmen als die Damen. Als Wolfdietrich sich umkleiden soll, bittet er die Damen in beweglichen Worten ihn allein zu lassen:

„Ir minniglichen Frowen,
ich wil uch sere biten,
Wellent ir an mir geschowen
die Kleider wol gesniten,
So lant mich alleine,
Daz ich nit schame spehe.
So daz mich uwer keine
hie also blasz sehe.[59])

„Alle Beteuerungen von gänzlicher Ergebenheit, all diese inbrünstig scheinenden Gelübde, alle diese Aufopferungen waren weiter nichts, als ein eitles Gepränge, wodurch man erhabene Empfindungen und große Leidenschaften erzeugen wollte, deren in dem ganzen Zeitraum der Ritterschaft nur wenig edle, und zwar nur solche Männer fähig waren, welche auch ohne den Flitterprunk der Chevalerie Helden der Tugend und der reinen Liebe geworden wären. Eben deswegen, weil der Götzendienst der Damen bloße Gleißnerei war, wurde er über alle Grenzen der Wahrheit und Natur hinaus getrieben und zugleich durch das Leben oder die herrschende Handlungsart der Ritter widerlegt. Nie wurden im Mittelalter mehr edle Frauen und Jungfrauen entführt, beraubt und geschändet, wie gerade im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wo die Ritterschaft in ihrer größten Blüte war.[60]) Wenn die zügellosen Krieger in diesen beiden Jahrhunderten belagerte Städte eroberten oder feste Schlösser erstiegen, so war es gemeines Kriegsrecht, Frauen und Jungfrauen zu schänden und sehr oft, wenn man sie geschändet hatte, auf grausame Weise hinzurichten. Eben diese Richter, welche die Frauen und Töchter ihrer Feinde schändeten und mordeten, verführten die Weiber und Kinder ihrer Freunde und Untertanen und kümmerten sich meist wenig darum, wenn man an ihren Weibern und Töchtern das Vergeltungsrecht ausübte.“[61])

VI. Kapitel.

Burg und Dorf.

Nachdem die äußeren Umrisse des Rittertums charakterisiert wurden, soll von den Ritterdamen, den Frauen und Fräuleins gesprochen werden, wo und wie sie lebten.

Die Burgen waren im allgemeinen keine besonders gemütlichen Aufenthaltsorte. Sie sind die durch Festungswerke gesicherten, erweiterten urgermanischen Wohnsitze, bei deren Errichtung hauptsächlich die Verteidigungsfähigkeit in Betracht kam. Bei den Höhenburgen ebenso wie bei den Tief- oder Wasserburgen wurden mit möglichster Raumersparnis für die Wohnräume die Verteidigungsbauten aufgeführt.

Das Hauptgebäude der Burg war der langgestreckte, meist zweistöckige Palas, in dessen zweitem Stockwerk der große Saal lag. Eine Außentreppe führte zu ihm empor. Vor dem „sal" in der Nähe der Treppe befand sich oft eine Vorhalle, die Laube, die eigentliche Wohnstube nach heutigen Begriffen. Der Saal hatte weiße Wände, die man bei festlichen Gelegenheiten mit kostbaren Teppichen oder Prunkwaffen behing. Wandmalereien kommen erst später in vornehmen Häusern vor. Der harte Fußboden wurde bei Festen mit Matten oder Teppichen belegt, häufig auch mit Blumen bestreut. Hinter dem Saal lag die Kemenate, das Frauengemach, ein mit einem Ofen oder einer Feuerstelle versehener Raum, in dem man schlief, wenn nicht ein besonderes Haus für die Frauen vorhanden war. Diese Kemenate war wohl manchesmal das Schlafgemach der Eheleute. In Heinrich von Freibergs Tristan feiert das junge Paar ihre reizend naiv geschilderte Brautnacht in der Kemenate.[1]) Die Einrichtung der einzelnen Schlafräume ist überaus einfach.[2]) In der Kemenate befindet sich das Bett, ein Gestell für das nie fehlende Nachtlicht, ein Teppich, eine Bank am Bett, ein Schemel, um das Einsteigen in das große Bettgestell zu erleichtern. Zum Aufhängen der Kleider dienten Haken oder in die Wand geschlagene Nägel. Ein Schrein, um die Kostbarkeiten und die in Tuch eingeschlagenen

Prunkkleider aufzunehmen, fehlte in keiner Kemenate. In der Nähe der Kemenate lagen die Gemächer für die Mägde und die Arbeitsräume der Hausfrau. Kleine aber zahlreiche Fenster ließen bei Tag das Licht einströmen. Abends und bei rauher Witterung verwahrte man die Fensteröffnungen mit Vorhängen, Strohgeflechten oder Holzläden, in die man Ausschnitte anbrachte. Hornplatten, Fetthäute oder Pergamentstreifen an Stelle der zu kostbaren Verglasung gewährten nur matten Lichtstreifen Eingang in die dunklen Räume.



Schlafzimmer auf einer Burg.
(Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert.)

Das Bett, das Haupteinrichtungsstück der Kemenate, bestand aus einem viereckigen hölzernen Kasten, der auf vier geschnitzten Füßen ruhte. Die Pfosten ragten bisweilen so hoch zur Zimmerdecke empor, daß Gêrlinde die arme Gudrun daran binden lassen konnte, um sie zu peitschen.[3]) Die notwendigsten Stücke des Bettes sind der Strohsack oder dort, wo das Stroh seltener ist, die mit trockenen Blättern oder Spreu gefüllte Unterlage, über die ein Tuch, das Lailach, gebreitet wird. Da man im ganzen Mittelalter nackt schlief,[4]) so mußte das Leilach ziemlich stark sein, um den Körper vor den Stacheln des Strohsacks zu schützen. Man bediente sich daher starker leinener, wollener, lederner, höchst selten nur seidener Bettlaken.[5]) Ohne Leilach zu schlafen war ein Zeichen geistlicher Enthaltsamkeit.[6]) Kissen und Pfühl vervollständigten die Einrichtung des Bettes. Leinene Pfühlüberzüge streicht man auf der Innenseite mit Wachs, damit die Federn nicht durchstechen. Natürlich gab es auch Überzüge von Seide, Wolle, sogar von Leder.[7])

Im Parzival wird das Bett für einen vornehmen Gast also beschrieben:

„Und Betten brachte man herein,
Damit sie Gawans Lager sei'n.
Ein Flaumfühl man ins Zimmer trug,
Von grünem Samt war der Bezug;
Es war kein Samt vom feinsten Strich,

Jedoch dem Sammet völlig glich.
Ein Polster wählte man zur Decke,
Damit Gawan bequem sich strecke,
Von Pfellel aus dem reinsten Gold,
Aus fernem Heidenland geholt,
Gesteppt auf Palmenseide weich.
Und über dieses Polster reich
Zog man zwei Laken schneeig licht.
Fürs Haupt ein Kissen fehlte nicht,
Und darauf liegt von Hermelin
Ein Mantel von der Maid geliehn".[8])

Die Betten waren sehr breit und meistens zweischläfrig. Für dreiundsechzig Begleiterinnen Gudruns werden nur „dreißig" und „mehr" Betten vorbereitet.[9])

Waschgefäße sind im Schlafgemach nicht vorhanden, denn gleich nach dem Aufstehen nimmt man ein Bad.

Bänke, Stühle, Tische und Schemel fehlen in keinem bessern Haushalte, ebenso Ruhekissen, Teppiche und Vorhänge, die die Stelle von Verbindungstüren vertraten.

Doch wohnte der Adel keineswegs immer in Schlössern und auf Burgen. Auch adelige Landhöfe kamen vor, die sich kaum von den Bauernhäusern unterschieden. Wie gewöhnliche Bauern speisten diese Adeligen auf der Diele, die der rauchende Herd warm hält. Dem Gast bereitet man ein Strohlager mit darauf gelegtem Bettwerk. Die Frauen des Hauses ziehen sich in ein kleines, notdürftig abgesperrtes Kämmerchen zurück, der Kemenâte, die nur mit einem schmalen Fenster versehen ist.[10])

Gleichviel ob in solchen dürftigen Behausungen, oder im hochragenden Schloß auf dem steilen, schwer ersteigbaren, mit Festungswerken wohl versehenen Hügel, stets lebten die Frauen ein eintöniges Dasein, wenn nicht seltene Zufälle eine heißersehnte Abwechslung brachten.

Die Herzlichkeit, die man Gästen entgegenbrachte, zeugt von der Freude, die man über den Besuch empfand.

Beim Besuch Höherstehender wurde das feste Haus festlich geschmückt. Zu den Fenstern hingen Teppiche heraus. Die Reisigen und Diener stolzierten in Festgewändern einher. Zum Willkomm erhielt der Gast von der Hausfrau und ihren Töchter Küsse.[11]) Im „blôzen ritter" steht:

„Sin tohter und ein vrouwen
Hiesz er in (ihn) Küssen ze hand".[12])

Dann ward dem Gast ein Bad bereitet, in das ihn die Hausfrau mit ihren Mägden geleitete. Sogar bedient wurde er beim Bad durch die Dame und ihre Dienerinnen, wobei sie ihm das Haupt mit Rosen schmückten und Rosenblätter in das Badewasser werfen, um es dadurch wohlriechend zu machen.[13]) Parzival läßt, wenn auch ungern, auf seines Lehrmeisters Gurnemanz Burg „Jungfräulein von Schönheit strahlend lieb und licht" im Bad „züchtiglich" sich um ihn mühen.[14]) Wie Jakob von Warte im Freien ein Bad nimmt, umgeben von jungen Mädchen, die ihn bedienen, ist in der großen Heidelberger Liederhandschrift abgebildet zu sehen. Königin Isolde bereitet ihrem Tristan ein Bad und bringt ihm Salben für seine Wunden.

War der Gast erfrischt, dann labte ihn ein reiches Mahl, das von der Hausfrau selbst zubereitet worden war. Bei Tisch saß man in bunter Reihe.[15]) Wenn der Wein zu wirken anfing, zogen sich wohl die Damen in ihre Gemächer zurück,[16]) wenn nicht der Besucher interessante Neuigkeiten zu erzählen wußte oder zur Zunft jener Fahrenden gehörte, die durch Gesang und allerlei Kunstfertigkeiten die Langeweile verscheuchten. Selbst dort, wo man lesen konnte, hörte man lieber, als daß man selbst las, wie es beim niedern Volk noch heute ist, im Orient und im Süden Europas, wie hoch oben im germanischen Norden, in Island[17]), wo der Erzähler und Vorleser noch immer auf ein dankbares Publikum rechnen darf. Der Marner, ein fahrender Sänger des dreizehnten Jahrhunderts aus Schwaben kennzeichnet den mannigfältigen Geschmack der Zuhörer. „Sing ich den Leuten mein Lied, so will



Aufbruch zur Jagd.
(Kupferstich des „Meisters von 1480".)

der Erste, wie Dietrich von Bern schied, der Andre, wo König Rother saß, der Dritte der Russen Sturm, der Vierte den getreuen Eckhard, der Fünfte, wen Krimhild verriet," der Sechste, Siebente, Achte, Neunte, Zehnte, jeder etwas anderes, bald so, bald so, bald anders."[18]) Im „Meier Helmbrecht" wird den von Gesang und Tanz Ermüdeten aus dem Herzog Ernst vorgelesen.

Die volle Ehrung als Gast erhielt dieser Fahrende allerdings nur dann, wenn er aus edlem Geschlecht entstammte. Die gewöhnlichen Spielleute wurden nur von oben herab manchmal mehr als roh behandelt, was sie als ehr- und rechtlose Menschen nicht anders zu erwarten hatten.

Am Morgen zog man dann mit Frau und Töchtern hinaus ins Revier zur fröhlichen Jagd, die Damen mit dem Reiher oder dem Jagdfalken auf der Faust, ebenso wie die Männer. Die Dame saß dabei meist hinter ihrem Ritter auf dem Pferd, wie es der bekannte Stich des sogenannten „Meisters von 1480" und viele Zeichnungen früherer und späterer Zeit zeigen.

Ging es zur Sommerzeit zum Turnier, dann plünderte die hohe Dame ihre Truhe, in deren Tiefen all die Festgewänder und Schmucksachen ängstlich behütete Kostbarkeiten und Erbstücke, wohl verborgen lagen.

Solche Hofkleidung beschreibt detailliert Herr Ullrich von Lichtenstein. Da er als Königin im Lande umherritt trug er:

„Einen gut geschnittenen Kappenmantel, wohl mit Kapuze, der von weißem Samt war. Ich führte einen hellen Hut mit weißen Perlen bestreut. Zween braune, große und lange Zöpfe schwankten mir bis über meinen Gürtel. Die waren auch mit Perlen bewunden. Dann trug ich ein Röcklein, wie keine Frau nie ein besseres gewann. Ich führte ein blankes Hemd, so lang als das Röcklein, daran zwei Frauenärmel, auch seidene Handschuh."[19])

Weitschweifiger wird Ullrich von Gravenberg im „Wigalois" in der Beschreibung des Anzugs einer Jungfrau: Weiter samtener Rock von zwiefach geteilter Farbe, grün und rot, mit Goldborte wohl geziert; mit Hermelin gleichmäßig gefüttert, darunter ein Hemd von weißer Seide mit Goldstickerei, zusammengehalten durch einen Gürtel[20]) von Borte, der mit Gold und Edelsteinen wohl besetzt ist. Über die beiden Kleider ein langer weiter Mantel von feinem und schwerem Seidenstoff mit Goldbesatz, unterzogen mit Hermelin und dazwischen mit dem blauen Fell eines ausländischen Seetieres, mit Vorstoß von Zobel, der bis auf die Hand reicht, und kostbaren goldenen und edelsteingeschmückten

Schließen. Auf dem Kopf ein vielfarbiges Schapel,[21]) von Gold und Seide, und mit Goldschnüren ganz durchwundene Zöpfe.")

Wie eine Mitarbeiterin der „Modenwelt" beschreibt auch Gottfried von Straßburg den Anzug Isoldes. Sie, die Jungfrau „rund an Formen, doch hoch und schmal", ist in ein festanschließendes Gewand gehüllt. Aus braunem Samt war Rock und Mantel, beide nach modernem französischen Schnitt.

„.... Der Rock war an den Seiten,
Wo sich voll die Hüften breiten.
Schön gefranst und eng gefügt,
Dicht an ihren Leib geschmiegt.
Mit eines Gürtels schmalem Band,
Was ihre Hüften fest umspannt.
Anschmiegend ist vom Rock umwallt.
Ganz eng die liebliche Gestalt,
Er steht nicht ab und bauschet nicht,
Denn er umschließet glatt und dicht
Vom Fuß zur Hüfte ihre Glieder.
In schmalen Falten fällt er nieder
Und deckt so viel den kleinen Fuß,
Daß jedem es gefallen muß.
Der Mantel ist voll Müh und Fleiß
Mit Hermelin wie Schnee so weiß
Von Innen ausgeziert gesamt,
Von schmalen Zungen schön durchflammt,
Ist nicht zu kurz und nicht zu lang.
Glatt schwebt er bei der Schönen Gang
Und stößt nicht auf und schlägt nicht um.
Mit Zobel weich ist er ringsum
Verbrämt in rechter Zierlichkeit,
Nicht zu schmal und nicht zu breit,
Schön gezeichnet schwarz und grau.....
Auch schloß sich unten an den Saum,
Dicht an des weißen Pelzwerksflaum,
Des Zobels glänzender Besatz
Und zierte so am rechten Platz.
Und wo die Spangen sollten sein,
Da war ein Schnürchen zier und fein,
Von weißen Perlen eingesenkt.

Auf dem Haupt trägt sie ein schmales, juwelenüberladenes Diadem von Gold, dessen Glanz mit ihren goldenen Haaren wetteifert.[22])

Reicher kann auch eine Hoheit des zwanzigsten Jahrhunderts nicht gekleidet sein.

Dieser würde allerdings ein Toilettenstück nicht fehlen, das man im Mittelalter nie erwähnt findet — das Beinkleid. Das elfte Jahrhundert kennt nur Beinbinden. Auch Strümpfe führten sich erst sehr spät ein. Man trug zu kräftigen stiefelartigen „golzen", die bis zum Knie hinaufgingen, nur genähte Socken. [23])

Zur Winterszeit, wenn die herben Winde an den Holzladen vor den Fenstern rüttelten, die mächtigen Scheiter in dem noch primitiven Ofen glühten,[24]) dann schlich die Langeweile über die Zugbrücke in den kahlen Hofraum der Burg ein. Sie kroch die Freitreppen des Palas empor und hinein in das Frauengemach, wo schwebende Kien- und Buchenspäne ein spärliches und dazu noch überaus lästiges Licht spendeten. Kerzen waren bekannt, doch meist zu kostspielig um verwendet zu werden. Lämpchen, denen Mohn- oder Leinöl Nahrung gaben, brannten nur auf den Nachttischen oder an Wandarmen befestigt.

Zur Tötung der Zeit trugen die Spiele bei, bei denen wohl auch der Hausherr als Partner mittat. Man spielte auf den Burgen Würfel, Zabelbrett, das unserem Damenspiel stark ähnelte. Der Einsatz waren kleine Wertgegenstände oder Leckereien. Mit diesen Brettspielen wurde in der reicheren Gesellschaft viel Aufwand getrieben. Die Ambraser Sammlung in Wien bewahrt noch ein solches Spiel, dessen Felder aus Halbedelsteinen bestehn. Im dreizehnten Jahrhundert kamen dazu noch die Karten. Manchmal griff die Hausfrau wohl auch zum Musikinstrument, einem Saitenspiel, der Leier, der neun- oder zwanzigsaitigen Harfe, der Theorbe oder der Rotte, vielleicht auch der Fiedel, um ein vom Spielmann gehörtes Minne- oder Schelmenlied zu wiederholen. Hernach ergötzte sich wohl die Hausfrau an den Künsten ihres Hündchens, das klug war wie Isoldens Schoßhund Petitkriu,[25]) oder sah dem Tummeln weißer Mäuse zu, hörte das Sprüchlein der abgerichteten Elster oder des Stars,[26]) fütterte den Sperber, die zahme Dohle[27]) oder freute sich des klugen Papageis. Von sprechenden Papageien weiß schon Konrad von Megenberg in seinem „Buch der Natur“ (etwa 1349—1350) zu erzählen,[28]) der auch abgerichtete Stieglitze erwähnt. Auf einem Brautschmuckkästchen aus dem 14. Jahrhundert, das Henne am Rhyn abbildet, ist eine Dame zu sehn, die ein Eichhörnchen als Schoßtier mit sich führt. Den Hals des Tierchens umschließt ein Band, dessen Ende die Frau in der Hand hält.[29]) Die Burgmenagerie wies noch als Spielzeug für die Frauen Hermeline, Marder, und Wiesel auf, wohl auch hie und da einen zahmen Fuchs, den der Burgherr einmal dem Bau entnommen. Die Pflege des Edelfalken, des kühnen Jagdgesellen lag den Frauen ob. Sie schmückten „daz vederspil“, mit dem die lyrische Poesie der höfischen Zeit gern den Geliebten verglich.[30]) Durch die engen Gänge der Burg schlich die Katze. Es hatte sich ziemlich spät eingebürgert, das sammetpfötige Haustier, das man nur als Mäusevertilgerin im Haus hielt. Im Ruodlieb gilt die Katze noch als unrein. Bruder Berthold von Regensburg sieht in ihr die Personifikation des Ketzers. Unter dem Schein der Zutraulichkeit bringt sie Unglück über jedes Haus.[31]) Schon früh knüpft sich allerlei Aberglauben an die Katze. Wer sie tötete, dem stand großes Unheil bevor.

Bücherlesen, eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmen Damen, verbot das trübe, qualmende Licht.

Hei, wie war es anders wenn die goldene Sonne lachte, aus den dichtbelaubten Zweigen die Vögel jubilierten und Blumen auf dem Anger ihre bunten, lachenden Köpfchen emporstreckten.

Dann saßen die Damen im Burggärtchen, den sie pflegen ließen. Dann flog der Ball durch die Luft und die Gewänder flatterten beim raschen Lauf über die grüne Wiese. Der Spielmann ließ sein Liedlein unter der Linde unten im Dorf ertönen und dann schritt die stolze Burgherrin im Reigentanz gravitätisch dahin, angestaunt von den Bäuerinnen, die ängstlich bemüht waren, sich jede Geste wohl einzuprägen, um gleichfalls mit höfischem Gebaren prunken zu können.

Allzuviel lernten aber die Dörflerinnen von den Damen des niederen Adels kaum, denn in der Regel lebte so ein Landjunker mit seiner Sippe auf seiner unbedeutenden und kärglich eingerichteten Burg halb im Stil eines Bauern, halb in dem eines Räubers.[32]) Höfische Sitten fand man nur beim Hochadel oder auf solchen Burgen, wo der Wohlstand des Ritters eine gute Erziehung seiner Töchter ermöglichte.

Der Burggarten, klein und eng bei einfachen Burgen, ein Park bei großen Schlössern, wie der, in dem Engeltrut ihrem Engelhard das verhängnisvolle Stelldichein gibt, sie nur bekleidet mit einem Mantel über dem Hemd,[33]) bot einen beliebten Aufenthaltsort in den guten Jahreszeiten. Von hier aus schritten die Damen zur Burg hinaus um Wohltaten bis zur Übertreibung zu üben. Hier unter dem Garten sammelten sich die Bettler und Kranken, dabei allerhand vagabundierendes Gesindel, um von den milden Gaben der Herrin ihr Leben zu fristen. So unten an der Burg der Fraue Ulrichs von Lichtenstein.

Frömmigkeit gehörte zum guten Ton. Die Damen waren stets bußfertig, aber sie sündigten auch viel. Die Frauen der späteren Ritterzeit sind eben, wie die Männer, kräftige lebensfrische Geschöpfe, denen jede mondscheinhafte Poesie abging. Sie lebten und ließen leben. Die ganze Lebensführung beherrschte eine Naivität, die nicht nach dem heute geltenden Sittenmaßstab gemessen werden darf. Die Anschauungen waren andere, derbere, naturalistischere als die gegenwärtig geltenden. Man schwankte beständig zwischen Extremen in Theorie und Praxis. Die den Mädchen gelehrte Zucht wurde ebensowenig im praktischen Leben geübt, wie die Priester der beiden christlichen Religionen ihre Nebenmenschen lieben wie sich selbst, wenn sie auch davon predigen.

„Die Hofleute kennen keine Treue,
Der Weiber Keuschheit ist entwichen“

klagt Heinrich in der „Rede von des Todes Gehügede“ (Gehege). Man bezichtigte die Frauen aller Verführungskünste.

Es fehlte hingegen wieder schon im dreizehnten Jahrhundert nicht

an Stimmen, die die Hauptschuld an den Verfehlungen der Frauen den Männern zuschrieben.

„Wenn einen Fehltritt Frauen getan,
Des Mannes Bitt war Schuld daran;
Auch ein Mann dasselbe täte,
Wenn man ihn so innig bäte“

sagt der weitblickende Freidank und nach ihm ein anderer:

„Die Frauen sind im Mute krank,
Wie uns sagt Herr Freidank,
Sie wären alle stäte,
Wenn sie keiner bäte
Ihres Leibs und ihrer Minne“.[34])

Allerdings schränkt Freidank wieder seine Meinung dahin ein:

„Das Weib man immer bitten soll,
Ihr aber stets versagen wohl“.

Man liebte und liebelte allerorten, weil es die Mode wollte, und verhieß und gewährte nur zu gern, wenn der Ritter den Lohn für seinen Dienst einzufordern kam. Man spielte mit der Liebe bis man sich die Finger daran verbrannte. Die sittenschildernden Werke der Ritterzeit sind voll von schlüpfrigen Episoden und derbrealistischen Szenen, die so scharf und naturtreu gemalt sind, daß sie wahrscheinlich zweifellos Geschautes wiedergeben. Denn diese kulturgeschichtlichen Quellenwerke sind nicht immer absolut maßgebend. Einerseits sind sie meist nach fremden Vorbildern geschaffen, andererseits darf man nicht den Dichtern alle Phantasie absprechen, auf deren Konto mancher sich für historisch ausgebende Zug gesetzt werden muß. Aber schon der Umstand, daß ihr Lesepublikum vornehmlich aus Frauen bestand, rechtfertigt die Annahme, daß die von den Poeten dargestellten Schlüpfrigkeiten den Frauen gefielen und nur deshalb niedergeschrieben wurden.

Hugo von Trimberg spricht im „Renner“ ausdrücklich vom weiblichen Lesepublikum:

„Wie Herr Dietrich focht mit Ecken,
Und wie hievor die alten Recken
Durch Frauen sind verhauen,
Da hört man noch manche Frauen
Mehr klagen und weinen zu manchen Stunden
Als um unseres Herrn heilige Wunden“.

Außerdem werden gerade die Dichterwerke als Vorbilder gedient und vielfach zur Verbreitung darin geschilderter Unsitten das Ihrige beigesteuert haben. Unter der Harmlosigkeit der Heldinnen unserer großen Epen verbirgt sich für den scharfen Beschauer sehr oft,

ein groß Teil Raffiniertheit. Man mag es poetisch wirksam finden, wenn der bayrische Dichter Albrecht in seinem jüngeren Titurel sich die junge Heldin Ligune ihrem geliebten Schionatulander hüllenlos zeigen läßt, um ihn durch ihre Reize gegen die Schönheit anderer Frauen zu feien. Wenn aber „die Reine, Gute" den Ulrich von Lichtenstein in ihrem Schlafgemach empfängt, festlich geschmückt, auf dem Bett sitzend, das wie zu einer Brautnacht köstlich geziert und mit den kostbarsten Kissen, Decken und Einlagen versehen ist, um ihm nur die Zähne lang zu machen, so ist das unweiblich und unziemlich.[35]) Wenn eine Geliebte dem Ritter eine Nacht in ihren Armen gewährte, unter der Bedingung, daß er ihre Reinheit schone, wie es Siegfried bei Brunhilde tat, so scheint das zum mindesten recht bedenklich, wenn auch

.... ein biderbe man
Sich allez dez enthalten kan
Dez er sich enthalten wil —

bedenklich schon deshalb weil

Dern ist aber niht vil,

wie Hartmann von Aue im Iwein[36]) bekennt. Derartige und hunderte andere ähnliche Unsitten zerfraßen die Gesellschaft so lange, bis das Rittertum in sich selbst zusammensank und ein frischer, gesunder Luftzug, der aus den mächtig emporwachsenden Städten herauswehte, die mit Fäulnis gesättigte Atmosphäre reinigte.

Die vielen Berührungspunkte zwischen dem Landadel und den Bauern übte gar manchen Einfluß auf die dörflichen Sitten. Von jeher machte sich bei den Bauern das Bestreben geltend, es sozial Höherstehenden gleich zu tun, wenn es nicht möglich war, sie zu übertreffen. Wie der Bauernsohn Meier Helmbrecht ein Ritter werden wollte, so ging der Ehrgeiz der ländlichen Schönen darauf hinaus, für Fräulein gehalten zu werden.

So löblich dieses Streben nach Höherem war, so lächerlich wurde es, wenn das höfische Gebaren mit bäuerischer Derbheit zur Karikatur vermengt erschien. Wenn Bauern auf dem Anger turnierten und die Dirnen sich spreizten und gehabten wie die Adeligen, so konnte dies nur ein Zerrbild geben. Der gesunde Sinn des deutschen Bauern, sein Konservativismus bewahrte ihn aber davor, diese Zustände zur Regel werden zu lassen.

Der Frauenkult war und blieb dem innersten Wesen des Bauers fremd. Er achtete die Frau, wie jeder Deutsche, aber er forderte von ihr strengste Pflichterfüllung. Die Frau war ein Arbeitstier wie er selbst.

Sie hatte es nicht schlechter als er, wurde im Zustande der Schwangerschaft besser gehalten und geachteter als er, war aber sonst in guten und bösen Tagen ihm gleichgestellt.

Die Frau mit einem Kind unter dem Herzen durfte ungestraft ihre Gelüste nach Obst, Wildbret und Gemüse befriedigen. In einem der Weistümer wird sogar die Anlage eines eigenen Obstgartens für Schwangere angeordnet, in dem „freulin, die da scvanger gienge" ihr Verlangen nach Früchten stillen könne, ohne daß Schaden dadurch entstünde.[37]) Jagen und Fischen für eine gesegnete Frau galt nicht als Verbrechen. Unter andern Umständen wäre es mit der härtesten Strafe geahndet worden. In Galgenscheid an der Untermosel durfte ein Mann oder Knecht auch in der Schonzeit jagen gehn, sobald eine Frau in gesegneten Umständen dies verlangte.

Wie die Nahrung lieferte die Bauernwirtschaft auch die Kleidung selbst. Diese war einfach genug; Oberkleid, Rock und Hemd. Den Kopf hüllt ein Tuch ein. Die Füße stecken in Pantoffeln oder in sockenartigen Schuhen. Wo größerer Wohlstand herrschte, drang die Mode in bäuerliche Kreise und statt der an manchen Orten vorgeschriebenen Farben, Grau für die Werktage und Blau für den Feiertag, kamen fremde Tuche auf. Daß sich die Frauen noch parfürmierten und schminkten, Spiegel an der Seite trugen, ihre Kleider stickten und sonstigen Luxus trieben, wird überdies oft berichtet.[38])



Bauernehepaar.
(Kupferstich von Martin Schongaws).

Der deutsche Bauer war von jeher derb und gradeaus. Seine Roheit war eine Folge des geknechteten Lebens, dem er die ganze Vorzeit hindurch bis über das achtzehnte Jahrhundert hinaus ausgesetzt war. Und die Roheit hatte trotz ihrer Unschönheiten so viel kerngesunde Frische an sich, daß man dem Bauern niemals so recht gram

sein kann. Dort wo sich seine Sitten rein erhielten von den Einflüssen der höfischen Gesellschaft, tragen sie ein Gepräge, in dem sich das Germanentum der Vorzeit am längsten erhalten hat. Eine große Anhänglichkeit an ererbte Sitte und ererbten Brauch bestand zunächst für die Ehe.

„Der uralte Brautkauf war nun zwar nicht mehr gebräuchlich, aber noch immer bestand in der Form des Mal- und Muntschatzes eine Gabe des Bräutigams an die Familie der Braut, die an jenen alten Brauch erinnerte, und das Loslösen der Braut aus der väterlichen Wirtschaft symbolisierte. Daneben hatte sich nun freilich auch die Sitte der Mitgift ausgebildet, die meist in Vieh und fahrender Habe, seltener in Grundstücken bestand. Das Mitgebrachte der Frau blieb dieser rechtlich vorbehalten. Oft mußte ihr dafür der Ehemann einen Teil seines Gutes als sogenannte Widerlage oder Leibgedinge aussetzen. Diese Vermögensverhältnisse wurden vor der Verlobung geregelt und zwar unter Zuziehung möglichst vieler Verwandten, wie denn überhaupt der Eheschluß mit außerordentlicher Wichtigkeit behandelt wurde. Das Liebesleben des jungen Paares kam als mitwirkende Potenz kaum in Betracht.

Die einzelnen Stadien einer Brautschaft waren etwa: Beratung der Verwandten und Freunde des Bräutigams, Brautwerbung durch Mittelspersonen, Beratung der Verwandten und Freunde der Braut, Verlöbnis.[39])

Bei der Verlobung wurden die alten symbolischen Handlungen geübt. Die Verlobung machte die Ehe rechtskräftig, so daß das Beilager dem Kirchgang voranging. Erst vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an hielt man diesen für die Ehe für unerläßlich. „Wenn ein Mann und eine Frau sich in der Meinung entgürten, daß sie ehelich beieinander liegen wollen, sie seien zusammengegeben oder sie haben einander selbst genommen, so sind sie morgens, wenn sie aufstehen, einander geerb und genoß", heißt es kurz und bündig in einem schweizerischen Weistum.[40])

Die Hochzeit ging niemals ohne ein Gastgebot ab, bei dem es hoch herging. Den ganzen Verlauf einer bäuerlichen Hochzeit aus dem dreizehnten Jahrhundert schildert in stark aufgetragenen Farben ein mittelalterliches Gedicht „Von Metzen Hochzeit", das im fünfzehnten Jahrhundert ein Schweizer Dichter aus dem Thurgau, Heinrich Wittenweiler, zu einem umfangreichen komischen Epos ausgestaltete.[41]) Der Unflat in dem lebhaft erzählten Buch, sei bei der folgenden Inhaltsangabe mit Stillschweigen übergangen. Bertschi Trifnas ist der Bräutigam und Metzli die Braut, die erst nach allerlei Abenteuern dem Geliebten die Hand zum ewigen Bund reichen darf, der aber in diesem Fall nicht lange währt. Also Bertschi und Metzli werden im Kreis der Verwandten feierlich ver-

sprochen. Die Mitgift der Braut beträgt drei Bienenstöcke, ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb und einen Bock. Der Bräutigam schenkt ihr ein Joch Flachsland, zwei Schafe, einen Hahn mit vierzehn fleißigen Hennen und ein Pfund Pfennige. Nach der Verlobung wird beschlossen, die Hochtzeit noch am selben Abend abzuhalten, ohne „schuoler und Pfaffen", also ohne Glockenklang und Kirche. Die Nachbarn im Dorf werden nun rasch zusammengerufen. Vorerst lassen sie sich das herumgereichte Weißbrot gut schmecken, bis das eigentliche Mahl aufgetragen wird, bei dem es an Getränken nicht fehlt. „Sy söffent und trunkend, daz in die Zung hunkent" (sie saufen, daß ihnen die Zunge zum Hals heraushängt). Der anwesende Spielmann kommt dabei nicht zu kurz, so daß er der allgemeinen Trunkenheit nicht entgeht. Am Ende des Mahls wird das Bräutlein dem Gatten zugeführt, wobei sie nach bäuerlicher Geflogenheit tut, als ob ihr Gott weiß was Übles zugefügt würde.

An der Schwelle der Brautkammer müssen wir freilich hinter unserem mit mittelalterlicher Unbefangenheit eintretenden Führer zurückbleiben, sagt Scherr, dem man doch gewiß keine übertriebene Schamhaftigkeit nachsagen kann.

Wie man Lohengrin und Elsa morgens früh ein Brauthuhn in die Brautkammer brachte[42]), so trug man dem bäuerlichen Ehepaar das Frühstück unter Glückwünschen an das Bett. Dieses Brauthuhn oder Brauthahn erhält sich als vornehmste Speise bei und nach der Hochzeit bis in die neueste Zeit. In Berlin des sechzehnten Jahrhunderts trägt die erste Bewirtung der Hochzeitsgäste durch das junge Ehepaar den Namen „Brauthahn". Im Rheingau kam im siebzehnten Jahrhundert der Brauthahn auf den Tisch, um am Ende des Hochzeitsmahls verzehrt zu werden. Anwesenden Junggesellen wurde ein Brauthahn extra vorgesetzt. Der Hahn war als Schaustück mit Blumen und Eicheln geziert. Der Glöckner des Dorfes betrieb das Besorgen der Hähne als einträgliches Nebengeschäft.[43]) Nach dem Frühstück werden Herr und Frau Trifnas zur Kirche geleitet. Von dort geht es in das Haus des Hochzeiters zurück, wo die Schmauserei und Zecherei von neuem anhebt, bis man unter der Linde zu tanzen beginnt. Der Schluß der Hochzeit ist eine gewaltige Prügelei. Mittenweider läßt als Finale sogar infolge dieser Hochzeit das Dorf Lappenhausen, den Schauplatz von Bertschis Taten, durch Flammen zugrunde gehn.

Im „Ring" Wittenweilers folgt der Ehe auch gleich der Vollzug. So war es meist, doch nicht immer und überall. In vielen Gegenden Deutschlands haben sich Tobiasnächte bis gegen Ende des achtzehnten Jahr-

hunderts erhalten. Es waren dies die drei ersten Nächte in der jungen Ehe, in denen die Eheleute sich von einander fern zu halten hatten. Davon hing Glück und Segen des Ehestandes ab.[44]) Auch in den Nächten vor hohen Festen, hauptsächlich in der Christnacht, forderte der Klerus Enthaltsamkeit von den Ehegatten. Bruder Bertold von Regensburg sagt den Frauen, wenn sich die Männer nicht gutwillig fügen wollen:

„Wirt aber er sô gar tiuvelheftic, daz er sprichet übel unde von dir wil hin zur einer andern unde im daz gar ernst werde unde dû ez im nicht erwern mügest; ê (ehe) danne daz dû in zur einer andern lâzest, sich, frouwe, sî (sei) ez danne an der heiligen Kristnaht oder an der heiligen Karfritagesnaht, sô tuo ez mit trurigem Herzen; wan (dem) sô bist dû unschuldic, ist eht (nur) din wille dâ bî niht."

Unter der frommen Landbevölkerung des deutschen Westens und Südens lebt diese Feiertagsabstinenz noch fort.

In vielen Fällen fiel dies umso weniger schwer, da man geprüft hatte, ehe man sich ewig band. „Beinahe in ganz Teutschland und vorzüglich in der Gegend Schwabens, die man den Schwarzwald nennet, ist unter den Bauren der Gebrauch, daß die Mädchen ihren Freiern lange vor der Hochzeit schon diejenigen Freiheiten über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind."[45]) Diesen Probenächten weist ihr Historiker ein hohes Alter zu.

In anderen Gegenden, und zwar den meisten, hielt man auf jungfräuliche Reinheit, deren Verlust weltliche und kirchliche Strafen nach sich zog.[46]) Noch heute singt der verlorene deutsche Stamm im fernen Ungarland über den Wert der Jungfrauschaft das uralte Liedchen:

„Es gingen drei Mäglein zum Tanz:
Die eine die hat einen Perlenkranz.
Die Perlen leuchten oben heraus;
Die andere, die hat einen Rosenstraus.
Die Rosen die gaben einen guten Geruch,
Die dritte, die hat nur ein rein weiß Tuch.
Das Kleid war weiß, das Tuch war rein,
Die arm Waise war die schönst in der Gemein".

So mußte — um ein Beispiel zu geben — nach dem Seligenstadter Sendrecht, das Mädchen ihr uneheliches Kind um die Kirche tragen, „barfuß und sal man ir har hinden an dem Haubet abe sniden und ir rock hinden abesniden."[47]) Die Intoleranz gegen gefallene Mädchen nahm mit und nach der Reformation zu, so daß die früher seltener vorgekommenen Verbrechen des Kindesmords und des § 218 des deutschen Strafgesetz-

buches in Dorf und Stadt zu einer wahren Pest wurden und eine Höhe erreichten, die sie selbst heute noch nicht wieder erlangt haben.

Man drückte auf dem Lande nur dann ein Auge zu, wenn dem gefallenen Mädchen der Verführer die verlorene Ehre durch eine Heirat wieder herstellte. Da die Verlobungen nach dem Machtspruch der Eltern bei den freien Bauern die überwiegende Mehrzahl ausmachten, so bildeten Liebesheiraten überhaupt Ausnahmen. Die Intelligenz des Bauernstandes stand ohnehin auf einer so niederen Stufe, daß von einer Liebe im höheren Sinne nicht gesprochen werden kann.

Bei den unfreien Bauern, also dem weitaus größten Teil aller Landleute, konnte von Ehe überhaupt nur dann die Rede sein, wenn die gestrenge Gutsherrschaft es erlaubte. Sie konnte die Verheiratung untersagen, wie es ihr wiederum unbenommen war, jeden ihrer Untertanen zur Ehe zu zwingen. Wenn der Mann achtzehn, ein Mädchen vierzehn Jahre alt war konnte der Gutsherr von ihnen die Verheiratung fordern. Ebenso stand es in seiner Macht, verwitweten Gutsleuten eine zweite Ehe aufzunötigen. War ein solcher Zwang überflüssig, so heischten sie für die Eheerlaubnis reiche Abgaben, die mit rücksichtsloser Strenge eingetrieben wurden. Von dem Dorf Farnstädt wird berichtet, daß der Gerichtsherr alle Speisen der Hochzeitstafel wegpfänden durfte, wenn die Summe für die Eheerlaubnis nicht erlegt war.[48]) Statt des Geldes waren an manchen Stellen ein Hemd oder ein Tierfell abzuliefern. Die Kämmerlinge des Benedektinerklosters zu Liesborn hatten 1166 ein Goldstück oder ein Bockfell dem Kloster zu entrichten.[49]) Die Hörigen des Marienaltars im Kölner Dom zahlten zwölf Pfennige oder ein Ziegenfell im gleichen Wert an die mit der Aufsicht über das Nachtlicht des Doms betrauten Domherrn, ebenso die Leibeigenen der Stiftskirche in Essen an der Ruhr.[50]) An dieser Stelle sei auch des sogenannten Jus primae noctis gedacht, dem Recht des Eigners, die erste Nacht bei der Frau seines Hörigen zubringen zu dürfen. Das Bestehen eines solchen barbarischen Brauches ist dokumentarisch verbürgt, nicht so seine Ausübung, die abgelöst werden konnte, sei es durch eine verhältnismäßig geringe Summe, sei es durch Naturalabgaben, deren Bestimmung oft auf recht drastische Weise erfolgte.[51])

Gleich körnige, oft recht eindeutige Benennungen erfand der Volksmund für die Heiratsabgaben.

Unter dem Bann der gutsherrschaftlichen Vormundschaft verlief das Leben im Dorf, hart und streng in ewiger Arbeit, die nur recht selten ein Dorffest, die Erntefeier, die Kirchweih oder eine Familienfeierlichkeit

unterbrachen. Zwischen Haus und Acker war das Leben der Frau geteilt. Sie war die „Meisterin" und die „Mutter". Das Hauswesen verlangte von ihr strenge Pflichterfüllung, wie es ihr das Recht zusprach auch ihrerseits all das, was ihr nach menschlichen und göttlichen Gesetzen zukam zu beanspruchen. Unser moralisches Gefühl mutet es seltsam an, wenn nach den alten Bauernweistümern der Mann, der seiner Frau ihr Recht nicht tun könnte", befugt war, sich einen Stellvertreter zu wählen. „Das rohe nicht unsittliche Gefühl des Altertums, dem Ehebruch und Unreinheit verhaßt waren, wurde dadurch nicht gekränkt" sagt Jacob Grimm, der in seinen Rechtsaltertümern zwei solcher Bestimmungen aus dem Wendhager Bauernrecht und dem Benker Heidenrecht wiedergibt.[52])

Die Ehepflicht der Frau war das Gebären. Der Mann konnte sich von seiner Frau scheiden lassen, wenn sie ihm keine Kinder schenkte.[53])

Die erwünschteste Unterbrechung des bäuerlichen Arbeitslebens bildeten wie erwähnt die Feste und Vergnügungen des Dorfes. Der Deutsche Bauer hat von jeher an seinen Festtagen eine gewaltige Genußfreude entfaltet, die sich in voller Öffentlichkeit austoben mußte. Selbst an den Feierlichkeiten bei Familienereignissen nahm das ganze Dorf teil.

Die Festlichkeiten halsten den Frauen viele Arbeit auf, denn es mußte außergewöhnlich gekocht und gebraten werden. Mehr und besser als sonst wurde gegessen und getrunken, denn ohne das kein Fest.

Die christlichen Hauptfeiertage, die hohen Zeiten: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und der Liebfrauentag (assumptio Mariae) leitete ein Festgottesdienst ein. An all diese Tage knüpften sich teilweise uralte Volkssitten, an denen ebenso gewissenhaft festgehalten wurde, wie an der religiösen Feier selbst. Ostern verlangte den Osterkuchen und die Ostereier. Das Maifest der Germanen verlegte die Kirche auf Pfingsten, und die Maibäume wurden zu „Pfingstmaien". Man stellte vor dem Haus der Geliebten den Maibaum auf, oder steckte grüne Zweige oder Sträuße an. Vom Dorf überkamen die Städte diesen Brauch. In Frankfurt am Main und in Mainz steckte man Devisen oder Bilder in diese Sträuche. Adolf Knobloch in Frankfurt tat 1464 in seinen Strauß das Motto: „Und ich, wie kann ich!", dann das Bild eines Jünglings, der Wasser mit einem Sieb aus dem Bach schöpft. Johann Knobloch gab seinem Maien den Spruch bei: „Falscher Grund ist meinem Herzen unkund" und ein Bild mit einer Hand, die aus einem Kranz ein Gewicht in den Brunnen versenkt. In späterer Zeit wurde das Maienstecken in vielen Städten aus triftigen oder nichtigen Gründen untersagt.

In andern Dörfern erhob sich im Mittelpunkt des Ortes eine hohe Stange, die mit bunten Bändern geschmückt war, nach denen Knaben und Mädchen, wohl auch ein trunkener Erwachsener emporzuklettern versuchte.

Zu Pfingsten liefen die Dirnen um die Wette. Zu St. Johannis, dem Fest der Sommersonnenwende flammten mächtige Feuer auf, das Männer wie Frauen umtanzten, und durchsprangen.

In der Weihnachtszeit, besonders in den heiligen zwölf Nächten webte allerlei geheimnisvoller Zauber zwischen Himmel und Erde ein mächtiges Band. „Zwei Tage vor den heiligen Christferien, da der böse Geist gemeiniglich sein Spiel anzurichten pflegt", wie noch 1680 ein geistlicher Adjunkt schreibt[54]), hatte man Fragen frei an das Schicksal. Allerhand abergläubische Hantierungen wurden da seit unvordenklichen Zeiten geübt. Besonders den jungen Mädchen war daran gelegen, in diesen Losnächten, zu denen sich noch, als ausnenmend günstig die St. Andreasnacht[55]) und die Sylvesternacht gesellten, etwas Näheres über ihren Zukünftigen zu erfahren.

Das Mädchen sah in den Spiegel, aus dem ihm das Bild ihres Geliebten entgegen blicken sollte[56]). Im Algäu hatte eine Magd „sich gantz allein in ihre Kammer versperrt, dieselbige gantz ohne Kleydung doch zuruckwärts ausgekerrt" dabei gleichfalls den einstigen Gatten gesehen. Auch das „Wasser-Schaff" zeigte das Porträt des Ersehnten. Heute noch stellt sich in der Sylvesternacht in manchen Gegenden Deutschlands das Mädchen um Mitternacht nackt vor sein Bett oder auf den Feuerherd, und sieht durch die Beine in den Schornstein oder ins Ofenloch. Dort erblickt sie den ihr bestimmten Bräutigam.[57]) Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dichtete über diesen Brauch der grimme Praetorius.[58])

„Ihr (der Hexe) folget nach solch Mägde Volk, die nackt ins finstre treten,
Und sanct Andresen eiferig um einen Mann anbeten;
Auch die, die sich im Ofen-Topff mit ihrem Kopf verstecken,
Und unverschämt den .... bloß abscheulich hinaus recken
Und wollen horchen, was hinfort ihr Liebster werden können".

„Was vor abergläubische Händel werden nur in der heiligen Christnacht begangen? Da gießt man zerlassen Zinn oder Bley ins Wasser, man setzt Saltzhäuffgen, man greifft nach Haaren, man wirfft den Schuh, sogar hat der Teuffel sein Werck in den Kindern des Unglaubens (Aberglaubens) auch zu solcher heiligen Zeit, da man viel andere Gedanken haben solte."[59])

Will in Mecklenburg ein Mädchen erfahren, was das neubeginnende Jahr bringen wird, so stellt es in der Sylvesternacht einen viereckigen Tisch mitten in die Stube und legt auf die eine Ecke einen Ring, auf die zweite ein Stück Brot, auf die dritte einen Kranz und auf die vierte ein Gefäß mit Wasser. Nun führt man das Mädchen mit verbundenen Augen um den Tisch herum und läßt es dann den Tisch aufsuchen. Die Ecke, auf welche es zuerst stößt, ist vorbedeutend, und zwar bedeutet der Ring Verlobung, das Brot alltäglich fortgehendes Leben, der Kranz Tod, das Wasser Tränen. Dieser uralte Brauch scheint international zu sein. Wenigstens blüht er im Orient in ganz genau denselben Formen wie in Mecklenburg.[60])

„Wer an der heiligen drey König Abendt seine Wünsche gegen den Mond rufft dem werden sie erfüllt.

Wer den Kuckuck im Frühjahr zum ersten Mal schreien hört, soll zählen, wie oft er ruft und sagen:

Guckguck Beckerknecht
Sag mir in Wahrheit recht,
Wie viel Jahr es werd
Bis mir ein Mann beschert.

So viel Jahr wirds zur Hochtzeit sein, als der Kuckuck rufet".[61])

Ein anderer fleißiger Sammler abergläubischer Gebräuche kennt eine ganze Reihe von Christnachtgepflogenheiten, von denen folgender hübscher noch angeführt sei: „Wie nun das Tisch-Tuch mit den Brosamen, am Christabend bey die Wurtzeln der Bäume geschüttet, die Krafft soll haben, sie tragend zu machen, so soll man auch in der Nacht, wenn man in einen Brunn oder fließend Wasser sieht, seinen Liebsten erblicken"[62]). Warum auch nicht, wenn sich Wienerinnen im zwanzigsten Jahrhundert aus einem kleinen Brunnen Lotterienummern entgegenspiegeln lassen. Es giebt Dinge, die eben nie aussterben.

Ausgelassene Fröhlichkeit erfüllte dann das Dorf zur Erntezeit. Der Züricher Lyriker Meister Hadloub erschöpft in einem Gedicht die bäuerlichen Erntefreuden.

„Wem steht das Herz
Nach Minneschmerz,
Der freue sich der Erntezeit!
Auf, rüstige Knechte,
Auf, liebliche Mägde,
Macht euch zum Tanz bereit!
Nun gibt man auch den reichen Lohn
Für einen langen treuen Frohn.
Heil ihm, wer da ein Liebchen hat!

Auch Minnesold
Wird jetzt gezollt
Und eingeerntet Minnesaat.
Der Erntezeit
Sich der Minner freut:
Da hütet die Mutter der Tochter nicht viel;
Da gehts ans kosen
Mit manchem losen
Gesang und Scherz und Minnespiel.

Drum jubeln so die Knechte,
Drum hüpfen so die Mägde,
Zum kühlen Abendtanz.

Und lieber als die Maien
Mit ihren grünen Reihen
Ist ihnen der Erntekranz.

Neben den beiden Geschlechtern gemeinschaftlichen Feiertagen gab es aber auch in einem württembergischen Dörfchen, vielleicht aber auch noch anderwärts einen Feiertag nur für die holde Weiblichkeit allein. Ich habe diese Tatsache in keinem der mir zugänglichen Werke über das Frauenleben den Vergangenheit näher beschrieben gefunden, weshalb ich es wörtlich nach der Quelle anführen will, als einen vergessenen, darum aber nicht weniger interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte der Frauen:

Weiberfest der Bonnen-Deen (Bona Dea) zu Ochsenbach. Es ist eine uralte Gewohnheit, daß die Bauernweiber des Dorfes Ochsenbach im Württembergischen alle Jahre auf Fastnacht zusammenkommen, ihr Fest der Bonnen Deen zu feiern und auf gemeinsame Unkosten zusammen zuzechen. Zwei Weiber, als Deputierte an den Schultheiß gesendet, bitten um freie Zeche wie gewöhnlich. Nach erhaltener Zusicherung derselben, sagt des Büttels Weib das Fest allen Weibern in Ochsenbach an.

Unter dem Vorsitze der Frau Pfarrerin versammeln sich dieselben auf dem Gemeindehause, und finden dort ein Faß liegen. Die Gerichtspersonen schenken den Wein aus, und die Weiber, ihre Krüge bei sich, heben an zu zechen. Die Frau Pfarrerin entfernt sich nach einiger Zeit. Die anderen Weiber zechen bis sie nicht mehr mögen, und wanken nach Hause. Jede Frau aber erhält noch eine Maß Wein für ihren Mann daheim. Damit durchziehen sie singend und jubelnd das Dorf.

Die jungen Eheweiber, welche zum ersten Male dieser Ehre teilhaftig werden, müssen einen sogenannten Einstand geben, der in Geld, Kuchen, Bretzeln oder Fleisch besteht. Doch wird auch von den Bäckern allerhand Backwerk an die lieben Trinkerinnen verkauft.

Ehedem wurde zugleich ein Frauengericht gehalten, bei welchem die Frau Pfarrerin Präsidentin war. Von diesem Gericht wurden die Weiber bestraft, die unordentlich waren in ihrer Haushaltung, die nicht auf Reinlichkeit hielten, keine gute Kinderzucht handhabten. Diese mußten öffentlicher Buße sich unterziehen. Wäsche, Kinder waschen, Brunnen fegen und dergleichen mehr.

Als dieses Frauengericht abkam, wurde das Fest ein Fest der Uneinigkeit und Verschwiegenheit. Letztere ist ein Hauptpunkt bei dieser Weiber-Zeche. Wer etwas ausplaudert wird bestraft, muß seinen Wein hinter dem Ofen trinken, auf dem Katzenbänkchen sitzen usw.

Musik wird während der Zeche unter dem Fenster gemacht. Die Musikanten werden mit Kuchen und Wein regaliert.

Offenbar hatte dieses Fest aus dem Heidentume sich mit ins Christentum hinübergeschlichen und wurde einer weiblichen Gottheit (Bona Dea) zu Ehren von den Frauen gefeiert, wie wir von mehreren Festen dieses wissen, zumal da es ein Fastnachtsfest war, wo das Schmausen und Zechen an der Tagesordnung war bei Jung und Alt, bei Männern, Weibern und Kindern, bei Pfaffen und Nonnen, in allen Klöstern und Dörfern. — — —[63])

Die Hauptfestlichkeit im Dorfe aber war der Kirchtag. Er war der lustigste von allen Feiertagen. Seinen Glanzpunkt bildete der Tanz, der übrigens bei keiner Festlichkeit in der guten Jahreszeit fehlen durfte.

Man tanzte unter der Linde oder auf dem Anger zu den Weisen des Spielmanns oder zu den selbstgesungenen Liedern. Die angeborene Fröhlichkeit, die das Jahr über in harten Fesseln lag, überschäumte bei dem Tanzvergnügen. Männlein und Weiblein nahmen es an solchen Tagen nicht genau, darum wurden die Tänze weder graziös noch sittenverbessernd. Es läßt sich eine ganze lange Liste von Namen dieser „Törpertänze" (Bauerntänze) aufstellen, von denen jeder einzelne mehr oder weniger naturwüchsig war und von der Geistlichkeit bewettert wurde.[64]) Die jungen Damen sprangen bei den meisten dieser Tänze mit ihren Partnern um die Wette, was zu ärgerlichen Entblößungen führte oder die Paare hielten sich so fest umschlungen, was den Magister Mammotrectus Buntemantel beinah zum Bruch seines priesterlichen Gelübdes verführte.[65])

Florian Daulen von Fürstenberg sagt, daß „der teuflische, verfluchte, unzüchtige, Gottesfurcht und Ehr vergessene, leichtfertige Tanz, der besonders die Nacht in Krätschemen (Krügen, Wirtshäusern) geschieht, zu verfluchen, zu schelten und zu verdammen sei."[66]) Und die Ausdrücke dieses Herrn sind in Hinsicht auf andere seiner Amtsbrüder noch lange nicht die derbsten. Die vom Bauerntanz untrennbaren Obszönitäten scheinen manch hohem Herren derart behagt zu haben, daß sie die Aufführung solcher Tänze sich rechtlich vorbehielten. In einem Orte zwischen Zeitz und Gera, Pflege Langenberg genannt, mußten die Bauern an gewissen Tagen mit den Dorfbewohnerinnen in Fron tanzen. Im Jahr 1749 fand diese eigenartige Lustbarkeit noch statt, bei der 85 Paare antraten. 1703 war auch ein Pfarrer, M. J. Gärtner, der ein Bauerngut besaß, unter den Frontänzern. Ein viertel Jahrhundert später weigerten sich Eisenberger Bauern diesen entwürdigenden Tanz weiter

mitzumachen.[67]) Auch anderwärts, so im Rudolstädtschen, waren solche Frontänze üblich.

Einen Wintertanz in der Wirtshausstube nimmt der Bauernfeind Neithart von Reuenthal zum Vorwurf für sein Gedicht „Der stolze Bauer".

Räumet weg die Schemel und die Stühle!
Laßt die Schragen
Seitwärts tragen!
Heute woll'n genug wir tanzen wieder.
Machet auf die Stube, dann wird's kühle,
Daß der Wind
Kann gelind
An die Mädchen wehen durch die Mieder.
Wenn die, die den Vortanz haben, schweigen,
Bitte ich euch alle dann,
Tretet an
Drauf zum höf'schen Tänzchen nach den Geigen.

Horch! schon hör' ich in der Stube tanzen.
Alle Mann,
Macht euch dran!
Dort sind Weiber aus dem Dorf in Scharen.
Tüchtig sah man da nun „ridewanzen"[68].)
Zweie geigen.
Als die schweigen,
Ei, wie lustig nun die Burschen waren!
Denn nun ward der Reih' nach vorgesungen,
Durch die Fenster hört' man's schall'n.
Adelhalm
Tanzte stets nur zwischen zweien jungen.

Ob man je so stolzen Bauern finde,
Als er ist?
Heil'ger Christ,
Seht, wie er vorauf den Reihen führet!
Eine fast zwei Hände breite Binde
Hat sein Schwert,
Und gar wert
Dünkt er sich, weil's neue Wams ihn zieret.
's ist aus kleinen vierundzwanzig Stücken.
Ärmel gehn ihm bis zur Hand.
Sein Gewand
Kann man nur an eiteln Narrn erblicken.[69])

Aus Neithard spricht der blasse Neid, daß ihn die drallen Dirnen nicht den schmucken Bauernburschen vorziehen, dann aber auch der Grimm, daß Bauern und Bäuerinnen es den Rittern gleichtun wollen. Sein Zorn ist im gewissen Sinne gerechtfertigt. Er, der arme Rittersmann, den

sein Lehen in Mödling bei Wien nur kümmerlich ernährt, sieht die stolzen, wohlhabenden Bauern, mit deren Geld er sein Wappenschild freudig neu vergoldet hätte, selbst wenn er Udelhild, die schmucke Dirne, hätte heimführen müssen als sein ehelich Gemahl.

Er stand mit solchen Wünschen durchaus nicht vereinzelt da. Seifried Helbling klagt über den Dünkel der Bauern, dann über die Vermischung des Ritter- und Bauernstandes durch Heiraten, durch gleichartigen Besitz, Tracht und Sitte.[70]) In das gleiche Horn stößt Meister Konrad von Haslau in seinem „Jüngling", der allerlei Böses von Bäuerinnen und Bauern zu sagen weiß.

Über die auf dem Lande gebräuchlichen Frauennamen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts belehrt ein Gedicht des Minnesängers Konrad von Kilchberg, in dem zahlreiche Dorfschöne zum Reihentanz aufgefordert werden. Sie heißen:

> Rose, Gepe, Hiltegart, Geri, Gute, Fröide, Anna, Ellin, Igelgert Nese, Engel, Üdelhilt, Beate, Gisel, Ute, Diemut, Wille, Götze, Irmellin, Clara, Wunne, Ite, Minne, Tilge, Hetze, Mete, Salme, Katrin, Kristin, Berta, Liobe, Adelgunt, Mize, Suffie, Else, Vite, Ute, Üdelsint, Sydrat, Kunigunt, Pride, Heilwig, Hilde, Lügge, Edellint, Herburg, Kint, Grete, Salvet, Elide. Lutze, Henne, Fide.[71])

Je weiter das Mittelalter sich der Neuzeit näherte, desto mehr verfiel das Bauerntum in Stumpfheit und Roheit, natürliche Folgen von der zunehmenden Rechtlosigkeit des Individuums. Der Bauer war nach der Meinung der Feudalen ein Tier, das man nach Belieben mißhandeln, sogar verkaufen konnte, wann es dem hochmögenden Herrn beliebte. Vertausch und Verkäufe von Bäuerinnen sind etwas gewöhnliches. Im Jahre 1313 versilberte Konrad Truchseß von Urach zwei Bauernweiber mit Nachkommenschaft.[72]) Klöster standen in fortwährendem Tauschverkehr ihrer Untertanen. Schlechter behandelt als das Vieh,



Eine Bauernfamilie.
(Kupferstich des „Meisters von 1480".)

vertierte denn auch der Bauer, und die Bauernkriege fanden in den Kämpfern unter dem Bundschuh Bestien in Menschengestalt, die sich in entsetzlichster Weise an ihren Peinigern rächten. Der Schlange waren die Giftzähne gewachsen und sie schlug sie in Schuldige und Unschuldige. Und auch in jener Zeit wurden Weiber zu Hyänen. Sie, die schweigend dulden mußten, wenn man die Kinder von ihrer Brust riß, um sie zu verschachern, sie hielten blutige Abrechnung mit den Frauen und Kindern ihrer Peiniger. Die Männer, die einst die ganze lange Nacht hindurch den Weiher peitschen mußten, damit die Frösche den Schlaf der hochmögenden Dame nicht stören sollten,[73]) sie marterten im Beisein ihrer jauchzenden Frauen und Töchter die stolzen Damen in schändlichster Weise zu tot, und ließen all die hunderte Jahre alte, verbissene Wut an den unschuldigen Kindern ihrer herzlosen Unterdrücker aus. Sie, die armen, des Denkvermögens willkürlich beraubten Geschöpfe trifft an den Greueln des Bauernkrieges nur ein kleiner Teil der Schuld. Sie schlugen mit den zerbrochenen Fesseln in sinnloser Wut um sich, und zerfleischten, wie die blutgierige Bestie des Urwalds alles was sich ihnen in den Weg stellte.

VII. Kapitel.

Innerhalb der Stadtmauern.

Die Etappen in der Geschichte der menschlichen Wohnstätten sind als erste: der natürliche Unterschlupf, die Höhle, der dichtbelaubte Baum, der Strauch am Boden. Dann folgt die selbstgefügte Hütte oder das Zelt, hierauf das Zusammenschließen mehrerer solcher Wohnstätten zu einem Dorf, und endlich die Wehrbarmachung dieses Dorfes gegen äußere Feinde mit Wall und Graben. Gewann diese beschützte Ansiedlung größeren Umfang, hatte sie eine eigene Kirche, Obrigkeit und Gerechtsame, so wurde sie zur Stadt.

Die Städter unterschieden sich anfänglich kaum von den Dorfbewohnern. Sie waren ackerbautreibende und viehzüchtende Bauern, die nur durch ihre Wohnungen innerhalb der aus Pfählen bestehenden Befestigungen zu Pfahlbürgern wurden. Ihre Bewaffnung, der Spieß, im Gegensatz zum ritterlichen Schwert, erwarb ihnen die Bezeichnung Spießbürger. Sie hatten Jahrhunderte hindurch diese Waffe gar fleißig zu brauchen gegen die anstürmenden Feinde, deren Heldentum hauptsächlich in der Brandschatzung der Städte und Vernichtung der Dörfer bestand. In solchen Fällen, wenn der Feind an die Wälle pochte, eilten auch die Frauen „an die Brustwehren und trugen den Männern Steine zu. Das angelegte Feuer löschten sie, weil das Wasser ausgegangen war, mit Met, und schwächten des Feindes Mut und Wagelust“[1]) heißt es vom elften Jahrhundert.

Zu den äußeren Feinden gesellten sich dem Wachstum der Städte bald die inneren Zwistigkeiten. Die adeligen Insassen kämpften mit dem in festen Verbänden zusammengeschlossenen Proletariat um die Oberherrschaft im Stadtregiment. Denn mit dem Entstehen der Städte kamen auch die Zünfte auf. Mit dem Wachsen dieser Korporationen erblühten die Städte mehr und mehr und beide erreichten den höchsten Gipfel ihrer Macht gemeinschaftlich. Die Gewerbe haben die Städte groß gemacht und die Städte andererseits die Gewerbe. Das Handwerk forderte zu

seinem Gedeihen den umfriedeten und fruchtbaren Boden einer Stadt, die begünstigt durch Handel und Wandel allen Aufstrebenden hinreichende Nahrung bot.[2])

Stadtluft machte frei! Darum wurden die Städte zu Asylen, in denen die Hörigen vor der Willkür ihrer Herrn Zuflucht suchten und fanden. Und nicht die Untüchtigsten waren es, die den verhaßten Zwang von sich abschüttelten und ihr Leben nach eigenem Ermessen gestalten wollten.

Die freie Entfaltung des Bürgertums verhinderte aber keineswegs den deutschen Kastengeist, eine recht kräftige Nahrung in den Städten zu finden. Die politische Gleichstellung der Bürger bedingte noch lange keine soziale. Patrizier- und Plebejer schieden sich streng von einander. Der Plebejer konnte die Oberhand in der Stadtverwaltung erlangen, er wurde aber dadurch niemals zum Patrizier, der anders lebte wie er, seine eigenen Trink- und Tanzstuben hatte, und dessen Frauen und Töchter durch eine gesonderte Tracht sich von ihren Mitbürgerinnen unterschieden. In den Städten, die Juden beherbergten und dort wo sich später Hochschulen auftaten, kamen zu den zwei erbgesessenen Ständen auch noch drei neue hinzu, denn auch die Professoren und Studenten hielten sich von den Bürgern und Juden gesondert.

So weit war es aber noch lange nicht. Vorerst ist von dem stattlichen Aussehen der Städte, das uns auf den Bildern eines Merian so anheimelt, noch keine Rede. Sie machten einen recht trübseligen Eindruck.

Die Straßen waren nur zum Teil gepflastert. Sie wurden von den Bürgern ohne Scheu zur Aufsammlung des Düngers benutzt. Auf dem Markt und den Kirchplätzen türmte sich der Kehricht und anderer Unrat in großen Haufen auf, daß es oft gefährlich war, die Plätze zu passieren. Aber daran kehrten sich unsere Vorfahren nicht viel. Sie waren an das Leben in der schmutzigen Stadt gewöhnt, und wenn sie durch die Straßen gingen, hier über einen Misthaufen stolperten, dort um einen vor dem Haus aufgestellten Schweinekoben herumgehen, auf einer andern Stelle über ein Schmutzloch springen mußten, so fanden sie das ganz in der Ordnung. Sie kannten es eben nicht besser und fanden in jeder andern Stadt die gleichen Zustände.[3])

Die Häuser standen nicht in gradlinigen Fronten. Sie gruppierten sich um die Kirche, das Kloster, oder die landesherrliche Pfalz, die die Entstehungsursache der Stadt gewesen, unregelmäßig ringförmig herum, wie es der Boden gestattete. Mit dem Anwachsen der Häuser bildete

sich ein Ring nach dem andern, den die Verkehrsstraßen in unregelmäßigen Radien durchbrachen. Niemandem fiel es ein, die Front des Nachbars in gleicher Linie einzuhalten oder gar an dessen Wand die eigene zu lehnen.[4])

Mietshäuser gab es nur verschwindend wenige. Jeder hatte sein eigenes Haus, denn wer nicht ein solches besitzt, „der hat hartes Spiel mit Hin- und Herziehn, und aus und ein in fremder Herberg. Er erregt nur Mißfallen und jeder hat über ihn nur spöttisches Gerede“, sagt Clara Hätzlerin.

Die Häuser waren aus Fachwerk oder Holz. Das erste steinerne Haus wurde in Berlin erst im Jahre 1288 errichtet. Noch im fünfzehnten Jahrhundert fand Aeneas Sylvius in Wien Schindeln als Dachbedeckung[5]), wodurch Feuersbrünste, eine ewig dräuende Gefahr für die mittelalterlichen Städte, reiche Nahrung auf ihren Vernichtungszügen fanden. Nur in den reicheren Quartieren erstanden, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, steinerne Baulichkeiten, doch blieben die Holz- und Fachbauten vorherrschend.

Die kleinen Fenster waren mit Holzläden versehen, mit Papierscheiben oder Hornplatten. Man versah sie mit „Sant Nitglas“, wie noch Simplizissimus von der Hütte seines Knans erzählt. Verglasungen waren bis zum fünfzehnten Jahrhundert zu kostbar für Privathäuser. Aeneas Sylvius hebt als Merkwürdigkeiten die Glasfenster in Wien und Basel hervor. Die Fassaden der Häuser wiesen in der Blütezeit der Städte schöne Malereien auf, die mit den seltsamen Gebilden der Erker „den graziösen Kindern einer füllereichen Phantasie, die man in den Dienst der Nützlichkeit stellte“, überaus prächtige Anblicke gewährten.

Mit ihren lauschigen Ecken eigneten sich diese Erker insbesondere zu friedlichen Zusammenkünften für die weiblichen Familienmitglieder. Hier saßen sie in den Feierstunden mit Handarbeiten und vergaßen nicht, fleißig auf die Straße hinab- und in die Fenster der Nachbarhäuser hineinzulugen:

> In die Fenster lehnen sich
> Mit spielenden Augen inniglich,
> Blickten sie den Herren nach.

„Alles was auff der Gassen gehet, fehrt oder reitet, das müssen sie sehen, wissen und beschnarchen: Wann sie nur eine elende übelgestimmte Geigen, eine erbärmliche Zitter oder etwas dergleichen hören, so lassen sie jhre alle nötigste Geschäfft aus den Händen fallen, lauffen zum Fenster, wie die Fische zum Netz, und die Vögel zum Leim.“[6])



Vogel im Käfig.
(Aus „Dr. Ritter vom Thurn, 1493.)

Vor den Fenstern hingen die Käfige und aus ihnen „tönten die Stimmen unzähliger Vögel“ [7]), „daß einer auf der Straße glauben mochte, er sei im freien Wald“ [8]).

Sonst war die Domäne der Frau die Küche und das Hauswesen. Streng geregelt verlief das Tagwerk.

Wenn der Morgen graute verkündete die Glocke oder das Horn des Turmwächters den Tagesanfang. Die Frau selbst, wenn ihr keine Tochter oder Magd zur Seite stand, eilte zum Ziehbrunnen. Man stand mit den Hühnern auf, suchte aber auch bei einbrechender Nacht zwischen 7 und 8 Uhr das Lager auf. Hochzeitsmahle mußten um 9 Uhr abends beendet sein. Das Frühstück zu bereiten nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Eine Mehlsuppe und ein Stück Brot galten bei Hoch und Gering für genügend. Darauf eilte die Frau zum Markt. In der Straße „Unter den Köchen“ fand sie alle Fleischsorten ausgelegt, auch Würste, Wildpret, Geflügel, darunter den Kranich, Reiher, Raben und andere Vogelsorten. An anderer Stelle boten die Kuttler Eingeweide, Mäuler und Klauen feil. An gesondertem Ort gab es Fische für die Fasttage. Zum Bäcker mußte die Frau nach einer andern Gasse gehn, denn jedes Gewerbe war für sich in einem andern Quartier untergebracht. Gemüse und Eier hielten die Landleute auf dem Marktplatz feil. Alles war gut und preiswert, sonst hätte es nicht vor den gestrengen Herrn vom Rat bestehen können, die eigene Fleisch-, Fisch-, Brot- und andere Beschauer hielten.

Recht schlecht zu sprechen waren die Hausfrauen auf die „Gremplerinnen“, die den marktfahrenden Landleuten entgegengingen, um deren Waren aufzukaufen und diese dann mit Nutzen wieder loszuschlagen. Murner wütet in seiner extremen Weise gegen die „Gemperinnen“ denen er wünscht:

„Wenn sie mit Steinen schwer beladen,
Geworfen würden in den Rhein,
Das müßt gerechte Strafe sein“. [9])

Die Straßburger Polizeiordnungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts untersagen und bedrohen fast alljährlich dieses „Fürkauffen“. [10])

Reich beladen mit den Schätzen des Marktes zog die Frau nach Hause. Man speiste im Mittelalter gut und reichlich, wie weiter unten zum Staunen unserer magenschwachen Zeitgenossen ausgeführt werden soll.

Um zehn, später um elf Uhr aß man in besseren Häusern zu Mittag; die einfachen Leute schon früher. Der Fürstbischof von Münster speist im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts vornehm um 11 Uhr. Das Abendessen ward in der Regel zwischen vier bis sechs Uhr gehalten. Dazwischen lag noch das Undern oder Afterundern, das Vesperbrot. Der Trunk zwischen den Mahlzeiten hieß Urten oder Unterurten.[11])

Von Berlin um 1580 heißt es: „Es fällt auf, wenn man die Zeitordnung gewahr wird, die man ehemal im Essen und in den Ruhestunden hielt. Man aß des Tags viermal. Morgens um acht eine Suppe, um zehn Uhr das Mittagsmahl, um drei Uhr das Abendbrot, um fünf Uhr das Nachtmahl, um sieben oder acht Uhr spätestens ging man schlafen und stand um fünf oder wohl noch später auf“.[12])

Die Könige von Frankreich nahmen im vierzehnten Jahrhundert bereits um 8 Uhr morgens ihr Mittagbrot ein und unter Philipp dem Gütigen von Burgund (1419—1467) gilt es: „Steh auf um fünf, iß zu Mittag um neun, zu Abend um fünf, geh zu Bett um neun, und du wirst leben der Jahre neunundneunzig!“

Der Mangel an brauchbaren Beleuchtungsmittel bedingte allein schon den kurzen Abend.

Der Abend nach des Tages Last und Mühen traf die Familie zusammen.

Wenn draußen die Winterstürme tobten und an den Fensterladen rüttelten, dann saß die Familie um den ungefügen Eichentisch in der holzgetäfelten Stube. Bei jedem Windstoß flackerte das Öllämpchen am Tisch und das kleine Licht vor dem Muttergottesbild an der Wand ängstlich auf. Mutter und Töchter waren mit Handarbeiten beschäftigt. Flickarbeiten und gröberen Stickereien, wie sie das schwache Licht gestatteten. Der Vater, des Lesens kundig, blätterte in einer großen Bibel, die ein Meister der Holzschneidekunst mit großen Bildern zierlich ausgeschmückt — die Juden in den spitzen Hüten und den gelben Lappen am Mantel, genau so, wie sie scheu durch die Straßen der Stadt schlichen, den Blick am Boden haftend, ängstlich bemüht, jede Berührung mit den Bürgern und selbst den niedrigstehenden Bauern zu vermeiden, oder als Herren und Knappen in der Modetracht mit spitzen Schuhen, feinem Wams und prächtigem Waffenschmuck gekleidet. Der Sohn schnitzelte aus einer Latte ein neues Schwert, mit dem er morgen

auf dem Anger, oder auf dem freien Platz an der Stadtmauer, wo die Knabenschar ihre Kämpfe ausfocht, die Feinde in die Flucht treiben wollte.

Träge schlichen die Stunden dahin, ehe vom Turme sechs Schläge tönten.

Da räusperte sich die Ahne auf der erhöhten Bank am warmen Ofen, wo sie ein Nickerchen gemacht, wie allabendlich nach der Milchsuppe, dem Nachtessen.

Für Vater ist es ein Zeichen aufzubrechen nach der Trinkstube, um dort mit den Zunftgenossen zu kannegießern bis die „lange Glocke“[13]) Schluß gebot.

Doch Mutter und Kinder horchten hoch auf, denn jetzt kam ein Märlein, wie sie Großmutter so gern erzählte zu eigener Unterhaltung und zur Freude der Kinder.

Sie begann:

Eine Geiß wollte zur Weide gehen und ließ ihr Töchterlein, das Geißchen allein im Stall zurück. „Lasse die Tür immer verschlossen, gehe nicht aus dem Hause und hüte dich vor dem Wolf“ mahnte die Mutter, dann trottete sie weg. Kaum war Geißlein allein, da kam fein sacht der Wolf an. Er tat als wäre er die alte Geiß, ahmte ihren Gang und ihre Stimme nach, als er voll Trug zum jungen Geislein sprach: „Laß mich doch ein, mein liebes, trautes Töchterchen. Die aber fragte: „Wer bist du denn? Bleibe nur draußen! Ich öffne die Tür nicht, denn Mutter hat's verboten. Ich darf nicht zu dir hinaus, denn du fälscht doch deine Stimme, das erkenne ich wohl, du bist der Wolf, aller Heimtücke voll. So mußte der Wolf vor der Tür bleiben und endlich hungrig, wie er gekommen war, von dannen trollen“.[14]) „Noch eines, Ahne“, bitten die Kinder.

„Aber eines, wo 'was von Ritter, Jungfrauen und Kampf vorkommt“ will der Junge haben.

Da schmunzelt Großmutter. Denkt sie doch an ihre eigenen Söhne, die gerade so tatenlustig waren, wie das Enkelkind, und sie hebt an das alte Märchen „Von einem König, schneider, risen, einhorn, vnnd wilden Schwein“,[15]) wie das tapfere Schneiderlein „neunundzwanzig auf einen Streich getötet, alle Aufgaben gelöst und seinen Lohn eingeheimst. Also blieb der schneider sein lebtag ein König.“ O, sie kennt noch unendlich viele Märchen, so das von den Bremer Stadtmusikanten,[16]) von den sieben Schwaben,[17]) vom klugen Hans[18]) und das Märlein vom Schlauraffenland[19]), doch die Mutter gebietet Feierabend, denn morgen

ist auch ein Tag und lange vor Tagesanbruch heißt es aus den hochgetürmten Federbetten auf, das Tagewerk beginnen.

So schmutzig die Straßen waren, so reinlich waren bessere Häuser im Innern. Die übergroße Verbreitung von Ungeziefer aller Art erforderte ewige Scheuerarbeit. Die Fußböden wurden sauber mit Sand oder Tannennadeln bestreut und das Hausgerät fleißig gewaschen. Die Wäsche wurde am Bach mit dem Schlägel bearbeitet oder in gerundeten Trögen gereinigt. Dann hing man sie auf der Wiese an Stangen zum Trocknen auf und machte ein Kohlenfeuer darunter, in das man Schwefel zur Bleiche warf.[20])

Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr unterbrachen die Sonn- und Feiertage mit ihren Kirchgängen, dann die Familienfeste. An solchen Tagen konnten die Bürger zeigen, daß ihre Truhen und Schreine bis zum Bersten gefüllt waren. Ging die edle Geschlechterin gleich der Bürgerin an gewöhnlichen Tagen mit sittig gesenktem Blick, in den dunklen unscheinbaren Mantel gehüllt zur Messe auf den Markt oder auf Besuch zur Gevatterin, so waren die Feiertage die Tage des Staats. Einfachheit und Sittsamkeit waren im Glanz des Goldes untergegangen, den Handel und Verkehr in die Städte brachte. In tollem Übermut überboten sich die Patrizier gegenseitig an Extravaganzen. Die Auer, augsburgische Geschlechter ließen sich auf ihren Kirchgängen von einer vierzig Kopf starken, bewaffneten Dienerschaft begleiten. Die Fugger in Augsburg hielten bereits im 16. Jahrhundert Kutschen, ein Luxus, den sich selbst Fürsten nur selten gestatteten.[21]) Vornehme Damen hatten einen ganzen Schwarm von reichgekleideten Mägden bei sich, und selbst die ehrsame Meisterin ging nicht ohne Mägde, Gesellen und Lehrlinge zum Gotteshaus.

Wenig nutzte es, daß der Prediger von der Kanzel gegen solchen Unfug alle Minen seines Zornes springen ließ, mit Bibelsprüchen um sich warf und Gottes Strafe auf die hoffährtige Gesellschaft herabbeschwor. Noch weniger fruchtete es, wenn die Stadtobrigkeit gegen den überhandnehmenden Luxus Front machte und gegen die an Stelle der früheren Ehrbarkeit getretene Üppigkeit in Kleidung und Führung einschritt.

So entstand die unabsehbare Reihe der Kleiderordnungen. In der Schweiz gab es schon 1370 einen Erlaß, in dem den Frauen verboten wird, Enden an die Kleider zu setzen, Mützen und Kappen von Seide, Gold, Silber oder Edelsteinen zu tragen. Das Obergewand sollte an den Achseln nicht weiter als zwei Finger breit ausgeschnitten sein.



Junges Paar, die Hausfrau mit dem Schlüsselbund an der Seite, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Kupfer von Israel von Meckenem).

Die Frauen sollten weder Gold, Silber, Perlen, noch Edelsteine am Kleid tragen, was aber den Ledigen erlaubt war.[22]) Der Rock sollte einfarbig und die Schleppen nicht länger als eine Elle sein. Genestelte Schuhe sind Mädchen und Frauen untersagt. Durch diese genestelten Schuhe sah man die nackten Zehen, an die man Ringe mit Edelsteinen steckte.

Die Meisterin, tüchtig im Hauswesen und beim Absatz der von ihrem Mann angefertigten Waren, die frei von Nahrungssorgen dahinlebte, wollte in keiner Weise gegen den immer tiefer sinkenden Adel und gegen die Patrizierinnen zurückstehen. Sie putzte sich gern und mit Geschmack, ihr galt der Grundsatz: Saure Wochen, frohe Feste. Denn an den mittelalterlichen Festfreuden, die gar häufig die engen Straßen und Plätze der Städte erfüllten, hatte auch die holde Weiblichkeit ihren vollen Anteil.

Im Winter ergötzte sich die Jugend an Schlittenfahren. In der Schweiz schon um das Jahr 1450 auch Erwachsene mit Frauen und Jungfrauen. Die Kleinen fuhren auf den kleinen Holzschlitten, während sich die Großen auf schwerfälligen, geschmückten buntbemalten Fuhrwerken, davor mit Schellen behängte Pferde, durch Paradefahrten auf den Stadtplätzen bis weit hinaus vor die Tore erlustierten. „Item sollen fort mehr Manne, Junkfrawen und Frawen bey Nacht nach der vierundzwanzigsten Stunde (das heißt, nach angebrochenem Abenddunkel) uft den Slihten nichten fahren“ verordnet man 1476 in Görlitz. Als Johannes Capistranus 1452



Die Handwerkersfrau als Gehilfin ihres Mannes.
Schuhmacherwerkstatt in einer deutschen Reichsstadt. Der Meister schneidet auf einem Tisch das Leder zu, vor dem sein Kind mit einem Stiefel spielt. Die Meisterin, im stattlichen Werktagsanzug, verkauft einem Bauernpaar Schuhe.
(Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.)

in Nürnberg seine Bußpredigten hielt, wurden auch zweiundsiebzig Schlitten im Feuer geopfert. In den Fastnachtsspielen klagen die Frauen über die Belästigungen beim Schlittenfahren, allerdings auch über die Nachstellungen, wenn sie Männerkleider anhaben, was zur größten Lustbarkeit der Fastnacht gehörte[23]) und wie schwer es überhaupt sei, keusch zu bleiben. Über diesen Kleidertausch der Geschlechter wurde viel Abfällges geschrieben und gepredigt.

Hielten die Patrizier eines ihrer Turniere ab, dann drängte sich das Volk vor den Schranken und manche Bürgersfrau im Gewühl stach die edlen Frauen auf den Tribünen durch Schmuckheit des Antlitzes und Anzuges aus. Bei den Schützenfesten und den Feiern auf den Zunftstuben da führten wieder die Handwerkerinnen das große Wort und der Stadtadel trat in den Hintergrund.

Doch auch an anderen Tagen fehlte es in den Städten nicht an Zerstreuungen. Das Vagantenheer der Fahrenden, Sänger, Artisten aller Art, Zahnbrecher und Wundärzte kamen oft und gern in die Ringmauern, wo ihnen reicherer Lohn winkte als auf den Schlössern und Burgen des zu Strauchrittern und Raufbolden herabgesunkenen Adels.

Diese Landstreicher, zu denen sich vom 12. Jahrhundert ab die aber erst später so lästig werdenden Zigeuner gesellen, zeigten ihre halsbrecherischen Künste, oder sie brachten allerlei seltsames Getier in die Städte. 1443 wurde in Frankfurt am Main ein „Lebendiger Helefant" gezeigt. Albrecht Dürer zeichnete 1515 ein ausgestelltes Rhinozeros nach dem Leben. Die Schaustellung eines Pelikans oder Auerochsen wird wichtig genug befunden, in den Chroniken aufgezeichnet



Ein Handwercksfraw in der Schlesien.
HJesichsiu augenscheinlich klar,
In was klaidung vnd gebaht,
Drinnen in der Schlesien!
Die Handwerksfrawen einher gehn.
(Aus Hans Weigels „Trachtenbuch," Nürnberg 1577.)

zu werden. „Sailfahrer“ und Seiltänzerinnen — Sayldanzer — produzieren sich.

„Jungfern mit großem Bart ließen sich sehen. „Die Elisabeth Knechtinn, eine schweizerische Bauersfrau, hat Ernst Ludwig zu Sachsen-Meiningen, nebst ihrem ehrwürdigen Barte abschildern lassen.“ Keyßler sah in der Stuttgarter Kunstkammer das Porträt einer solchen Bartdame aus dem Jahre 1587.[24]) In Nürnberg wurde 1655 eine holländische Jungfrau gezeigt, „die hatte einen großen Bart und waren ihr lange Locken ausden Ohren gewachsen; sonsten ware sie wohlgestalt, vieler Sprachen kundig, eines stillen melancholischen Gemüths“.

Ferner ließen sich Riesinnen sehen, so in Frankfurt 1668, „eine große Jungfer aus Bayern, Namens Maria Jungin, ihrer Länge 8 Schuh, und eine Holländerin 7 ½ Werkschuh lang“, Haarmenschen, wie 1653 die Affendame Barbara Urslerin aus Augsburg.[25]) Dann Zwerginnen und Zwerge, die nicht so glücklich waren an einem Hof als Schaustücke untergekommen zu sein.

Feuerwerke wurden gegen Entgelt abgebrannt. In Nürnberg fanden Tierhetzen statt, bei denen sich die Bestien vor den Augen des Publikums zerfleischten.

„Glückshäffner“ zogen umher, von denen nach Harsdörfers Angabe einer in Köln seine eigene Tochter als Gewinst setzte. Ein Oberst gewann sie und behielt sie als Gattin.[26])

In hölzernen Buden oder auf einer aus Brettern rohgefügten Bühne ging wohl manchmal, besonders in der lärmerfüllten Fastnachstszeit ein derber, mit Rüpelhaftigkeiten der rüdesten Art gespickter Schwank oder eine lehrhafte Komödie in Szene, zu Ostern und Weihnachten ein ernstes Spiel, in dem außer dem Herrn und seinen Heerscharen ein ganzes Regiment von Teufeln sein Wesen trieb.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab finden sich englische Komödianten auf dem Kontinent ein, die an den Höfen ihre Künste vorführen und dann die Städte besuchen. Kemp, der Clown von Shakespeares Truppe, bereiste Deutschland und seinen englischen Standesgenossen begegnen wir in Nürnberg, Frankfurt, Dresden, Kassel und andern Orten mehr.[27])

Wo all diese Zerstreuungen zu selten waren, da ersetzt das altdeutsche Kleinstadts-Erbübel, der Klatsch, alle anderen Vergnügungen. Er konnte besonders in jenen Gemeinwesen nicht fehlen, wo der Nachbar dem Nachbarn durch Tür und Fenster in den Topf gucken konnte.

„Auch ihr merkt auf, die in der Kirchen schwatzen
Die Leute hinten und vorn abschatzen
Sie lassen kein Weib vor ihnen gan
Sie schlagen ihr ein Blechlein an.
Die erste hab einen stolzen Gang
Der andern sei die Nase zu lang
Der dritten sei der Fuß zu breit
Die vierte zu schmale Schuhe antreit (trägt)
Der fünften steht ihr Gewand nicht wohl
Der sechsten sei der Busen zu voll
Die siebente hab nicht weiß gewaschen
Die achte naschet aus der Taschen
Der neunten sei der Hals zu dick
Die zehnte tu zu viel Umblick
Der elften sei der Mund zu groß
Die zwölfte sei nicht Wappens Genoß
Die dreizehnte sei eine faule Schlucht
Die vierzehnte habe nicht viel Zucht
Die fünfzehnte sei am Tanz zu üppig
Die sechzehnte sei ganz aufschüppig (auffallend?)
Die siebzehnte hat ihrer zwei oder drei
Die achtzehnte treibs ohn alle Scheu
Der neunzehnten sei das Fell zu fahl
Der zwanzigsten das Gesäß zu schmal
Die hab im Kindbett sich verzadelt — —
So lassen sie niemand ungetadelt.
Es sei von Mannen oder von Weiben
Das ist ihr Beten, das sie treiben
Bis man das Vesperglöcklein anzeucht
Wer dann die größten Lügen leugt
Und der Leut am meisten spott
Den heißen sie Meister in ihrer Rott“.[28])

Schuppius zählt zwei Jahrhunderte später unter die Verbreiter des Stadtklatsches Pflastertreter, müßige Ammen, Kinderwärterinnen, „Wartsfrauen und Schnackschwestern.“ „Dann wann sie zusammen kommen, so wollen sie etwas zu reden haben. Wer nun viel reden wil, der muß entweder viel wissen, oder viel liegen. Wann solche Leute arbeiteten, und thäten was jhnen Gott befohlen hat, sie würden anderer Leute wol vergessen.“

Wie man sieht, ändern sich die Menschen nicht immer im Wechsel der Zeiten. So ein bischen Klatschen muß doch das gequälte Herz ganz gottvoll erleichtern, sonst hätte es in den Stadtmauern nicht als Lieblingsbeschäftigung alle Stürme überdauern können.

Besonders jeder Liebeshandel gab wuchtigen Gesprächsstoff ab, denn von heimlicher Liebe, „von der niemand nichts weiß“ war selten die Rede. Man liebte sich offen, ohne Scheu. Und waren die Eltern

nicht einverstanden, so war das häufig ganz Nebensache. Liebesbrieflein flogen, und an Gelegenheit fehlte es auch sonst nicht, der Angebeteten seine Neigung deutlich kund zu tun. Wie im „Narrenschiff" die Narren[29]) taten es auch die Junker und Gesellen und brachten ihren Schönen ein Ständchen dar „mit Saitenspiel, mit Pfeifen, Singen", wobei es ihnen freilich manchmal nicht besser erging, als den armen Brantschen Gimpeln.

„Die sechs und zwentzigst (Schelle), schendliche und champere, unzüchtige huren- und bubenlieder deß nachts auff der gassen singen, damit sein Holderstock (die holde Liebste) auß dem schlaff auffwache, stehen und ihm zuhöre" zählt Geiler als Mittel auf, sich unbefugter Weise die Liebe eines Mädchens zu erringen.[30])

War das junge Mädchen auf den Amanten nicht besonders gut zu sprechen, oder liebte sie ihn, während er nicht gerade versessen auf sie war, dann nahte sich wohl der liebende Teil dem Gleichgültigen mit einem jener Liebestränke, an denen der Volksglauben fast seit der Germanenzeit so fest hielt. Die Feder sträubt sich, all das absurde und ekelhafte Zeug anzuführen, das die Vorzeit zusammenbraute, in der Absicht sich Liebe zu erzwingen.[31])

Die strengsten Strafen halfen nichts gegen diesen Aberglauben, dem Frauen und Männer in gleicher Weise blind ergeben waren. Wahnsinn und Tod, wie beim Sohn der heiligen Elisabeth, waren häufig die Folgen der abscheulichen Gemengsel.[32]) Der Aberglauben selbst, wie die medizinische Wissenschaft bemühten sich Gegenmittel wider die „Liebesbissen" und Liebestränke zu schaffen. So ein Antidotum eines gelehrten Arztes lautet:

„So du besorgst, eine Fraw hab dir Liebe zu essen geben, nimm ein Quintlein Perlin (Perlen) ein Quintlein Ipericon, alles gestoßen und getrunken mit Melissenwasser, und häng einen Magneten an den Hals[33])." Ein hübsches, zudem ganz reinliches Liebesmittel sei zur ge-



Nächtliches Ständchen in einer Stadt.
(Holzschnitt aus Sebastian Brants „Stultifera Navis" 1497.)

fälligen Nachahmung, es ist ganz unschädlich, hier angeführt: „Nimm einen goldenen Ring, in den ein kleiner Diamant gefaßt ist, er darf aber noch von niemand getragen sein, seit er aus den Händen des Goldschmieds gekommen, wickle ihn in ein Stück seidenen Stoffes und trag ihn neun Tag und Nächte zwischen Hemd und Haut auf dem Herzen. Auf neunten Tag früh vor dem Sonnenaufgang steche mit einer neuen Radiernadel inwendig in den Ring das Wort Schewa. Hierauf suche drei Haare von der Person, die dich lieben soll, zu bekommen, und verbinde sie mit dreien der deinen, sprechend: O Körper, könnstest du mich lieben! und daß deine Absicht gelänge, so brünstig als die meine, durch die wirksame Kraft Schewas. Du mußt diese Haare mit Zweifelsknoten (?) dergestalt verbinden, daß der Ring ungefähr in der Mitte des Knotens verknüpft sei, und wenn du den Ring dann wieder in das Seidenzeug gewickelt hast, so trag ihn aufs neue sechs Tage auf deinen Herzen. Am siebenten Tag nimm den Knoten weg und laß den Ring an die geliebte Person gelangen. Alles dieses aber muß früh vor Sonnenaufgang und nüchtern geschehn.“[34])

Die Größe des Diamants wird wohl die Hauptursache des Gelingens dieses Zaubers gewesen sein.

Nehmen wir aber an, daß sich die Herzen zusammenfanden ohne Zauberspuk, die Verhältnisse paßten, die soziale Stellung des jungen Paares keine Hindernisse boten — denn z. B. uneheliche Geburt verhinderte jede Heirat mit einem ehrlichen Mädchen — so standen dem jungen Braut- und Ehepaar eine Reihe schöner, aber recht schwer zu ertragender Tage bevor.

Wer etwas auf sich hielt, der richtete die Hochzeit so vornehm wie nur irgend möglich, nach seinem Vermögen, häufig über sein Vermögen aus.

Die Verlobung gab schon Anlaß zu einer Reihe von Schmausereien und Trinkgelagen für die ganze Sippe.

Jedoch nur dann, wenn die Mitgift in bester Ordnung war; denn darauf hielt man große Stücke. Der Spruch in Petrarcas Trostspiegel:

„Bringt dir dein Weib viel Heiratsgut,
Mag wohl betrüben deinen Mut,
Dann sie wird Frau und du ihr Knecht,
Dein Dienst gefällt ihr selten recht“

war eine hübsche Sentenz, nach der sich aber kein Mensch richtete. Die Familie der Frau sah auf Namen und Ansehen des Mannes. Das Erheiraten hochtönender Namen seitens reicher Bürgertöchter bespöttelt

schon Murner in seinem Narrenspiegel.[35]) Und so ein armer Adeliger ließ sich sein Rattennest von Schloß gar zu gern von dem plebeischen Gold seines Schwiegervaters neu ausstaffieren.

Die Bürgerssöhne, jeder Romantik bar, verkauften ihre Hand so teuer wie möglich. Der scharfsinnige Geiler von Kaisersberg trifft daher mit den vier G, die er von einem heiratsfähigen Mädchen fordert, sicher den Nagel auf den Kopf. Er verlangt von ihnen: „Geschlecht, Gestalt, Gut und Geld".

Meist gab es nach dem Verspruch — Weinkauf nannte man ihn bezeichnend an manchen Orten — ein opulentes Mahl. Bei den untern Klassen wurde dieses im Haus der Braut abgehalten, bei den Patriziern auf dem Rathaus oder in einem der Sippe befreundeten Kloster. Nürnberg untersagte 1485 die Verlobungsfeste im Kloster. Man trank, aß, spielte und tanzte an solchen Abenden bis zum Hahnenschrei. Natürlich fehlten bei diesen Anlässen die Nassauer nicht, denen unter anderen die Ulmer Behörden das Handwerk zu legen suchten. Die Hochzeiter selbst sahen aber solche Mitesser gern, da es darauf ankam, seinen Reichtum recht öffentlich zur Schau zu stellen. Diesem Protzentum verdankt die Sitte ihre Entstehungen, vor dem Festhaus Weinfässer aufzustellen, aus denen jeder Vorübergehende sein Gläschen oder mehrere zu trinken bekam.

Zur Hochzeit bittet die Hochzeitsladerin. Im sechzehnten Jahrhundert trägt sie in Zürich dabei dieselbe schwarze Trauerkleidung, in der sie auf den Straßen die Bevölkerung zur Teilnahme an einem Leichenbegängnis auffordert.

Der Aufwand bei Geschlechterhochzeiten war ein ganz unsinniger, dem gar manche Familie ihren Ruin verdankte.

Bei einer einfachen Hochzeit in Frankfurt am Main im Jahre 1575 waren sechsundsiebzig Leute geladen, die an Speisen vertilgten: 239 Pfund Rindfleisch, 315 Hähne und Hühner, 30 Gänse, 3100 Krebse, 1420 Weißbrote und vieles andere mehr.[36]) Dazu trank man sechs Ohm Wein und das entsprechende Quantum Bier.

Die Stadtbehörden suchten solchen Ausschreitungen gegenüber ganz eigenartige Eindämmungsmittel in Anwendung zu bringen. In Goslar durfte der Bräutigam für je zwei Mark Silber der Mitgift eine Schüssel für zwei bis vier Gäste geben.[37]) Im kleinen Wernigerode war man so tolerant eine Gästezahl von hundertzwanzig Personen zu gestatten, ohne Dienstpersonal und Spielleute. Hingegen untersagte der Magistrat von Wernigerode das Abhalten des Polterabends, an dem es meist mehr als ausgelassen herging.

Eine Hauptsache bei der Hochzeit waren die öffentlichen Brautzüge nach der Kirche. Patrizier und Handwerker ließen sich einen solchen Aufzug niemals entgehen. So wird uns von dem reichen Augsburger Bäckermeister Veit Gundlinger erzählt, der seine schmucke Tochter mit Seide und Goldtressen, mit Armbändern und andern Kostbarkeiten auf das herrlichste zum öffentlichen Zug aufgeputzt hatte. Selbst goldene Strumpfbänder und silberbeblechte Schuhe fehlten nicht. „Es war so prächtig, daß die Leut uff der Gassen am Anblick des köstlichen Brütlins sich nicht ersättigen konnten.“[38])

Das Brautkleid war ein Geschenk des Bräutigams, ebenso wie der Bräutigam den verwandten Frauen der Braut Kleider oder Kleiderstoffe schenkte.[39]) Die Braut hingegen übersandte ihrem Zukünftigen das Bräutigamshemd und ein Taschentuch.

Der Brautschleier kommt erst in der neuesten Zeit auf. Früher trug man den Hochzeitskranz. „Die Jungfer Hochzeiterin hatte einen Rosengarten mit blauen Mausöhrlein (Vergißmeinnicht) vermischt auf dem Kopf, auf den der Pfarrer bei der Trauung den Brautkranz von grünen Rosmarin mit goldenen Ähren durchwunden setzte“ heißt es zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, doch wechselte diese Mode an verschiedenen Orten. Man trug auch Lorbeerblätter, künstliche Blumen und Drahtgestelle mit farbigem Seidenstoff umwunden, so in Ulm und in Augsburg.

Die Braut mit fleckenlosem Ruf ging zur Kirche. Nur die Hochzeiterin fuhr, die ihres Ansehens nicht mehr ganz sicher war.

Das Beilager endete die Hochzeitsfeierlichkeit.

Das junge Paar wurde in die Brautkammer geleitet, nachdem vorher das Strumpfband abgebunden wurde, eine alte Sitte, die sich heute nur noch in den höchsten Kreisen erhalten hat. Über den sonderbaren uralten Gebrauch des Beilagers hier nur so viel, daß man es öffentlich abhielt, um die Rechtsgültigkeit der Ehe unwiderleglich darzutun. Denn nur dann galt die Heirat als vollzogen, wenn eine Decke das Paar beschlug. Vom vierzehnten Jahrhundert ab ging die kirchliche Trauung dem Beilager voraus. Vordem war es umgekehrt. Wie in den protestantischen Ländern der Gegenwart galt der rechtliche Vollzug der Ehe für wichtiger als der kirchliche.

Zu einer rechtsgültigen Eheschließung waren im alten Nürnberg folgende Formalitäten nötig:

a) Das Verlöbnis: das „handgeben und zusagen“ des Paares.

b) Die Erlaubnis der Eltern, Vormünder oder nächstgesippten Freunde,

und zwar bei Söhnen bis zum 25., bei Töchtern bis zum 20. Lebensjahr. Die alleinige Zustimmung des Vaters bei Lebzeiten der Mutter genügte allem Anschein nach nicht.

c) „Die Lautmerung“: Die öffentliche Verlautbarung und Festsetzung der Ehepakten. Als besonders feierlich wurde die Bekanntgabe des Verlöbnisses in Anwesenheit eines Schreibers und bis zu sechzehn männlicher Zeugen auf dem Rathaus vollzogen.

d. das „Einleiten“ (einläuten): das „eelich zu Kirchen füren“.

e. Das Beilager. Es erfolgte nach der Hochzeitsfeier in dem Haus, wo diese stattgefunden hatte.[40])

Die Trauungsformel im siebzehnten Jahrhundert lautete:

„So ihr nach dem angehörten Befehl GOttes, aus rechtschaffener Lieb und Treue allhie gegenwertig vor GOtt und dieser christlichen Versammlung geneigt seyd, gegenwärtigen N. N. zu eurem Ehemann zu nehmen, und euch nimmermehr von ihm zu scheiden, auch nimmermehr ihn zu verlassen, es scheide euch dann (denn) Gott durch den Todt, so sprech JA.“[41])

Das gewöhnliche Volk und dann und wann auch die feine Welt scherte sich aber um derartige Vorschriften nur wenig. Ihnen galt bis zum siebzehnten Jahrhundert ein Eheversprechen und das Beilager als bindend. Die Obrigkeit war gezwungen, dieses Gewohnheitsrecht zu beachten, und den als Bigamisten zu strafen, der nach einer solchen Ehe eine zweite schloß. Dies ging so weit, daß wer beim Bestehn seiner Ehe ein Mädchen mit dem Versprechen verführte, es zu heiraten, wenn er Witwer geworden sei, auch gehalten war, sein Wort einzulösen.

Der Witwer konnte nach dem Tod seiner Gattin sofort wieder heiraten.

Aber auch die Witwe durfte sich drei Monate nach dem Ableben des Gemahls wieder in den heiligen Ehestand begeben.[42]) Hans Sachsens zweite Frau Barbara reichte dem Poeten nach fünfmonatiger Witwentrauer die Hand zum ewigen Bund. Als der alte Herr die Augen geschlossen hatte, trug sie gar nur vier Monate den Witwenschleier.[43])

Aber wenn es auch eine trauernde Wittib nicht gar so eilig hatte wieder unter die Haube zu kommen, blieb sie nur höchst ungern ledig. Auf den zweiten Mann folgte, wenn er sich fand, ein dritter und vierter. In Köln heiratete 1498 Sonntag nach Michaelis eine ehrsame Witwe zum siebenten Mal. Ob sie den glücklichen Siebenten nicht auch überlebt hat, vergißt der Chronist Kölhoff leider anzuführen. Ein Pendant hierzu steht in einem Nürnberger Stadtbuch:

„Anno 1624, den 24. Februar ist allhier in Nürnberg Albrecht Friedrich Palnbinder im 81. Jahre seines Alters verschieden, hat sieben Weiber gehabt, deren sechs nacheinander ledig stands, die siebente ein witib gewesen, die ihn überlebt hat. . . . Mit solchen Weibern hat er 39 Kinder gezeugt . . . . Vor seinem End soll er sich beklagt haben, daß er zuletzt nit eine Jungfrau genommen hab. Vielleicht hett [er dieselbe auch überlebt.“[44])



Kinderstube und Kindersegen.
(Holzschnitt aus Petrascas „Trostspiegel“. Frankfurt a/M. 1520.)

Das zweite Hauptfest in der Familie war die Kindtaufe. Natürlich wurde auch bei diesen allen Geboten und Verboten der Obrigkeit zum Trotz das Menschenmöglichste an Prunk und Mannigfaltigkeit der Gastereien geleistet.

Die Nachricht von der Geburt eines Kindes überbrachte den Verwandten und Freunden die Hausmagd, die dafür einen Botenlohn empfing. In Schaffhausen trug diese Botin nach dem Erscheinen eines Mädchens einen Blumenstrauß; aber zwei, wenn ein Knäblein erschienen war. Das in der Christnacht geborene Kind war ein Glückskind. Kam eine Frau in Österreich in der Christnacht nieder, so mußte sie den Kaiser zum Gevatter bitten. So geschah es noch zu Zeiten Leopolds I. Der Kaiser gab in solchen Fällen, selbst dem Sprößling geringster Leute, ein Patengeld von tausend Gulden.



Wochenstube im 16. Jahrhundert.
(Nach einem alten Holzschnitt.)

Man hatte in Bürgerkreisen recht häufig Gelegenheit sich an Kindstaufsfestlichkeiten zu erfreuen, denn die Ehen waren durchschnittlich sehr kinderreich. Allerdings nicht so fruchtbar wie die der Gräfin Margaretha von Henneberg, einer Schwester des deutschen Königs Wilhelm v. Holland. Ihr Grabstein war in Losdun, eine Meile vom Haag zu sehn. Die hohe Frau gebar am Charfreitag 1276 auf einmal 364 Kinder, Knaben und Mädchen. Sie starben aber bald mit ihrer Mutter — so versichert ganz ernsthaft ein Vielwisser des achtzehnten Jahrhunderts.[45]) Ebenso enthält das „Hausbuch des Herrn Joachim von Wedel"[46]) eine ganze Reihe von Fabeln über Kindersegen. So soll ein Ehepaar im Städtchen Beinicken bis zu seiner goldenen Hochzeit dreiundfünfzig Kinder gezeugt haben. Einmal gebar die Frau in sieben Wochen 12 Kinder. Eine langobardische Königin soll Siebenlinge, eine Gräfin von Querfurt sogar Zwölflinge zur Welt gebracht haben. Ein Grabstein in Hameln an der Weser zeigt die Siebenlinge, mit denen Thiele Römer von seiner Hausfrau Anna Breyers „Als man zählte 1600 Jahr, den 9. Januarius des Morgens 3 Uhr war" beschenkt wurde. Das Elternpaar und fünf erwachsene Kinder knien betend um die sieben Wickelkinder, die nach Empfang der Taufe am 20. Januar desselben Jahres wieder „selig gestorben" sind. Von Fünflingen weiß Wedel einige Beispiele anzuführen und mit den Belegstellen seiner Quellen zu verbürgen: „Aber genug von dem".

Man brauchte aber erst gar nicht in das Märchenland zu pilgern, die Wirklichkeit war schon fruchtbar genug.

Von einem der größten Baumeister der späteren Renaissance meldet die schlichte Grabschrift: Anno 1646, 6. Januarii starb der Erbar Elias Holl, Stattwerkmaister allhie (Augsburg) dem Gott gnedig sey. Anno

1608, 30, Januarii starb die erbar Maria Burkhartin, seine liebe eheliche Haußfrau, die gebar ihm 8 Kinder, das Gott gnedig sey.

Anno 1635, 21. November starb die erbar Rosina Reischlerin, seine liebe Haußfrau, die gebar ihm 13 Kinder, das Gott gnedig sey."[47]) Albrecht Dürer hatte siebzehn Geschwister. Diese Beispiele von Kinderreichtum lassen sich endlos vermehren. War man im allgemeinen auf Kindersegen gefaßt, so erkannte man doch, daß allzuviel ungesund sei. „Sy wyrdt dir gebern vil sorg, vil arbayt. Ein unfruchtbares ehe weyb ist eine einyge, aber ein fruchtpares eheweyb ist eine vilfeltige purde des Hauß."[48]) Auch das achtzehnte Jahrhundert weist noch großen Familiensegen auf, der erst mit dem neunzehnten Jahrhundert abnimmt.

Während des Wochenbettes ging es hoch her. „Die Wochen sind die gelegene Zeit, in der die Wöchnerin die Kostbarkeiten des Hauses, und ihren Freundinnen, Bekannten und Nachbarinnen ihren schönsten Schmuck zeigen können. Sind ältere Töchter im Hause, so müssen auch sie in ihren Feiertagskleidern in der Wochenstube erscheinen. Das kleinste Kind liegt in der feinsten Leinwand, in gestickten und gewirkten Bettüchern, die aber nicht sonderlich geschätzt werden, wenn sie nicht die Mutter selbst verfertigt hat. . . Sollte nur eine zehnjährige Tochter da sein, so ist sie die Wärterin des Kindes, und sie bildet sich nicht wenig auf dieses Amt ein" tut ein Züricher um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus seiner Vaterstadt kund. Die Frauen werden wohl bewirtet, die zu Besuch kamen, oder die ihr in der schweren Stunde beigestanden haben, denn:

„So dan das weib geperen sol,
Erst wird der man gepeinigt wol,
Mit eiln heist man in holln die ammen,
Dan ruff den nachpewrin zusamen,
Das man dem weib ein beystat thu"

sagt Hans Folz. Aus dem Städtchen Laufen heißt es bei einer solchen Gelegenheit, es haben: „die Weiber mit Saufen nicht mehr aufgehört, bis sie einander nicht mehr gekannt und nicht mehr nennen können".[49]) Als später die Hebammen statt dieser Helferinnen dem Kindlein die Zunge gelöst und das Köpfchen gerundet hatten, zählten auch sie zur Hauskumpanei in den Wochenstuben.

Ammen gehörten zu bon ton. Murner, obgleich Mönch, weiß Bescheid:

„Das Kind säugt ihr ein ander Weib,
Damit die Brüste an ihrem Leib,
Stets mögen bleiben zart und rein. . . ."[50])

„Es sind vornehmlich dreyerlei Ursachen, warum das Ammenhalten heut zu Tage so gemein ist: Entweder geschiehet es wegen des Staats, da man meinet, es stehe Leuten, die etwas seyn wollen, nicht wohl an, wenn sie nicht eine Amme hielten, sondern die Mutter das Kind, wie andere gemeine Weiber, selbst stillete; Oder es geschiehet zu dem Ende, damit die Mutter ihre Schönheit behalte, und das Schminck-Fleckchen nicht verliere; Oder weil man mit den Kindern keine Mühe haben willl.“[51])

Der Taufakt wurde gewöhnlich mit dem ersten Kirchgang der Mutter nach dem Wochenbett verbunden, obgleich die Geistlichkeit eine sofortige Taufe nach der Geburt verlangte. Für ungetaufte Kinder gab es nach Geiler eine eigene Hölle. In den Irrlichtern sah die Vorzeit die Seelen ungetauft dahingegangener Kindlein. Um den Sprößling gegen solch gräßliches Schicksal zu feien, nahm man sogar die Taufe ungeborener Kinder vor.[52]) An Paten mangelte es dem Kind reicher Eltern niemals, doch auch bei den Kindern kleiner Leute stellten sich des gottgefälligen Werkes wegen Paten ein. Vornehme banden dem neuen Mitbürger kostbare Geschenke, darunter eigens geprägte Patenpfennige ein. Die Mutter, die Hebamme und die Amme gingen selten leer aus.

Im siebzehnten Jahrhundert war es unmodern geworden, in den Kirchen taufen zu lassen. Darum wurden die Prediger von allen, die sich's leisten konnten, in die Häuser bestellt.

Nach der Taufe erfolgte eine oft vielfach wiederholte Bewirtung der Sippe, die sogenannten Kindbetthöfe, gegen deren Übermaß vom 14. Jahrhundert ab häufig energisch eingeschritten wird.

Doch trotz alles Leichtsinnes in der Lebensführung war eine Abnahme der Religiösität bis zur Reformation nicht zu merken. Die altgewohnte Frömmigkeit in den Familien ließ niemals an die Kirche vergessen. Bei freudigen Anlässen bedachte man die Geistlichkeit ebenso mit Geschenken, wie man schon bei Lebzeiten durch Stiftungen und Überweisungen für zukünftige Seelenmessen sorgte. Vornehme und reiche Bürger errichteten Altäre in den heimatlichen Gotteshäusern, die sie mit Bildern schmückten. Dabei spielte manchmal die persönliche Eitelkeit keine kleine Rolle. Als Hermann von Weinsberg. Ratsherr von Köln, im Jahre 1556 ein Kirchenbild anfertigen ließ, beordete er den Maler dem St. Johannes die Züge des Bestellers, sein getreues Eheweib aber als Jungfrau Maria darzustellen.[53])

Sogar Geliebte und Maitressen erschienen von ersten Malern konterfeit als Heilige oder biblische Personen. Kurfürst Kardinal Albrecht von Mainz (1514—1545) ließ seine Konkubinen Käte Stolzenfels, eine

Waffenschmiedstochter, und Ernestine Mehandel, eine Bäckerstochter, von Albrecht Dürer als Loths Töchter malen. Lukas Cranach malte Ernestine als Ursula und den Kardinal-Erzbischof als heiligen Martin. Die Käte malte Mathias Grünewald als heilige Katharine in der mystischen Ehe und Frau Maria von Gemmingen als Madonna. Das Bild hing in der Mainzer Schloßkapelle![54])

Bei dem nummerischen Übergewicht des weiblichen Elements vor dem männlichen in den deutschen Städten der Vergangenheit ward es aber unmöglich, alle Mädchen unter die Haube zu bringen. Deshalb mangelt es auch der Vorzeit an der „Frauenfrage“ nicht. Um die unversorgten Frauen nicht zu einem auf dem Stadtsäckel lastendem Bettlerproletariat anwachsen zu lassen, waren die städtischen Gesetzgeber gezwungen ihre Vorurteile gegen die Selbständigkeit des schwächern Geschlechts hintanzusetzen und zu dekretieren, daß die Frauen von keinem Gewerbe auszuschließen seien, zu dessen Betreiben ihre Kräfte ausreichten. So weit wie im Paris des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wo Zünfte mit ausschließlich weiblichen Genossen bestanden, ging man in Deutschland wohl nicht, doch gab es in Köln zwei Brüderschaften, die der Goldspinnerinnen und Garnmacherinnen, die neben den männlichen Zünften bestanden. Oder man gestattete Frauen in die Zünfte aufzunehmen. Neben den Amtsbrüdern gab es dann auch Schwestern, neben den Knechten und Lehrlingen auch Mägde und Lehrjungfrauen, wie bei den Gewandmachern, Fleischern, Beutlern, Wappenstickern u. a. in Köln, bei den Paternostermachern (Rosenkranzmachern) und andern Handwerkern in Lübeck, den Bäckern und Gewandschneidern in Frankfurt, bei den Webern in Basel, die sogar Nonnen aufnahmen.[55]) Später erklärten das unter dem Namen Nürnberger Reformation bekannte Zivilgesetzbuch vom Jahre 1564 und das Recht der Stadt Mühlhausen in Thüringen von 1629 auch Mädchen für fähig zu einem Handwerk oder einer Kunst zugelassen zu werden. Im sechzehnten Jahrhundert fanden bei den Goldspinnern, Bortenmachern und Kartätschen(Drahtbürsten-)-machern Nürnbergs zahlreiche Frauen der Stadt und Vorstädte Beschäftigung. Die Bergwerksbesitzerin Barbara Uttmann geborene Elterlein aus Nürnberg (1514—1575) beschäftigte in der von ihr begründeten Spitzenklöppellei zeitweise neunhundert Arbeiterinnen. Diese Erzgebirgsspitzen bewahrten ihren Ruf bis auf die heutige Zeit. Man schenkte den Kirchen Spitzentücher, verwendete die neue Zier zu Taufdecken, Hochzeitsschleier, Totenhemden, zu Leibwäsche und Vorhängen. Pferde und Wagen wurden sogar damit geschmückt.[56]) Im sechzehnten Jahr-

hundert dienten die sächsischen und böhmischen Spitzen als Surrogat allen denen, die sich die kostbaren brabanter und französischen Spitzen nicht leisten konnten. Die Hauptblütezeit der Spitzenindustrie ging zu Ende, als beide Geschlechter aufhörten, Spitzenkragen und -Manschetten zu tragen.

Wie die Knaben hatte auch das Mädchen eine mehrjährige Lehrzeit durchzumachen um Gesellin und dann Meisterin zu werden. Später änderte sich das, und die weiblichen Arbeitskräfte wurden entweder vollständig durch männliche ersetzt, oder ihnen nur jene Nebenarbeiten erlaubt, deren Ausführung den Meistern und Gesellen nicht anstand.[57])

Der Hang nach Luxus ging in den Städten Hand in Hand mit Üppigkeit auf geschlechtlichem Gebiet. Aeneas Sylvius Piccolomini, der Wien in den glänzendsten Farben malt, vertuscht die überaus kräftigen Schlagschatten nicht, wenn er auf die Bürgerinnen und Bürger der Donaustadt zu sprechen kommt. Wenn auch seinem Bericht Übertreibung nicht abzusprechen sein mag, so bleibt doch noch genug Wahrscheinliches zurück, das nicht das Beste von der vielgerühmten Bürgertugend denken läßt.

Von den Wienerinnen sagt er: Selten ist eine mit einem Mann zufrieden. Der Adel, wenn er die Bürger besucht, unterhält sich im Geheimen mit ihren Weibern. Die meisten Töchter wählen sich ihre Männer ohne Wissen der Eltern. Die Witwen schreiten nach Belieben, auch während der Trauer zur neuen Ehe. . . . . Abgelebte Kaufleute nehmen öfters junge Mädchen zur Ehe und verlassen sie bald im Witwenstand. Diese hingegen suchen sich kurz darauf unter den Hausbedienten einen jungen Mann aus, den sie vielleicht schon bei Lebzeiten ihres alten Mannes ihres Vertrauens gewürdigt.[58]) Weiteres erzählt er von Weibern, die unzufriedene Frauen von ihren Ehemännern durch Gift befreien, ferner von Adeligen, die die Männer ihrer Geliebten aus dem Weg räumen.

Dieses wenig schmeichelhafte Bild einer in der Zersetzung begriffenen Gesellschaft findet sich nicht in Wien allein. Die Verführung war groß und die Prachtliebe eine Kupplerin, der manche Frau ihre Schande verdankte.

Wie demoralisiert die Gesellschaft im fünfzehnten Jahrhundert war, geht daraus hervor, daß die Reformation Kaiser Sigmunds vom Jahre 1438 mit einem Schein von Recht lakonisch behaupten konnte: „niemand haltet die er, als recht wär".[59]) Im „Geuchmatt" klagt Murner über das Schwinden der „wyplichen scham". Die Weiber rupfen den Gauch, „Das er sogar nym (nimmer) fliegen kann, stünde ym schon lyb vnd leben dran" und sie verkaufen kaltherzig die „gouchsfedern", die sie „gerupffet handt."[60])

Ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Unmoralität war die Öffentlichkeit in den heikelsten Dingen. Kinder aller Altersstufen wohnten den Beilagern bei, und auf den Straßen spielten sich vor aller Augen Szenen ab, die ungescheut den Schleier von den obskönsten Dingen abzogen.[61]) Es war nichts Seltenes Frauen in voller Nacktheit am Pranger stehn oder auf den entblößten Oberkörper mit Ruten streichen zu sehn. „Man muß damals sowohl im Erdulden als im Erblicken und Erteilen von körperlichen Qualen hart, stumpf und unempfindlich gewesen sein“ sagt Steinhausen. „Es ist schon charakteristisch, mit welcher Grausamkeit oft Eltern ihre Kinder züchtigten, und wie furchtbar in den Schulen gezüchtigt wurde.“ Thomas Platter haute seinem einzigen Sohn Felix, weil er eine schwere Frage nicht sofort beantworten kann, ins Gesicht, „daß es voller Schnatten (Striemen) ward, und gingen etlich Strich über die Augen, daß wenig gefelt, ich were an Augen verletzt worden“.[62]) Und erst die öffentlichen Hinrichtungen. Sah doch Butzbach bei seiner Ankunft in Deventer hundert Missetäter, die man tagsvorher hingerichtet hatte, „noch oben auf den Rädern sitzen“ und der lübische Richtschreiber Laurentius Schmit berechnete 1527 „daß zu Lübeck dieweil die Stadt Recht und Urteil gehabt seien 18489 Männer und Frauen hingerichtet worden“, das macht 50 Hinrichtungen im Jahr. Bei ungebildeten Naturen, und ungebildet waren sie fast alle in den mauerumgürteten, engwinkeligen Städten, stumpfte der dauernde Anblick solcher Greuelszenen das Gefühl gänzlich ab.[63]) Und bedauerlicherweise erstreckte sich solche Gefühlslosigkeit auch auf die Frauen. Die Kurfürstin Sophie von Sachsen ließ 1601 das Blutgerüst für den cryptokalvinistischen Kanzler Krell eigens wieder abbrechen und neu aufrichten, um mit ihren Hofdamen das Schauspiel aus größerer Nähe betrachten zu können.[64])

In den öffentlichen Bädern, diesen unentbehrlichen Instituten aller Städte, waren die Geschlechter nicht getrennt und selbst den Vergnügungen wohnten stark sinnliche Elemente inne.

Besonders bei den Tänzen ging es in Dorf und Stadt recht unzüchtig her und die Moralisten auf den Kanzeln konnten nicht genug grobkörnige Worte gegen den „Tantzteuffel“ finden.

Nach den ehrsamen, tugendhaften, aber langweiligen Schreittänzen, von denen sich auch die Geistlichen, Mönche und Nonnen, nicht ausschlossen[65]) folgten Tänze, bei denen man es weder mit Anstand noch mit Tugend genau nahm, in der Stadt gerade wie auf den Dörfern.

„Der Teuffel hat den Tanz erdacht
damit vil vbels aufgebracht.

Wie man der Bulschaft pflegen sol
Das lernt man an den Tantzen wol.[66])

Cyriakus Spangenberg predigt: „Wie wohl ich nicht willens bin, das Tanzen jetziger Welt zu verteidigen, so kann ich mir doch auch die Beschreibung des Tanzes, die Agrippa und andere satzen nicht gar gefallen lassen, da sie sagen, tanzen ist nichts anderes denn eine Bewegung zur Geilheit. Wohl mag dieses von den meisten Tänzern dieser Welt gesagt werden, aber doch sollen nicht alle Tänze verdammt werden. Denn wenn man sich recht in die Sache schicken wollte, so dürfte ich sagen, Tanzen ist eine Freude, und zu seiner Zeit die Kurzweil eines ordentlichen Reihens von Gott vergönnt. Aber das wüste umblauffen, unzüchtige Drehen, greiffen und maullecken gefallet Gott gar nicht, ist Sünde und Unrecht.“[67] . . . „An solchen Tänzen verleuret manch Weib ihre Ehre und gut Gerücht. Maniche Jungfrau lernte alda, das ihr besser wäre, sie hätte es nie erfahren. Summa es geschieht da nichts ehrlichs, nichts göttlichs.“

Die Absicht, die alteingerissenen Unsitten bei den Brauttänzen zu beseitigen, zeigen die Verordnungen der Stadt Prenzlau vom Jahre 1555, den Bestimmungen des Kurfürsten Joachim II. entlehnt. So heißt ein Absatz dieser im Jahre 1555 publizierten Statuten: „Obwohl nach alter Gewohnheit die Braut, wenn sie zu Rathause geführet worden, um den Markt gegangen sei: so wollen Wir doch aus erheblichen Ursachen dasselbe abgeschaffet und hiermit verordnet haben, daß sie am Montage, bald nach geendigter Mahlzeit, geradezu auf der Treppe, so der Hochzeit am nächsten gelegen, mögen zu Rathhause gehen, dem Diener seine Gebühr geben, daselbst einen ehelichen und christlichen Dantz halten, daß gleichwohl im Verdrehen und Umschleifen Zucht und Maaße gebrauche. Würden aber etliche versoffene und muthwillige Unfläter des Ausschweifens zu viel machen, Jungfrauen und Frauen molestieren, oder vorsätzlich im Dantze darniederwerfen, dieselben durch unseren Diener angemerket, vor uns beschieden, und nach Gelegenheit der Verbrechung gestraffet werden. Die Platzmeister sollen auf den vornehmen Hochzeiten, ehe denn die Braut zu Rathhause geführt wird, in einen Zettel die Vordäntze, denen sie wegen der Verwandtnisse gebühren, ordnen, und wenn die Braut den ersten Dantz zu Rathhause gethan, solche Däntze vorbringen und austheilen. Und soll kein Spielmann keinen Vordantz machen, es werde ihm denn von dem Platzmeister befohlen, damit deshalb kein Gezänk oder Unordnung erwachse. . . . . Da auch die, so Hochzeit thun, auf dem Rathhause zum Dantze einen

Raum würden abschrencken, in demselben Raum eben so wenig auch im Dantze, sollen sich die Ungebetenen, so zur Hochzeit nicht gebeten, keineswegs finden lassen. Damit aber hierauf ein Ernst und die Execution gegen die, so sich in dieser Ordnung nicht verhalten wollen, erfolgen möge: so soll denen, so die Hochtzeit thun, auf ihre Anforderungen von uns ein Diener gegeben werden, der die Ungebetenen aus dem Kreise verweise: wo sich dieselben aber in Güte nicht abweisen, sondern das verweigern wollten, und sie darüber vom Diener geschlagen, beschädigt, oder wo der Muthwille zu groß, gefänglich angenommen und eingezogen würden, daß sie nach Gelegenheit der Person, ihrer Verbrechung und Vermögens sollen bestraffet werden. Es soll aber gleichwohl die Braut zeitlich gegen den Abendmahl wiederum abgeführet, damit des Speisens halben denen, so die Hochzeit thun, keine Ungelegenheiten oder Unordnung zugefüget werden."

Und so geht es in Dur und Moll gegen „vnzüchtigklich vnd üppigklich Tantzen". Geiler von Kaisersberg predigt über die gebräuchlichen Tänze in einer derart realistischen Weise, daß die Tänze kaum gemeiner gewesen sein können, als die Worte die er seiner andächtigen Gemeinde darüber entgegenschleudert.[68]) Die Lieder, zu denen man tanzte, bezeichnet er mit einem heute streng verpönten, wenig parlamentarischen Ausdruck. Noch rasender gebärdet sich Pfarrer Florian Daul von Fürstenberg in seinem „Tanzteuffel" wider den „leichtfertigen vnuerschempten Welt tantz vnd sonderlich wider die Gotts zucht vnd ehrvergessenen Nachttanze".[69])

Man tanzte in den Städten auf dem Tanzplan oder Tanzrain unter freiem Himmel, sogar auf der offenen Straße. Bei besonderen Gelegenheiten errichtete man aus Brettern ein Tanzhaus, Tanzhütte oder Tanzlaube genannt. In Frankfurt a. M. verlangte der Rat zu Ausgang des Mittelalters, daß die Leute, die im Freien Tänze halten wollten, Linden pflanzen sollten.[70]) Viele Lindenpflanzungen in den Städten mögen davon ihren Ursprung herleiten. Während der Frankfurter Messen gab es sogar zwischen dem Fischerpförtchen und dem Metzgertor verankerte Tanzschiffe. Auf dem Verdeck tanzte, unter Deck trank man in gemischter Gesellschaft. Mit dem Tanzen hing auch ein sonderbarer, längst vergessener Brauch zusammen: Im ganzen Mittelalter gab es in vielen Städten sogenannte Mailehen. Es wurden im Mai die Mädchen des Ortes öffentlich unter die Burschen versteigert. Das erlöste Geld wurde meist von den Burschen mit den „Maifrauen", den verauktionierten Mädchen, vertrunken, nur in St. Goar floß es in die Stadtkasse. Der

Bursche war befugt, mit dem von ihm erstandenen Mädchen das ganze Jahr hindurch zu tanzen, konnte aber auch andere Rechte geltend machen. Dieses wüste Treiben schuf recht bedenkliche Idyllen, von denen viele Schwankbücher berichten. Diese Bücher bildeten fast zwei Jahrhunderte hindurch die Lieblingslektüre der bürgerlichen Kreise, deren Geschmack sich hierdurch als recht wenig geläutert weist. Was uns Nachkommen gar oft ein herzhaftes Pfui abnötigt, als platte Zote ohne Humor und Witz erscheint, erregte homerisches Gelächter bei den Herren und vergnügtes, verständnisinniges Kichern bei den Weibern, den Frauen, sogar den Damen.

Die Vorzeit unterschied haarscharf diese drei Abstufungen. Weib bezeichnete insgemein den Geschlechtsgegensatz zu Mann, so lange man es nicht dem Wort Frau gegenüberstellte: „Dann wurde die bewegliche, unstete, schmiegsame Naturseite des andern Geschlechts, die radikal macht aus unverstandenem Aristokratismus, in dem Ausdruck „Weib" zusammengefaßt."[71]) Das Weib steht nicht sozial wohl aber menschlich gegen die Frau zurück. „Frau war das treu beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des andern Geschlechts." Die Jungfrau Maria war „Frawe"; die Teufelinne das „Weib". Bäuerin, Bürgerin und Ritterin konnten Weib oder Frau sein, aber nur die Adelige eine „Dame", die erst aufkommt, als sich die beiden ersten Bezeichnungen in ihrer Bedeutung verwischt hatten. Walter von der Vogelweide, dem wir auch die reizende Etymologie verdanken, daß Frau von Freude abgeleitet sei, macht den Landsmänninnen das feine Kompliment: in Deutschland seien „die Weiber" noch besser, als anderswo „die Frauen".

Wie das seelische so war auch das äußere Gepräge der Ahnmütter ein anderes als das der jetzigen Generation. Die Frau der Vorzeit war derber, männlicher als die heutige. In allen Porträts alter Meister scheinen uns die Frauen über ihre Jahre alt und gereift. In ihre Gesichter schleichen sich harte Züge ein, die uns unnatürlich dünken.

Ein geistreiches, freies Gesicht in modernem Sinn gibt es im deutschen Mittelalter kaum beim Mann, geschweige denn bei Frauen.[72]) Am frappantesten tritt dies bei den Madonnenbildern und den Darstellungen der Eva durch alte Meister hervor. Das junge Weib auf dem van Eyckschen Altar trägt das Antlitz einer alternden Frau auf dem jugendlich frischen Körper.[73])

Zur Veralterung des Aussehens trägt die ehrsame Tracht das ihre bei, so lange sie eben ehrbar blieb.

Als „der schwarze Tot", die Pest, ihre Würgezüge durch die deutschen Gauen beendet, die blühende Gemeinwesen in Friedhöfe verwandelt, alle Bande der Freundschaft gelockert oder gelöst hatten, erfaßte ein wilder Taumel die Überlebenden. Für diesmal war der Kelch vorübergegangen, das Leben neu geschenkt — wer konnte sagen auf wie lange? Darum das Dasein voll genießen, das ein neues Auftauchen der Pest mit einem Schlag zertrümmern konnte.

Eine förmliche Heiratswut grassierte. In St. Stefan in Wien wurden 1679 nach dem Erlöschen der Pest an einem einzigen Tage fünfundneunzig Paare getraut, und so wurde es auch schon früher in anderen Städten bei gleicher Gelegenheit gehalten. Eine überschäumende Lebensfreude, ein atemloses Hasten nach Genuß erfaßte alle Volksschichten.

Eine derbe Zeit ohne ästhetische Abklärungen kann unter Genuß nur Ausschweifungen verstehen, ein Austollen bis zur körperlichen und seelischen Erschlaffung, ein Einreißen aller bisher durch Überlieferungen und Gewohnheit aufgerichteten Schranken.

„Im Jahre 1350 nach dem großen Sterben und der Geißelfahrt usw., da hub die Welt wieder an zu leben und frölich zu seyn" sagt die Limburger Chronik, „und machten die Männer neue Kleider". Nach Beschreibung dieser neuen Tracht schließt der Passus: „Die Frauen trugen weite, ausgeschnittene Hembde, also, daß man ihnen die Brust beynahe halb sahe."[74])

Wie die Schamlosigkeit der Kleidung so steigerte sich die Tanzlust zur Tanzwut. Diese trat namentlich in den Jahren 1021, 1278, 1375 und 1418 epidemisch auf.

„Ein selzam sucht ist zu der Zeit
Under dem Volk umbgangen,
Dan viele Leut auß Unsinnigkeit
Zu danzen angefangen,

Welches sie allzeit Tag und Nacht
Ohn unterlaß getrieben,
Bis das sie fielen in onmacht,
Viel sind tod darüber blieben".[75])

Der Tanzplatz für diese Tanzwütigen war meist der Kirchhof, der dadurch der Schauplatz abscheulicher Orgien wurde, an denen sich weit mehr Simulanten als wirklich Kranke beteiligten.[76])

Parallel mit solchen Bizarrien gehen die Moden. Gegen sie steht ein Heer von Predigern auf. Geiler bemängelt die „gefältete Hembder", die so zerschnitten, zerstochen, und vorn so weit offen sind, „das man mannen vnd frawen in busen sehen kann, den Brustkernen".[77])

Die Art Geilers ist so bezeichnend für den damaligen (1498) Predigerton, daß ich es mir nicht versagen kann, ein Stück aus seiner Philippika gegen die Modedamen hierher zu setzen:

„Hergegen was sol ich sagen von der grossen stinkenden Hoffart der weiber, das manche gefunden wirt, die henkt mehr an ein einigen gürtel, weder sie sonst an haab vnnd gut vermag, vnd wendt manche ein grössern kosten mit Sammet, seiden, goldt, silber vnd andern dingen mehr, an einen solchen Gürtel, das der Goldtschmidt nachmals, den Gürtel nicht für den macherlohn neme. Ein sack voller guts korns mag mit einem pfennig strick zu geknüpfft vnd vmbbunden werden, Aber den weibersack so voller vnkeuschheit vnd geylheit steckt, muß man mit seidenen, vergülten vnd silbern stricken vm binden, der etwann viertzig oder fünffzig gulden wehrt ist. Pfui der grossen stinkenden Hoffart in dem weiblichen geschlecht, das man an statt der Demut hoffart vbet. Fürwar Gott wirt solcher vppigkeit mit der zeit schwerlich (schwer) straffen."

Bei seinem Vorgehen gegen die Unanständigkeit, und gegen den Luxus in der Kleidung hat Geiler ebenso die öffentliche Meinung für sich wie der Kreuzzugsprediger Johannes Capistranus, wenn Geiler auch nicht die Massen so zu entflammen wußte, wie der Kapuziner.

Als Capistranus 1452 von Eichstädt nach Nürnberg kam, rührte er dle Herzen seiner Zuhörer derart, daß sie auf sechs großen, wohlbeladenen Wagen Spielbretter, Schachspiele, Schlitten, Karten, Würfeln und ähnliches mehr herbeizerrten. Dann waren noch allerlei „leichtfertige" Weiberzierden, Wülsthauben, Schnabelschuhe, unzüchtige Bücher „und andere Eitelkeiten" dazu getan und all diese Gegenstände verbrannt. Es sollen allein 76 Schlitten, 3640 Brettspiele und 40000 Würfeln in den Flammen aufgegangen sein. In Ulm sollen sogar anno 1461 drei üppige Frauen, die über eine Predigt von Capistranus gegen die Moden spotteten, von den empörten Andächtigen zerrissen worden sein.

Einen solchen Erfolg hatten für gewöhnlich die Predigten nicht. Ganz im Gegenteil! Sie nützten gar nichts, ebensowenig wie die zahllosen Verordnungen aller Staaten, Städte und Städtchen gegen den Kleiderluxus und die „schamlosen Entblößungen" wie es in Bayern hieß.[78])

Diese Entblößungen gingen so weit, daß 1503 der Rat von St. Gallen verbieten mußte, völlig nackt in der Stadt einherzugehen.[79])

Wenn es die holde Weiblichkeit den gestrengen Herrn zu stark machten in „die Tafeln aufzutun"[80]) oder in anderen Modetorheiten, dann blieb noch ein letztes verzweifeltes Mittel übrig. Man befahl nämlich den Jüdinnen, den Insassen des Scharfrichterhauses und den Bewohnerinnen der Frauenhäuser die allerneueste Mode anzulegen, um sie dadurch für anständige Frauen unmöglich zu machen. Half auch

dieses Mittel nicht, dann blieb den Herren nichts übrig als zu warten, bis die anstößige Mode von selbst verschwand und durch eine neue, noch sinnlosere oder verschwenderische verdrängt wurde.

Man trug im Lauf der Jahrhunderte die Schellentracht mit Glöckchen an den Kleidern. Die Zoddeltracht war aus zahllosen Flicken, oft aus etlichen hundert verschiedenfarbiger Lappen zusammengesetzt. Man polsterte die Kleidung mit Wülsten aus. Auf den Köpfen aufgeputzt mit „frembd har und ist etwann todten har", balanzierten die seltsamen Gebilde aus Tuch, Draht, Schleier oder Seide, die zu den Schnabelschuhen an den Füßen paßten.

Die Benennungen der damals gebräuchlichen Stoffarten zählt Hans Sachs in seinem Schwank „Der Schneider mit dem Panier" auf: Parchat (Parchent), Arlas (Stoff von Arles), Satin, eine Art wollenes Zeug, Wursat (Seidenzeug), Zendel (leichter Taffet), Ormasin (ein feiner italienischer Seidenstoff), Sammet, Seide, Dafont (Taffet), Schamlot (Kamelhaarstoff), Wollstoffe aus London, Lübeck und Mecheln und Stammet, (eine Art roten Tuchs).[81])

Bald war mager modern, da schnürte man sich halb zu Tod. Im Gegenfall umwickelten sich die Damen mit grobem Tuch und Säcken, um auszusehn wie ein „Brotbeckerknecht" oder wie die dicke Seilersfrau zu Straßburg „an gewicht 4 Centner vnd 89 pfundt".[82]) Auf den über mäßig langen Schleppen tanzten, wie Cäsarius von Heisterbach ernsthaft versichert, ein Regiment von Teufelchen.



Der Teufel auf der Schleppe.
(Spottbild aus dem 15. Jahrhundert.)

Haarfärbemittel und Schminken waren allenthalben im Gebrauch. Wenn das Verlangen nach einem glatten, faltenreinen Gesicht begreiflich erscheint, so ist es nicht desto weniger eine recht heroische Kur, der sich zu diesem Zweck eine ältere Straßburgerin unterzog. „Die

hat von wegen alters, viel runtzeln im angesicht, dieselbig ließ von ihrem runtzelechten angesicht, die haut daruon schinden vnd hinweg etzen, damit sie der runtzeln ab käme, vnnd sie jungfarb und schön erscheinete, aber was geschahe: je mehr sie sich ließ artznen vnd außbutzen, je heßlicher sie von tag zu tag ward".[83]) Andere begnügten sich damit, das Gesicht zu „verwen", auf die Wangen „ein vil rôtez varwelîn"[84]) aufzutragen, wenn auch die Prediger vor diesen „gemâlten und die geverweten" als bösen Weibern warnen.

In diesem ziemlich unerquicklichen Gesamtbild deutscher Städterinnen des Mittelalters darf die exemplarische Strafe für den Mann nicht fehlen, der sich von seiner Frau schlagen ließ. Die Frau stand dem Mann zu tief im Ansehen gegenüber, als daß sie sich ohne weiteres an ihm hätte vergreifen dürfen. Man strafte daher beide Teile. Sogar damit, daß man ihr Heim zerstörte. „Wird ein Mann überwiesen, von seiner Frau Schläge empfangen zu haben, so hat das Fürstliche Hofmarschallamt (in Fulda) das Recht, die Sache zu untersuchen und, wenn die Tat gegründet ist, eine ganz außerordentliche Strafe zu erkennen, welche darin besteht, daß das eigentliche Wohnhaus des Ehepaares durch sämtliche, in fürstlicher Livrei stehende Bedienten abgedeckt werde".[85]) Dieses Recht wurde noch in den Jahren 1768 und 1769 ausgeübt. Gleiche Strafen dekretiert das Blankenburger Stadtrecht von 1594 und das Benker Heidenrecht. Nach dem Teichler Stadtrecht wurde der Frau das Halseisen zu tragen auferlegt, der Mann hingegen hatte den Ratsdiener neu zu kleiden.

So mischte sich die hohe Obrigkeit in alle, selbst die privatesten Angelegenheiten. Übten doch sogar von ältester Zeit bis ins späte Mittelalter Könige und Fürsten das Recht aus, Söhne und Töchter der Untertanen mit ihrem Hofgesinde zu verehlichen. Eltern und Kinder hatten ohne jeden Widerspruch dem Gebot des Königs Folge zu leisten. Vom dreizehnten Jahrhundert an suchten sich einzelne Städte durch den Erwerb von sogenannten Befreiungsurkunden von dieser Fessel zu lösen. So gab Heinrich VI. den Bürgern von Friedberg, Frankfurt, Wetzlar und Gelnhausen einen Freibrief gegen diesen Mißbrauch landesväterlicher Gewalt. In den deutschen Reichsstädten übte der Kaiser, in den Landstädten der Fürst diese Freiwerbung aus. Abschlägige Antwort durfte nicht gewagt werden.

Bei der allgemeinen Unmoralität war das Übel des Ehebruchs viel zu verbreitet, um trotz aller schimpflichen Strafen ausgerottet werden zu können.

Der Ehebrecherin heftete man auch dadurch ein sichtbares Zeichen ihrer Schuld auf, daß man ihr verbot, gewisse Schmuckstücke unbescholtener Frauen zu tragen. 1459 wurde in Nürnberg die Frau eines reichen Kaufmanns, Linhard Podmer, des Ehebruchs mit einem Schreiber überführt und eingesperrt „und man verbot ir die stuertz (Schleiertuch) und veh (Pelzwerk) zu tragen". Die Fürsprache des Gatten und selbst die Fürbitte der Markgräfin Albrecht von Brandenburg wurden abgelehnt.[86])

In diesen Fürbitten hat sich ein schwacher, darum aber nicht weniger rührend schöner Abglanz von der einstigen Wertschätzung der Frau erhalten. Die Begnadigung war ursprünglich das ausschließliche Recht der Könige. Später nach eingetretener Zersplitterung der Gerichtsverfassung war jeder Gerichtsherr in der Lage, Gnade für Recht ergehen zu lassen, also auch die Städte mit eigener Gerichtsbarkeit. Das Begnadigungsrecht wurde unterstützt durch das Eingreifen völlig Unbeteiligter. „Sie war das Vorrecht derer, die im Genuß eines besonderen Friedens außerhalb der geläufigen Rechtsanschauungen standen, der Fürsten, Geistlichen, Frauen, und beruhte wohl auf der Vorstellung, daß der solchen Mitleids Teilhaftige der Gnade wert sei. Der strafenden Gerechtigkeit auf solche Weise in den schon erhobenen Arm zu fallen, war in den Städten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine häufig bezeugte Sitte, die auch als poetisches Motiv Verwendung gefunden hat."

Im Volkslied aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts bittet des jungen Markgrafen Weib den schmucken Schreiber vom Galgen los.

„Und als der hübsche schreiber
die letze sproßen auftrat,
da stund des jungen marggrafen weib
und ser für den schreiber bat.

„Nun steig herab, mein schreiber,
und friste deinen jungen leib!
für dich so hat gebeten
des jungen marggrafen weib." "[87])

Peter Unterdorfen fleht die Frau Herzogin, ihren Mann und Kind und das Hofgesinde um Fürsprache beim Rat von „Nüwenburg" an.[88]) Das „Fröwlin von Österreich" verwendet sich, allerdings vergeblich, in Ulm für Hammen von Reistett.[89]) Mit Erfolg baten die Nürnberger Frauen mehrfach Übeltäter frei, so 1491 vom Kaiser Maximilian einen meuterischen Landsknechthauptmann und vom Nürnberger Rat andere Verbrecher in den Jahren 1576, 1588, 1592. 1494 läßt sich der Rat von Worms zur Gnade erweichen. 1503 kommen neun schöne Jungfrauen barhäuptig mit Perlenbändern vor den Rat, um sich das Leben eines

Verurteilten zu erbitten, für den schon das Armsünderglöcklein läutete.[90]) Um Mißbrauch zu steuern, scheint man die Forderung aufgestellt zu haben, daß die vom Mitleid mit dem Verurteilten bewegte Frau mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihn eintreten müsse und ihn zu heiraten habe. Schon 1468 richtete eine arme Leipziger Familie, einen Brief an den Rat von Halberstadt mit der Bitte, das Anerbieten eines Mädchens anzunehmen, das ihren dort gefangenen Sohn und Bruder im Fall der Begnadigung heiraten wolle. Ein am Aufruhr von Langensalza 1525 beteiligter Schuhmacher verdankt dem gleichen Umstand seine Rettung.[91])

Merkwürdigerweise soll es aber auch vorgekommen sein, daß ein verstockter Geselle den Tod der Heirat vorzog. „In Köln sollte im Jahre 1566 ein unverheirateter Mörder enthauptet werden. Zwei Mägde begehrten ihn zur Ehe, wenn er begnadigt werde. Die Schöffen willigten ein und proponierten dem Verbrecher, eins der beiden Mädchen zu heiraten. Der verstockte Bösewicht aber, so laut er auch sonst um Gnade schrie, wollte diese Bedingung nicht eingehen, also wurde er gerichtet“.[92])

Die Vorliebe von Damen für „romantische“ Verbrecher ist also kein Novum, sie hat in Deutschland und in dem impulsiveren Österreich immer bestanden, wenn sie auch in den Ländern deutscher Zunge keine Formen annahm, wie bei den romanischen Nachbarinnen.

Der in Vorurteilen erstarrte mittelalterliche Geist schob freilich allzu hingebenden Jungfrauen einen Riegel vor ihre Sucht, auf diesem recht ungewöhnlichen Weg einen Mann zu erlangen.

So verbot der Nürnberger Rat, durch das Überhandnehmen von Fürbitten dazu gedrängt, diese bei ansehnlichen Geldstrafen.[93]) Denn wer mit dem Henker einmal in Berührung kam, war unehrlich und mit ihm seine ganze Sippe.

Aber es gab genug Geschöpfe, die sich darüber hinwegsetzten. 1525 rettete der Scharfrichter von Nürnberg eine junge Kindsmörderin vom Ertränken dadurch, daß er sie zum Weib nahm.[94])

Seltener kam vor, daß eine Frau, durch männliche Fürsprache straflos wurde. In der Schweiz wurde 1725 eine Landstreicherin und Diebin in Folge der Verheiratung mit einem ehrlichen Gerber begnadigt. Er war in dankbarer Erinnerung an seinen Großvater dazu bereit gewesen, der seiner Zeit ebenfalls ein zum Tode verurteiltes Frauenzimmer geheiratet hatte und mit Glück gesegnet wurde.[95])

Viel unromantischer verlief ein derartiger Vorfall in Hamburg. Ich lasse darüber Beneke das Wort:[96]) „Charlotte Dorothea Schulte bekam

am 9. Oktober 1700 in öffentlicher Audienz ihr Urteil, welches auf Rutenstreiche am Pranger und Stadtverweisung lautete. Kaum waren die letzten Worte der Sentenz verhallt, als aus den Reihen des Publikums ein fremder Cornet a. D. vor den versammelten Rat trat und besagte Demoiselle Schulte zur Ehe begehrte, falls ihr Pranger und Staupenschlag erlassen werde; gegen die Trauung in der Fronerei und sofortiger Stadtverweisung ihrer Beider habe er nichts einzuwenden. Der Senat, dem solch ein Casus noch nicht in praxi vorgekommen war, nahm die Sache ad referendum und setzte einstweilen auf acht Tage die Urteilsvollziehung aus. Dann aber beschied er das Erbieten abschlägig und meinte, wenn ein Cornet solch eine Person überhaupt zur Ehe begehre, so könne er sie auch ebenso füglich nach vollständig verbüßter Strafe irgendwo außerhalb Hamburg heiraten — und somit fiel denn die Schulten dem Fron in die züchtigenden und stadtverweisenden Hände."

Wenn Murner von seinen Zeitgenossinnen behauptet:

„Die mütter jetz jr töchtern leren
sich mit der schelmenzunft erneren[97])

so darf man das natürlich nicht generalisieren, wenn auch hehre Frauengestalten im alten Deutschland recht selten waren. „Wollen wir uns einen weiblichen Charakter vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts klar und wahr vor Augen führen, so müssen wir entfernen, was unsere Romantiker von den altdeutschen Jungfrauen, von Goldschmieds Töchterlein usw., gedichtet und gefabelt haben. Wir müssen alles davon wegtun, was in unsrer Zeit Schule, Bildung von Herz und Gemüt, die Anschauungen einer unendlich reicheren und verfeinerten Welt dem Weib an Veredlung und Erhöhung des Empfindens und Wollens zulegen. Die Töchter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts haben wir im allgemeinen uns nur als ziemlich derbe Kinder der Natur vorzustellen, gesund am Leib und nicht so reizbar wie manche Verbildungen unserer Zeit, aber geistig fast ohne alle Schule, im engsten Kreis des gewöhnlichsten Bewußtseins aufgewachsen, mit Vorurteilen noch etwas mehr erfüllt als wir, auch durchaus nicht um so viel tugendhafter und ehrbarer, als wir anzunehmen gewöhnt sind."[98])

In all dieser Entsittlichung erfreuen aber wieder Beispiele von Liebe und Treu oft dort, wo man sie am wenigstens suchen würde. Als 1528 der Brandstifter Hübner in Zittau gevierteilt und an jedes Stadttor ein Körperteil von ihm genagelt wurde, wußte seine Frau, trotz der Wächter die Hälfte des Oberkörpers vom Bautzner Tor zu entwenden

um sie zu begraben. Die Obrigkeit rührte diese Anhänglichkeit der Witwe absolut nicht. Die Frau wurde gefangen gesetzt und wahrscheinlich durch Verhungern getötet.

Nun noch einige edle Frauen, reich an Geistes- oder an Herzensbildung.

Um 1500 wird eine Zitherspielerin Anna um ihrer Kunst willen von Humanisten wie Konrad Celtis, Theophilus Sincerus und andern verherrlicht. Die edle Charitas Pirkheimer, Wilibald Pirkheimers Schwester, Äbtissin von St. Clara in Nürnberg, ob ihres Wissens allgemein gefeiert, steht mit Männern wie Celtis, Christof Scheurl und andern Humanisten in lateinischem Briefwechsel. Eine Frau Margarete Peutinger, aus dem edlen Geschlecht der Welser in Augsburg, unterstützt ihren gelehrten Mann bei seinen Forschungen besonders nach Inschriften und andern Überresten der Vergangenheit mit Sachkenntnis und Rührigkeit.[99]) Die Frau vom Stein, des großen deutschen Freiherrn Ahnfrau, hatte vier Töchter, von denen jede einem Ritter vermählt war, und zwei Söhne, beide Ritter und beide beweibt, und ihr Mann war auch ein Ritter. Da fügte es sich eines Tages, daß alle ihre Kinder in ihrem Haus waren und es sollte die Frau sechs Töchter zu Tisch sitzen sehen und sechs Söhne, und diese sechs waren alle Ritter. „Und als sie also bey einander über einer Taffel saßen, da sagte die Frau ingemein: „Dieser Ehren ist zu viel.“ Darauff hatte niemand kein Acht; sehr kurtz darnach steht dieselbe Frau auff und gehet heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre.“ [100]) Wie Polykrates seinen Ring, so opferte sie ihr Leben um den Neid des Geschicks von den Ihren abzuwenden.

Nach der deutschen Sage trugen die Frauen von Weinsberg im Jahr 1140 ihre Männer bei dem ihnen gewährten freien Abzug als ihr kostbarstes Gut aus der belagerten Stadt. Eine ähnliche Geschichte soll sich 1415 im Schloß Kriebenstein bei Waldheim in Sachsen abgespielt haben.

Der Besitzer und Erbauer des Schlosses, Dietrich Bärwald, wurde aus seinem Eigen durch einen Ritter von Staupitz vertrieben. Markgraf Friedrich der Streitbare belagerte das Raubnest und erzwang die Übergabe. Er gestand der Frau des Ritters zu, daß sie alles, war ihr lieb sei, mit sich aus der Burg tragen dürfe. Sie nahm ihren Mann und trug ihn zum Markgrafen, der ob solcher Liebe gerührt, dem bereits zum Tode Verurteilten das Leben schenkte. — So weich-

herzig war man aber nur in der Sage — das rauhe Leben war viel unromantischer.

In einer Kapelle auf dem St. Peterskirchhof zu Straubing an der Donau befindet sich noch heute eines der schönsten und rührendsten Grabdenkmäler vorzeitiger Kunst: der in rotem Marmor ausgeführte Grabstein der unglücklichen Agnes Bernauerin, der ermordeten Geliebten Herzog Albrechts von Bayern. Das Haupt der jungen Frau ruht schwer auf einem Kissen, die Augen sind geschlossen, um den zarten Mund prägt sich ein schmerzlich herber Zug aus; die Hände, deren eine einen Rosenkranz hält, liegen schlaff, wie müde übereinander, zu den Füßen sind ein lebendes und ein totes Hündchen angebracht, die die Treue im Leben und die Treue im Tode versinnbildlichen sollen. Die Umschrift ist zu lesen: „Anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo quinto duodecimo die Octobris obiit Agnes Bernauerin. Requiescat in pace“ — „Im Jahre des Herrn 1435 am 12. Oktober starb Agnes Bernauer. Sie ruhe in Frieden.“

Dieser Grabstein erinnert an das Drama, in dem Herrscherwillkür eine reizende Mädchenblume herzlos vernichtete, ein Wesen, das aus dem sumpfigen und anrüchigen Boden einer Baderstube rein wie eine Lilie emporwuchs.

Agnes Bernauer war, so scheint jetzt festgestellt, die Tochter eines Baders, nicht aus Augsburg, sondern aus Bieberach in Württemberg gebürtig. In Augsburg aber lernte sie der als allzu großer Weiberfreund bekannte Herzog Albrecht, Sohn des regierenden Herzogs Ernst von Bayern-München, kennen und verliebte sich in das schöne Mädchen. Er führte sie erst auf sein Schloß Vohburg, dann nach Straubing, umgab sie mit einem fürstlichen Hofstaat und ließ sie als Herzogin von Bayern ehren. Das junge Glück wurde aber bald jäh unterbrochen. Der ergrimmte Vater benutzte eine kurze Abwesenheit des Sohnes, bemächtigte sich Agnes' und ließ ihr in wahrscheinlich summarischer Weise den Prozeß wegen Zauberei machen. Das Urteil lautete auf Ertränken. Die Unglückliche wurde sofort an die Donau geführt und gebunden in den reißenden Strom gestürzt. Es war der 12. Oktober 1435. Es gelang ihr, einen Fuß aus den Fesseln zu lösen und an das Ufer zu schwimmen. Der Henker aber eilte hinzu, umwickelte eine Stange mit ihrem langen, goldglänzenden Haar und stieß sie so in die Flut zurück.

Als der Herzog heimkehrte, raste er vor Schmerz und Wut. Er erklärte dem Vater offene Fehde und fiel, nachdem er sich mit dem

Herzog von Ingolstadt verbündet, sengend und plündernd in das Land ein. Erst nach monatelangem erbittertem Kampf ließ sich, auf die Mahnungen des Baseler Konzils, der Sohn zur wenigstens äußerlichen Versöhnung bereit finden; am 17. Juli 1436 schlossen Vater und Sohn Frieden. Jener ließ zur Sühne auf dem Kirchhof zu Straubing eine Kapelle erbauen und stiftete für die Ermordete eine tägliche Messe und einen „ewigen Jahrestag" — elf Jahre später aber wurden die sterblichen Reste der unglücklichen Frau, einem ehedem von ihr geäußerten Wunsche entsprechend, nach dem Kloster der Karmeliterinnen überführt.

Herzog Albrecht vergaß die schöne Baderstochter rascher als das deutsche Volk und seine Dichter. Bereits 1436 vermählte er sich standesgemäß mit Anna von Braunschweig.

Glücklicher als Agnes waren Maria Pettenbeck, die Tochter eines Münchener Rentschreibers und Landrichters zum Haag, die Prinz Ferdinand von Bayern 1588 ehelichte,[101]) Klara Dettin erst die Geliebte, dann seit 1472 die Gattin des Kurfürsten Friedrichs I. des Siegreichen von der Pfalz, und ein zweites schönes liebreizendes Bürgerkind aus Augsburg, die Welserin. Auf Schloß Brzesnic, wo Philippine zu Besuch bei ihren Verwandten, ihrer Tante Katharina v. Loxan und ihrem Vetter, dem Burghauptmann von Brzesnic, weilte, lernte sie den damaligen Statthalter von Böhmen, Erzherzog Ferdinand, den zweiten Sohn König Ferdinands I., kennen und lieben. Es war ein einander würdiges Paar, das das Schloß Ambras in Tirol zu einer Stätte echt bürgerlicher Gemütlichkeit machte. Philippine vergaß in den Tagen ihres höchsten Glanzes nie ihre Hausfrauenpflichten, wie dies die von ihrer Hand geschriebenen, noch vorhandenen Koch- und Arzneimittelbücher verraten. Als Gattin und Mutter verleugnete sie niemals die gutbürgerliche Erziehung, die sie, die Nichte Barthel Welsers, zuhause im goldenen Augsburg genossen. Als die dreiundfünfzigjährige, noch immer schöne Frau, am 24. April 1580 einem Magenleiden erlag, für das sie vergeblich Heilung in Karlsbad gesucht hatte, trauerte mit dem Gatten und den Söhnen ganz Tirol um Philippine Welser. „Wir haben an unserer gnedigsten Frau ser übel verloren" konnte man noch lange nachher die Leute sagen hören. Einer anderen Fürstengeliebten, Margarete von der Saale, werden wir in einem spätern Kapitel, und noch einer anderen in dem Kapitel über die Hexen begegnen.

Hier sei noch einer Jungfrau gedacht, die lange nicht in verdienter Weise bekannt ist, einer Heldin, die im Stillen gewirkt und als erste deutsche Memoirenschreiberin zu gelten hat, der Helene Kottannerin.

Helene war eine Deutsche aus fränkischem Geschlecht. Sie kam als Kammerfrau und Erzieherin zur Königin Elisabeth, der Gattin Albrechts V., Herzogs von Österreich, dem nach dem Tode seines Vaters Albrechts II., die Kronen von Ungarn, Böhmen und Deutschland zugefallen waren. Dreißigjährig wurde Elisabeth Witwe und vier Monate später schenkte sie einem Knaben das Leben, dem zukünftigen König Ladislaus V. Posthumus. Die unerschütterliche Treue Helenes gegen ihre Herrin übertrug sich auch auf das neugeborene Königskind.

Elisabeth wußte die Krone, die ihres damals noch nicht geborenen Kindes Haupt schmücken sollte, in der Plintenburg, dem Königsschloß Vissegrad, in sicherem Gewahrsam. Sie faßte den Entschluß, das Reichskleinod rauben zu lassen. „do kam mein gnedige Fraw an mich, daz ich das tuen solt, wann (da) die gelegenhait nymand also wol wisset als ich, dem sie darzu vertrawn mocht.“ [102]) Helene erschrak heftig; doch um keine Schuld vor Gott und der Welt auf sich zu laden „willigat mich der sweren rais in wagnuss meines lebens, und begerat ains gehilfens“. Endlich fand man einen tauglichen Genossen für Helene, mit dem sie die Fahrt nach der Plintenburg unternahm. In schwerer Arbeit, die Gespenster, sogar der ††† selbst stören wollte, wurde die Kammer erbrochen, die Krone ihrem Behältnis entnommen und, in ein Kopfkissen inmitten von Federn eingenäht, glücklich aus dem scharfbewachten Schloß gebracht. Fast in derselben Stunde, wo Helene die Krone nach Comorn brachte, genaß die Königin eines Sohnes.

Hochinteressant ist in der Schilderung Helene Kotanners die Nachtszene, in der die heilige ungarische Krone entwendet wird. [103]) Zagend und zitternd in Gewissenspein steht die starkgeistige Frau Wache, während ihr Gehilfe mit Feilen und Feuer hantiert, um das Kleinod an sich zu bringen. Um ihrem Gebet um Gelingen des Unternehmens Nachdruck zu verleihen, gelobt sie eine Wallfahrt nach Mariazell, die sie barfuß zurücklegen will. Solange sie diese nicht vollbracht hat, will sie an den Sonnabenden nicht auf Federn liegen.

Ein rechtes Kind des fünfzehnten Jahrhunderts spricht aus der Handschrift der Kottannerin zu uns. Ein kräftiges Weib mit treuem Herzen, das vor dem schwersten Opfer für die geliebte Herrin, nicht zurückbebt, ein frommes Gemüt, das durch Gelübde weniger den Himmel gefügig machen als den Teufel abwehren will. Nicht einen Augenblick verliert sie in der gefahrvollen Situation die Geistesgegenwart, denn in der größten Seelenangst bürdet sie ein kostspieliges Gelübde auf ein Meß-

gewand und ein Altartuch ihrem gnädigen Herrn auf, „das sol mein gnediger Herr Kunig Lassla beczalen.“ Ob ihr die Treue gelohnt wurde? Wir wissens nicht. Ihre Handschrift ist zum Fragment geworden, das nichts von den ferneren Schicksalen der Verfasserin zu sagen weiß. Die zeitgenössischen Quellen schweigen über ihr Lebensende. Sie finden es überhaupt nur selten der Mühe wert die Helene zu erwähnen — deutsche Treue war ein überwundener Standpunkt, von dem man nicht gern sprach.



Der Grabstein der Agnes Bernauer in Straubing.
(S. Seite 173.)

VIII. Abschnitt.

Die Idealfrau und das Widerspiel.

Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupte er;
Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib!

Dieses Wort unseres Schillers gewann erst seine Berechtigung, als der Geschmack geklärt und die geistigen Fähigkeiten des deutschen Volkes so weit ausgebildet waren, um körperliche Schönheit von durchgeistigter zu unterscheiden. In früher Zeit entbehrte sein Schönheitsgefühl der Abklärung. Grob sinnlich wie seine Denkungsart, war auch sein Gefühlsleben, darum konnte das Schönheitsideal nur auf der realsten Basis fußen.

Die herrlichste aller Frauen, die Gottesmutter, war nach den Schildereien der mittelalterlichen Maler ein kräftiges, kerngesundes Weib, himmelweit verschieden von den Mondscheingestalten und -Gesichtern unserer Künstler. Die krankhafte Blässe der Frauen Gabriel Max' würde bei unseren Vorfahren Abscheu erregt haben. Ein gesundes Weib und seine Minne erstrebte man, kein Anhimmeln einer aus Blumenduft gewobenen Feengestalt.

„Noch eins laß' dir empfohlen sein:
Kannst guten Weibes Ringelein
Du dir erwerben und ihr Grüßen,
So nimms: es kann dir Leid versüßen;
Nach ihrem Kusse sollst du ringen
Und innig ihren Leib umschlingen:
Das bringt dir Glück und stolz Gemüte,
Wenn sie voll Keuschheit ist und Güte".

lehrt die Königin ihren Sohn Parzival.[1])

Das Ideal der Ritterzeit, oder besser gesagt, seiner Dichter und Sänger, nähert sich dem heutigen Schönheitsbegriff ungleich mehr als das späterer Zeit. Mit der Vergröberung der Sitten gingen natürlich

auch die Anschauungen zurück, bis sie auf einen toten Punkt anlangten, der von Ästhetik keine Spur mehr aufwies.

Die Vorliebe für das blonde Haar hatte sich von den Germanen weiter vererbt. Die guten Mädchen und Frauen sind alle blond.

„So glich an Farbe voll und ganz
Iroldens golden Haar dem Golde".[2])

„Krispel und krûs," dem Golddrast vergleichbar sei das Haar, gelb wie gesponnenes Gold und zart und weich wie Seide.

Bei den Jungfrauen fließt es frei oder in Zöpfen gewunden nieder.[3]) Lange Zöpfe sind der Stolz der Mädchen, sie werden „wol bewunden über al mit borten und mit sîden".[4]) Natürlich sind die Damen um ihr Haar ängstlich besorgt. Bruder Berthold von Regensburg wirft ihnen vor, die Haarpflege unter Vernachlässigung der häuslichen Pflichten zu üben, und das halbe Jahr an ihr Haar zu wenden.[5]) Sein Konfrater Geiler von Kaisersberg bezeichnet eine Narrenschelle „das Haar zieren, gäl (gelb), kraußlecht und lang machen"[6]), denn kraus[7]) mußte es ebenso sein, wie der Scheitel weiß und schmal. Ein eigenes Instrument, der Scheitelnagel, auch Scheitel-Nadel-, -Stift, dient zur Abteilung des Haares.

Die Wangen mit ihrer schönen Röte werden mit der Rose verglichen. Sie sind tauig wie die rote Rose oder sie übertreffen die frische Röte einer Rosenknospe, die ihre Blätter im Morgentau erschließt. Nur den Engländerinnen galt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bleiche Gesichtsfarbe für schön, die sie deshalb durch weiße Schminke zu erlangen suchten.

Wie Rubin, wie eine rotschimmernde Blume oder wie eine betaute Rose strahlt der rote Mund, so feurig in seiner Farbe, daß

„Man könnte helle Funken gar
Entlocken ihrer Lippen Paar".[8])

„Trotzig und üppig fragt er den Liebenden: ja trutz? Wer wagt mich zu küssen? Klein, festgeschlossen und schwellend verheißt er dem entzückten Mann die süße Wonne des Kusses".[9])

Weiß wie die Lilie, der Schnee, das Elfenbein, so schimmern wie Hermelin aus Scharlach, aus den süßatmenden Lippen die feinen geraden Zähne.

Sonnenschein bricht aus den klaren Augen hervor, ein

„. . . freudenreicher Ostertag,
Der lachend ihr im Auge lag".[10])

Ihr Glanz beschämt die Sterne, das Kerzenlicht, das Glas, selbst den Spiegel.

Über die Farbe der Augen sind die Geschmacksrichtungen verschieden. Graue, schwarze, milchweiße, saphirfarbene finden ihre Liebhaber.

Die Augenbrauen sollen braun sein, ihre Zeichnung scharf und geschwungen. Sie durften nicht zusammenstoßen.

Gewölbt und weiß mußte die Stirne sein; mäßig lang, nicht höckerig und breit die Nase. Rund das Kinn, weiß und mit einem Grübchen geschmückt. Der Hals sei rund, nicht zu voll, nicht zu lang.

Schultern und Nacken mußten glänzen und sich glatt und wohlgebildet herabsenken. Die Arme sollten weiß, rund und mäßig lang sein, die Hände schön geformt, weiß und weich. Die Finger lang, fein und schmal, glänzend. „Lang, schneeig weiß und linde" sind Elsa von Brabants Hände.[11])

Das Schönheitsbild verlangte den Busen rund, fest,[12]) weiß,[13]) jungfräulich klein und doch voll. „Der minne rôsenballen" nennt sie ein Lied, „zwêne epfel" der jüngere Titurel, „zwô bire" Wigamur.

Der Busen

„. . . der rund und voll sich hob, wie Schnee
so weiß; ein Drechsler hätt so leicht
so volle Rundung nicht erreicht,
die mit des Busens Rundung stritt . ." [14])

heißt es von der jungen Königin Jeschute, aus deren zerrissenem Gewand die schwanenweiße Haut sich nicht vor den Blicken Parzivals bergen kann.[15]) Weich, rein und voll ist der Körper Elsas.[16])

Konrad Flecke liefert ein Bild von der Schönheit seiner Heldin Blancheflur, das bei dem Gürtel endet. Ihr Scheitel und das Haar gleisten „licht und clâr" wie Gold, die Schläfen war weißer als Schnee. Zierliche Brauen „als ein benselstrich" überwölbten die lichtglänzenden Augen, deren Macht sich niemand „mit keinen listen" zu erwehren vermochte. Wohlgeformte Nase, Mund und Wangen „gemischet rôt un de wiz", Zähne vollkommen und wie Elfenbein,[17]) Kehle und Nacken wie ein schneeweißer (velwizer) Schwan. Der Busen, nicht wie der eines Mannes, sondern schön rund und jungfräulich, lange Seiten, schmale Taille auch ohne Schnürung. Lange und schmale Hände und Finger „âne bühel und âne berc". Was unterhalb des Gürtels liegt verschweigt er schämig,[18]) im Gegensatz zu anderen, die recht ausführlich werden. Aus diesen Beschreibungen seien nur die schmalen,

kleinen, spitzzulaufenden Füße, die so gewölbt sind, daß sich ein Vöglein darunter verstecken kann,[19]) die proportionierten, runden Beine — weder zu gròz noch zuo clein — und die Ameisentaille[20]) hervorgehoben. In einem Gedicht „der Borte" (Gürtel), das von der Hagen in seinem „Gesamtabenteuer" aufnahm, beschreibt der Dichter „das wolgeschaffen nasebein", das weiße Kinn, die lautere Kehle, durch die man den Rotwein hinabrinnen sah, „zwenne diu vrouwe trank", wie man es noch der unglücklichen Agnes Bernauer und der Welserin nachrühmte. Die Zunge „sam ein guldin Zein", die viel sauberliche Achsel, ihre hoflichen Füße und Beine, denen die Schuhe ritterlich anstanden.

Man sieht, der Herr versenkte sich liebevoll in die Zeichnung einer Schönen, die einen Helden entflammen und einen Dichter begeistern sollte, im Gegensatz zu andern seiner Dichterkollegen, die sich unfähig erklären, die Reize einer Frau gebührend schildern zu können. Sie gleiten flüchtig mit einigen begeisterten Worten darüber hinweg. So Walter von der Vogelweide, der nur erklärt, daß der holdselige Leib der herrlichen Frau alle wunderbare Schönheit des Mai überbietet.

Das Gesamtbild einer minniglichen Schönheit aus der Ritterzeit, wie es sich Alwin Schultz mosaikartig zusammensetzt, will ich hier, obgleich ich es schon an anderer Stelle gegeben habe, nochmals mitteilen. Es vervollständigt das von mir oben Gesagte in einigen, wenn auch nebensächlichen Punkten.

„Die Dichter des Mittelalters lassen nur das goldblonde Haar gelten. Eine mäßig hohe Gestalt, blonde Haare, die glänzend, dem gesponnenen Gold gleich, in natürlichen Locken gekräuselt, bei den Frauen zumal in Fülle lang herabwallen, ein weißer Scheitel, weiße, glatte, rundliche Stirn, schneeweiße Schläfe, dunkle, womöglich schwarze, schmale, gewölbte, nicht zusammenstoßende Augenbrauen, leuchtende, bewegliche Augen, eine mäßig lange, nicht zu sehr vorstehende, grade, nicht gebogene Nase, weiche, rosig angehauchte Wangen, ein kleiner Mund mit vollen, weichen, roten, feurigen Lippen, kleine, weiße, gleiche und dichtgestellte Zähne, ein ziemlich kleines, rundliches und weißes Kinn mit einem Grübchen, kleine, weiße, runde Ohren galten bei Männern und Frauen für schön."[21])

Der Würzburger Archidiakonus Albrecht von Eyb bewährt sich trotz seines geistlichen Standes als Kenner weiblicher Reize, wenn er schreibt:

„Eine schone Frau sey vom Houbt wolgestalt, vnd eines frölichen Anblicks, von kleinen Gliedern und schmalen Leybs, weiß als Mülich

vnd mürb, als ein Hünelein, das du sie mit einem Nagel des Fingers schneiden magst, vnd ist züchtig, scherzlich vnd schämig vnd eines sitzen (sittsamen) Ganges."[22])

Die feine Miniaturmalerei wich später in der Kunst wie im Leben dem ungefügen Holzschnitt.

Die im Ernst aufgeworfene Frage Everardus von Cersnes, ob der Ober- oder der Unterkörper der Geliebten der bessere Teil sei, wird einmütig für den Unterkörper entschieden. Nun scheute man sich nicht mehr, ganz ausführliche Details vom Frauenleib aufzuzählen, wenn es galt, sein Ideal in Worten auszudrücken.

Hans Sachs, dem man verhältnismäßige Wohlanständigkeit nachrühmen darf, verherrlicht seine zweite Frau, die siebzehnjährige Barbara Harscherin, die der achtundsechzigjährige Witwer freite, in einem Gedicht, das allen Reizen seiner Gattin gerecht wird.

„Holdselig ist sie ausstaffiert
Von Leibe engelhaft formiert,
Holdselig sie sich auch bewegt
Und sich dazu fein aufrecht trägt,
Mit einem freundlichen Gesicht,
Gar schön geformt und rosenlicht.
Die Stirne glatt wie Marmelstein,
Rund, nicht zu groß und nicht zu klein.
Ihr Mündlein glänzt wie der Rubin,
Das duft'ge, und es stehn darin
Die Zähnlein, all gestallt mit Fleiß,
So rund und glatt und perlenweiß.
Milchfarben sind auch ihre Wangen,
Mit rosenroter Farb umfangen;
Es lachen drin zwei Grüblein zart.
Die Äuglein lieblich brauner Art,
Dazu noch fliegend langes Haar,
Lichtgelb und wie das Gold so klar,
Zierlich gekräuselt bei den Ohren.
Dazu hat auch die wohlgeboren'
Ein Hälslein und eine Kehle weiß,
Darunter ich zwei Brüstlein preis,
Mit blauen Äderlein geziert
Und hin und wieder dividiert.
Ihr Bäuchlein glatt und voll und lind,
Ihre Schultern wohlgebildet sind.
Die Seiten sind ihr schlank und dünn
Und grad nach allen Enden hin.
So Fuß wie Hand subtil und adlig,
Ihr ganzer Leib, der ist untadlig."[23]) usw.

Mehr an Offenherzigkeit kann man freilich von einem Bräutigam nicht verlangen. Dabei befleißigt sich der ehrsame Schuhmacher und Poet dazu gegenüber anderen Zeitgenossen einer ganz außergewöhnlichen Zurückhaltung. Sie nehmen sich noch weniger ein Blatt vor den Mund.

Wie die schöne Polin im Bettelstudenten ein Buket von Reizen besitzt, dessen Blumen aus aller Herren Länder stammen, so ist es auch bei den Deutschen des fünfzehnten und sechzehnten Säkulums:

Ein Weib von Schönheit, daß ich's sag,
Muß haben einen Kopf von Prag,
Dazu ein Bäuchlein aus Frankreich
Und zwei Brüstlein aus Österreich.
Kehle und Nacken aus Brabant
Von Kölner Weibern die weiße Hand,
Zwei Füßlein dorten her vom Rhein
Von Bayern sollen die Sitten sein.[24])

Diese Priamel läßt ahnen, wessen man sich zu versehen hätte, als der heilige Grobianus das Szepter schwang. Eine Dame, Fräulein Klara Hätzlerin, liefert in einem Liederbuch, das sie in den Jahren 1470 und 1471 sorgfältig zusammengetragen hat, eine Aufstellung naturalistischen Stils.[25]) Das siebzehnte Jahrhundert mit seinem Bilderreichtum, Überschwang und Schwulst faßt die Schönheiten der Frau wie folgt auf:

„Gelbe Haare, güldne Stricke,
Tauben-Augen, Sonnenblicke,
schönes Mündlein von Corallen,
Zähnlein, die wie Perlen fallen.

Weisses Hälßlein, gleich den Schwanen,
Aermlein, die mich recht gemahnen,
wie ein Schne, der frisch gefallen,
Brüstlein wie zween Zucker-Ballen.

Liebliches Zünglein in den Sprachen,
süsses Zörnen, süsses Lachen,
Schnee- vnd Lilgen weisse Wangen,
die voll rohter Rosen hangen.

Lebens voller Alabaster,
große Feindin aller Laster,
frommer Herzen schöner Spiegel,
aller Freyheit güldner Zügel.

Außbund aller schönen Jugend,
auffenthaltung aller Tugend,
Hoff-statt aller edlen Sitten,
jhr habt mir mein Hertz bestritten".[26])

Um die im Schönheitskodex verzeichneten Reize, sei es in Güte oder Gewalt, zu erlangen, wenn sie Mutter Natur versagt hatte, griff man ins Schminktöpfchen, zu Salben und zu Haarfärbemitteln. Durch den Augustiner Gottschalk Hollen zu Osnabrück († 1481) erfahren wir, daß sogar die Nonnen das Schminken nicht verschmähen. „Aber die suchen nicht die innere Zier, sondern die äußere, in Haarputz und Korallen. Sie streben nicht Christus, sondern den Menschen zu gefallen. Nicht im schlichten, sondern im kostbaren Nonnenkleid erscheinen sie morgens, nach dem Essen im weltlichen, gottverhaßten Kleid. Sie sind nicht am Körper abgehärteter, sondern weichlicher, nicht mit Worten sparsam, aber vorsichtiger, nicht in ihrem Einhergehen gemessener, sondern zudringlicher. Auf reich gezäumten Pferden werden sie zum Tanz geführt."[27]) Also ein recht erbauliches Zeugnis, das ein Geistlicher, der es wissen muß, geistlichen Schwestern ausstellt. Übrigens schminkten sich auch die Herrn der Schöpfung, wenn wir dem Wiener Chronisten Thomas Ebendorffer (um 1456) glauben dürfen. Die Manicure läßt sich bis zu den vorgeschichtlichen Zeiten zurückverfolgen. Unter den Bodenfunden der Bronzezeit wurden Instrumente zur Handpflege nachgewiesen. Das Mittelalter kannte ein eigenes Nagelmesser, zum Beschneiden der Fingernägel, das durch „die Zucht" geboten war. Sogar auf die Fußnägel erstreckte sich die Sorgfalt eines Modemenschen.

„Die Schenkel glatt, die Füße zart,
Die Zehen wohlgestreckt und lang,
Die Nägel schön gepflegt und blank“ [28])

verlangte die mittelalterliche Ästhetik.

Falsche Zähne kommen erst spät vor. Erasmus von Rotterdam spricht von falschen Zähnen, die von Schweinen herrühren.[29]) Im siebzehnten Jahrhundert freilich sind falsche Zähne schon allgemein. Von einem alten Freier wird gesagt: „Auch kan er künstlich Zähne ausbrechen, setzt newe an stäte in den Mund.“[30]) Die Zahnreinigung wurde fleißig geübt. Man benutzte dazu verschiedene Hausmittel, unter denen die von Salbei und Wegerich eine große Rolle spielten.[31]) Im sechzehnten Jahrhundert, vielleicht auch schon früher, konnte man „czeenwasser“, das die „barbierer“ und „pader“ feil hielten, fertig kaufen,[32]) ebenso Zahnpulver.[33]) Das Pulver ist in frisch geschorene Wolle oder in ein Leinentuch zu wickeln, und damit die Zähne zu putzen. Aus Mangel an Zahnbürsten rieb man die Zähne mit Tüchern aus Leinen oder Wolle.

Zu den Schönheitsmitteln wurde auch das Kräuterbad gerechnet.

„Wasserbad mit edlem Kraut,
Das laulich sei und nicht zu heiß,
Macht dich schön und dazu feist“

sagt Heinrich Wittenweiler in seinem „Ring“. Ein solches Kräuterbad hat die Form eines Schwitzbades. Die Kräuter wurden nach einer auf Galenus zurückgeführten Anleitung im geschlossenen Kessel gekocht und der Dampf durch ein Rohr in den Baderaum geleitet.

Bei den dem Luxus nur zu geneigten Vorfahren fehlten natürlich die Parfümerien nicht. Man war damals, wie leider oft noch jetzt der Ansicht, durch künstliche Wohlgerüche „üble Dünste“ zerstören zu können. In den Stuben lagen Bisamknöpfe, wohlriechende Äpfel herum. Man entzündete „Rauchkerzlin“ um den Teufel mit Belzebub auszutreiben. Man warf auf die Öfen oder in den Kamin Rauchkugeln oder Rauchpulver und bei öffentlichen Gastmählern dufteten die Gemächer nach Blumen. Mit „wolschmackender Seyffen“ wusch man sich „das Haupt“ und „Wolriechende Säcklin von Seydenzug mit Pulver gefüllt“ wurden zwischen die Kleider gelegt. Das Rezept zu solchem Pulver bestand aus siebzehn und mehr botanischen Bestandteilen. In Petrarcas Trostspiegel ruft die Freude aus: „Ich frewe mich, daß ich vor meniglich so wol rieche, mein Leib, Kleyder und Waate, ein Geruch über die Gassen von sich geben, das ist auch mein einziger Lust und Freud“, und Geiler sagt: „die Frauwen . . . . tragen was bei inen, das sie wol schmecken“.

Gorzanus in seinem „Schawplatz der Künste", erschienen 1641 in Frankfurt am Main, doch fast ein halbes Jahrhundert früher verfaßt, spricht von „profumirte Kleyder und Handschuch".[34]) Die Kränze, die man bei Gelagen aufsetzte, bestanden gleichfalls aus stark duftenden Blumen. Allerdings trugen Männer und Frauen auch Kranzschmuck aus Edelsteinen, wenn es ihre Verhältnisse gestatteten.

Ein Traktat über Kosmetik aus dem vierzehnten Jahrhundert empfiehlt französische Seifen, Kleienwasser, Weinsteinöl als Schönheitsmittel. Eine Art Wachsmaske entfernt alle Unreinlichkeiten des Teints, wie bei den Römerinnen der Brotteig. Der Traktat kennt ferner Pomaden gegen aufgesprungene Gesichtshaut, gegen rauhe Lippen, Enthaarungsmittel und natürlich rote und weiße Schminken[35]), trotz Fischart, nach dem: „Der schönst anstrich der Weiber ist, die natürliche Farb, welche die Gesundheit anstreichet".[36])

Ganz wie in unserer veränderungsdurstigen Epoche, wechselte in der Vorzeit der Geschmack in bezug auf die Gestalt. Sezessionsform, damals noch nicht erfunden, man sagte dafür deutsch-ungeschminkt: spindeldürr, galt mehr während der Ritterzeit. Später teilte man mit Julius Caesar die Vorliebe für kräftig entwickelte Formen. Dick galt für wohlanständig. Wo selbst die ausgiebigste Mastkur nicht auschlagen wollte, mußte Kunst die Scharte auswetzen. Diese Entstellungskunst ging so weit, daß 1555 die Züricher Frauen eiserne Ringe unter den Röcken trugen, „durch die sie von den Lenden herunter eine zirkelförmige Gestalt bekamen".[37]) Über den Gebrauch falscher Haare, über Polsterungen mit Säcken und Kissen,[38]) zu denen auch Puffen an Schultern und Oberarmen kamen, habe ich bereits gesprochen. Auch die Cul de Paris waren dem Mittelalter nicht fremd. „Aus der Vrsach sagt einmal eine Meichßnerin (Meißnerin) einer Cölnischen Kraemerin, das dieweil die Coelnische Frauen jres ausschweifens halben kein prait Gesäß ersitzen können, darumb müsen sie mit dem gewand jm (sich) helfen vnd es vmb den hindern mit Wülsten ausfütern".[39]) Auch gab es schon „Dudelsäcke" und Schöpsenkeulen", hinter denen sich unsere noch unvergessenen Schinkenärmel verbergen. Eine Ethnographie der deutschen Damenfrisuren aus den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts verdanken wir Johann Agricola.[40]) „Die Jungfrauen deutschen Landes tragen Bänder mit Perlen. An etlichen Orten, wie am Rhein, in Schwaben, Bayern und der Schweiz schlagen sie die Haarflechten zurück. In Meißen und Thüringen flechten sie die Zöpfe auf ihren Köpfen hoch empor wie ein Storchnest. In Sachsen und Hessen legen sie sie um ihre Ohren

herum." Er erschöpft damit bei weitem nicht die in den von ihm genannten und nicht genannten Ländern herrschenden Haartrachten.

Andere Bizarrerien sind mit dem Mittelalter ausgestorben. Vor allem die bereits erwähnte Schellentracht, die ein Kostüm mit zahllosen, hellklingenden Glöckchen verlangte. Männer und Frauen behingen sich mit diesen Schellen. Der Ulmer Rat wollte 1411 Glockengeläute vom Turm aber nicht in der Kirche haben, deshalb dekretierte er: „kein Mannsbild soll weder Federn, Kränze noch Glocken und Schellen in die Kirche tragen." In Nürnberg befahl 1343 der Rat: „Auch soll ferner kein Mann noch Frau keinerley Glocken, Schellen, Blumen, Blätter noch keinerley von Silber gemacht hangend Ding an keinen Ketten noch Gürteln nicht tragen bei 3 Fl. Strafe täglich."

Als die Schellentracht zu Ende war, „haben die Fuhrleute ihren Gäulen die Schellen angehängt" meint Johannes Fischart in seinem Gargantua.[41])

Den beiden Geschlechtern gemeinsam war auch die Zoddeltracht, Gewänder, die aus unzählbaren bunten Lappen bestanden. Von der Braut Herzog Heinrichs von Sachsen erzählt Freydiger, der sie 1512 sah, daß sie ein aus etlichen hundert Stücken zusammengesetztes Kleid angehabt habe. Die Hauptfarbe der Seidenflicken war rot und gelb. Dazwischen befanden sich aber Stücke in „Rosinfarbe, Aschfarbe und Weiß".[42]) An diesen Kleidern hingen noch polnische oder fliegende Äermel, von denen 1350 eine Frankfurter Kleiderordnung bestimmt, daß sie nicht über eine Elle lang sein durften.

O diese fatalen Bestimmungen. Genützt haben sie niemals etwas, nur Ärger verursacht. Zuerst den Damen, denen man den Putz einschränken wollte, worüber die gestrengen Herrn vom Rat, und die männliche Bürgerschaft, besonders der verheiratete Teil von ihnen, vergnügt schmunzelte. Dann aber als sie die Erfolglosigkeit ihrer Dekrete und Kleiderordnungen einsahen, ärgerte sich das stärkere Geschlecht zum Gaudium der Frauen und Töchter, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Schleppen haben sich als Zankäpfel bis heute wundervoll konserviert. Was wurde alles gegen sie aufgeboten. Caesarius von Heisterbach hatte in Geiler von Keisersberg einen berufenen Nachfolger im Donnern gegen die Schleppen gefunden. Seine „Schelle" im „Welt-Spiegel oder Narrenschiff" hat so viel Humor, natürlich unfreiwilligen, daß ich mirs nicht versagen kann den Abschnitt etwas modernisiert hier anzufügen.

„Die siebente Schell der gemalten (geschminkten, geputzten) Narren

ist, sich am äußeren Körper, also außer den Kopf, Füße und Leib zu zieren. Und wie geschieht solche Zierung? Erstlich geschieht solche durch lange zottliche Kleidung, die da die Weiber auf der Erde hinten nach schleppen. Darnach geschieht es durch hohe Holzschuhe (mit hohen Absätzen und Sohlen aus Holz um größer zu erscheinen) und spitzige Hüte, damit sie desto länger und stattlicher hereintreten und ein größeres Ansehen haben mögen.

Unter dieser Schelle sind die Weiber mit ihrer langen Kleidung, so sie im Kot und Erdreich nachschleppen. Sie bedecken also mit köstlicher Kleidung den Erdboden. Die Armen Christus des Herrn lassen sie aber nackend gehn und Not leiden. Sie fangen die Flöhe auf mit ihren langen schlumpichten Kleidern und machen andern Leuten einen Staub, daß man davor nichts sehen kann. Christus aber, den Herrn, den sie in vielen Armen nackt eingehn sehn, bedecken sie nicht. Fürwahr es ist zu befürchten, daß der Teufel in den nachschlumpenden Kleidern Wohnung nehmen. Daher liest man von Einem, der sah den Teufel lachen. Und als er ihn deshalb befragte, antwortete er, wie einer seiner Gesellen auf einem nachgeschleppten Zipfel des Rocks in einer Kutte tanzen wollte. Indem die Trägerin weiter gegangen und das Kleid nachgeschleppt habe, war sein Geselle in Kot und Dreck gefallen, deshalb lache er. . . . .“[43]) Der Rostocker Prediger Nikolaus Gryse läßt 1604 in der 27. Frage seiner Laienbibel gleichfalls den Teufel auf „den ghar langen slepröcken“ hin und her fahren[44]).

Waren die Schleppen an und für sich den Bonzen schon ein Pfahl im Fleisch, so tobten sie wie besessen, wenn dieser Pfauenschweif noch kostbar ausgestattet war. Und manche Frauen dachten, wenn die gestrengen Herrn ohnehin schimpfen, da kommt es auf ein bischen mehr oder weniger nicht an, und trieben gleich ordentlichen Luxus. Eine Gräfin ließ sich solch „güldenen Schweif machen, mit gar ansehnlicher Arbeit, darzu sie dem Goldschmied dritte halbtausend Gulden zuwog und anderthalbhundert Gulden zum Macherlohn geben mußte.“[45])

Bei all diesen erregten Stimmen gegen die Schleppe tut es ordentlich wohl, auch einmal ein verteidigendes Wort für den Schwalbenschwanz zu hören. Ein Ulmer Bischof im sechzehnten Jahrhundert — o warum weiß ich seinen, gerade diesen Namen nicht! — fand nichts sündliches an der Schleppe. Denn Jesaia 3. 16. heißt es: „Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen, und haben köstliche Schuhe an den Füßen“ usw. Dort ist also nur vom stolzen Einherschreiten,

nicht aber von der Schleppe die Rede, die sogar erlaubt ist, denn Jesaia 6. 1 steht vor Gott: und sein Saum füllte den Tempel — also trug Gott eine Schleppe.

Die Teufel sind die ewig wiederkehrenden stehenden Figuren im Kampf gegen die Schleppe, neben ihnen außerdem, die — nach Mittelalterlicher Ansicht — Erbfeinde der Frauen: die Flöhe.

Ich bitte um Verzeihung, aber diese kleinen listigen Springerchen sind absolut nicht zu umgehen, wenn das Gesamtbild der Frauen der Vorzeit nicht eine auffallende Lücke aufweisen soll.

Die „Grobiana" Dedekinds, ein Anhang zur dritten Ausgabe des bereits erwähnten Grobianus, ist den Frauen gewidmet. Sie zeichnet die Untugenden des weiblichen Grobianus auf. Fräulein Grobiana blickt dreist umher, geht stark dekolletiert und mit hochaufgehobenen Kleidern über die Straße, sucht öffentliche Schaustellungen auf, kommt den Männern entgegen, wohnt männlichen Gelagen bei und nimmt sich an dem vielen, was sie da hört und sieht ein Beispiel. Natürlich klingt die Vorschrift, von der man stets „das Widerspiel" tun soll, in einer kurzen Schilderung des ewigen Krieges zwischen Frauen und Flöhen aus.[46])

Das Flohmotiv in der deutschen Literatur datiert weit zurück. In den alten Fabeln taucht es auf. Schon die Lust, recht gewagte Situationen in behaglicher Breite auszumalen, läßt die Dichter diesen Stoff immer wieder behandeln. Ofilius Sergianus spricht in einer Elegie De pulice den Wunsch aus, als Floh seine Geliebte besuchen zu dürfen und Neithard Fuchs seufzt ihm nach: „Ach vnd we, das ich nit ein schwarczes Flöchlin bin"[47]) um der Geliebten recht nahe zu sein. Lobreden auf den Floh haben scherzhafte lateinische Gedichte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zum Vorwurf. Heinrich Wittenweiler, der Dichter des Bauernepos „Der Ring", gedenkt in boshaften Scherzen der engen Verbindung zwischen Weib und Floh. Ulrich Boner gibt in seinem „Edelstein" ein Zwiegespräch zwischen einem Floh und dem Fieber wieder, das allerlei Abenteuer des kühnen Springers zum Gegenstand hat.[48]) Hans Sachs sagt in seiner Tischzucht:

„Auch sol junckfraw, maid oder fraw
Nach keinem floch hinunter fischen"

nämlich bei Tisch.[49]) Caspar Scheidt reiht in seiner „Lobrede von wegen des Meyen" (1551) unter die Vorzüge des Frühlings folgende Idylle ein: „Die Weiber ziehen jre beltz aus, sie sprengen die Flöh, mit den sie den ganzen Herbst und Winter ein Krieg gehabt, an der Mertzensonne hinweg." In Lindeners „Rastbüchlein" legt ein Prediger aus, daß die Flöhe von

Gott geschaffen wären, um die Weiber vom Geschwätz und bösen Dingen abzuhalten, und zur Aufmerksamkeit in der Predigt anzuhalten.[50]) Um 1530 wurde auf einem fliegenden Blatt ein Gedicht mit Melodie „Der Flohkrieg" viel verbreitet. Die erste Strophe lautet:

Die Weiber mit den Flöhen die hand ein steten krieg,
sie geben gar auß lehen, (sie würden gerne Lehen austeilen)
daß mans nur all erschlüg
und ließ ir kein entrinnen,
das wer der weiber rach,
so hettens frid beim spinnen
und in der küchen gemach (allzumal). :|:[51])

Aus den frühen Werken der bildenden Kunst erwähne ich nur das derbsatirische Blatt „Flöhe fangende Frauen"[52]) mit dem Signum „Strasburg zu finden bey Johann Tscherning Auf s. Tomas Plan", das wahrscheinlich durch den Landsmann des Zeichners, durch Johann Fischart inspiriert wurde. Fischart, der fruchtbarste Schriftsteller in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hat den Handel zwischen Weibern und Flöhen in einem überaus witzigen Büchlein „Flöh-Haz, Weiber Tratz', beschrieben, das Karl Pannier sehr geschickt erneuert hat.[53]) Das Werkchen paßt nicht für die Jugend, auch nicht die reifere. Der ganz reifen aber werden die köstlich-satirischen Ausfälle des Humoristen viel Vergnügen bereiten, auch den Damen, wenn es auch Fischart an scharfen Seitenhieben auf die Frauen nicht fehlen läßt. Das lag nun einmal so im Geist der Zeit!

Zu dem erbittertem Krieg zwischen Frau und Floh reichten natürlich die natürlichen Waffen — bie benäßten Finger — nicht aus. Man hatte schon früh als schweres Geschütz eigens konstruierte Flohfallen. Die Flöhe Fischarts beklagen sich schon über „die Flöhgarn vnd die Flöhnez" in denen die armen Tierchen scharenweis hangen bleiben.[54]) Im siebzehnten Jahrhundert gehörte die „Flöh-Fall" „insgemein von Elffenbein rund gedrehet um und um durchlöchert und innenwendig mit Baumwolle ausgefüllet" in jedes Schlafzimmer. Im Frauenzimmerlexikon von Amaranthes wird die Flohfalle einfacher beschrieben: „Heut zu Tage bedient sich das Frauenzimmer eines kleinen viereckigen Tüchlein aus Flanell geschnitten, vermöge dessen sie auf der Haut die spitzfündigen Gäste und schwartzen Passagier artig zu fangen wissen." Und diese „Flöhe-Falle, die „nun ist in vollem Brauch. Die muß vom weißen Hals abhangen biß zum Bauch."[55])

Die Satire der Flohlitteratur macht aber ein anderer Literaturzweig wieder wett, der das Frauenlob in allen Tonarten singt — die Ehebücher.

Diese Eheliteratur preist in vollem Atem die Ehe, die Kindererziehung und das Familienleben. Plutarch war das Vorbild, nach dem zahlreiche Schriftsteller ihre Ehebüchlein verfaßten, einer Meinung mit dem Philosophen, daß die Familien als die Grundlage des Staates und der Gesellschaft zu betrachten sei. „Darumb sagt man recht, der Ehstand sei der heiligst orden" verkünden all diese Männer, indem sie dem Mittelpunkte der Familie, der Frau, gerechtes Lob spenden. Berühmt ist Geilers Schilderung der guten Ehefrau im „Arbore humana". Albrecht von Eyb (1420—75) erwägt in seinem „Ehebuch" mit großer Umständlichkeit die Frage, ob sich ein Mann verheiraten soll. Nach Breittretung aller Pro und Kontras bejaht der Zölibateur mit „etzlichen leren und historien" die schwerwiegende Angelegenheit.

Wie herzlich beschreibt Hans Sachs „Art und Lob einer tugendhaften, ehrbaren, frommen Frauen" und „Das bittersüß ehlich Leben", in dem Freud und Leid, Glück und Not oft dicht nebeneinander liegen. Derselbe Hans Sachs, der so grimme Worte gegen das schlimme Weib zu sagen weiß. Die böse Frau, die faul und schmutzig dem Trunk ergeben, dann wieder zank- und klatschsüchtig und dem Manne abspänstig das Hauswesen verkommen läßt, Kleider und Bettzeug auf dem Säumarkt trägt, hinter ihres Mannes Rücken die Ausstände einzieht und Schulden macht. Arglistig und verlogen, betrügt das böse Weib den Mann, hängt alles an ihren Leib und versetzt es dann wieder auf dem Tandelmarkt. Stolz und widerspänstig schlägt sie alles in den Wind. Schänden und Ehrabschneiden, Zank, Hader und böse Tücke bringen sie oft vor den Richter, der sie zu Wandel und Buße verurteilt. Aufsässig und hämisch, muckt sie gegen den Mann auf mit Wort und Tat, trotzt tagelang, weint vor Bosheit, saust durch das Haus die Treppen auf und nieder und wirft die Türen. Niemand im Haus hat Ruh, Gesinde und Gesellen vertreibt sie, die Kinder zerrt sie in die Ecken und schreckt sie. Dann muß die Hausmagd Haare lassen. Zwölf Mägde braucht sie



Titelblatt einer Flugschrift von Hans Sachs. „Kampfgespräch zwischen einer Frau und ihrer Hausmaid.

im Jahre. Ist ihr Mann gütig, so treibt sie's nur um so schlimmer und wütiger. Fängt er an zu hadern, so weckt er erst recht den Hund in ihr auf und kann sich ihrer nicht mehr erwehren. Sie bringt ihn zum Haus hinaus mit Brummen und Beißen. Untreu ist sie endlich. Und trotzdem verklagt sie ihn beim Richter und bekommt mit Klagen, Weinen und Leugnen doch noch Recht. So ist sie ein wahrer Teufel, ja schlimmer als der Teufel selbst, der den Tücken und Listen des bösen Weibes nicht gewachsen ist.[56])

Den ersten literarischen Ansturm gegen die Geringschätzung der Geisteskräfte der Frauen unternahm 1509 Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim. In einer lateinisch geschriebenen Rede über „des weiblichen Geschlechtes Adel und Vortrefflichkeit" versuchte er zu beweisen, daß das Weib dem Manne nicht nur ebenbürtig, sondern ihm in jeder Weise überlegen sei. Um dieses darzutun bietet Agrippa den ganzen Apparat seiner Gelehrsamkeit auf. Die Theologie, die Bibel, die Naturkunde und die Geschichte werden herangezogen und mit Hilfe nicht immer logischer aber gutgemeinter Schlußfolgerungen kommt der Verteidiger des weiblichen Geschlechtes zu der Überzeugung, daß das Weib dem Manne nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen sei. „Es begehen die heutigen Gesetzgeber großes Unrecht, indem sie um ihrer Satzungen willen göttliches Gebot aufheben und auch die edelsten, an Würde und Tugenden vollkommensten Frauen allen Männern nachsetzen. Deswegen müssen die Weiber durch Anlaß dieser Satzungen hinter den Männern zurückstehen, gleich als ob sie im Krieg unterworfen wären. Nicht Natur, göttlicher Wille oder Vernunft gebieten dieses, sondern Gewohnheit, Erziehung, Mißgeschick und Tyrannei bringen sie dahin."

Welche ungekünstelte Begeisterung für die Frau durchweht Johann Fischarts „Ehezuchtbüchlein", und wie weiß Luther die guten Eigenschaften der Frau, besonders des Hausmütterleins hervorzukehren.

Eine während des Reformationszeitalters mächtig anschwellende Literatur stemmt sich gegen die ehefeindliche Strömung, die durch die bereits gekennzeichnete christlich sanktionierte Mißachtung des weiblichen Geschlechts immer neue Nahrung erhielt. Schon warnte der Verfasser eines „Hausteufels" vor den, die Frauen herabsetzenden Lästermäulern, Cyriacus von Spangenberg vor den Schandsprüchen über den Ehestand. Der letztgenannte weist auch auf die damalige ehelästernde zotige Unterhaltungsliteratur hin, wie Freys „Gartengesellschaft", in denen das böse Weib und die Weibertyrannei eben so oft im Mittelpunkt der Handlung stehen, wie der „Siemann", das süddeutsche „Siemanndl", das Opfer weiblicher Herrschsucht.[57])

Neben der Malerei und Skulptur für kirchliche Zwecke blühte der Holzschnitt und der Kupferstich. Ihnen verdanken wir Dokumente von unübertrefflicher und durch kein geschriebenes Wort ersetzbarer Naturwahrheit. Viele, ja die meisten dieser Zeichnungen bekunden einen Realismus, den allzu wohlwollende Beurteiler für Naivität erklären. Wenn man aber solche, von faunischem Behagen erfüllte Bildwerke unter die Lupe nimmt, dann wird die Harmlosigkcit recht fadenscheinig und zwischen ihren weiten Maschen schimmert die Lascivität hindurch. Die Freude am Gemeinen führt die zeichnende Hand. Der Künstler — denn wirkliche Künstler stellten diese Blätter her — konnte sicher sein, für seine Produkte reißenden Absatz zu erzielen. Aldegreder, Vergil Solis, die beiden Behams, Israel von Meckenen, Lukas Cranach und andere mehr dienen mit ihrer Kunst diesem entarteten Geschmack einer entarteten Zeit. Und bis ins Innerste der Häuser drangen diese verderbenbringenden Erzeugnisse. „Mit solchem Unflat schmücken sie jetzt ihre Wohnungen und verdammen dererweil diejenigen, so die Kirchen mit der alten, wahren Heiligenbildnis zierten," schrieb Georg Wizel im Jahre 1535. Als „Unflat" bezeichneten allerdings diese Vorfahren eines Rören alles das, was sich nicht bis an den Hals in einen Kleiderpanzer einschloß. „Die meisten Maler bilden sich ein, man könne sonst die Kunst im Malen nicht bezeigen als an nackten Bildern," klagte Hippolytus Guarinoni.[58]) Aber wenn man auch die nur diesen himmelwärts gerichteten Augen unkeusch erscheinende Bilder abzieht, so bleibt dennoch ein gerüttetes Maß wirklicher Gemeinheit in sexualiabis und naturalibus übrig.

Und der Prediger Karl Doltz zeichnete demnach nach der Natur, wenn er 1557 in Erfurt „am Tage der Himmelfahrt unsers Herrn" von der Kanzel herab erzählt: „So jemand Gelegenheit hat zu gewahren, was in den Wohnungen so vieler Fürsten und Herren, üppiger Kaufleute und selbst Handwerker zum Zierat dienen soll, was auf Jahrmärkten verkauft wird und durch Hausierer, Briefträger, Spielleut und ander Gelichter herumgetragen wird, so möchte er jetzig Kunst wol für eine Schul der Unzucht ausgeben."

Überaus beliebt bei anerkannten Meistern war die schon im fünfzehnten Jahrhundert aufgekommene, später unzählige Male variierte Darstellung böser, herrschsüchtiger und schlagfertiger Weiber. Prügelszenen zwischen Mann und Frau, bei der der Mann den kürzeren zieht, dann eine mit der Peitsche bewaffnete Frau, die auf dem Rücken ihres auf allen Vieren kriechenden Mannes reitet; eine holde Gattin, die

ihren Gemahl bei den Haaren aus dem Wirtshaus zieht, ihn mit Stockschlägen traktiert; ihn als Pferd vor einen Korb gespannt hat, in dem sie selbst gemächlich sitzt, Frauen, die sich prügeln, dann endlich die Männerfalle — Mädchen und Frauen, die liebe- und heiratslustige Gesellen gleich Tieren in Käfigen[59]) oder Gruben fangen — gelten als dankbare Motive. Georg Penz, Hans Brosamer, Peter Flötner, Vergil Solis, Balthasar Jenichen und andere Kupferstecher übten ihre Kunst „in Abconterfeiung solch lieblich weiblicher Gethaten.“[60])

Gleich oft dargestellt wurde der Kampf um die Hosen. Auf einem Bilde Jenichens raufen sich sieben Frauen um ein Paar Unaussprechliche.[61])

Neben den Lobsprüchen auf die Frauen und die Ehe, kamen natürlich, wie zu allen Zeiten auch damals unter den literarischen Kuriosas eine Menge Bücher mit äußerst absprechenden Urteilen über die Ehe vor. Antonius Urceus Codrus warf um 1500 die Frage auf, ob man eine Frau nehmen soll, und verneint dies aus vielen, wissenschaftlich belegten Gründen. Dieselbe Ansicht vertritt 1509 Heinrich Rübsch aus Büdingen. Im „Ehebüchel, das ist glückseliger vnd vnglückseliger Ehestand“, erschienen München 1640, herrscht das Wider vor. „Lust und Unlust des Ehelichen Lebens“[62]) Leipzig 1693 und zahllose andere ähnliche Produkte beschäftigen sich ernstlich mit der Frage, „Ob einem ehrlichen Manne zu Heyrathen an- oder abzurathen sei“ (1740) oder „Ob es besser sey zu heirathen oder ledig zu bleiben“ (1723).

Abgesehen von solchen gewerbsmäßigen Pasquillanten ist niemand ungerechter im Urteil über die Frauen als gewisse Schriftsteller, die ebenso unhaltbar hohes Lob spenden, wie ihr Tadel bösartig bissig wird. Von seelischen Eigenschaften des Weibes und von Frauenwürde haben sie keine Ahnung. Selbst ein Luther unterschätzt die geistigen Eigenschaften einer Frau, ja spricht sie ihnen geradezu ab. „Es ist kein Rock noch Kleid, das einer Frauen oder Jungfrauen übler ansteht, als wenn sie klug sein will“,[63]) eine Ansicht, die später Herder vollinhaltlich teilte. „Überhaupt, da ich vor keiner Kreatur in der Welt mehr Abscheu habe, als vor einem gelehrten Frauenzimmer, und wäre sie der erhabenste Geist . . .“ schreibt er an seine Braut.[64])

Andere gehen noch viel weiter. Für sie ist, wie den Chinesen, Weib und Zank identisch. „Die Weiber, sagt man, haben erstlich eine Hundehaut, das ist, wenn man sie schilt oder straft, so bellen sie wider wie ein Hund biff, biff. Die zweite Haut ist eine Schweinshaut, da muß man scharf schlagen, soll man hindurch haun. Wird sie aber getroffen, so kreischet sie och, och, wie eine Sau. Die dritte Haut ist

eine Menschenhaut. Wer die trifft, der hört eine Stimme: ach herzlieber Mann, ich will alles tun, was dir lieb ist. Zu dieser Haut gelangen wenig Männer, denn diese Menschenhaut ist so dünn wie ein Mohnblättlein und wer sie anrührt, der hat gewonnen. Sonst bleiben die zwei andern Häute gemeiniglich bei den Weibern, und die Hundshaut am allermeisten: das Widerbellen,"[65]) sagt Johannes Agricola aus Eisleben. Solche Sentenzen verhallten natürlich nicht ungehört. Man vergriff sich in unerhörter Weise an den Frauen. Geiler predigte über die „geizigen, unkeuschen, neidischen, gehässigen, putzsüchtigen, widerspenstigen Weiber": „Für solche halßstarrigkeit und widerspennigkeit ist kein besser remedium weder (als) daz kraut, so eichenholz heißt."[66]) Die Mißhandlungen gehen z. B. in Nürnberg so weit, daß ehrsame Frauen vor der Brutalität des Gatten ins Lochgefängnis, zur Hefe der Menschheit fliehn. Aber der Rat zwingt sie zur Rückkehr ins Heimathaus, da dem Ehemann das Recht zum Prügeln „mit der Feuest oder ein prüggel" zusteht. Die Formel der Urfehde nach überstandener Strafe für ungetreue oder schlaglustige Ehemänner, wie sie der Künstler Urs Graf in Basel, 1522 schwören mußte, lautete: „sich vor solchem schandlichen Leben, des Ehebruchs und anderer Mutwilligkeit zu hüten," dann seine Frau nicht mehr zu „stoßen, schlagen, knütschen, clemmen, noch in einigen andern Weg zu beleidigen."[67])

Andere Sprichwörter Agricolas, die Frauenuntugenden zum Gegenstand haben, sind:

Einem bösen Weib kann niemand steuern.[68]) Einem Weib soll man nichts heimliches sagen, denn es kann nicht schweigen. Lange Kleider — kurzer Sinn. Die Weiber führen das Schwert im Maul, darum muß man sie auf die Scheide schlagen. Wenn ein Mann das Weib einmal schlägt, so schlägt er sie auch mehrmals. Ein alter Mann, ein junges Weib — gewiß Kinder. Besser ist ein alter Mann und ein junges Weib als ein altes Weib und ein junger Gesell. Ein Weib schmückt sich von Natur aus gern. Die Weiber treiben all ihren Handel mit Rat des Spiegel. Kein stolzer Tier auf Erden als ein Pferd und ein Weib. Es nimmt kein Weib einen alten Mann um Gotteswillen. — Frauenfleisch ist wohlfeiler zu haben als Kalbfleisch" schreibt Ulrich von Württemberg an seinen Sohn Graf Eberhard.[69])

Stellt nun Agricola das Schlagen der Frau gleich tausenden seiner Zeitgenossen als Notwendigkeit hin — es soll auch heute noch solche Käutze geben, hörte ich sagen — so muß er hinwieder bekennen: „Einem Mann bringt es kleine Ehre, wenn er ein Weib schlägt."[70])

Die Sprichwortsammlung läßt sich noch weiter ausdehnen, doch erspare ich mir das, um nicht zu ermüden. Auch viele Derbheiten zotigster Art, die als geflügelte Worte umliefen, habe ich unterdrückt, obgleich auch sie wertvolle Dokumente von der Geringschätzung der Frau bilden.

Man darf allerdings gegen derartige Sprichwörter und Redensarten nicht allzu scharf ins Gericht gehen, denn die Zote gehörte zum Humor, wie die Scheide zum Schwert. Die Zweideutigkeit bis zur unverblümten Gemeinheit genossen das höchste Ansehn und waren vom Hof bis zur Bauernhütte der freundlichsten Aufnahme gewiß.

In den zahllosen satirischen und polemischen Flugblättern machen sich jene trivialen Späße und platt komischen Szenen breit, über die unsere Großeltern noch so herzlich lachen konnten und wo diese Satire nicht mit reinem Salz gewürzt war, da tat es auch der Salpeter aus der Kloake.[71])

Die Hofnarren, eine Zeitlang ein unentbehrliches Requisit an den Höfen der Herrscher, des Hochadels, ebenso auf den Burgen frommer Ritterorden, wie der Deutschordensritter auf der Marienburg,[72]) brillierten in den plattesten Unflätigkeiten. Sogar Frauen als Hofnärrinnen kommen vor.

Im Eulenspiegel wird eine „Thörin", eine als Närrin gehaltene Schwachsinnige erwähnt.[73]) In Georg Wickrams Roman „Reinhard und Gabriotto" wird gleichfalls eine Hofnärrin genannt. 1722 hielt sich die Herzogin von Sachsen-Weißenfels eine Hofnärrin zur Belustigung in ihren überaus vielen Mußestunden. Königin Barbara von Böhmen hat 1481 an ihrem Hof „zwergk und zwirgin" zur Belustigung.[74]) Und so war es noch an vielen anderen Höfen. Denn „. . . es ist stets und allerwegen so gewesen, daß etliche weltliche Fürsten und Herrn viel eher einen Narren oder Zwerg um sich haben und leiden wollen als einen Witzigen" sagt Moscherosch.[75])

Die Lust an platten, unverblümten Späßen und derbster literarischer Kost herrscht noch lange vor, daneben ist aber die Freude an den Abenteuern der Ritterzeit nicht verloren gegangen.

Die Bibliothek einer adeligen Dame des fünfzehnten Jahrhunderts enthält außer Erbauungs- und nützlichen Büchern den Welschen Gast, Wilhelm von Arense, Titurel, Parzival, Wigalois, Erec, Eneit und ähnliche Unterhaltungsliteratur.[76]) Man las allenthalben gerne. Zu Ende dieser Epoche konnte Johann Beuch melden: „Die Vornehmen des Landes, das gemeine Volk, Männer und Frauen, haben hier in unserer ganzen

Gegend (den Niederlanden) viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren.[77]) Einer Riesenverbreitung erfreuten sich die „erschröcklichen" Schriften und Flugblätter von Viel- und Mißgeburten, Himmelszeichen und Verbrechen.[78])

Eine Gräfin Maria v. Wolkenstein verzeichnet Ausgaben für „das Heldenbuch", „das himbelische Frauenzimmer", den „Tugendspiegel" und Th. von Kempis „Nachvolgung Christi". Außer solchen Ritterbüchern las man immer gern die volkstümliche Literatur. Schon der Pfaffe Amis des Strickers in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts huldigt dem Naturalia non sunt turpia in ausgiebigster Weise, doch ist er ein Engel an Keuschheit gegen die Volks- und Schwankbücher, die dem selbstbewußten Bürgertum die feudalen Epen und Heldenlieder ersetzten. Der „Pfarrer vom Kalenberg" hält mit seinen rücksichtslosen Derbheiten auch nicht vor dem Altar inne. Er zeigt sich seiner Herrin der „frow Espet von Bayern" in pluris naturalibus, er nimmt sich, da ihm der Bischof eine vierzigjährige „Schaffnerin" vorschreibt, lieber zwei von je zwanzig Jahren, er führt der hohen Frau nackte Bauern vor und besteht noch andere tolle Abenteuer, die an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig lassen.[79]) Besonders schlecht kommen im Kalenberger, dem Stammvater des französischen Calembourgs[80]), die Schaffnerinnen, Kellnerinnen, modern ausgedrückt, die Pfarrersköchinnen weg, die später zu stehenden Figuren in den Fastnachtsspielen und andern Volksstücken wurden. „Peter Leu", ein späterer Nachahmer des Pfaffen vom



Pfarrer mit seiner Köchin und einem Schuster.
(Titelblatt einer Flugschrift von Hans Sachs)

Kalenberg überbietet seinen Vorgänger noch an gewagten Situationen. Heute vermögen sie uns, abgesehn von aller Prüderie, kaum ein Lächeln zu entlocken, da sie absichtlich nur allein der Neigung des Verfassers zum Schmutzigsten entspringen.

Neithard Fuchs,[81]) der dritte im Bunde, ist der gemeinste von allen. „Der Held“ der Dichtung, ist der Minnesänger Neithart von Riuwental, dem sein Dichter den Namen Fuchs beilegt. Mit dem bekannten Tierepos hat das Volksbuch nichts zu schaffen. Im Neithart Fuchs ist der Minnesänger Hofnarr bei Otto dem Fröhlichen von Österreich, demselben, der sich an den Späßen des Kalenbergers ergötzte. Durch einen ihm gespielten schmutzigen Streich beim Finden des ersten Veilchens im Frühling wird Neithart zu einem Feind der Bauern, denen er die tollsten Possen spielt. Im IX.[82]) und XXX.[83]) Gedicht schildert Neithart in einem Gespräch zwischen zwei Bäuerinnen, Mutter und Tochter, die Unmoral auf dem Dorf in den allerschwärzesten Farben. Das ganze, übrigens poetisch wertlose Gedicht, ist so üppig, daß es heute unfehlbar dem Staatsanwalt verfallen, jedenfalls aber nur bei ganz unreifen Geistern Gefallen erregen würde.

Anders verhält es sich mit den Volksbüchern, die durch die Buchdruckerkunst allgemeine Verbreitung erhielten und sich, in gesäuberter Gestalt, noch heute hoher Gunst erfreuen. Vor allem ist es unser unsterblicher Tyll Eulenspiegel, diese Verkörperung eines längst in den Orkus zurückgekehrten alten und veralteten Übermuts, der bei aller Deutschheit jetzt nur noch fremdartig anmutet. Tyll zeigt den Mutwillen, wie ihn etwa die viel harmloseren, bösen Buben Max und Moritz aufweisen. In zahllosen Drucken verbreitet, von Fischart in Reime gebracht, ins Niederländische, Französische, Englische, Dänische, Schwedische, Böhmische, Polnische, Lateinische und Jüdisch-Deutsche übersetzt, genoß Eulenspiegel eine Beliebheit sondergleichen. Die Streiche, waren Volksgut geworden, wie der Name des Schalks zu einem geflügelten Wort wurde. Sein Nachfolger aus der Mark, Hans Clauert, ist naiver und behaglicher als Eulenspiegel „und seine Streiche versteigen sich nicht zu jener Fülle von Roheit, die beim Eulenspiegel unsere verfeinerten Empfindungen nicht selten verletzt. Dennoch gebietet auch er über ein gut Teil unverfälschter Derbheit, scheut sich nicht Dinge zu tun, deren Erwähnung allein heute unmöglich wäre, und meidet auch gemeine Plattheiten nicht.[84])

All diese Lieblingsbücher des deutschen Bürgertums, zu denen sich noch später die Schwankliteratur gesellte, sind Geschöpfe einer früheren

Zeit, denen erst Gutenbergs schwarze Kunst zu dauerndem Leben verhalf. Was in Anekdotenform von Mund zu Mund kolportiert wurde oder, gleich dem Volksbuch „Salman und Morolf" mit seinen bissigen Ausfällen gegen die Frauen und der in Grobheiten und Zoten gekleideten Lebensweisheit, in Handschriften nur einem kleinen Kreis erhältlich war, wurde durch die Pressen der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Das flatterte von Haus zu Haus, fand überall fröhlichen Willkomm. War es doch Geist der Zeit, oder wie wir heute sagen, „aktuell" — und Aktualitäten haben immer ihr Publikum. Auf inneren Gehalt wird in solchen Fällen weniger gesehen, die Hauptsache bleibt die Aktualität. Und geht diese gar noch Hand in Hand mit Realismus und Naturalismus, dann kann Erfolg nicht ausbleiben. Das wußten die Verfasser solcher Bücher von altersher bis zum zwanzigsten Jahrhundert ganz genau. Bartholomäus Krüger ebenso wie Leutnant Bilse und Margarete Böhme.

IX. Abschnitt.

Ein tristes Kapitel.

Die gute alte Zeit! Wann war sie, wann hat sie die Menschheit beglückt? Im Mittelalter gewiß nicht, in der neuern Zeit ebenso wenig wie in den Tagen der Empfindsamkeit und als Großvater die Großmutter nahm. Wie jedes Dach sein Ach, so hat jede Epoche ihre Schattenseiten und je weiter wir in der Weltgeschichte zurückgehen, desto mehr überwiegt der Druck, unter dem die Menschen seufzten. Alle Schlagwörter, mit denen das Einst wohlwollend belegt wird, sind nichts als hohle, unbedacht ausgesprochene Faseleien. Wer möchte in der Zeit der Hexenverfolgung gelebt haben, wer — um weniger drastische Beispiele anzuführen — sich mit einem Kerzenstummel durch ungepflasterte, enge, licht- und luftlose Straßen nach Haus tappen? Wer mit dem Postkarren über holprige Landstraßen so viele Tage rumpeln, wie er heute Stunden braucht? Wer wollte auf die Zeitung, auf den Telegraph, auf das Theater, kurz auf all die tausend Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verzichten, die durch die Fortschritte der Technik und Kultur in allen ihren Abstufungen das Leben inhaltsvoll machen. Gewiß, es gibt Menschen, die all das entbehren können, entbehren müssen. Aber entweder zwingt sie das eiserne Muß dazu, oder sie vermissen es nicht, weil es ihnen unbekannt geblieben ist. Aber selbst jenen, die nur einen Bruchteil der modernen Kultur kennen gelernt haben, würde das Leben in einer Stadt des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts kaum als wünschenswerter Zustand erscheinen. Schon allein die behördliche Bevormundung würde dem geduldigsten Mitbürger eines unserer Polizeistaaten mehr als ihm und seiner Behörde lieb wäre die Galle ins Blut treiben.

So ein Stadtrat der Vergangenheit mischte sich eben in all und jedes. Er kümmerte sich um Geburt, Hochzeit, Taufe, Todesfall. Er schrieb die Kleidung vor, bestimmte die Anzahl der Gänge auf der Tafel. Er ließ flott drauf loshängen, köpfen, rädern, staupen und brand-

marken, ja er würdigte sogar die öffentliche Unsittlichkeit bis ins kleinste Detail seiner ganz besondern Aufmerksamkeit und Fürsorge.

Man war in der Vergangenheit kein Freund von Geheimniskrämerei. Was nicht durch göttliche oder weltliche Gesetze verboten war, konnte jeder frei und offen tun. Darum duldeten die mittelalterlichen Städte die gewerbsmäßige Unzucht nicht nur, sondern sie gaben ihnen gewissermaßen den Charakter von städtischen Institutionen mit Pflichten, aber auch mit wohlverbrieften Rechten.

Jede Stadt, selbst jedes Nestchen im großen römischen Reich deutscher Nation war mit Frauenhäusern gesegnet, in denen die Priesterinnen der Venus vulgivaga kaserniert lebten. Für Zucht und Ordnung sorgte ein von der Behörde bestätigter Vorsteher oder eine Vorsteherin, Ruffian oder Ruffianin genannt. Der alte Humor nannte diese Wirtinnen zuweilen die Königin oder Äbtissin des Frauenhauses,[1]) was aber nicht verhinderte, daß diese Menschenklasse zu den außerhalb der Gesellschaft stehenden zählte, wie die Insassinnen der Frauenhäuser, die Henker, die Vaganten und die Juden. Schon das westgotische und langobardische Recht gedenkt dieser Frauenwirte. Das erstgenannte bedroht sie mit Todesstrafe, das westgotische mit Züchtigung, wenn sie ihren Beruf nicht aufgeben wollen.[2])

Man war allenthalben von der Notwendigkeit solcher Anstalten durchdrungen. Als sich 1562 der Nürnberger Rat bei drei Predigern und sechs Rechtsgelehrten Gutachten über die geplante Abschaffung der Frauenhäuser einholte, widerrieten zwei Juristen die Aufhebung, weil „nicht jeder sich an den Himmel halten könne und weil durch die Abschaffung ehrliche Töchter in Gefahr würden gebracht werden". Die Prediger erkannten zwar dasselbe Motiv an, erklärten aber, daß man das Böse nicht dulden dürfe, um dadurch Gutes zu erlangen, also den Gegensatz vom jesuitischen Zweck, der das Mittel heiligt. In Frankfurt am Main trat schon 1537 der Prädikant Geltner mit denselben Gründen wie die Juristen für die Frauenhäuser ein, er konnte sich dabei auf den Kirchenvater Augustinus berufen, der da meint: „Hebt die Prostitution auf, und ihr werdet Unordnung sehn."

Aus diesem Gedankengang heraus leitete Nürnberg die 1470 abgefaßte Frauenhaus-Ordnung mit den Worten ein: Obgleich der Rat selbstverständlich verpflichtet sei, Ehrbarkeit und gute Sitten zu nähren, Sünde aber und sträfliches Wesen zu verhindern, so dulde er doch zur Vermeidung größeren Übels in der Christenheit gemeine Weiber, es sei aber nötig, in bezug auf sie eine Ordnung einzuführen.

Der Ruffian war der Stadt gegenüber verantwortlich für das Frauenhaus und hatte einen Eid, in Würzburg sogar drei, je einen für Rat, Fürstbischof und Domkapitel, abzulegen. Darauf erhielt er die Bestallungsurkunde. Eine solche von Würzburg aus dem Jahr 1444 lautet: „Item der Rath hat Martin Humel von Newenburg bei Basel aufgeaufgenommen zu eynem Hürrn Wirtt vnd ihm das Haus bevolen getrewlich zuzusehen.“[3])

Dieser Hummel war übrigens ein Gemütsmensch, dem seine Landsmänninnen besonders ans Herz gewachsen waren. Als Peter Schneider von Neuenburg auf der Suche nach seiner entflohenen Frau in Würzburg eintraf, fand er die holde Gattin unter der Obhut des Herrn Hummel im Haus „Zum Esel“. Der Peter bewillkommnete sein Weibchen mit einer Tracht Prügel, wofür er, da er gegen die Frauenhaus-Ordnung verstoßen hatte, in den Kerker spazierte. Ob Hummel in Strafe genommen wurde, davon verlautet nichts, denn auch er hatte sich gegen die Satzungen vergangen.

Es sollte nämlich weder ein Stadtkind noch eine Ehefrau zu denen, „so an der Unehre sitzen“, zugelassen werden. Aber Gesetze sind bekanntlich da, um umgangen zu werden. Wie sich in Lübeck 1476 Bürgerinnen mit Schleiern vor den Gesichtern in die Freudenhäuser begaben, weshalb der Herzog von Sachsen den Rat aufforderte, solche Schleier zu verbieten, so gingen in Ulm 1527 verheiratete Frauen ganz ohne Scheu unter die öffentlichen Dirnen.

In fast allen Verordnungen war Juden, Ehemännern und Geistlichen der Zutritt in die Frauenhäuser untersagt.

Wie schrecklich mit einem im Bordell ertappten Juden umgegangen wurde, berichten die Weistümer.[4]) Nach dem Schwabenspiegel 317 sollten der Jude und das Mädchen verbrannt werden. Die spätere Zeit begnügte sich mit Auspeitschung des Israeliten. In Wien wurde ein Jude, der mit einem Christenweib „Liebschaft“ gepflogen, solange ins Gefängnis geworfen, bis er zur Strafe und Besserung wenigstens zehn Mark erlegt hatte. Die Christin, die solchen „verdammten Unfug“ dulden und „ihr gelieben lassen würde“, die sollte mit starken Prügeln aus der Stadt hinausgetrieben werden, ohne Hoffnung, jemals wieder dahin zurückkehren zu dürfen.[5]) So beschloß wenigstens die Wiener Kirchensynode von 1267.

Ehemänner hatten sich durch Strafgelder zu lösen. In Nördlingen verbot 1472 der Rat in seiner Haus-Ordnung den Geistlichen nicht den Besuch des Frauenhauses, denn das war doch undurchführbar, sondern

nur, eine ganze Nacht darin zuzubringen.[6]) In Frankfurt am Main ist 1473 die Rede von Priestern, die „im Rosentale by den dorechten (törichten) Frauwen liegen."

An gewissen Feiertagen und deren Vorabenden durfte kein Einlaß gewährt werden.

Speisen und Getränke für die Mädchen waren obrigkeitlich nach Menge und Preis genau festgesetzt, ebenso die von den Dirnen zu fordernde Entlohnung.

Außer Ehefrauen sollte der Ruffian Stadtkinder, unreife Mädchen oder solche, die in andern Umständen waren, nicht im Haus dulden. Er mußte seine Schutzbefohlenen von außerhalb beziehen. Hingegen war es nicht selten, daß Frauen und Mädchen von ihren Männern oder Eltern einem Frauenwirt verpfändet wurden. Dies galt für erlaubt, wenn die Frauensperson damit einverstanden war. In Speyer will einmal ein Strolch seine Geliebte für eine Woche gegen geringe Barzahlung im Frauenhaus versetzen.[7])

Auf das Freiwillig war in fast allen Ordnungen der Ton gelegt, denn ins Haus locken durfte der Kuppelwirt bei schwerer Strafe kein weibliches Wesen. Nur in Ulm konnte man Frauen ohne ihre Zustimmung ins Bordell bringen. In der Frauenhaus-Ordnung heißt es nämlich: „Zum siebenten, ob sich fügte, daß dem Wiertt ain Fraw oder Dirn, wider jren Willen versetzt würde, und sie oder jr Freund, jr widerumb aus dem Hauß begehrten, so soll der Wiertt dieselben Frawn oder Dirnen onerhindert und on das Gellt, darumb sie ime versetzt ist, außer dem Haus kommen lassen."[8]) Also man erlaubt es zwar, knüpft aber daran Bedingungen, auf die so leicht kein Frauenwirt eingegangen sein dürfte. So schiebt man stets dem Ruffian einen Riegel zugunsten der Dirnen vor. Der Wirt sollte seine Schutzbefohlenen nicht überteuern. Er durfte sie nicht hindern auf die Straße und in die Kirche zu gehen, „nachdem sy Freyweyber genannt sein". Andererseits durften sie sich auch niemandem versagen, weil sie „frey vnd nach irem namen gemein sollten".

Nur ein Teil ihres Verdienstes fiel dem Wirt zu, in Basel 1384 ein Drittel,[9]) in Ulm eine bestimmte verhältnismäßig geringe Summe[10]), was darauf zurückzuführen ist, daß die Stadt die „besten Fräuleins" im ganzen und großen mit einer Toleranz behandelte, die etwas unsagbar Naives an sich hat. Erwarb sich doch eine ganz gewöhnliche Dirne in manchen Städten das Bürgerrecht, wenn sie eine geraume, genau bestimmte Zeit der Stadt „gute Dienste" geleistet hatte. Ob sie aber dadurch ehrlich

im vorzeitlichen Sinne wurde, nicht am Schindanger wie der hingerichtete Verbrecher begraben wurde und über dem Auswürfling der mittelalterlichen Gesellschaft, dem Scharfrichter stand, davon ist nichts zu finden in den Satzungen der Vergangenheit. Sie wurde nur zum Stadtkind mit dessen Pflichten aber nicht mit dessen Rechten.

Anders war es freilich, wenn eine Dirne durch eine ehrliche Heirat ihre bürgerlichen Rechte wieder erlangte. Das war nicht nur erlaubt, sondern auch vielerorts sehr gern gesehn. Der Wirt mußte sie ungehindert ziehn lassen, auch wenn sie ihm noch so viel schuldete. Überdies erhielt der, welcher eine dieser Sünderinnen zum Weib nahm, eine namhafte Aussteuer. War in Wien z. B. den zünftigen Handwerkern nach der Zunftordnung bei Ausschließung aus der Zunft untersagt „freie Frauen" zu ehlichen, so gewährte Nürnberg solchen Handwerkern kostenlos das Bürgerrecht.[11]) Auch einem Nadler, der eine getaufte Jüdin zur Ehe genommen hatte, verlieh der Rat 1475 deshalb das Bürgerrecht.

Wenn eine Dirne sich verheiratet, so soll der Bräutigam keinen Kranz tragen, die Braut nur im schmucklosen Schleier fast ohne Gefolge zur Kirche wandern. Das Mahl muß ohne Spiel und Fröhlichkeit abgehalten werden. Auf dem Land dienen 1582 Strohkränze zur Zierde, der Gerichtsbüttel als Geleit, bestimmen Alt-Nürnberger Verordnungen.[12])

Ein weiterer Beweis von Duldsamkeit ist darin zu finden, daß man die feilen Weiber bei Hochzeiten und Gastmählern Sträuße verteilen,[13]) bei Tänzen und Lustbarkeiten auf dem Rathaus oder in der Herrentrinkstube in Schmuck und Putz erscheinen ließ. Sie verloren 1495 dieses Privileg, das endgültig aber erst 1546 auf Antrieb der „erbaren", jedenfalls taktvollen Frauen beseitigt wurde.[14])

Im Frauenhaus genossen die Dirnen den weitgehendsten Schutz. So wie dort verboten war, zu schwören und zu fluchen, so war es streng untersagt und galt als besonders strafwürdig, die Töchter des Frauenhauses zu mißhandeln. Wer dies tat, hatte die auf Friedensbruch gesetzte Strafe zu gewärtigen.[15]) Wie es trotzdem in diesen Häusern zuging, zeigt die Tatsache, daß während sich Kaiser Karl IV. 1355 in Regensburg aufhielt, im Bordell fast jeden Abend Tumulte vorfielen, bei denen zwei Patrizier erschlagen wurden. 1465 erlaubte man dem Ruffian im Tempelhaus zu Frankfurt am Main ein Messer zu seiner Sicherheit zu tragen. Ebenso durfte der Ulmer Frauenwirt Messer und Degen an sich haben. In der Nördlinger Frauenhaus-Ordnung wird angegeben, was bei „Aufruhr, Gefecht, Scheltworte und anderen Unrath" zu veranlassen sei. Der Frankfurter Rat läßt

angesichts solcher Tatsachen 1557 das Frauenhaus geschlossen „zur Verhütung allerlei Unraths" als dort der Fürstentag abgehalten wird.[16])

Alle diese Bevorzugungen galten jedoch nur der Korporation niemals dem Individuum. Dies war eine Sache, die man tunlichst vor Beschädigung schützte, weil man sie für nützlich hielt, die man aber nur als Sache schätzte. Die Achtung vor den ehrbaren Frauen und die Mißachtung dieser Gefallenen sprach sich schon dadurch aus, daß man sowohl den offiziellen Buhlerinnen wie auch für „die heimlichen Frauen und Töchter, die in der Stadt auf und niedergant und nit in offenen Frauenhäusern sind"[17]) als Unterscheidungszeichen eine eigene, leicht kenntliche Tracht vorschrieb.

Mit dieser Uniformierung beschäftigt sich sogar die Reichsgesetzgebung. Die „Neue Kaiserliche Ordnung und Reformation guter Polizei im Heiligen Römischen Reiche" anno Domini 1530 handelt im elften Artikel von der Tracht der „gemeinen und unehrlichen Weiber".[18]) Die Abzeichen, Mützchen, Schleier, Mäntel, aufgenähte Flicken, sind z. B. in Zürich rot, in anderen Städten gelb.[19]) Ähnlicher Bevorzugungen erfreuten sich die andern Auswürflinge der städtischen Weiblichkeit, nämlich die Zugehörigen des Scharfrichters und die Bewohnerinnen des Ghettos. Jede dieser drei Frauenkategorien mußte abseits von den ehrlichen Christenmenschen hausen und am Ende ihres freudlosen Lebens mit einem Grab auf dem Schindanger vorlieb nehmen.

Und wie schwer es oft war, die Unehrlichen selbst dorthin zu bringen, davon gibt das prächtige alte Buch Zeugnis, mit dem so recht bezeichnenden Titel: „Der Weh-schreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz bis anhero nicht zu Grabe getragen und nun auch etlicher ihrer Frauen in Kindes-Noth niemand helffen will. — Aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leyden, so der Magistrat darüber eine gute Zeit lang ausgestanden. Gedruckt zu Hamburg 1687." Aus jeder Zeile dieses kulturgeschichtlich überaus wichtigen Schmökers spricht das durch Vorurteile absurdester Art bis zur Vertiertheit verknöcherte Herz von Pfahlbürgern eines Nestes. Tagelang lassen sie die Frau eines Henkersknechtes in Kindswehen liegen, ehe die „Damen" der Stadt, von der Ratsverwandten bis zum letzten Fischweib in geschlossener Front, endlich gestatten, daß der armen Kreißenden Hilfe zuteil wird. „Das arme Mensch hat in der höchsten Not so lange hinsitzen müssen, bis sie das Kind darüber eingebüßet." Wir in unserer humanitären Zeit lassen zwar auch derartige Frauen mit ihren Kindern verkommen, wir sind nicht weniger intolerant gegen Fräulein Mutter,

als es die Vorzeit war, aber wir tun es doch wenigstens insgeheim, nicht so offenherzig, so ehrlich gemütlos. Wir bedauern wenigstens die armen, aus der Gesellschaft verbannten Geschöpfe — ich bitte um Bewunderung des Fortschrittes!

Man unterschied damals Recht und Unrecht sehr genau. Scharfrichter, deren Frauen oder Kinder und Dirnen brachte man nach wie vor nur unter obrigkeitlichem Zwang unter die Erde. Als aber in demselben Husum 1724 der Amtmann, Baron von Gersdorff, die ganze Bürgerschaft zu dem Begräbnis seiner höchsteigenen Kammerjungfer einladen ließ, da war man gern zur Stelle. Ja Bauer, das war und ist etwas ganz anderes![20])

Noch schlimmer als den Züchtigern, den Jüdinnen und den städtischen Fräuleins ging es im Leben wie im Tod, den fahrenden Dirnen, jenem ungeheuren Heer von Vagantinnen, das erst im achtzehnten Jahrhundert gänzlich verschwinden sollte.

Die Edda weiß bereits von argsinnigen Weibern, die am Weg sitzen und dem Mann „Stahl und Verstand verstumpfen".[21]) Schon vom Jahr 554 hören wir von einer fränkischen Verordnung gegen das Unwesen der fremden fahrenden Weiber.[22]) Dem französischen Heer folgten 1180 auf einem Kriegszug fünfzehnhundert Dirnen nach,[23]) das allerdings in einer Zeit, wo es in Frankreich mehr Freuden- als Wohnhäuser gegeben haben soll.[24])

Die fahrende Dirne lebte, wie ihr Beiwort besagte, auf der Landstraße. Sie zog den Orten zu, wo sich Aussicht auf Erwerb bot. Kirchweihen in Dörfern und Städten, Jahrmärkte und Messen, städtische Festlichkeiten, Kirchenversammlungen und Fürstentage waren die Ernteplätze für diese Weiber. Bot sich in den Städten Gelegenheit zum Unterschlupf dann blieben sie auch länger, auf das Bitterste angefeindet von den Stadtdirnen, denen sie das Brot verkürzten, die deshalb gegen die fahrenden loszogen.



Fahrende Frau.
(Nach einer Miniature des 12. Jahrhunderts.)

Der Rat unterstü zte seine Mädchen in einem solchem Fall in weitgehendster Weise. Wie er 1438 in Basel „den Frauwen im Frauwenhause gonnen (erlaubt), das sie die offenberien (offenbaren) Frauwen in der Scheffer(-) vnd andern gassen (gewaltsam) in das Frauwenhaus furen" wird auch

anderwärts das Einschreiten der städtischen Dirnen gegen ihre Konkurrentinnen gern gestattet.[25])

Am drastischsten bestrafte man wohl in Sachsen nicht privilegierte Dirnen. „Welche Magd oder Weib in Unzucht begriffen ward, der schnitt man die Kleider unter dem Gürtel ab, geißelte sie und verweiset sie von den Leuten“.[26])

Die Zahl von Winkelbordellen nahm trotzdem in Städten mit starkem Fremdenverkehr erschreckend zu. In Frankfurt am Main waren sie während des fünfzehnten Jahrhunderts so bedeutend, daß der reiche Claus Stalberg 1501 dem Rat zweihundert Gulden vermachte zur Erbauung eines großen Frauenhauses, in das alle freilebenden Dirnen untergebracht werden sollten.[27]) Nach Schluß der Herbstmesse von 1489 mußte der Frankfurter Rat „den Frauenwirthynnen von Mentze (Mainz), Worms ect. sagen, das sie hinweg tziehen vnnd der massen (in solcher Menge) nit widder kommen.“

Manchmal, wenn es gar zu bunt wurde, griff so ein Stadtrat zum Staupbesen und fegte das Gesindel gründlich zum Tor hinaus. Auf Wiederkehr stand öffentliche Strafarbeit, Pranger, Brandmarkung, das Anhängen des Lästersteins oder der Geige und die Auspeitschung. Nur unter dem Schutz einer hohen Persönlichkeit konnten die zurückkehrenden Vagantinnen straflos dem Rat trotzen. „Im Jahr 1512 war zu Regensburg ein ganzes Rudel ausgewiesener Weiber mit Kaiser Maximilian I. wieder in die Stadt gekommen. Sie hielten sich am Schweif seines Rosses und an seinen Kleidern fest, wodurch sie gleichsam zum Kaiser gehörten. Man gewährte ihnen denn auch darauf den Aufenthalt in der Stadt nach der mittelalterlichen Gepflogenheit, Verbannte und Flüchtige während der Anwesenheit des Reichsoberhauptes innerhalb der Stadtmauern gastlich aufzunehmen.“[28])

Für den, trotz aller Roheit gerechten Sinn des Mittelalters spricht es, daß seine vornehmsten Gesetzbücher selbst im fahrenden Weib das schwächere Geschlecht nicht vergessen und die dieser Verworfenen angetane Gewalt bestraft wissen wollen. Diese Rechtsauffassung vertritt der Sachsenspiegel, im 3. Buch, Artikel 46. An freyen Weibern (varendeme wive[29]), und an eines Mannes Bulschafft (an siner amien) mag ein Mann Noth thun, und seinen Leib verwircken, ob er sie ohn Danck notzöget“.[30]) Herzog Albrecht II. von Österreich (1330—1339) übernahm in seine Handfeste die Verordnung Rudolfs von Habsburg, die wie der Sachsenspiegel Ungemach an den „gemeinen Frouwen“ verdammt.[31]) Die meisten älteren Rechtsbücher gehen aber von dem Grund-

satz aus, daß dem keine Ehre genommen werden kann, der diese nicht besitzt. Die Frage, ob begangene Notzucht an fahrenden Frauen zu qestrafen sei, wird deshalb auch entschieden verneint.[32]) Ja selbst Rechtsbücher, wie das Augsburger Stadtrecht, in denen ursprünglich dies Delikt als strafbar hingestellt worden war, redigieren später ihre Ansicht in das Gegenteil, wozu der, die Moralität untergrabende Einfluß dieser Gefallenen das seine beigetragen haben mag. Konnte doch in einer von Bordellen durchsetzten und von Vagantinnen mit Vorliebe aufgesuchten Stadt wie Basel im Jahr 1492 eine getaufte Jüdin öffentlich aussprechen, daß es keine fromme Frau oder Jungfrau mehr innerhalb des Weichbilds gebe. Wenn man ein reines Mädchen finden wolle, müsse man es in der Wiege suchen. Die Frau war von der Richtigkeit ihrer Ansicht derart überzeugt, daß sie die Verbannung einem Widerruf vorzog.

Aus dem Heer der fahrenden und unter den kasernierten Dirnen gelang es wohl auch einmal einer besonders glücklichen Demimonde sich zu einer Sonderstellung emporzuarbeiten. In diesem Fall entfaltete sie all das, was damals als Inbegriff des raffiniertesten Luxus galt. Deshalb dürfte die authentische Beschreibung einer solchen Courtisane, die auch einen Blick auf ihren Toilettentisch gestattet, von Interesse sein. Sie ist dem Buch „Piazza universalis oder Schauplatz der Künste usw.“ von Th. Garzonus entnommen, das, etwa 50 Jahr nach des Verfassers Tod, 1641 in Frankfurt am Main erschien. Sie findet sich auf Seite 682 und den folgenden. „Was meynestu, daß sie vorhaben mit ihren lieblichen Gesängen, mit ihren künstlichen Instrumentis musicis, mit ihren frewdigen Tänzen, Spielen, Malzeiten, spazieren und andern dergleichen angestellten Kurzweil, als daß sie denen, so sie schon an sich haben bracht, nach dem Beutel greiffen, und noch andre an sich hängen, welche durch Engelische Stimm, Musika und Geberden, durch ihre zierliche Rede und endlich durch solche unvergleichliche Frewde und Kurzweil gleichsam entzückt auch im Wachen von ihnen träumen, und sich dermaßen in ihrer Lieb verwickeln, daß sie sich nimmer mehr können oder mögen loswirken. Und damit ja alles köstlich genug zugehe, und ihre Lieben getrewen desto weidlicher zu tragen, muß alles in ihren Häusern auf das zierlichste ausgebutzet seyn.

Ihre Bette mit seidenen und güldenen Umbhängen behängt, die Leiltücher von der allerbesten Leinwand, die Küssenziechen uff das stattlichste vernähet und gestikt, die Stühle schön überzogen, die Tische mit den besten türkischen Teppichen bedeckt, die Gemach mit Sammet

oder mit güldenen Stücken behängt, die Thresur (Tresor, Büffet) mit dem schönsten Silbergeschirr gezieret, alle Sims mit schönen und üppigen Gemälden bestellt, die auswendige Wände mit Blumen und Laubwerk gemahlet, und das ganze Haus mit guten Geruchen, beydes von Rauch und Wasser erfüllet. Zu diesem Ende läßt man sich auff den Thüren und Fenstern sehen, da zeiget man mit den Händen, winket mit den Augen, spricht jedermann freundlich zu, lachet, ladet und bittet, daß man bei ihnen einkehre. Auch schreibt man Brieffe, und gibt allerhand Avisen, und lauffen ihre Boten, Ruffianen und der Liebhaber Jungen und Lakayen stättig, beydes in der Statt und auff dem Land auff und ab. Da schiket man allerhand Verehrungen mit bedeckten Schüsseln und Manden, beneben bald frewdigen, bald trawigen Botschaften, da ladet man einander zur Malzeit, ins Bad, zum Tanz, zum spazieren oder zu einer andern Kurzweil. Da fehlet es an keinem Waschen, schminken und malen, daß sie nur allzeit gleich schön seyn; da können die Apotheker nicht Bleyweiß genug zuführen, da kann man nicht Allaun, Floris Cristalli, boracis praeparati, destillierten Essig, Bonenwasser, Kühedreckwasser und andere dergleichen Sachen genug zuwegen bringen. Da zerfleischet man das Angesicht, und machet eine zarte glänzende Haut mit Pfirsichkernwasser und Limonensafft. Da kräuset man das Haar und machet es steiff auf der Stirn, mit Draganth und Safft von Quittenkern, und kompt eine Theurung, beydes in Weinstein und ungelöschten Kalk, daß sie nur gute Laugen haben mögen, damit sie sich frisch und roth machen, und es der Morgenröthe gleichthun. Da hat man die schönste und beste Spiegel, auf daß ja niemand betrogen werde. Da hat man das beste Rosen- und andere wolriechende Wasser, die besten Geruch von Bisam, Zibet und Ambra, damit ja niemand in Ohnmacht falle: da hat man köstliche Ohrlöffel, Kämme Bürsten, Scherlein, damit ja niemand ein Schaden von Unrat zugefüget werde. Da hat man Schachteln und Büchslin voll allerhand köstlichen Recepten und Salben, die sie selbst auf alle Fälle bereitet haben. Da gehen ihre stattlichen Mägde oder Kammerzelter umb sie her, finden allezeit etwas zu butzen und zu recht zu legen, da finden sie hinten und vornen zu helffen, die Falten zu strecken, ja auch, wenn es vonnöthen, lassen sie ihnen (sich) den Schweif nachtragen. Die siehet man bisweilen die Madonna an dem Fenster stehen mit zur Andacht geneigtem Haupt, mit vornen heraufgerichteten Haar, mit einer güldenen Ketten am Hals, Armbanden an den Händen, und Ringen an den Fingern, mit Perlen an den Ohren, mit schönen Blumen in der Handt: In Summa, auf das

Schönest herausgebutzt und geschminket wie eine Isebel, daß man die Augen nicht wohl wieder abwenden kann: und ist damit nicht genug, sondern wie die Landfahrer und Storger allezeit etwas bey sich haben vor sich auf dem Tisch, damit sie die Leute anziehen und aufhalten: also findet man auch hie nicht allein stattliche, mit Seiden, Goldt und Perlen gestickte Handschuh, sondern auch umb den Hals ein köstliches Zobel-Häublin, einen Affen oder eine Meerkatz uff dem Fenster auff einer, und einen Marder auff der andern Seiten, und einen köstlichen Wedel in der Hand, damit ja alles nach Lusten in überflüssiger Ueppigkeit wol bestellet sey.“ [33])

Wo das Prostitutionswesen in so hoher Blüte stand, konnte es nicht ausbleiben, daß seine Nebenerscheinung, das Zuhältertum gleichfalls auftrat. Daher bestand ehemals wie heute der innigste Zusammenhang zwischen Prostitution und Verbrechen. Nicht jede Verbrecherin ist eine Prostituierte, aber die Mehrzahl der Prostituierten mehr oder weniger für das Strafgesetzbuch reif. Wie heute die Verbrecher an den Dirnen ihre engsten, treuesten Verbündeten haben, so begegnet uns schon in der Vorzeit keine Räuberbande, in der sich nicht zahlreiche Frauen befunden hätten, die an der Seite ihrer Liebsten standhaft den Tod erlitten. Selbst die Schrecknisse der Folter vermochten ihnen keine, den Mann ihrer Wahl belastenden Geständnisse abzuringen. Sie waren meist mutiger, als die Mordbuben selbst. Die überreiche Gauner- und Mordbrenner-Literatur der Vergangenheit ist voll von diesen Rosas der gewöhnlich sehr unromantischen Rinaldinis, die an den beiden Ufern des Rheins, im Spessart, Odenwald, im jetzigen Großherzogtum Hessen,[34]) dann in und um großen Städten ihr Unwesen trieben. Nicht selten waren diese „Bübinnen“ entmenschter als ihre männlichen Genossen und die wahren Anführer der Bande. Sie wurden zu Bestien, wie jene drei Weiber im Berliner Friedrichs-Hospital, das zugleich Zuchthaus war. Sie ermordeten ein unschuldiges Kind und gaben als Grund an: „Sie hätten es bloß darum getan, weil sie ihres Lebens satt und



Landsknecht mit seinem Weib.
(Kupferstich von Daniel Klopfer, etwa 1500.)

müde wären."[35]) Der Henker befreite sie natürlich von ihrem Lebensüberdruß.

Zu den Schlupfwinkeln, in denen Freudenmädchen Unterkunft fanden, gehörten die Gasthäuser, vornehmlich aber die öffentlichen Badeanstalten.

Die Freude am Baden und Schwimmen der Germanen erbte sich fort. Auf den Ritterburgen, die in Deutschland zuerst ein häusliches Leben in behaglicherer Fülle und geschmackvollerer Feinheit entwickelten, finden wir nach den Schilderungen der Helden- und Rittergedichte das Bad als den unentbehrlichsten und erquicklichsten Genuß dargestellt.[36])

Mit dem Aufblühen der Städte wurde der Gebrauch der künstlichen Bäder allgemein. Das Baden galt als eine der sieben größten Freuden des Lebens.

„Wiltu ein Tag frölich sein?
geh ins Bad;
Wiltu ein Wochen frölich sein?
lass zur Ader;
Wiltu ein Monat frölich sein?
schlacht ein Schwein;
Wiltu ein Jahr frölich sein?
nimm ein jung Weib."[37]) usw.

Durch ein Bad bereitete man sich zu jeder größeren Festlichkeit vor. An den Vorabenden der Feiertage waren die Bäder von Geistlichen und Laien überfüllt. Das Brautpaar zog mit großer Gefolgschaft ins Bad. Zu Freibädern für Bedürftige bestanden in den meisten alten Städten Stiftungen.

Reichere Leute hielten wohl in ihren Häusern eigene Badstuben, „darin er etwa mit seinem Weibe oder sonstem einen guten Freund sitzet und ein Kändele drei vier Wein neben guten Sträublen ausleeret." Man badete nämlich mit Vorliebe in Gesellschaft und unterhielt sich während der vielen im Bad zugebrachten Stunden zum mindesten mit Essen und Trinken.

Von einer Geschlechtertrennung im Bad war bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein nur selten die Rede.[38]) Die Folge davon war, daß die Badstuben zu Stätten der Unsittlichkeit wurden, und daß sie „am meisten zur Anreizung der Unkeuschheit erbauet sind". Die Obrigkeiten waren offiziell von diesen Tatsachen gar nicht „erbauet", aber alle Verordnungen vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert schufen keine dauernd einschneidende Änderung.

Zwar sagt Fischart:

„Ein fromm Frau laßt wol jr Gewand
Vor der Badstuben an der Wand,
Aber sie zihet ein bessers an,
Welchs kain Wasser abwäschen kan
Von Schamlot,[39]) das ist zucht vnd scham,
Das trägt sie hinein Tugendsam.
Dan eins Weibs Leib deckt nicht der Sammet
Sonder vil mehr ein Klaid von Schamet.“[40])

Bei frommen Frauen mochte dies zutreffen, man war aber nur in der Kirche fromm, draußen jedoch sehr weltlich gesinnt. Dann verderben böse Beispiele bekanntlich gute Sitten und an schlechten Vorbildern hat es in keiner öffentlichen Badstube oder sonstwo jemals gefehlt. Schon daß der Bader meist unehrlich war, also auf gleicher Stufe mit dem Henker und dem Ruffian stand, kennzeichnet den von ihm genossenen Ruf. Seine Untergebenen, meistens Dienerinnen, „Weibel viel gelenke“, waren nicht besser als ihr Herr. „Wie der Herr, so's Gescherr“. Diese „bedenklich hübschen“ Bademädchen[41]) frottierten Herren und Damen, denen sie zum Beschluß den Kopf ordentich durchkneteten. König Wenzeslaus von Böhmen war ein besonderer Liebhaber dieses „Kopfzwagens“. Als er im Jahr 1470 in Nürnberg war, ließ er sich von seiner Frau Hauswirtin „Barbara Muffel das Haupt fein oft waschen und verehrte ihr für ihre Mühewaltung auf ihre eigene Bitte einen Span von dem heiligen Kreuz.“[42])

Diese dienstbaren Geister, die „badewîbel“, gaben dem Bad seine Signatur als Stätten der Unzucht. Die ehemaligen kleinen runden Badebehälter wurde durch eirund-längliche Wannen ersetzt, in denen „sas der Herre plos und das weib oun alle swär“[43])

Die Unsittlichkeit in den städtischen Badstuben hörte erst mit dem Aussterben dieser Anstalten auf, das zeitlich mit der Schließung der Frauenhäuser zusammenfiel. Das elementare Einbrechen ansteckender Krankheiten gab diesen beiden Stätten der Unzucht den Todesstoß.

Doch die Unmoral der städtischen Bäder fand ihre Fortsetzung in den Badeorten, die durch die freien Sitten ihrer Besucher viel Anstoß erregten. Einzelne Bäder waren berüchtigt durch die in ihnen herrschende Ungebundenheit. In den „Wildbädern“ badeten die Geschlechter gemeinsam, in einer kaum genügenden Weise bekleidet. An Verführungen fehlte es nicht, denn neben wirklich Leidenden fanden sich, namentlich in Modebädern, Abenteurer aller Art ein, dazu Unterhaltungsbedürftige, zu denen die Geistlichkeit beiderlei Geschlechts ein starkes

Kontingent stellte. „Sie kehren heim, die Körper sind weiß gewaschen, die Herzen durch Sünde geschwärzt. Die gesund hingingen, kehren mit Krankheit behaftet heim. Die durch die Tugend der Keuschheit stark waren, kehren zurück verwundet von den Pfeilen der Venus. Das möchte noch wenig bedeuten, wenn nicht die Mädchen, die als Jungfrauen hinreisten, als Dirnen zurückkehrten, als Ehebrecherinnen, die anständige Ehefrauen waren, wenn nicht als Teufelsweiber heimkehrten, die als Gottesbräute hingingen. Und so erfahren sie durch diese und andere Anlässe zur Trauer bei der Rückkehr die Wahrheit des Satzes, daß alles Ende aller fleischlichen Lust Trauer ist.“[44])

Die Beschreibung Poggios vom Treiben in Baden bei Zürich habe ich in meinem Buche „Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit“[45]) vollständig aufgenommen. Pontaleon, von dem 1578 eine Beschreibung von Baden erschien, druckte Poggios Schreiben gleichfalls ab. Recht interessant ist, daß er bei der Stelle, wo der Italiener erzählt, daß junge und alte Frauen im Evas-Kostüm vor den Augen der Männer ins Wasser stiegen, die Bemerkung nicht unterdrücken kann: „da kann man sehn, wie die Italiener gesinnt sind und auf Geilheit gesehn haben, was den frommen Deutschen nach ihrer Landesart gar nicht aufgefallen ist.“[46]) Ja dem Reinen ist alles rein — aber auch der Schmutzige hält sich oft für überaus sauber. Trotzdem hat der biedere Pantaleon Recht. Nackt und schamlos sind zwei ganz entgegengesetzte Begriffe. Eine reine Seele wird mit Unbefangenheit den nackten Körper betrachten, wie es noch heute der kulturell hochstehende Japaner in jenen Landstrichen tut, die europäischen Einflüssen wenig oder gar nicht zugänglich sind. Ein Naturvolk, und das war die breite Masse im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert, beachtet den nackten Körper gar nicht, er ist ihm völlig gleichgültig, erregt weder seine Bewunderung noch seine Sinnlichkeit und ebenso wenig seinen Abscheu, wenn er häßlich oder krank ist. Der Naturmensch zeigt an seinem und seiner Mitmenschen nacktem Körper ebensoviel und ebensowenig Interesse, wie an den übrigen Werken der Natur seiner Umgebung; für ihn ist er nur ein Teil davon und eins mit ihr.[47]) Die Naivität oder prägnanter gesagt, die Seelenreinheit, mit der ein Naturmensch die Nudität als nichts bemerkenswertes übersieht, war aber bei den höher stehenden, von der französischen Galanterie bereits infizierten Kreisen Deutschlands längst gewichen. Das Hoffräulein Wute Riemen zeigt sich nackt dem jungen Hans von Schweinichen, dochder, „weil ich zuvor kein nacket Weibesperson

gesehen",[48]) begießt sie mit kaltem Wasser — das ist doch noch kindliche Naivität.

Überdies sprechen zu gewichtige Stimmen von der bewußten Unmoral, als daß man einzig und allein die Naivität ins Treffen führen könnte. In vielen Fällen mochte Fischart Recht haben und die Frau mit ihrem Kleid nicht auch die Ehrbarkeit ablegen, aber in den meisten Fällen, besonders in den Badeorten für Frauen, war Frau Aventiure die Reisebegleiterin. „Jetzt sey er (der vornehme Herr) mehrentheils wegen seiner Liebsten in das warme Bad gezogen, als welche verhoffte hierdurch fruchtbar zu werden. Florindo fragte in seiner Einfalt, ob denn das Wasser solche Krafft hätte, doch halff ihm Gelanor bald auß dem Traume, in dem er sagte, thuts das Bad nit, so thuns die Badgäste",[49]) was auf einer Mauer im alten Schwefelbad Baden bei Wien kürzer in dem Satz ausgedrückt war:

„Für unfruchtbare Frauen ist das Bad das beste,
Was das Bad nicht thut, das thun die Gäste."[50])

„Etliche Weiber ziehen auch gern in die Sauerbrunnen und warme Bäder, weilen ihre Männer zu alt und kalt sind" sagt ein Autor des siebzehnten Jahrhunderts und ein anderer setzt hinzu, damit sie dort „lustig ihren Ehemännern eine waxene Nasen träen kunden."[51])

Ehrbare Frauen nach damaligen Begriffen waren dies aber ebensowenig, wie sie es nach heutigen Anschauungen sind. Ja, heute sieht man bei Seitensprüngen der Frau viel eher durch die Finger als man dies in der Vorzeit tat. Der Ehebruch war ein Verbrechen, das weltliche und geistliche Gerichte ahndeten, vom Sachsenspiegel bis zur peinlichen Gerichtsordnung Karls V., und man war nicht sanft darin. Aber Strafen haben leider niemals das Verbrechen aus der Welt zu schaffen vermocht.

Die überführte Ehebrecherin, wenn sie mit dem Leben davon kam, war in einer trostloseren Lage als die ihres Lebenswandels überdrüssige Dirne. Konnte das Freudenmädchen nicht durch eine ehrliche Heirat in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren, so blieb ihr als letzte Hoffnung der Eintritt in eines der Rettungshäuser, die sich in sehr vielen deutschen Städten vorfanden. Vom Wien des fünfzehnten Jahrhunderts berichtet Aeneas Sylvius: „Neben diesen geistlichen Häusern ist ein Kloster bei der St. Hieronymus Kirche, in welches verschrieene und lüderliche Weibsbilder, wenn sie büßen wollen, aufgenommen werden, wo sie dann Tag und Nacht deutsche Lobgesänge zu Ehren des Allerhöchsten wechselweise absingen müssen. Geschieht es, daß eine in

das vorige Leben zurückfällt, so stürzt man sie ohne Gnade in die Donau. Allein sie leben insgemein in gutem Ruf, und selten hört man von ihnen etwas Ausgelassenes."[52]) Diese Reuerinnen der heiligen Magdalena starben im Jahre 1553 aus.

Diese Mitteilung des nachmaligen Papstes war nicht für alle Städte mit Büßerinnen-Klöster zutreffend, denn anderswo fand man viel über solche Weiber zu klagen. Man erzählte sich z. B. im alten Berlin, daß die frommen Jungfrauen unter dem Deckmantel geistlicher Heiligkeit häufig genug ein recht unheiliges Leben führten. Waren in jener Zeit aus den Nonnenklöstern Frömmigkeit und Sittsamkeit längst gewichen, so hatten sie auch in den Beginenhäusern keinen Platz mehr gefunden; und vom Heiligen Geisthospital in Berlin, in dem diese Beginen ihren Wohnsitz hatten, wurde gar manche abenteuerliche Liebesgeschichte erzählt.[53])

Der Name Beginen bedeutet soviel wie Betschwestern, aber ohne satirische Nebenbedeutung. Büßerinnen wurden immer Beginen, wo nicht besondere Stifte für sie vorhanden waren, aber nicht alle Beginen waren Büßerinnen.

Im allgemeinen waren die Beginen oder Beghinen eine Art Ordensschwestern, die sich von Nonnen nur dadurch unterschieden, daß ihnen keine besondere Kleidung vorgeschrieben war, und daß sie aus der Gemeinschaft beliebig austreten konnten, um in das bürgerliche Leben zurückzukehren. Sie waren nur gehalten sich einfach zu kleiden und die Satzungen des Beginenhauses streng zu befolgen.

Der Name Begine wird vom Priester Lambert le Begue abgeleitet, der 1184 in Lüttich den ersten Beginenhof gegründet haben soll. Nach anderen Forschungen kommt aber bereits 1065 die Bezeichnung Begine vor.

Die Beginen lebten zu Anfang etwa wie unsere Stiftsdamen, wohlversorgt, und die Frömmigkeit als Geschäft im gemeinschaftlichen Haushalt betreibend. Im dreizehnten Jahrhundert sind in Frankfurt am Main vorzugsweise vornehme und wohlhabende Damen als Beginen erwähnt. Dann ändert sich das und nur Arme kommen in das Beginenhaus, das wohltätige Bürger mit Stiftungen bedenken. Schon 1367 wird ein Beginenhaus „domus pauperum", das Haus der Armen, genannt.

Wo die Bezüge aus Stiftungen nicht ausreichten, diese frommen Damen zu erhalten, waren sie gezwungen sich durch Arbeit einen Verdienst zu verschaffen. An vielen Orten unterrichteten sie arme Mädchen,

verrichteten Krankenpflegerdienste, zogen Findlinge auf, trieben Wollweberei, ja befaßten sich sogar mit Handelsgeschäften.

Eine von den Beginen selbst gewählte Vorsteherin leitete das Hauswesen.

In Frankfurt am Main und in Ulm war den Beginen gestattet zur Pönitenz ungehorsamer Schwestern eigene Gefängnisräume in ihren Häusern zu errichten, wovon sie gern Gebrauch machten. Die Aufsicht über die Beginenhäuser führten entweder die Stadträte oder die Geistlichkeit.[54]) Die ersten Beginen tauchten im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts in Frankfurt am Main und Speier auf. Im sechzehnten Jahrhundert erlosch das Beginenwesen nach und nach, nachdem die Beginen mehr und mehr entarteten und die ursprünglichen Sympathien für sie sich in Verachtung gegen die Müßiggängerinnen verwandelte, denen die bösesten Dinge nachgesagt wurden.[55])

Daß sich alt gewordene Dirnen vielfach als Kupplerinnen fortbrachten, liegt in der Natur der Sache und bedarf keiner Belege, die sich leicht erbringen ließen. Ebenso wurden sie zu häufig zu jenen „Gremperinnen", die den Bauern ihre Ware abhandelten, um sie mit Aufschlag am Markt zu verkaufen. Sie hausierten wohl auch mit allerlei Tand, Ringlein, Hefteln, Messern, Gewürz, Bändern, Tisch- und Handtüchern. In den süddeutschen Städten wie Ulm, Augsburg, Nürnberg handelten Koüflerinnen mit alten Sachen. Aber weder das Koufwip noch die Trödlerinnen erfreuten sich hinsichtlich ihrer Ehrlichkeit und ihrer moralischen Qualitäten eines besonderen Rufes. Sie waren stets zu allerlei dunklen Geschäften zu haben, die ihnen mehr einbrachten als ihr Haupterwerb.

Zu den Rekrutierungsanstalten für die städtischen Frauenhäuser gehörten zweifellos die ländlichen Spinnstuben. Die dort herrschende Unsittlichkeit, wo „von denen dahin zusammenkommenden Knechten und Mägden viele Ungezogenheiten begangen, unziemliche Lieder gesungen und schandbare Handlungen begangen werden", heißt es noch in einem braunschweigischen Erlaß von 1767,[56]) trotzte allen Einsprüchen der Obrigkeiten. Das zum Teil nur zu begründete Vorurteil gegen die Rockenstuben ging im Zeitalter des Hexenwahns so weit, daß man in ihnen das beste Operationsfeld der Hexen zur Anwerbung neuer Genossinnen sah. Ein fliegendes Blatt von 1627 besagt: „. . . wenn die Mägdlein in dem Kunckelhaus oder Rockenstuben selber mit einander tanzen, so hat der Teufel Macht über alle, die da im Hause sind. Bekennen — die Hexen aus den Bistümern Würzburg und Bamberg — daß viele tausend Mäglein also sind verführt worden, deßwegen die

Kunckelhäuser oder Rockenstuben in der ganzen Welt sollt man abschaffen."

In Nürnberg verbietet ein Mandat von 1548 die Rockenstuben: „das mer malen in solchem zusammengehen ihre Töchter verführet, hindter den Vätern zu vnziemlichen Ehen überredt und gar zu schanden bracht worden. Das auch die Gesellen an einander darob verwartten, verwunden und todtschlagen, zudem das vil rede und handlung geschehe, die zu allerley vnrathe und vnchristlich Sachen dienen."

Die Zuchtlosigkeit in diesen Rockenstuben zeigte sich in den dort üblichen Spielen, die ein geistvolles Blatt Hans Sebald Behams (zirka 1500 bis 1550) mit photographischer Treue wiedergibt. Aus Mädchen aus solcher Schule bildete sich der Bestand der Frauenhäuser. Sie wurden zu fahrenden Dirnen, wenn ihr Fehltritt offenbar wurde, und die in einem solchen Fall plötzlich moralisch gewordene Dorfschaft sie mitleidslos aus der Gemeinschaft stieß. Wo heute noch in abgelegenen Dorfwinkeln die Spinnstuben fortbestehn, herrschen gerade dieselben Zustände wie vor so und so viel hundert Jahren.

Diese Unduldsamkeit, in Dorf und Stadt gleich, hatte den Kindesmord als Folgeerscheinung. Was sollte so ein armes Mädchen mit dem Geschöpf anfangen, das schon durch seine Geburt als Auswurf der Menschheit gekennzeichnet war, und das seiner unglücklichen Mutter die letzte Hoffnung auf die Zukunft raubte. Ohne Kind gelang es ihr vielleicht ihren Fall zu vertuschen.

Und unduldsam und unlogisch wie das Volk waren die Gesetze. Sie konnten bei einer verheirateten Frau den Kindesmord ungeahndet lassen, wenn er durch Armut oder Hungersnot verursacht war,[57]) doch nur höchst selten bei einer Ledigen. Die Kirche spricht dies dahin aus: „Aber es ist ein großer Unterschied, ob sie (die Mutter) es in ihrer Armut wegen der Schwierigkeit der Ernährung getan, oder ob Fornicaria causa sit oder um ihr Vergehen zu verheimlichen."[58])

Die Kindesmörderin war dem Henker mit Leib und Leben verfallen. Nur einmal, in Nürnberg, empfinden die Richter ein menschliches Rühren. 1497 begnadigt der Rat „aus sondern mitleiden weiblich Geschlecht leichtfertiglich zu richten nit geneigt" und verbannt sie nur über den Rhein. Sieben Jahre später jedoch wird ein Mädchen des gleichen Deliktes wegen gebrandmarkt.[59])

Ehe die weltliche Gerechtigkeit von der Tötung ungeborener Kinder Notiz nahm, belegte sie die Kirche mit drei Jahren der Buße.[60]) Die ganze deutsche Vergangenheit krankte an diesem unheilbaren Übel, das

im achtzehnten Jahrhundert seinen Zenith erreichte.[61]) Berthold von Regensburg berichtet in seiner wahrhaften, tiefernsten Weise, daß Frauen „verderbent ir Kint in ir lîben oder trinkent sust ein tranc, daz sie niemer Kint tragende werdent.“

Er ist meines Wissens der erste, der diese Klage anstimmt, die bis heute nicht verstummt ist, und immer lauter ertönt, jemehr die Kultur fortschreitet und die Eigenliebe in ihren krassesten Formen endemisch werden läßt.

X. Abschnitt.

Die Reformation.

Zu eben der Zeit, in der das Rittertum die Frau zu einer Halbgöttin machte, ein Mann wie jener Pierre Vidal von Toulouse sich zu Ehren der Frau in eine Wolfshaut nähen ließ und auf allen Vieren herumkroch, bis die Schäferhunde ihn halb tot bissen, ein Ulrich von Liechtenstein seinen Wahnsinn durch halb Österreich spazieren führte, rottete die katholische Kirche die Priesterehe völlig aus. Nach jahrhundertelangem Kampf der beweibten Priester gegen das Zölibat war das Papsttum siegreich geblieben. Nur der unbeweibte Mann wurde für fähig erklärt, ein Priesteramt zu bekleiden. Die christliche Kirche verkannte die Wichtigkeit der Ehe nicht, ja sie ging sogar aus eigener Machtbefugnis so weit, dieses rein persönliche Abkommen für ein Sakrament zu erklären und den Eheschließenden den Glauben beizubringen, daß nur eine kirchlich geschlossene Ehe rechtmäßig und vollgültig vor Gott und den Menschen sei. Und diese von ihr selbst geheiligte Ehe wurde den Geistlichen verboten, weil sie — ein fast unlöslicher Widerspruch — verunreinige. Der Hauptgrund für Einführung des Zölibats ist wohl in dem Bestreben der Päpste zu suchen, die Geistlichkeit von allen Banden zu lösen, durch die sie mit der Gesellschaft und dem bürgerlichen Staat verknüpft waren, um sie mit allen Interessen an die Kirche zu ketten.[1])

Dieses Loslösen der Priester von allem, was den Menschen ans Leben fesselt, wurzelt tief im Glauben aller absolutistischer Kirchendespoten. Ein Ignatius von Loyola führt es ebenso energisch durch wie der ihm ebenbürtige Mohamet. „O ihr, die ihr glaubt! An euren Gattinnen und Kindern habt ihr einen Feind; so hütet euch vor ihnen" sagt der Koran.[2])

Die Folge dieser gezwungenen Ehelosigkeit war eine tiefgehende Verderbnis der katholischen Geistlichkeit. Wilde Ehen der niederen Priester waren allgemein, und von den oberen gegen gewisse Abgaben

„zur Verhütung größeren Übels“ toleriert. Manche Volksstämme in Deutschland duldeten keinen Pfarrer bei sich, der nicht eine Konkubine hatte.

Diese Entsittlichung der Geistlichkeit war ein Krebsschaden, der an der mittelalterlichen Gesellschaft fraß, eine Pestbeule, die immer wieder aufbrach und ihr Gift weit umherstreute. Die schmähliche Ablaßkrämerei, dieser Handel mit dem Gewissen der Menschheit und das Zölibat waren denn auch die Kräfte, die das kleine Mönchlein zu seiner welterschütternden Tat trieben. Nicht die Priester allein hat Luther der Gesellschaft wiedergegeben, sondern seine Erlaubnis der Geistlichenehe hat von den Frauen den Makel der Unreinlichkeit genommen. Diese Tat, wahrlich nicht die geringste, war eine Wiederherstellung des Ansehns der Frau ebenso im weltlichen wie im christlich-religiösen Sinn. Denn der Humanismus hatte dafür so gut wie nichts getan. Wenn die Renaissance in Italien das Weib auf eine höhere Stufe stellte und nicht die Sinnlichkeit allein als Gradmesser für die Beurteilung der Frau gelten lassen wollte, so war während der deutschen Renaissance, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, nichts hiervon zu spüren. Die literarischen Bestrebungen der deutschen Humanisten drangen nicht ins Volk, während die einheimischen Schriftsteller wie Bebel, Tünger und andere mit ihren Facetien fortfuhren, dem Publikum derbrealistische Ehebruchsgeschichten von verschlagenen Weibern, tölpelhaften Gatten und lüsternen Pfaffen aufzutischen. Zur Ehre dieser Schriftsteller sei es aber ausgesprochen, daß es ihnen nicht um Sinnenreiz zu tun war. Sie wollten nur die Lachlust rege machen, was ihnen bei ihren Zeitgenossen auch wirklich gelang.[3])

Wenn Luther, trotz aller seiner Größe ein echtes Kind seiner Epoche, niemals die Ebenbürtigkeit der Geschlechter voll einzusehn vermochte, so erhob er doch, bewußt oder unbewußt, das ist gleichgültig, die Frau aus dem Staub, in den sie römische Anschauungen getreten. Der Schlange im Paradies setzten römisch-papistische Künstler einen Frauenkopf auf, wie es noch ein Raffael Sanzio auf seinem Bild in der Camera della Segnatura im Vatikan tat. Luther hieb dieses Weiberhaupt der Schlange mit kräftigem Schlag ab. Für ihn war das echte Weib die treue Ge-



Aus dem Narrenschiff von Sebastian Brant.

hilfin des Mannes. „Kinder ziehn und haushalten; dazu ist sie berufen und von Gott geschaffen.“[4])

Obschon sich Luther zu dem Ausspruch verstieg: „Es ist kein Rock noch Kleid, das einer Frauen oder Jungfrauen übler ansteht, als wenn sie klug sein will“, so hatten doch am Erfolg seines großen Werks Frauen einen ganz erheblichen Anteil.

Gervinus bemerkt schon, daß überall, wo neue Ideen in Schwung kommen, Frauen und Juden, kraft ihrer leichten Erregbarkeit mittätig sind. Die Juden waren damals zur absoluten Untätigkeit gezwungen. Um so reger nahmen sich die Frauen der Reformation an. Hier nur ein wenig bekanntes Beispiel für hunderte:

In Hildesheim, der alten Hansestadt und dem „Sitz des hochwürdigen Domkapitels“ gingen im Sommer 1542 „etliche Kaufmannsfrauen aus Hildesheim, darunter Eberhard Platen's Hausfrau auf der Neustadt die fürnehmste war, in der (schmalkaldischen) Fürsten Lager vor Wolfenbüttel und verehrten dem Landgrafen von Hessen — Philipp dem Großmütigen — ein sammtnes Baret mit einem Perlenkranz und Federschmuck und einen sammtnen Leibrock und baten flehentlich, daß S. Fürstl. Gnaden die Stadt Hildesheim bedenken mochten, ihnen das Evangelium mitzuteilen. Der Landgraf ließ den Weibern 150 Goldgulden verehren und zur Antwort geben: „die von Hildesheim müßten eine männliche Botschaft ausschicken“.[5]) Das geschah denn auch.

Und ebenso wie im öffentlichen Wirken des Reformators spielten die Frauen im Privatleben Luthers eine bedeutsame Rolle.

Frau Ursula Cotta in Eisenach unterstützte den Bettelstudenten, der sich in Magdeburg durch Kurrendesingen in den Häusern einen Teil seiner Leibes-Notdurft hatte erwerben müssen. Ohne die Hochherzigkeit dieser Frau wäre Luther gezwungen gewesen in das Vaterhaus, die kleine Bergmannshütte in Mansfeld, zurückzukehren.[6])

In seiner späteren Laufbahn werden wir auf noch manche Frau stoßen, die mit Leib und Gut für das Reformationswerk eintrat. Doch keine von ihnen hat solch entscheidenden Einfluß auf Luther ausgeübt, wie seine Frau, Katharina von Bora.

In dem kampfumwogten Leben des Reformators bildet das Kapitel „Luthers Häuslichkeit“ ein freundliches Idyll, in dessen Mittelpunkt Käthe, die tatkräftige Hausfrau steht.

Katharina stammte aus dem Herzogtum Meißen. Über ihre Familie ist Gewisses nicht bekannt. Nur ihr Geburtstag, der 29. Januar 1499, steht unzweifelhaft fest. Auch in welchem Ort sie geboren und wie

ihre Eltern mit Zunamen geheißen, ist noch nicht nachgewiesen. Jedenfalls war sie armer Leute Kind und nur der Versorgung wegen ins Kloster gesteckt, „O die unbarmherzigen Eltern und Freunde, die mit den Ihren so schrecklich und greulich verfahren".[7]) Bereits als Kind von zehn Jahren befand sich das arme Edelfräulein im adelichen Zisterzienserinnen-Kloster „Mariathron" in Nimbschen bei Borna.

Lesen, schreiben und recht viel beten lernte klein Käthchen in der Klausur, doch nur das letztgenannte gründlich. Am „Montag nach Francisci Confessoris" im Jahre 1515 — d. h. am 8. Oktober — war Katharinas „eynseghnung", durch die sie sich immer dem Klosterleben weihte. Für die junge, kaum fünfzehnjährige Nonne war das Kloster die Welt, und nur diese allein war ihr bekannt. Sie hat auch „hitzig und emsig und oft gebetet", wie es ihr als Lebensaufgabe schien. Still, ohne aufregende Vorfälle, im geschäftigem Müßigang verflossen eintönige Jahre ohne Sehnsucht nach dem unbekannten Leben da draußen, dessen Vorhandensein erst durch die Möglichkeit, dem lebenden Grab entrinnen zu können, voll zum Bewußtsein kam.

Vorerst drangen noch unklare Gerüchte von dem kühnen Ketzer aus dem Benediktiner-Orden in das Kloster, der sich erdreistete gegen den so einträglichen wie heilbringenden Ablaßhandel Stellung zu nehmen, der das althergebrachte Herunterleiern von Gebeten verwarf, der sich auszusprechen erkühnte „daß heutzutage wenige oder gar keine sittenreine Stifter und Klöster sind", endlich die „Freiheit eines Christenmenschen" verteidigte und alle Gelübde verwarf, „die ohne und wider Gottes Willen geschehn und deshalb an sich unmöglich sind, die eines getauften Menschen Herz nicht bestricken und gefangen halten können.[8]) In jenem auf der „Wüstenung" — der Wartburg — geschriebenen Büchlein „Die Klostergelübde" sprach er es klar aus „Falsch Verlobte, wie die Klostersleute befreit der Sohn Gottes und nimmt den aus Gnaden mit Freuden an, der sich zu ihm kehrt und dem ersten Gelübde anhängt. Dies Buch machet viel Bande ledig und befreiet viel gefangener Herzen".[9])

Wie ein Feuerstrahl durchfuhr das kühne Wort die Mauern der Klöster und entflammte mit ihrem Schicksal hadernde geistliche Brüder und Schwestern zu mannhaften Aufraffen.

Mönche verließen ihre Gotteshäuser und kehrten in die Welt zurück. Ein Torgauer Bürgerssohn entführte zwei Nonnen aus dem Kloster Riesa an der Elbe und heiratete die eine von ihnen. Frei und offen trat eine andere Nonne 1523 aus dem Kloster Sitzerode.[10]) Aber solch ein Über-

tritt war noch immer ein unerhörtes Ereignis, gegen das die Vorurteile der ganzen Welt energisch Front machten. Überdies kamen entwichene Klosterfrauen aus einer gesicherten Existenz ins Ungewisse, häufig in das Verderben. Es war demnach ein schwerer Schritt, den nur die Mutigsten oder die Leichtsinnigsten unternahmen.

Neun Nonnen aus Nimbschen wagten es sich in ihrer Gewissensnot und gedrückt von der Sorge, was draußen in der Welt auf sie warte, wenn sie ihrem Drang nach Freiheit folgten, an den zu wenden, der den Zweifel in ihre Seelen geschleudert, an D. Luther zu Wittenberg. Der Reformator wußte Rat. Mit Hilfe Leonhard Koppes aus Torgau wurden die Jungfrauen listig entführt. Am Ostertag kamen die neun Klosterschwestern in Torgau an, von wo es nach kurzer Rast, gen Wittenberg ging.

Luther empfing das „arm Völklein“ mit dem Zuruf: „Ihr habt ein neu Werk getan, davon Land und Leute singen und sagen werden, welches viele für großen Schaden ausschreien: aber die es mit Gott halten, werdens für großer Frommen preisen. Ihr habt die armen Seelen aus dem Gefängnis menschlicher Tyrannei geführt eben um die rechte Zeit: auf Ostern, da Christus auch der Seinen Gefängnis gefangen nahm.“

Es war als hätten Nonnen nur auf die erste gelungene Massenflucht gewartet, denn in den nächsten Jahren öffneten sich überall die Riegel der Käfige und zahlreiche Täubchen flatterten hinaus aus der weihrauchduftenden Luft in Gottes freie Natur.

Für Katharina und ihre acht Mitschwestern galt es vorerst Unterschlupf zu finden. Das war nicht leicht, denn den hochadligen Damen aus guten Familien mangelte so ziemlich alles und die Angehörigen der Exnonnen verhielten sich meist taub gegen alle Bitten. Doch mit vieler Mühe gelang es.

Eine von ihnen, Magdalena von Staupitz, wurde „Schulmeisterin“ der Mägdlein zu Grimma, andere fanden später bei Verwandten doch noch Unterschlupf, und einige endlich kamen als ehrsame Ehefrauen an den Mann, so auch Katharina. Freilich nicht sofort.

Bei dem gelehrten Magister Reichenbach in Wittenberg lernte die schüchterne und verschüchterte Klosterpflanze das Familienleben kennen. Und wie sich die kurzgeschorenen Haare zu hübschen blonden Zöpfen auswuchsen, so stieg auch die Freude Katharinas am Hauswesen. Mit Besen und Kochtöpfen hantierte sie nun ebenso fix, wie früher mit Rosenkranz und Psalter. Die weltlichen Pflichten gefielen ihr herzlich besser als einst die geistlichen.

Luther fühlte warme Sympathie für seinen Schützling, den er gern unter der Haube gesehen hätte. Doch er hatte mit den für Katharina ausersehenen Freiern kein Glück, bis er sich nach schweren Seelenkämpfen entschloß, selbst bei Katharina anzuhalten.

Es war für Luther ein ebenso folgenschwerer Schritt von unerhörter Kühnheit wie der Ausbruch aus dem Kloster es für Katharina war. Wie dem Geistlichen, so war dem Gelehrten verwehrt zu heiraten. Gelehrt und geistlich war identisch. Der Reformator war anfänglich noch viel zu befangen in den von Kindheit auf eingesogenen Lehren, und fühlte sich zu sehr Priester, um an eine Ehe zu denken. „Unsere Wittenberger wollen sogar den Mönchen Weiber geben? Nun mir sollen sie wenigstens keine Frau aufdringen" schrieb er noch 1521 von der Wartburg.

Aber schließlich mußte Luther, wollte er nicht den Vorwurf der Inkonsequenz auf sich laden, die Worte, die er zur Empfehlung der Ehe, für seine Anhänger gebraucht, in Tat umsetzen und sich eine Hausfrau wählen. So wie er einem mächtigen Impulse folgend in trotzigem Kraftbewußtsein die Bannbulle des Papstes verbrannt hatte, so brach er noch endgültiger mit dem alten Herkommen durch die Heirat, denn also wollte er „mit der Tat das Evangelium bezeugen und eine Nonne zum Weibe nehmen"; ein doppeltes Verbrechen, zwei Todsünden auf einmal, in den Augen der Päpstlichen.

Es war keine Liebesheirat, denn Katharina war niemals schön. Auch ihre Klugheit erhob sich kaum über das Maß dessen, was man so fürs Haus braucht. Aber sie war eine echte Hausfrau, die das Herz am rechten Fleck hatte, getreu in guten und bösen Tagen bei ihrem Mann aushielt, ihn pflegte, die kleinlichen Plackereien von ihm fernhielt, und, wenn sie ihn und sein Wirken auch nicht voll erfaßte, doch alle ihre Kräfte aufbot, ihm ein gemüterfrischendes Heim zu schaffen. Es war nicht immer leicht, denn Luthers Freigebigkeit grenzte an Leichtsinn, und der Mann, der „mit Papst, Kaiser, Welt und Teufel im Kampfe lag", konnte, leichtgläubig wie ein Kind, das letzte Geld im Haus irgend einem Simulanten hingeben. Manchen Freunden Luthers war die Ungeheuerlichkeit seiner Ehe mit einer Nonne lange ein Dorn im Auge und gar erst den Widersachern, die in Wort, Schrift und Bild gegen den Reformator eiferten und geiferten, wobei sie, wie ein Erasmus von Rotterdam vor schmutzig-lügenhaften Beschuldigungen nicht zurückschreckten. Sie überschütteten den Reformator und namentlich seine Frau noch lange nach ihrem Tod mit den unflätigsten Schimpfereien.

Die hierdurch hervorgerufene Mißstimmung Luthers wußte Katharina zu verscheuchen und als ein Jahr nach der Vermählung sich der erste Sohn einstellte, war das Glück im Lutherhaus festgegründet bis ans Ende. Katharina ging ruhig, selbstzufrieden und selbstbewußt ihre Bahn. Sie lebte nur für die Ihren, war dabei stets bereit, Außenstehenden aus dem überreichen Quell ihrer Gutmütigkeit in selbstlosester Weise abzugeben. Ihr Haus stand jedem Hilfesuchenden offen. „Armseliges Gesindlein", wie vertriebene Prediger, entwichene Nonnen und Mönche verkehrten und wohnten ebenso wochen- und monatelang im Lutherhaus, wie die vornehmsten Herrschaften. So beherbergte Katharina im Jahr 1528 einige Monate hindurch die Herzogin Ursula von Münsterberg, die Base des strenggläubigen Herzogs Georg von Sachsen, die mit zwei Klosterfrauen dem Freiberger Nonnenkloster entflohen war. Die Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg war gleichfalls ein oft und gern gesehener Gast im Wittenberger Klosterhaus.

Elisabeth, die Gemahlin Joachim Nestors von Brandenburg, eine geborene Prinzessin von Dänemark, wurde durch ihren evangelisch gesinnten Leibarzt Dr. Ratzeberger für die Reformation gewonnen, zu deren erbittertsten Gegner ihr Gatte zählte. Ganz im Geheimen las die Kurfürstin Luthers Schriften, durch die ihre Begeisterung für die neue Glaubenslehre derart entflammt wurde, daß sie sich in Abwesenheit des Kurfürsten durch einen eigens von Wittenberg herbeigerufenen Geistlichen das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ. Ihre eigene vierzehnjährige Tochter Elisabeth wurde, wohl unfreiwillig, zur Verräterin. Der Kurfürst sperrte die Gattin ein, und bedrohte sie, wie das Gerücht ging, mit Einmauerung. Mit Hilfe ihres heimatlos in Deutschland umherirrenden Bruders Christian und Dr. Ratzebergers floh sie zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen, der ihr Schloß Lichtenberg zum Wohnsitz anwies.

Sieben Jahre später, 1535, wurde sie Witwe. Ihre Söhne holten sie aus der Verbannung zurück und geleiteten sie nach Spandau, ihrem Witwensitz. Elisabeth starb 1555 im evangelischen Glauben, beglückt durch den Besitz von siebzig direkten Nachkommen. Ihre Tochter Elisabeth, 1525 mit Herzog Erich von Braunschweig verheiratet, wirkte noch mehr und unmittelbarer als ihre Mutter für die Verbreitung der Reformation. Sie wurde zur Märtyrerin für ihren Glauben, da sie der eigene Sohn am Notwendigsten Mangel leiden ließ.[11])

Doch zurück zu Katharina von Bora.

Von dem innigen Zusammenleben der beiden Gatten, mag ein Brief Luthers an seine Frau Zeugnis ablegen.

Er schreibt aus Torgau an „seinen freundlichen lieben Herrn, Frau Katharina von Bora, D. Lutherin zu Wittenberg“:

„Gnade und Friede in Christo.

Lieber Herr Käthe!

Ich weiß Dir nichts zu schreiben, weil Magister Philipps samt den andern selbst kommen. Ich muß länger hier bleiben, um des frommen Fürsten (Kurfürst Johann Friedrich) willen. Du magst denken, wie lange ich hier bleiben werde, oder wie Du mich los machst. Ich halt, M. Franciscus wird mich wieder los machen, wie ich ihn los gemacht habe, doch nicht so balde.

Gestern hatt' ich einen bösen Trunk gefaßt, da mußt ich singen. Trink' ich nicht wohl, das ist mir leid und tät's so recht gerne, und hab gedacht, wie gut Wein und Bier hab ich daheime, dazu eine schöne Frauen oder (sollt' ich sagen) Herrn. Und Du tätest wohl, daß Du mir herüberschicktest den ganzen Keller voll meines Weines und eine Flaschen Deines Bieres, so oft Du kannst. Sonst komme ich vor dem neuen Bier nicht wieder. Hiermit Gott befohlen, samt unsern Jüngern und allem Gesinde, Amen.

Mittwoch nach Jacobi, 1534.

Dein Liebchen
Mart. LutheR, D.“ [12])

Solcher Briefe sind mehrere vorhanden. Einen adressiert Luther „Meiner herzlichen Hausfrau Katharin Lutherin“, dann einen: „Meiner herzlieben Käthe, Doktorin Kathrin und Frauen auf dem neuen Saumarkt zu handen.“ Er unterzeichnet „Dein Herzliebchen“, später „Dein altes Liebchen“, „Dein lieber Herr“, „Euer Heiligen willliger Diener“ und ähnlich mehr.

Auch bei Luther geht die Liebe durch den Magen. Seine Käthe ist die „Erzköchin“, deren Essen ihm am besten mundet. Er weiß, daß „das ein gemarterter Mann sei, deß' Weib und Magd nicht wissen in der Küche: es ist das erste Unglück, woraus viele Übel folgen.“ Und so sehnte er sich aus der Fremde, stets nach seinem Heim, dem guten Essen und Trank und dem eigenen Bett.

Dabei war er ein schwer zu behandelnder, knorriger, eigensinniger Mann, besonders wenn er leidend war und er war oft und schwer krank.

O Katharina wußte Bescheid mit allerlei Kraftsuppen, Labsalen, leibreinigenden Bieren, kalten und warmen Umschlägen und vielen geheimen Hausmitteln. Nach dem Zeugnis ihres Sohnes Paul Luther, des nachmals so berühmten Arztes, war sie eine halbe Doktorin. „Meine Mutter

hat nicht allein in Frauenkrankheiten durch Rat und Heilung vielen geholfen, sondern auch Männer oft von Seitenschmerzen befreit", sagt er in seiner Antrittsrede als Professor in Jena. Doch neben leiblichen Arzneien wußte sie dem Gatten geistige zu bieten, für Gemütlichkeit und Geselligkeit zu sorgen, kurz sie war seine „Hausehre", „ein freundlicher, holdseliger und kurzweiliger Gesell des Lebens". Daher kam es, daß man Katharina einen größeren Einfluß auf Luthers geistliche und wissenschaftliche Tätigkeit zuschrieb als sie in Wahrheit je besaß. Sie teilte seine Liebe und seinen Haß, ihr gesunder Menschenverstand wird Luther oft in nebensächlichen Fragen von Nutzen gewesen sein, doch niemals bei Hauptsachen, in denen der halsstarrige Mann seinen eigenen Weg ging.

Luther war in seinen letzten Lebensjahren durch Krankheit, hauptsächlich aber durch die Zustände des plötzlich zur großen Universitätsstadt gewordenen Wittenberg verbittert. Um dem Lärmen des vordem stillen Städtchens zu entgehn, hatte er eine Reise unternommen, auf der ihn, fern von seiner geliebten Käthe, der Tod ereilte. Wie es damals der Witwe ums Herz war, zeigt ein, wenn auch ungelenker Brief, den sie an ihre Schwägerin, Christine von Bora richtete.

„Freundliche liebe Schwester!

Daß ihr ein herzlich Mitleiden mit mir und meinen armen Kindern tragt, gläub ich leichtlich. Denn wer wollt' nicht billig betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuern Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einigen Land, sondern der ganzen Welt viel gedienet hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und zu Mut ist. Ich kann weder essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätt' ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollt' mir so leid nimmer geschehen sein, so ich's verloren hätt', als nun unser lieber Herrgott mir, und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt, diesen lieben und teuern Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenk', so kann ich vor Leid und Weinen — das Gott wohl weiß — weder reden noch schreiben.

Katharina
des Herrn Doctor Martinus Luther
gelassene Witfrau."

Als Luther am 18. Februar 1546 die Augen für immer schloß, war die Zukunft seiner Familie in keiner Weise sichergestellt. Die vom Kur-

fürsten Johann Friedrich von Sachsen bewilligte Pension kam durch die Gefangenschaft des Fürsten in Wegfall. Der König von Dänemark versprach wohl Beihilfe, aber er hielt vorerst nichts. Die Witwe nahm Studenten in Kost und Wohnung, war aber trotzdem in die Notlage versetzt, ihr kleines Gütchen Wachsdorf mit Schulden zu belasten. Der schmalkaldische Krieg vertrieb sie mit ihren kleinern Kindern wiederholt aus Wittenberg, das sie 1552 gänzlich verlassen wollte. Auf der Reise nach Torgau scheuten die Pferde und Katharina, um ihre Kinder besorgt, sprang aus dem Wagen und stürzte in einen mit Wasser angefüllten Graben. Der Schrecken und die heftige Erkältung zogen ihr eine schwere Erkrankung zu, an der sie, wenige Monate später, am 20. Dezember 1552 in Torgau starb.

Ein würdiges Gegenstück zur Gattin des Reformators bildet Anna Zwingli. Sie war 1487 als Tochter des Rösliwirtes Oswald Reinhart in Zürich geboren. In das siebzehnjährige Mädchen verliebte sich der einzige Sohn des angesehenen altadeligen Züricher Ratsherrn Gerold Meyer von Kronau und heiratete trotz der wütenden Einsprache seines Vaters die schöne Anna. Der alte Patrizier verstieß den Sohn. Dem jungen Paar wäre es übel ergangen, wenn sich nicht Freunde seiner angenommen hätten. Zwölf Jahre dauerte die Ehe. Der Gatte starb. Der Großvater, unversöhnlich bis an sein Ende, nahm der Witwe den Sohn, um ihn zu erziehen. Doch blieb die Mutter im Verkehr mit ihrem Kind, der auch aufrecht erhalten blieb, nachdem sie dem Leutpriester an der Münsterkirche in Zürich, Ulrich Zwingli, angetraut worden war. Sie wurde eine verständnisvolle Gehilfin ihres mitten im Kampf stehenden Mannes, um dessen Leben sie nur zu oft zu bangen hatte. In dieses freudlosen Dasein voll Unruhe und Kampf sollte das Unglück mit überwältigender Macht hereinbrechen. Am 11. Oktober 1531 kam es bei Kappel zwischen den evangelischen und katholischen Kantonen zur Schlacht.

Ulrich Zwingli fiel, mit ihm Gerold Meyer von Kronau, Annas Sohn aus erster Ehe, ihr Bruder Bernhard Reinhard, ihr Schwiegersohn Anton Wirz und der Gatte ihrer Schwester, Hans Lütsch. Nur ihr zweiter Tochtermann, Balthasar Keller, hatte sich gerettet und kehrte zu der armen Frau zurück, der außer ihren zwei Töchtern erster Ehe, drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter aus zweiter Ehe, geblieben waren.

In ihrer namenlosen Pein griff sie zur Feder. In ein Trauerlied goß sie all den Schmerz ihres gefolterten Herzens aus. Ihr letzter Trost ist die Bibel:

„Komm, du Buch! Du warst sein Hort,
Sein Trost in allem Übel;
Ward er verfolgt durch Tat und Wort,
So griff er nach der Bibel.
Fand Hilf' bei ihr,
Herr! zeig auch mir
Die Hilf' in Jesu Namen!
Gib Mut und Stärk'
Zum schweren Werk
Dem schwachen Weibe. Amen!"

Am 6. Dezember 1538 „verlosch sie sanft wie ein mildes Licht", wie einer ihrer Zeitgenossen schrieb.[13])

Die Lutherzeit, ihre Unruhe und Neuerungssucht, die sich überstürzenden Aktionen, die Bauernkriege, die Reformation mit ihren aufregenden Vorfällen, der Zwiespalt zwischen alt und neu, zeitigte ein neues Geschlecht. Das Bürgertum hat sich zu einer geistigen Macht emporgeschwungen und aus seinen Reihen Kämpfer beiderlei Geschlechts für den neuen Glauben gestellt. Nicht die Frauen der Reformatoren allein sind es, die mit leidenschaftlichem Eifer für die Reformation eintreten. Katharina Zell, die „Reformatorenmutter", Margareta Blaarer, eine protestantische Elisabeth von Thüringen, die wohltätige Anna Adlischweiler in Zürich, eine gewesene Nonne, und gar viele mehr setzten Gut und Leben für ihren Glauben ein. Damen aus den höchsten Kreisen bekannten durch ihren Briefwechsel mit Luther ihre Zugehörigkeit zur Reformation. Gehörte doch selbst Königin Maria von Ungarn, die Schwester des überkatholischen Kaisers Karl V. zu seinen Korrespondentinnen. Die Herzogin Katharina von Sachsen, die Kurfürstin Sibylla von Sachsen, die Prinzessin Margarete von Anhalt sind in Wort und Schrift für Luthers Sache eingestanden. Die Frauen und Töchter der gräflichen Häuser Mansfeld und Stolberg waren für die Reform tätig und eine Anna von Stolberg wurde anno 1593 die erste protestantische Äbtissin des altberühmten Stiftes Quedlinburg[14]).

In beiden Lagern war ein neuer Geist, ein Eifer sondergleichen in die Massen gefahren, der geistige Umwälzungen von großer Tragweite mit sich brachte. Das Gesichtsfeld erweiterte sich, und den in dumpfer Eintönigkeit dahinlebenden Bürgern waren neue, bisher ungeahnte Interessensphären erstanden, an denen die Frauen regen Anteil nahmen.

Sogar im Zeitvertreib müßiger Stunden machten sich die neuen Anschauungen geltend. Der Geschmack an der Lektüre hat sich von

Grund auf verändert. „Das Mittelalter hatte lang ausgesponnene Erzählungen mit langatmiger Vorgeschichte, endlosen Episoden und beliebig vielen Fortsetzungen geliebt in ansteigendem Maße, immer end- und formloser. Adel und Geistlichkeit stellten im wesentlichen Verfasser und Publikum für diese Art schöner Literatur."[15]) Der Adel ist es auch, der diese Art Erzählungen, die letzten Ausläufer höfischer Erzählungskunst, vor dem Untergang zu retten sucht und sie, soweit es sein geistiger Verfall zuläßt, weiter pflegt. Besonders Damen aus den höchsten Kreisen sind mit Hilfe von Humanisten, Übersetzern und Bearbeitern dabei, fremde und dem Deutschen auch fremdartige Stoffe zugänglich zu machen.

„Als das Mittelalter zu Ende ging und die alten epischen Stoffe noch einmal in neuen Formen aufblühten, sind es wenige vornehme, dem Ausland entstammende Frauen gewesen, welche sich an der Übersetzung fremder Romane in das Deutsche beteiligten. Elisabeth, dem Grafen Philipp von Nassau in erster Ehe vermählt, die Nichte Karls I. von Lothringen, übersetzte den Roman Lother und Maller aus dem französischen Original, das ihre Mutter Margarete 1405 hatte verfassen lassen, und später den Hugschapler (Hugo Capel), dessen französische Vorlage ihr Sohn ihr verschaffte." Eleonore, die Gemahlin des Herzogs



Illustration aus „Pontus und Sidonia". Gedruckt zu Straßburg 1499, übersetzt von Eleonore, Erzherzogin von Österreich, Königin von Holland.

Sigmund des Einfältigen von Österreich, die Tochter König Jakobs I. von Schottland (1448—1480), verdeutschte nach einem französischen Original den Roman von Pontus und Sidonia. Sie und ihr Gemahl waren Gönner des Übersetzers Heinrich Stainhöwel,[16]) des Verfassers des Esopus,[17]) der Eleonore das von ihm übersetzte Buch Boccacios, „de claris mulieribus" (von berühmten Frauen) widmete. Dieser Stainhöwel (1412—1482) arbeitete ferner im Auftrag von Mathilde Pfalz gräfin bei Rhein, zuerst Gemahlin des Grafen Ludwigs von Württemberg, dann des Erzherzogs Albrecht VI. von Österreich. Ein Kind des seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts für deutsche Literatur und Kunst warm eintretenden pfälzgräflichen Hauses von Heidelberg war ihr glänzender Witwensitz in Rottenburg am Neckar eine Pflegstätte deutscher Poesie. Ihr widmete der gelehrte schwäbische Ritter Hermann von Sachsenheim 1451 sein Minnegedicht von Frau Venus und Danhauser (Tannhäuser) die „Mörin". Für Mathilde dichtete der fleißige Sammler von Ritterromanen Jakob Püterich von Reichertshausen (1400 bis 1469) den versifizierten Katalog von Ritterbüchern, den „Ehrenbrief", dem er ein galantes, wenn auch ungelenkes Lob auf die hohe Dame einflocht. Noch andere Schriftsteller außer Stainhöwel waren für die schöngeistige Erzherzogin tätig, so Niclas von Wyle, der Übersetzer der bedeutendsten Schriften der italienischen Renaissance, und Antonius von Pfore.

Mathildens Schwägerin, Margareta von Savoyen, war eine Freundin der deutschen Literatur. Niclas von Wyle rühmt sie und Elisabeth von Brandenburg, Tochter des Markgrafen Albrecht Achilles, als des höchsten Lobes würdig. Elisabeths Base Barbara, Tochter des gelehrten Markgrafen Johannes Alchymista von Brandenburg, seit 1433 mit dem Markgrafen Ludwig Gonzaga von Mantua vermählt, hatte den Ruhm, eine der gebildetsten und ausgezeichnetsten Frauen Italiens zu sein. Sie verstand Griechisch, schrieb elegante lateinische Briefe in die deutsche Heimat und wurde von den deutschen Schriftstellern Albrecht von Eyb und anderen Gelehrten hoch gepriesen.[18])

Die breiten Volksmassen stehn aber diesen Bestrebungen teilnahmslos gegenüber. An Stelle der Herren mit den gedrechselten sauberen aber gefühlsarmen Versen, tritt der gebildete und ungelehrte Bürger, der Volksprediger, Student und Handwerker, der bürgerliche Glaubensmann mit seinen populär gehaltenen, deutsch geschriebenen Streitschriften, die durch Gutenbergs schwarze Armee hergestellt, in zahllosen Exemplaren Einlaß im Bürgerhaus finden. Zu den alten Volksbüchern kommt eine

neue Schwankliteratur, die schon kräftig die Stellung des Autors zur kirchlichen Partei betont. Ab und zu verirrt sich auch ein Prosaroman in das Frauengemach, der mittelhochdeutschen Gedichten wie dem Wigalois Wirnts von Gravenberg, dem Tristan oder Flore und Blancheflur nachgebildet ist.

An dem nun lebendiger dahinfließenden sozialen Leben nehmen Frauen erhöhteren Anteil als bisher. Sie betätigen sich am öffentlichen und im Gewerbsleben frei und ungehindert. Sie stehn sogar Geschäften als Leiterinnen vor, um sich und ihre Kinder durch die Welt zu bringen. So hatte eine Frau Spielbergerin in Nürnberg einen Tuchschererladen im Scherergäßchen.[19]) Verwitwete Meisterinnen behalten die Werkstatt des verstorbenen Gatten. Die Frauenbewegung wirft schon ihre Schatten voraus, denn die tüchtige Bürgerin durchbricht energisch die Schranken, die Vorurteil der Selbstständigkeit der Frau gezogen. In den großen, mächtig emporstrebenden Gemeinwesen ist auch für die tätige Frau Platz, und sie weiß ihn auszufüllen.

Die unsichern Zeitläufe, besonders in den protestantischen Ländergebieten zwingen die Pastorinnen gar oft mit ihrer Überzeugung für oder gegen ihre Männer aufzutreten und dort, wo sie bisher ungefragte müßige Zuschauerinnen waren, das entscheidende Wort zu sprechen. Sie beugen sich, wenn auch nicht kampflos, so doch ergebungsvoll unter den Schicksalsschlägen, die ihnen die Begeisterung für den neuen Glauben zuzieht. Sie wandern mit ihrer Familie aus den sicheren Stellen ins Elend, wenn es die Überzeugung heischt. Den energischen, bisweilen fanatisch starren Männern stehen starkgeistige Frauen zur Seite, bereit zu hungern und zu sterben für das Evangelium.

Und wenn auch einer dieser Pastorsfrauen das Ärgste erspart blieb, so war ihr Leben doch meist hart uud freudlos. Sie lebten unter Bauern als Bauern in Pfarrhäusern, die schlechter als die Bauernhäuser waren. „Im Ganzen wohl etwas solider und stattlicher gebaut als die Bauernhäuser, befand sich die Pastorswohnung doch fast ständig, das Gegenteil ist Ausnahme, in einem Zustand der Unbaulichkeit und Schadhaftigkeit, weil die zur Erhaltung Verpflichteten nur im äußersten Notfalle sich zu Reparaturen herbeiließen.“[20])

Im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit des großen Krieges, waren die Pfarrhäuser Ruinen, die kaum notdürftigsten Schutz gegen die Unbille der Witterung boten.[21])

Selbst solche trostlos scheinende Verhältnisse verschlechterten sich noch und erreichten den Gipfel des Elends, wenn der Erhalter

der Familie starb und sein Nachfolger von Amt und Wohnung Besitz ergriff.

Der Prediger Bartolomäus Ringwald richtet die rührende Bitte an die Obrigkeit, für seine Witwe zu sorgen, damit sie nicht „wegen scharfen Hungers an andere Orte verrücken“ müßten:

„Daß sie nicht in eines Monden Frist,
Wie etlichs Orts gebräuchlich ist.
Alsbald wie eine Hirtenmagd
Zur Pfarre werd hinausgejagt . . . .
Mit ihren Kindern in gemein
Die oft nicht halb erzogen sein.“[22])

Die Reformation räumte, wenigstens so lange sie im Werden war und überzeugungstreue, opferwillige Anhänger fand, der Frau die althergebrachte Stellung im Mittelpunkt des Hauswesens wieder ein. „Der Stab der strengen Sitte“, der dem Weib Naturbedürfnis ist,[23]) wurde ihr zurückgegeben, wenn es auch nicht mehr der alte war. Untilgbare Auswüchse und Unschönheiten hatten sich an ihn festgewachsen. Die Frauenbildung stieg, ja Mädchenschulen, ehedem höchst selten, tauchen nun verschiedentlich auf. Luther lud die „tugendsame und ehrbare Jungfrau, seine lieben in Christo Freundin,“ die Exnonne Else von Kanitz 1524 ein, in Wittenberg junge Mädchen zu lehren. In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“[24]) sagt der Reformator, „Die Welt bedürfe feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Kinder und Gesinde.“ Seine Anforderungen sind aber noch sehr gering. Die Knaben sollten einige Stunden zur Schule gehn, aber nur so viel, daß sie darüber die Arbeit im Haus und das von ihnen gewählte Handwerk nicht vernachlässigen müßten. Von den Mädchen wird nur eine Stunde Schulbesuch täglich beansprucht — von Poetik, Geometrie, Astronomie und anderen, für die zukünftige Hausfrau so wichtigen Lehrgegenständen unserer höheren Tochter, konnte da nicht gut die Rede sein. Schade! Und wie es Luther wünschte waren auch anfangs die Mädchenschulen beschaffen. Hamburg besaß eine solche schon 1525. In der hessischen Kirchenordnung von 1526 heißt es: „Man solle Fürsorge tragen, daß in Städten, und wenn es möglich sei, auch in den Dörfern Mädchenschulen vorhanden wären. Gelehrte fromme Frauen von reiferem Alter sollten diesen vorstehn; sie sollten die Mädchen in den Hauptsätzen der christlichen Religion, im Lesen, Schreiben, Nähen und Stricken unterrichten. Sie sollten die Schülerinnen zum Fleiß und

zur Arbeit anhalten, damit sie gute Hausmütter würden. Außerdem sollten die Mädchen vormittags in der Schrift geübt werden, diese in der Landessprache lesen.

Johannes Buggenhagen - Pomeranus errichtete 1528 in Braunschweig die ersten Mädchenschulen. In täglich zwei Stunden sollte den Kindern und Jungfrauen recht viel Religion sonst aber nichts von Belang zwei Jahre hindurch eingepaukt werden, auf daß sie „nützliche, geschickte, freundliche, gehorsame, gottesfürchtige, nicht eigenwillige Hausmütter werden.“ Probatum est!

Andreas Musculus stellt in der „Jungfrawschule“ von 1574 als Lehrplan die Religion auf. Als Nebenfächer werden Lesen, Schreiben, Nähen und Anstandsunterricht getrieben. Die schwächeren Schülerinnen sollen von den Bessern unterrichtet werden.[25]) Die Schulmeisterinnen, rectrices genannt, sind häufig die Frauen der Lehrer. Öffentliche von den Stadtgemeinden unterhaltene Mädchenschulen finden sich in Memmingen 1400, in Venloo 1457. An manchen Orten, wie in Emmerich und in Singen wurden die „großen“ Schulen, die Lateinschulen, wohl auch von Mädchen besucht, wie es andererseits vorkam, daß Knaben zu den Lehrfrauen geschickt, und von diesen mit den Mädchen zusammen unterrichtet wurden.[26])

Das Lateinische war übriges später auch Lehrgegenstand an den Mädchenschulen, die die Jesuitinnen 1627 in Wien errichteten, und an denen noch Lesen, Schreiben und Stricken gelehrt wurde.[27]) Also sind die Mädchengymnasien ebensowenig etwas Neues, wie tausend andere Errungenschaften unserer Epoche.

In den folgenden Zeitabschnitten besserte sich das Mädchenschulwesen zum Teil ganz bedeutend.

Aber trotz der mehr als dürftigen Schulbildung ist gerade die Zeit der Reformation reich an geistig reichen Frauen aus dem Volk und niederen Adel, zu denen einige Frauen hochherrschaftlicher Familien kommen.

Christian Wilhelm Stromberger hat 1856 „Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 16, 17. und 18. Jahrhunderts“ herausgegeben. Es finden sich darin 73 geistliche Lieder von fünfundzwanzig verschiedenen Dichterinnen, zum Teil aus den höchsten Kreisen. Die Lieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert tragen das Gepräge schlichter Innigkeit. Die des achtzehnten verraten vielfach schon die damals üblich gewordene Manier herrnhuterisch spielender Andächtelei.[28])

1609 erschien das gelehrte Werk „Der geistliche Wagen" von Regina Grünrad aus Thüringen, das die theologische Fakultät in Jena in die literarische Welt einführte. Anna Hoyer aus Coldenbüttel im Eiderstädtischen, geboren 1584, baute sich ihre eigene Religion zurecht, die sie in zahlreichen Prosaschriften und Gedichten vertritt.[29])

Es darf aber gerechterweise nicht übersehen werden, daß es auch in katholischen Kreisen Frauen, besonders Nonnen gab, die über den großen Schwarm ihrer Mitschwestern weit emporragten und die von ihnen bewohnten Klöster zu Pflegestätten guter Sitten und wahrer Frömmigkeit machten. So war es in St. Clara zu Nürnberg, dem die bereits genannte edle Charitas, des Humanisten Wilibald Pirckheimers Schwester, als Oberin vorstand. Die Nachfolgerin von Charitas war ihre kongeniale Schwester Klara Pirckheimer.

Gleich interessant wie diese Nonnen ist Frau Margarete, die Frau Conrad Peutingers in Augsburg. Aus dem Geschlecht der Welser entstammt, unterstützte sie mit Rührigkeit und Sachkenntnis ihren gelehrten Gatten bei seinen Forschungen nach Überresten der Vergangenheit.[30]) Sie ist die Mutter der reizvollen und sittsamen Konstanze, die den Kranz flocht, „welchen in jener freudehellsten Stunde seines Lebens voll Wirrsal, Kampf und Not dem berühmten Poeten und Ritter, Ulrich von Hutten, eine kaiserliche Hand um die Schläfen legte". Vielleicht dachte der rastlos gehetzte Ritter an sie, als er am 21. Mai 1519 an seinen Freund schrieb: „Mich beherrscht jetzt eine Sehnsucht nach Ruhe. Dazu brauche ich eine Frau, die mich pflegt. Du kennst meine Art. Ich kann nicht wohl allein sein, nicht einmal bei Nacht. Vergebens preist man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vorteile der Einsamkeit an, ich glaube mich nicht dafür geschaffen. Ich muß ein Wesen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernsten Studien erholen, mit dem ich spielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann; ein Wesen, bei dem ich die Schärfe des Grams abstumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit Du wissest was für eine, so laß sie schön sein, jung, wohlerzogen, züchtig, geduldig. Besitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichtum suche ich nicht, und was Stand und Geschlecht anbetrifft, so glaube ich, wird diejenige adelig genug sein, der Hutten seine Hand reicht."[31]) Ein solch Mädchen fand sich nicht. Ullrich starb unvermählt geächtet, unter fremdem Dach.

Auf das häusliche Leben der Frau, wirkte, wie erwähnt, der neue Geist verbessernd ein, wenn er auch nicht mit einem Schlag die ererbte

Sittenverderbnis aus der Welt zu schaffen vermochte. Durch den Eifer protestantischer Prediger wurde der Glaube an die Notwendigkeit der Frauenhäuser zerstört, wenn auch anfänglich Laienschwestern vom Kloster direkt in die offenen Häuser gelaufen waren, wie in Nürnberg Insassinnen des Clarissenklosters. Die Nüchternheit des Gottesdienstes übertrug sich auf das soziale Leben und eine ernstere Lebensauffassung machte sich in jenen Bürgerkreisen bemerkbar, denen der Protestantismus nicht in den Kopf allein, sondern auch ins Herz gezogen war. Es sind behagliche Bilder aus dem deutschen Bürgerleben, die uns Zeitgenossen jener Epoche überliefern. Hier ein typisches Beispiel. Die Züricher Frauen um 1555 charakterisiert Aloysius von Orell: „Das Frauenzimmer scheint anfänglich sehr verlegen im Umgang. Bei näherer Bekanntschaft ist es jedoch so unbefangen wie die Männer. — Das weibliche Geschlecht lebt ganz für die Haushaltung und die Erziehung der Kinder. Die Frauen verrichten alle weiblichen Arbeiten, besorgen die Küche und verfertigen viele weiblichen Kleidungsstücke. Selbst in wohlhabenden Häusern ist höchst selten mehr als eine Magd, und die Handwerksfrauen behelfen sich gar wohl ohne solche, leisten gar noch selbst ihrem Mann Hilfe in seinen Geschäften. So auch die Töchter. Die Frauen des Handwerkers gehn selbst zu Markt, aus den vornehmen Häusern die Töchter. Die Minderjährigen dieser Klasse bringen aus den Landgütern ihrer Eltern in saubern Körben, mit Bändern geziert, die kleinen Produkte, wie Eier, Baumfrüchte und dergl. zu Markt. Sie finden jederzeit bald Käufer für ihre Waren. Den Dienstboten wird nur die harte Arbeit überlassen.“ . . . „Die Frauen leiten nicht nur das tägliche Hauswesen, sondern auch bei festlichen Gelegenheiten steht alles unter ihrer Leitung, wo sie dann Pracht mit Sparsamkeit weislich zu verbinden wissen.

Auch liebt das Frauenzimmer die Musik. Viele singen sehr schön und spielen dazu Zither. Andre musikalische Instrumente sind selten. In gar vielen Häusern ergötzt sich des abends die Familie mit Musik, die recht angenehm lautet.

Daß die Frauenzimmer hier Neigung zum Putz haben, haben wir schon gesagt. Sie lieben reiche seidne und sammetne Kleider und Juwelen. Da aber die Anlässe, sie zu brauchen selten kommen, so hält ein solches Staatskleid oft die Tochter und Großtochter aus. Zum Staat der Weiber gehören schwere goldne Ketten, die um den Hals, und andere, die wie ein Gurt um den Leib getragen werden. Bei den Reichsten sind sie mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Zum täglichen Hausgewand

sind diese Ketten von Silber, und daran hängt ein Bund Schlüssel bei der Hausfrau, bei den Töchtern eine Schere.

Wenn eine Hausfrau es vermag, so schafft sie nach und nach eine Menge Weißzeug an. Hat sie dessen genug, dann schafft ihr zuerst der Mann ein goldene Halskette — sie wird zugleich als ein Notpfennig betrachtet.

Die Finger der linken Hand sind alle, und an der rechten wenigstens drei mit Ringen besteckt, die meistens mit Edelsteinen besetzt sind. Einer ist immer dabei, worauf das Wappen des Mannes oder der Frau gestochen ist."[32])

Die Reformation änderte wohl manches in den Sitten und Anschauungen, doch war natürlich die volle Erkenntnis des Geistes, der die Bewegung zugrunde lag, den Massen vollkommen fern geblieben. Man fand bisherige Übelstände beseitigt und war mit den Neueinrichtungen voll zufrieden. Nur wenige Erlesene wußten die Reformation zu erfassen, wie die furchtbare Verirrung der reformistischen Bewegung, die Wiedertäuferei, bezeugt. Das Schreckensregiment aus Fanatismus, Wollust und Grausamkeit wie es Jan Bockelson, der Sohn eines holländischen Schulzen und einer hörigen Magd aus Westfalen in Münster aufrichtete stellt eine der schrecklichsten Tragödien in der deutschen Geschichte dar. Gleichzeitig ist die münsterische Wiedertäuferei der einzige Versuch die allgemeine Vielweiberei in Deutschland einzuführen.

Die Edelsten der Nation waren gleichfalls weiter entfernt vom Guten als vom Bösen. Nur das Genie eines Goethe vermochte aus der rohen Gestalt eines Götz von Berlichingen, eines Ritters ohne Furcht aber sehr viel Tadel, die edle Gestalt zu formen. Die „freudige Kampfeslust" Götzens mit der eisernen Hand, die ein neuer Herausgeber seiner Selbstbiographie konstatiert,[33]) betätigte sich am liebsten im Niederwerfen wehrloser Kaufleute und andern Gewaltstücken, wie Sengen, Brennen und Morden in Dörfern. Ritter Hans von Schweinichen durchzog mit seinem Herrn, Herzog Heinrich von Liegnitz, „fechtend", saufend — man verzeihe das harte, aber allein bezeichnende Wort — und lumpend das deutsche Reich kreuz und quer, und bestand allerlei für die Hofsitten nicht gerade erbaulich klingende Abenteuer.[34]) Auch Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister zu Stralsund, zeigt in seiner Lebensbeschreibung[35]) wie rauh das Leben in manchen Bürgerhäusern war, wie gering das Pflichtgefühl und wie minderwertig die Anschauungen über wahre Sittlichkeit. Der Materialismus herrschte nach wie vor mit unbeschränkter Gewalt. So wurde denn auch in gewissen Landesteilen die Einführung der Re-

formation aus recht weltlichen Gründen freudig begrüßt. So schreiben die Jahrbücher von Sagan zum Jahr 1532: „Dieses Jahr war Sammt und Seidenzeug sehr wohlfeil. Man tat die Franziskanerkisten auf und nahm heraus die schönen Tafeln- und Altartücher. Davon haben die Töchter der vornehmen Bürger, welche Gewalt darüber hatten, schöne Jugen, Halskoller und andere Sachen mehr machen lassen.“[36])

Luther und seine Amtsgenossen hatten noch immer gegen die herrschende Unsittlichkeit, gegen den Übermut in Tracht ihre Philippikas loszulassen aber dort ein Auge oder gar beide zuzudrücken, wo Tadel Ungnade hervorgerufen hätte. So bleibt die Bigamie Philipp des Großmütigen von Hessen mit Margarete von der Saale, dem Hoffräulein seiner Frau, eine Bigamie trotz des Gutachtens von Luther und Melanchthon, die in allerlei Spitzfindigkeiten ein grades und körniges Veto zu umgehn versuchten, so daß eine halbe Einwilligung daraus wurde. Man streitet sich nicht gern mit Herrn, die viel nützen aber noch mehr schaden können. Und wenn sich Luther, der Gigant seiner Zeit, mit Teufeln herumschlagen mußte, die Juden aller Schandtaten für fähig hielt und sie mit grimmen Haß verfolgte, die Berechtigung der Leibeigenschaft anerkannte, was sollten erst seine geistig minderwertigen Zeitgenossen tun? Noch war „die gute, alte Zeit“ in vollster Blüte, noch lag finstere Nacht über die Geister, die nur, wie ein Wetterleuchten ein klarer Kopf hie und da durchbrach. Verschwand der blitzartige helle Schein, dann war die Dunkelheit um so gewaltiger. Ein Heer von Geistern mußte erst Licht in die Finsternis tragen, das auch heute noch eine Legion katzenäugiger Menschen blendet, trotzdem sie immer noch allzuviele Ecken und Flecken gefunden hat, in denen sie der Sonne der Aufklärung hartnäckigen Widerstand leistet. Wir leben eben auch, und nicht für unsere Epigonen allein, noch immer in einer „guten alten Zeit“.

Nach zeitgenössischen Quellen stellt Janssen[37]) die Frauen- und Jungfrauentrachten im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts in übersichtlicher Weise zusammen. „Bürgerinnen und ihre Töchterlein tragen Sammetbarette mit Marder und feinen Straußfederlein, item Kleidung von Nesselgarn oder die gar durchlöchert sind. Etliche unterlegen die durchlöcherten Aermel mit güldenem Zendel und verbräumen ihre Kleider mit güldenen Kettelein. Und was soll man sagen von den gestutzten und geschwänzten, aufgezupften, gestickten Kleidern und daß die Röcke jetzund von Perlen starren müssen? Da wird nichts Gutes daraus und bald Jammer und Noth folgen.“ „Und daß ja unsere, der Deutschen, Thorheit recht wohl an den Tag kommt, müssen jetzt auch Schellen dabei

sein, daß Frauen und Jungfrauen silberne Schellchen am Arme tragen. Dabei hangen dann die Krollen fein bunt, die reichen halb über die Hände, daß man sie durch alle Schüsseln schlägt und schleift; die müssen also durchlöchert sein, daß sie kaum an einander hangen wie ein Spinnweb." „Es muß auch der Schluntz im Koth sein, da man die Gassen mitkehret." „Es ist auch gar ein neuer Fund, daß man die Weiberröcke unten in Schweifen mit alten Feigenkörben, ja mit Draht starrend macht, welches vorhin mit Filz geschehen ist." Sie tragen „durchsichtige Kleider von Nesselgarn mit bloßen Armen und offener Bubengasse". Nun die Frisuren. „Die natürlichen Haare taugen Nichts, sie müssen gebleicht sein", „sie tragen feine, große, dicke, gelbe, geborgte oder erkaufte Haarflechten". „Die Weibsbilder machen mit ihren Haaren einen Säuhag. Denn die Haare müssen über sich gezogen werden über einen Draht: gleich wie man in den Säuhägen die Ruthen über die Tremel zeucht." Die durch klebrige Stoffe gesteifte Frisur trägt einen schweren Behang von Geschmeiden, besonders Perlen. „Auch haben die Weiber bekommen kleine sammtene Hütlein, nicht zu bedecken das Haupt, sondern allein zur Zierde und Hoffahrt. Die sind so klein, daß sie nicht den vierten Theil des Hauptes bedecken mögen, und sieht so aus, als wenn ein Weib einen Apfel auf den Kopf setzte und spräche: Das ist ein Hut!"

Nun noch ein paar Worte zur häuslichen Mädchenerziehung in der Übergangszeit von der Reformation zur Alamode.

Aegidius Albertinus verdanken wir ein dickleibiges, den Frauen gewidmetes Werk „Weiblicher Lustgarten, Gedruckt zu München durch Nicolaum Henricum, Im Jar MDCV", dessen erster, wichtigster Teil von der Erziehung der Jungfrauen handelt. Der gelehrte Jesuit und Verfasser von Lucifers Seelenjagd gibt darin manchesmal überraschend vernünftige Ansichten zum Besten, die er mit endlos ausgesponnenen Exempeln aus allen möglichen Kirchenvätern, den alten Klassikern und der Bibel trefflich zu unterstützen weiß. So interessant die Wiedergabe des ganzen Kapitels „Wie man die Junckfräulein erziehen solle, vnd von der fürtrefflichkeit der Junckfrawschafft" wäre, so verbietet sie sich von selbst durch die ungeschminkte Sprache des Autors. Er watet, — natürlich nur um der guten Sache willen — manchmal recht tief im Morast. Einige Auszüge abzudrucken, kann ich mir aber nicht versagen, und der Leser wird es mir Dank wissen.

Albertinus gibt seine Lehren „was gestalt die fürsichtige vnnd eyffrige Mutter jhre Kinder vnd Töchter von zarter jugend an sollen erziehen vnd vnderweisen, auff daß sie deßwegen nicht etwan einen

nagenden wurm in jhrem Gewissen pflantzen, vnd ein groß hertzleid, kümmernuß, schand vnd spott von jhnen erleben mögen". Die Erziehung soll schon in frühester Jugend beginnen, bereits beim Wiegenkind, denn wie eine Figur gar leicht in Wachs abgedruckt wird, also kann man gute und böse Eigenschaften „leichtlich trucken indz zarte alter". Besonders soll man das Kind nie müßig lassen. „Bey disem Fall aber ist zumercken, daß ein Mädlein vnd ein Junckfraw nit einerley ding ist." Bis zehn Jahre ist das Mädchen ein Kind, von da ab ist es eine Jungfrau. Mit zwanzig Jahren ist sie „Mannmessig vnd tauglich verheuret zu werden". Frömmigkeit steht natürlich in der Erziehung obenan. Dann soll das Kind die Eltern ehren und ihnen in allem „so nit wider Gott ist" zu Befehl sein. Diese Gottes- und Elternfurcht soll ihnen durch Rutenstrafen, niemals auf Kopf und Rücken, eingepfropft werden. Verschwiegenheit und Einsilbigkeit sind Haupttugenden. Sie sollen stets die Augen niederschlagen, niemanden scharf ins Antlitz sehn, auch ihrem Bruder oder Verwandten nicht. Das Fensterhinaussehn ist streng zu bestrafen, denn — jung gewohnt, alt getan. Mäßigkeit im Essen und Trinken — Dann den Junckfrawen stehet das Weinsauffen schendlich vnd vbel an — ist streng zu bewachen. Langschläfigkeit und Faulheit sind auszutreiben, denn nur das Fräulein soll heiraten, das in der Hausarbeit firm ist. Ein starkes Mädchen soll der Mutter die Magd ersetzen, denn wo man sich auf Dienstboten verläßt, geht das Hauswesen bald zu Grund. „Vnnd daher muß das Weib selbst in der Kuchel stecken vnnd Kuchelratz sein, vnd das Töchterlein muß sich nicht schemen jhre Händl am Hafen (Topf) zuberussigen vnnd die Haußarbeit wacker anzugreiffen. Dann wegen der heußligkeit vnd arbeitsamkeit erlangen die armen Junckfrawen offtermals einen guten Heurat, da doch hingegen die Reichen vnheußlichen Junckfrawen sich selbst vnd jhre Männer pflegen zuuerderben vnnd zuerarmen."

Demut ist ein Haupterfordernis für die junge Weiblichkeit. Das Gegenteil führt Unzucht, Schmach und Spott herbei. Wenn ledige Weibsbilder durch ihre Hoffahrt, Schnödigkeit und ihren Übermut Gott erzürnen, so straft er sie durch eine böse Heirat und einen Mann, der ihnen „waidlich vmb den Kopff tantzet", sie als Spül- und Fußlappen ansieht, ganz abgesehen von der Armut und Krankheit, die ihnen sicher ist. In Demut sollen sie auch für jede Strafe Dank sagen und den Strafenden ehren und lieben. Halsstarrigkeit muß ausgetrieben werden, da sie eine böse Ehe bringt. Tugendhaftigkeit, Wohltätigkeit, Nächsten-

liebe fordert der Autor ferner von allen jungen Weibsbildern. Dagegen ist nichts zu sagen. Hingegen wird die folgende Ansicht ein starkes Schütteln des Kopfes hervorrufen.

„Was aber belangt, ob man die Mädlein oder Junckfrawen soll dahin halten, daß sie sich im Lesen und Schreiben vben, find ich deßwegen vnderschiedliche meynungen: Aber ich meines theils halte darfür, daß es nützlich vnnd ratssamb seye, daß die Junckfrawen lesen lernen, auff daß sie die gute andechtige Bücher lesen vnnd darin betten mögen: Was aber das schreiben belangt, ist dasselbe den Weibern zulernen gar nicht rathsamb; seytemal sie dardurch die Gelegenheit erlangen Bulenbrieffel zu schreiben vnd zu beantworten. Dann obschon etliche Weibspersonen die kunst deß schreibens nutzlich vnd wol brauchen, so wird sie doch von den meisten dermassen mißbraucht, daß es besser were, es würde ins gemein auffgehebt“.[38]) Der echt jesuitische Standpunkt, von dem aus auch jede Bildung unterdrückt werden sollte, da sie Aufklärung im Gefolge haben könnte. Immerhin hat Albertinus noch so viel Einsicht, es dem Ermessen der weisen und vorsichtigen Mutter anheimzustellen, ob sie die Töchter unterrichten lassen will. Jedenfalls muß der Lehrer ein alter und womöglich geistlicher Herr sein. Die Anwesenheit der Mutter beim Unterricht ist erforderlich, denn — man kann nicht wissen!

Kann die Tochter lesen, dann darf ihr keinesfalls gestattet werden, profane Bücher zu lesen, die von der „nerrischen Lieb handlen“, sondern nur ehrliche, andächtige Postillen. Auf „Amadis de Gaula, Herr Tristant vnnd andere dergleichen schambare Buecher“ wird besonders aufmerksam gemacht.

Den Schatz der Jungfräulichkeit zu bewahren, wird Eltern und den Jungfrauen selbst warm ans Herz gelegt. Denn alle andern Schätze der Welt können wieder gewonnen werden, nur die einmal verlorene Jungfräulichkeit ist für immer dahin. Wenn deshalb die jungen Mädchen mit verdächtigen Männern und Junggesellen viel Gemeinschaft haben, soll man ihnen die Zungen stutzen; wollen sie ihnen nachsehn, die Augen ausstechen, wenn sie Pflastertreterinnen werden, die Beine abhacken, und doch wird dies bei den bösen Neigungen der Jugend wenig helfen.

Noch einmal wird Mäßigkeit im Essen und Trinken empfohlen. „Gefräßige und versoffene Weiber“ verzehren das Gut ihrer Männer. Ebenso ist die Nascherei ein Hauptübel wie der Müßiggang, der ein Türhüter ist, der alle bösen Gedanken einläßt. Desgleichen dürfen

Mädchen nicht an Kleiderpracht „geschmutz vnd ansteich" gewöhnen. Eine ehrliche Jungfrau soll weder Geschenke annehmen noch geben, was die jetzigen — zu Albertinus' Zeiten — Frauen für Hofzucht halten. Wer gern nimmt und gibt, verkauft sich selbst.

Vor alten Händlerinnen, die meist Kupplerinnen sind, ist acht zu geben. Die Tochter darf niemandem anvertraut werden und bei keiner fremden Jungfrau schlafen, es könnte ihr sonst gehn wie der Deydamia mit dem jugendlichen Achilles. Viel weniger darf ein junges Mädchen eine Wallfahrt mitmachen und sich in Feldern und Gärten erlustigen. Der Europa und der Dina, des Jakobs Tochter, ist bei solchem Spaziergang ein Unglück passiert. Die Jungfrauen sollen keinem Mann traun, er sei ihnen so nah verwandt wie er wolle, also auch dem Bruder nicht. — Der Autor muß gräßliche Erfahrungen gemacht haben, oder soll man an das „Wie der Schelm ist, so denkt er" glauben? Gewöhnen soll man die Töchter, keine „Gassenfahrerinnen und Fensterguckerin" zu sein. Wenn sie mit der Mutter ausgeht, soll sie mit Züchtigkeit niedergeschlagenen Blickes einherwandeln, nicht mit den Augen blitzen wie die Sterne am Himmel und dadurch den liederlichen Junggesellen Ursach geben, ihnen nachzulaufen.

„Vil weniger soll jhnen verstattet werden, mit offnen vnd blossen Brüsten zugehn. Dann weil das Wasser die ertrunkene Weiber vmbkehret vnd nit verstattet, daß sie auffm Rucken vnnd also bloß ligen sollen, so ist es je wider alle Natur, Zucht vnd Erbarkeit, daß die Weiber in jhren lebzeite, jhren Leib vnnd Bruest entblössen, und die Männer damit trätzen vnd ergeren. Vnd weil der Apostel 1. Chor. 11 beuilcht, daß sie sogar ihre Häubter sollen bedecken, vmb wu vil mehr ist es dann billicher, daß sie die andern Glieder bedecken, mit denen sie eine grosse vrsach vnd gelegenheit zu sündigen geben können?"[39])

Die Mütter sollen verhüten, daß ihre Töchter Turnieren, Komödien und öffentlichen Schauspielen beiwohnen, denn dergleichen Dinge sind gefährliche Schulmeister in der Liebe. Dasselbe kann vom Springen und Tanzen gesagt werden, „welches ohne Zweiffel ein griff vnd sünd ist deß Teuffels, durch welches er vil böses stifftet vnd die bösen gedanken erwecket." Das Mädchen verliebt sich nämlich zu leicht in ihren Partner und das Unglück ist fertig. Die Ansichten Albertinus klingen in einer Lobhymne auf die ewige Jungfräulichkeit aus, indem er den Ehestand verketzert. „O klaegliche vnd ellende früchte des Ehestandts. O wie selig vnd vberseliger aber ist der Standt der Junckfrawen, welcher

umb alle solche armseligkeiten nichts waiss. Dann er ist lieb GOTT dem HERRN, vnnd angenemb den Himlischen Geistern."

Daß die Albertinischen Maximen die landläufigen waren, unterliegt keinem Zweifel. Die Rute bei den Knaben, die Hausbackenheit bei den Mädchen waren allgemein geltende Erziehungsgrundsätze. Man nahm auf Individualität keine Rücksicht, erkannte sie auch wohl kaum, und schlug alles über einen Leisten. Floridan (Siegmund von Birken), einer der Gründer des Blumenordens an der Pegnitz, läßt seine Heldin Dorilis fragen: „Aber wie sollten wir zur Vollkommenheit gelangen, da man unsre Fähigkeit in der Blüte erstickt, und zu Haus gleichsam gefangen setzt und, wie in einem Zuchthaus zu schlechter Arbeit, zu Nadel und Spindel angewöhnt? Man eilt mit uns zur Küche und Haushaltung, und manche wird gezwungen eine Marta zu werden, die doch etwa lieber Maria sein möchte. Ja, so sehr sind wir zur Barbarei und Unwissenheit verdammt, daß nicht allein die Manns-Personen, sondern auch die Meisten von unserm Geschlecht selber, weil sie in Eitelkeit und Unwissenheit verwildert sind, uns verachten und verlachen, wenn eine oder andere löblicher Wissenschaft sich befleißt ..... Sind wir denn nicht sowohl Menschen wie die Männer?"[40])

XI. Abschnitt.

Die Hexe.

Allen Naturvölkern wohnt der Glaube an übernatürliche Wirkungen inne, die durch außergewöhnliche Eigenschaften gewisser Menschen herbeigeführt werden können. Hierzu gehört die Möglichkeit des Gestaltenwechsels, an den der Indianer und der Eskimo von heute ebenso glauben, wie es die Griechen taten. In Heliodors Aethiopischen Geschichten, dem ältesten hellenischen Roman, der zu uns gelangt ist, verwandeln sich Weiber in Hyänen und im Goldenen Esel von Apulejus verstehn Frauen die Kunst, sich und andere in Tiere zu verwandeln. Aus diesen Vorstellungen hat sich bei den Germanen wie bei andern Völkern der Hexenglaube der ältern Zeit entwickelt; den in späteren Epochen haben die Inquisitoren und Hexenrichter gemacht[1]), die mit großer Belesenheit alle frauenfeindlichen Stellen der Bibel, dann besonders was der heilige Chrysostomus von ihnen sagte, für ihre Zwecke gründlich ausschroteten.[2])



Die Hexe.
(Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Anfang des 16. Jahrh.)

In der ersten Zeit des Christentums werden Strafen über den verhängt, der eine Frau in den Verdacht der Zauberei bringt, ohne ihn

beweisen zu können. Karl der Große bestätigt die Satzungen der Paderborner Synode von 785, nach denen der Glaube an menschenfressenden Hexen heidnischer und teuflischer Aberglaube sei. Nur wenn der Hexe die Absicht, Schaden zu stiften, oder vollbrachter Schaden nachgewiesen wird, darf sie der Arm der Gerechtigkeit fassen. Hierdurch sollte nicht die Zauberei in Schutz genommen werden, um so weniger, als Zauberer und Giftmischer in den meisten Fällen, wie einst im Rom der Caesaren, identisch waren. Wenn ein Weib sich selbst mit dem Nimbus des Besitzes höherer Kräfte umgab, was aus Eitelkeit wohl nicht selten vorgekommen sein mag, als es noch ungestraft geschehn konnte, so sollte die Geistlichkeit gegen solche Lügen einschreiten. Die Priester gingen so weit, gegen den Zauberaberglauben mit der Exkommunikation zu drohn, während später jeder exkommuniziert und verbrannt wurde, der daran zweifelte.

Nach dem elften Jahrhundert verbreitet sich der Teufelsglaube schon mit erschreckender Gewalt. Dem Gottseibeiuns wird das Vermögen nachgesagt, jederzeit menschliche Gestalt annehmen zu können, um die Menschen, als Mann die Frauen (incubus), als Frau (succubus) die Männer zu verführen. Der Glaube an Pakte des Teufels mit Menschen befestigt sich mehr und mehr, und ketzerische Sekten, überhaupt alle Andersgläubigen galten als Teufelsanbeter. So würfelt der Sachsenspiegel Ketzer, Zauberer und Giftmischer zusammen. „Welcher Christen-Mann oder Weib unglaubig ist, oder mit Zauberei umgehet, oder mit Vergifftniß, und der überwunden wird, die sol man auf einer Horden brennen“[3]), oder wie der Holzstoß später hieß „auf der Hurd“. Nur wer der Kirche den Rücken gekehrt, konnte Zauberer sein, niemals ein Strenggläubiger. Ketzer und Zauberer, diese beiden Schlagworte mußten in den Augen der Kirche gleichbedeutend sein: folglich war der Zauberer ein Ketzer und als solcher der zeitlichen und ewigen Verdammnis würdig. Und jeder, der nicht blindlings alle Anordnungen der Kirche befolgte, an die Göttlichkeit des Papstes zu zweifeln, den ewig geld- und seelenhungrigen Pfaffen Widerstand zu leisten wagte, war Ketzer und wurde vernichtet.

So ging es dem mannhaften Volk der Stedinger hoch oben im Norden Deutschlands, das sich die Gewalt des Bischofs von Bremen und seiner Sendlinge mit dem Frieden auf den schmalen Lippen, den ewig unruhigen Augen und der Schlange im Herzen nicht gefallen lassen wollte. Als sie, mit dem Bann des Bremer belegt, das Evangelium der Freiheit gegen die Lehre der Unterdrückung setzten[4]), warfen ihnen die verlogenen Pfaffen Schandtaten vor, so unerhörte, wie sie nur die

Phantasie bis ins innerste Mark verderbter Menschen ausbrüten konnte. Die Gesetzgeber der Hexenprozesse, die orthodoxen Priester und Juristen, haben später wiederholt gezeigt, was auf diesem Gebiet Unübertreffliches zu leisten ist. Im Bunde mit Papst Gregor IX., der auf der Treibjagd nach Leuten war, „die ausgeartetes Pfaffentum nicht mehr als Christentum anerkennen wollten"[5]), gelang es, einen Kreuzzug gegen „die Stedinger Erzketzer" zustande zu bringen, der mit der fast gänzlichen Vernichtung der um ihre Heimat und ihre Gewissensfreiheit kämpfenden Bauern endete. An sechstausend Stedinger deckten den blutgetränkten Boden bei Altenesch. Der Rest der elftausend Stedinger verließ für immer das Land, das dem Erzbischof von Bremen zufiel. Wo sich einst große, stadtähnliche Dörfer befanden, war eine Einöde, die selbst heute, nach mehr als sechshundert Jahren, nur spärlich bewohnt ist.

Wenige Monate nach der Schlacht, am 28. November 1234, schrieb Gregor IX., an dessen Händen das von der Blüte des deutschen Adels und seinen Fürstengeschlechtern stromweise vergossene Blut klebte, an das Domkapitel zu Bremen: „Durch euere demütigen Bitten bewogen, gestatten wir euch, weil auf den Beerdigungsplätzen der Kirchen im Lande der Stedinger viele Leiber von Ketzern und Verfluchten, die von den Leichen der Gläubigen nicht getrennt werden können, begraben worden sind, daß ihr von neuem jene Kirchen und Beerdigungsplätze weihen lasset".[6])

Eine perfidere Interpretation des Wortes „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", läßt sich nicht denken.

Ad majorem Dei gloriam wurden wie die Stedinger die Albingenser in Frankreich und Hekatomben von Unschuldigen in Südeuropa durch die grauenvolle Institution vernichtet, an der armselige Tendenzhistoriker Societatis Jesu und anderer „mit Genehmigung der Obern" schreibende Geschichtsfälscher im Schweiße ihres Antlitzes Mohrenwäsche vorzunehmen sich bemühen — durch die heilige Inquisition.

Konrad von Marburg, der Peiniger und Vernichter der edlen Elisabeth von Thüringen, war der erste deutsche Inquisitor. In Begleitung eines Frater Konrad Dorso und eines Laien Johannes, „der einäugig, verstümmelt und ein ganzer Taugenichts war"[7]), durchzog das würdige Kleeblatt mordbrennend Deutschland. Wo sie erschienen, flammten Holzstöße empor, auf denen zahllose Opfer pfäffischer Gemeinheit, Geldgier und Unduldsamkeit ihr Leben aushauchten. Männer, Frauen und Kinder fanden unter den sanften Händen der „frommen" Herren

einen qualvollen Tod. Wer den Dogmen der Kirche nicht kritiklos Glauben schenkte, sich gegen die Willkür der Pfaffen aufzulehnen und an der ehernen Last einer künstlich zurechtgemachten Religiosität zu rütteln wagte, starb durch das heilige Gericht. Daß auch Frauen solch heldenhaftes Martyrium auf sich nahmen, mag ein Beispiel ergeben. Der Zisterzienser Mönch Caesarius, Prior von Heisterbach, ein vielseitiger, naiv-gläubiger und abergläubiger Erzähler († 1240), der uns in seinen Wundergesprächen interessante kulturgeschichtliche Darstellungen hinterlassen hat, berichtet aus dem „heiligen Köln": „Hier wurden zur Zeit des Erzbischofs Reinald, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, mehrere Ketzer ergriffen, überführt und verurteilt. Als man sie nach gefälltem Spruch zum Scheiterhaufen brachte, erbat sich einer, namens Arnold, den die übrigen ihren Meister nannten, Brot und Wasser. Es ward ihm aber nach dem Rat verständiger Männer verweigert, weil der Meister damit wahrscheinlich eine gotteslästerliche Kommunion bereiten wollte und der Teufel leicht etwas Ärgerliches zuwege bringen konnte. Also wurden die Ketzer aus der Stadt geführt und beim Judenkirchhof dem Feuer überliefert. Als sie schon von den Flammen ergriffen waren, sah man den Meister Arnold seine Hände auf die halbverbrannten Häupter seiner Schüler legen und hörte ihn sagen: „Bleibt standhaft in eurem Glauben!"

Es war aber unter den Ketzern auch eine schöne Jungfrau, und maßen diese das Mitleid von vielen erregte, nahm man sie vom Scheiterhaufen herab und versprach ihr, man wollte, so sie sich bekehrte, sie verheiraten oder in ein Kloster zu bringen. Sie jedoch: „Wo liegt der Meister?" Und als man ihr diesen gezeigt, entwand sie sich den Armen der sie Haltenden, stürzte, ihr Antlitz mit dem Gewand verhüllend, in das Feuer, warf sich über den Leichnam Arnolds und fuhr mit ihm zur Hölle."[8]) Leider verschwieg Caesarius den Namen dieser edlen echt deutschen Heldin der Nachwelt.

Konrad, der rasende Pfaffe, hatte in seinem blinden Wüten nur an dem Papst eine Stütze. Die hohe Geistlichkeit in Deutschland war trotz ihres Sittenverfalls doch noch nicht so entartet, um Gefallen an dem schmachvollen Verfolgungseifer des Inquisitors zu finden. „Und als der inquisitorische Fanatiker mehrerer Warnungen ungeachtet mit seinem Geschäft fortfuhr, taten einige muntere Edelleute ein gutes Werk an ihrem Land, indem sie den rasenden Pfaffen in der Nähe von Marburg totschlugen (1233)."[9])

Da Niemand Lust hatte die Erbschaft Konrad von Marburgs, „eines

Mannes von vollendeter Tugend und eines Herolds des christlichen Glaubens," wagte Gregor IX. in seinem Nachruf für Konrad zu schreiben,[10]) anzutreten, so wurde Deutschland der Segnung der heiligen Inquisition für immer beraubt. An ihre Stelle trat aber eine andere Menschenschlächterei en gros. Zuerst von den katholischen Verkündern der werktätigen Menschenliebe eingeführt und in Fluß gebracht, dann von den Protestanten mit ungeschwächter Kraft fortgesetzt. Die menschliche Narrheit kann auch epidemisch auftreten und ganze Generationen mit Blindheit schlagen. Die Hexenprozesse erbringen den Beweis dafür.

Der finstere Wahn lastet schwer auf den Geistern und erzeugt ein Angstgefühl, das alle Vernunft unterdrückt und sonst nüchtern denkende Leute mit hausbackenem aber gesundem Menschenverstand zu fühllosen Bestien gestaltet, die durch das, was sie Gerechtigkeit nennen, ärger hausten als der „schwarze Tod", die Pest und ihr Gefolge.

Der Glaube an Dämonen verwirrte die Köpfe und trübte das Denkvermögen. Luther warf auf der Wartburg sein Tintenfaß nach dem Teufel und der schwarze Fleck an der Wand war für unendlich viele Geschlechter ein vollgültiger Beweis vom Vorhandensein des Gottseibeiuns, des †††, an dem zu zweifeln für viele bis zur Stunde eine Sünde ist.

Der Teufel und seine Legion von Unterteufeln — 2.665.886.746.664 von ihnen hat, ohne sich zu irren, ein Professor an der Universität Basel, der 1564 in Gott entschlief, gezählt — flitterten wie die Sonnenstäubchen im Weltall umher, um die Menschheit zu betören. Selbst ein so klarer Geist wie Paracelsus — Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim — sah sie wie die Fliegen im Sommer schwärmen um einzuschlüpfen, wo sich nur eine Lücke zeigte. Peder Palladius, der erste lutherische Bischof Melands, ein guter, strenggläubiger Mann, der auf Alsen und den kleinen umliegenden Inseln den „lichten Tag des Evangeliums" anbrechen sah, nachdem er auf den menschenarmen Eilanden zweiundfünzig Frauen verbrannt hatte, wußte, daß Christus aus einem einzigen Menschen 6666 Teufel ausgetrieben hatte. O es war ein hinterlistiges Pack, diese Teufel. „Eine Nonne, die es versäumte, eine Mahlzeit, die nur aus einigen Salatblättern bestand, mit dem Vaterunser zu beschließen, wurde jahrelang von einem Dämon gequält. Eine andere mußte sogar sieben Teufeln Aufenthalt gewähren, da sie einen Granatapfel ohne den üblichen Segensspruch genossen hatte."[11])

Wie der Wurm in die Frucht, so drangen die bösen Geister in die Menschen ein, von denen sie Besitz ergriffen, deren Handlung sie be-

einflußten, aus deren Mund sie Gotteslästerungen aussprachen, bis der Weihwasserwedel ihrem schandbaren Treiben ein Ziel setzte und sie aus dem molligen Aufenthalt vertrieb. Wer an Krämpfen litt, wer an Wahnsinn krankte, den heute der Psychiater zu heilen versucht, war besessen und der geistlichen Kur unterworfen. Diese lächerlichen Zeremonien waren immerhin noch harmlos, denn sie schadeten schließlich so wenig wie sie nützten. Man verbrannte Weihrauch, zog Reliquien der absonderlichsten Beschaffenheit aus kostbaren Schreinen hervor und verursachte höchstens durch allzureichliche Gaben von Weihwasser eine Erkältung des Patienten,[12]) Er bekam zu den Dämonen einen Schnupfen, durch den er sich unterschiedliche Teufel wegnieste.

Waren die Beziehungen Besessener zu den bösen Geistern passiver Art, so war dies bei den Hexen ein ganz anderer Fall. Ein Besessener konnte nach Austreibung der höllischen Trichinen selig werden, während das Seelenheil der Hexe durch ihre Verbindung mit dem Teufel für immer verloren ging. In dem ersten Zustand war der Teufel der Verbrecher, im zweiten aber die Hexe, die sich damit des gräßlichsten Verbrechens, einer Todsünde allererster Ordnung schuldig machte. Das Seelenheil ging über alles.

Wer an Hexen nicht glaubte, machte sich der größten Ketzerei schuldig, wie der Hexenhammer gleich zu anfang schreibt.[13]) Ein solch Ungläubiger verlor wie die Hexe selbst jede Anwartschaft auf das Jenseits — er war verdammt auf ewige Zeiten! Wer aber wie die Leuchte der Jurisprudenz an der Leipziger Universität, der weitgerühmte Benedikt Carpzow in seiner dreißigjährigen gesegneten Amtszeit zwanzigtausend Todesurteile über Hexen gesprochen hat, der bekam zweifelohne einen Himmel für sich ganz allein.

Es gibt nichts Grauenvolleres als den Wahnsinn geistig Gesunder. Laßt den Theosophen, Occultisten, Spiritisten, Antisemiten und Gesundbetern freie Hand und wir werden in unseren von elektrischem Licht durchfluteten Straßen Szenen sehn, die sich denen des Mittelalters würdig an die Seite stellen. Also nicht zu stolz sein!

Die alten Sachsen verbrannten bereits Hexen, doch Karl der Große kämpfte mit aller Strenge gegen dieses „unchristliche Unwesen".[14])

Um das Jahr 906 erklärte die Kirche selbst den Glauben an die nächtlichen Luftritte der Hexen für Traumvorstellungen. Bischof Burkhard von Worms, um 1020, verwirft eine ganze Reihe abergläubischer Ansichten. So das Wettermachen, die Verwandlung in Werwölfe, den geschlechtlichen Verkehr von elfischen Weibern mit Männern und die

Nachtritte auf Besen. Er setzt Strafen auf diesen Glauben.[15]) Der gute Mann wäre später sicher geschmort worden. Bischof Burkhard bezeichnet, wenn er auch in anderer Hinsicht im Morast des Aberglaubens bis an den Hals versunken ist, die genannten Vorstellungen für ketzerische Hirngespinste, was aber den Papst Innozenz VIII. nicht abhielt, diesen Wahn und hundert andere im Schoß der alleinseligmachenden Kirche — das Wort Religion will mir nicht aus der Feder — neu aufleben zu lassen.

Zwei deutsche Dominikaner, Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, „die geliebten Söhne Seiner Heiligkeit", wandten sich im Jahr 1484 „der Menschwerdung des Herrn" um die Erlaubnis an Innozenz VIII, unbehelligt auf Hexen fahnden zu dürfen. Die Antwort war die berüchtigte Bulle, in der der Verfolger der Hussiten und Waldenser eine Meute blutgieriger Hunde auf Frauen aller Stände und jedes Alters hetzte, um sie zu zerfleischen. Das elende Machwerk dieses fanatischen Eiferers läßt schon viel von dem Schmutz ahnen, in dem sich die Ausleger und Ausüber dieses päpstlichen Erlasses mit dem Behagen gemästeter Schweine wälzen sollten. Graf Hoensbroech hat in seinem anti-ultramontanen Werk „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit"[16]) eine Würdigung dieses Aktenstückes gegeben, auf das ich allzu wißbegierige Leser hinweise.

Die unmittelbare Folge der Bulle war das „nach Inhalt und Wirkung furchtbarste Buch der Weltliteratur", der von den päpstlichen Bevollmächtigten Sprenger und Institoris verfaßte „Hexenhammer", der „Malleus Maleficarum", das drei Jahre später das Licht der Welt erblickte, um Finsternis, die nur durch den Flammenschein unzähliger Scheiterhaufen erleuchtet wurde, über ganz Deutschland und den germanischen Norden bis zur Grenze am Eismeer zu verbreiten.

Es gehören starke Nerven dazu, sich durch diesen Wust von stumpf- oder wahnsinnigen Lascivitäten durchzuarbeiten, Nach diesem Machwerk, das Juristen und Geistlichen beider christlichen Bekenntnisse als Grundlage für ihr inquisitorisches Verfahren diente, war jede Frau verloren, die in die Fänge der Hexenmeister geriet. Gestand das arme von der Folter grauenhaft gepeinigte Weib alles, was man nur wollte, um der Qualen ledig zu werden, so wurde sie verbrannt. Blieb sie standhaft und leugnete hartnäckig, dann wurde sie als unbußfertig eingeäschert. Was liegt an einem Weib?! „Was ist denn auch das Weib anders als eine Vernichtung der Freundschaft, eine unentrinnbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein begehrenswertes

Unheil, eine häusliche Gefahr, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel mit schöner Farbe bestrichen?"[17]) sagen jene zwei vom Weib geborene Professoren der Theologie nach Chrysostomus über Matth. 19.

Das Weib war in den Augen der Strenggläubigen die Lieblingswohnung des Teufels. Der Teufel nahm als Verführer schon in den Erzählungen Caesarius von Heisterbachs am liebsten Weibergestalt an. Der heilige Antonius von Padua wird von als Frauen verkappten Teufeln in Versuchung geführt. Der Ursprung des geflügelten Worts vom Teufelsweib, das mit seinen Tränen vergiftet, verbirgt sich tief im deutschen Mittelalter. Und die heilige Jungfrau konnte mit all ihrer Hehre und Gebenedeitheit den von Mutter Eva angeerbten diabolischen Makel von ihren Geschlechtsgenossinnen nicht tilgen. Das Weib war und blieb einst und jetzt unrein in den Augen einer dem Dogmenglauben blind ergebenen Kirche.

Der Jesuitenzögling Aegidius Albertinus nennt das Weib „ein sehr bequemes Instrument und Werkzeug des Teufels, durch welche er alles vbels in die Welt gebracht, vnd vil weise vnnd fromme Männer zu Narren gemacht vnd verderbt hat: Liderlich vnd fürwitig ist sie, derentwegen glaubt sie den eingebungen deß Teufels."

Und mit einem solch erblich-unreinen Geschöpf war jede Milde von Übel und unwürdige Schwachheit.

Und sie sind nicht einmal die ersten, die den Vernichtungskrieg gegen das zauberische Weib predigen. Ihr Hexenhammer hat im Formicarius des Dominikaners Johannes Nidder einen Vorläufer, in dem schon der grausame Wahnwitz die tollsten Blasen wirft.

Was Wunder, daß jene Bluthunde in der Kutte in jedem Weib die Hexe sahen, die unter allen Umständen verbrannt werden muß, auch dann, wenn sie ihre nie verübten Verbrechen bereuen sollte.

Doch all dieses ist noch wahres Kinderspiel gegen das, was sie über die Taten der Hexen, ihren Verkehr mit dem Teufel, ihre geheimen Feste, ihre Bosheit vorzubringen wissen. Die Phantasie eines Marquis de Sade erscheint farblos züchtig vor den zwei in ewiger Keuschheit lebenden Männern. Gemeineres findet sich nirgends mehr in der ganzen Weltliteratur, Gleichzotiges höchstens in einigen anderen Werken — von Moral-Theologen.

Was wollte es besagen, daß einzelne mutige Männer, darunter Agrippa von Nettersheim und Thomas Murner und andere Geistliche gegen den Hexenwahn auftraten, und Zweifel an der Wahrheit des Hexentums äußerten. Ihre Stimmen verhalten ungehört. 1484, in

demselben Jahr, das die berüchtigte Hexenbulle Innozenz VIII. hervorbrachte, führt der Propst zu St. Dorotheen zu Wien, Stephan Lanzkranna, in seiner „Himmelstraße" als der größten Sünden auf, an nachtfahrende Frauen, Drutten, (Truden, Drinden) Unholde, Wehrwölfe und andere dergleichen heidnische und närrische Betrügereien zu glauben. Er schilt Abergläubische mehr Heiden als Christen.[18]) Später als das allgemeine Morden anhob, wurde aus jedem dieser Saulusse ein Paulus und sie stimmten, schon der mit jeder eigenen Meinung verbundenen Gefahr wegen, in den allgemeinen Chorus ein.

Die Leidenschaften der großen Masse waren entfesselt und überdies dem sträflichen Eigennutz, dem Haß, der Rache Tür und Tor geöffnet, sich mißliebiger Personen auf die leichteste Art zu entledigen. Eine Anklage, offen oder geheim, an die Hexenrichter hatte immer Erfolg. Die Folter brach den stärksten Willen. Und je weiter sich die Zeit dem dreißigjährigen Krieg näherte, desto größer wurde die Verfolgungswut der Richter, katholischer wie protestantischer, die erst im achtzehnten Jahrhundert gänzlich erlöschen sollte, wenn auch noch lange hier und dort einzelne Flämmchen emporschlugen.



Hexen erzeugen Donner und Hagelschlag. (Nach Molitors Tractatus von den bosenveiben die man nennet die Hexen 1508.)

Den beiden katholischen Würgern erwuchs in dem bereits benannten Protestanten Benedikt Carpzow ein würdiges Gegenstück. Geboren 1595 in der Lutherstadt Wittenberg, studierte er Jurisprudenz, wurde ein bedeutender Rechtsgelehrter, kurfürstlicher Rat, Hofrat, Professor in Leipzig und der wütendste deutsche Hexenmeister seiner Zeit. Er beschloß 1666 „sein mustergültiges, religiöses Leben".

„Von seinen epochemachenden Werken verdient die „Practica nova rerum criminalium" (Neue kriminalistische Spruchpraxis, Wittenberg 1635) genannt zu werden. Vielsagend ist schon das Titelbild: des Verfassers Porträt, daneben als Gegenstück eine Richtstätte mit Rad, Galgen und Holzblock. Ein Kind wird hinge-

richtet, ein anderes gestäupt usf. Durch seine „Practica nova", durch eine kurze Anleitung zum Kriminalprozesse von 1638 und durch das Werk „Processus juris in foro Saxonico" (Sächsisches Prozeßrecht, Jena 1657) veranlaßte es Carpzow, daß die sächsische Kriminalordnung des Jahres 1572 für Hexen noch härtere Strafen verfügte als selbst die Carolina. Er wollte den Tod auch für diejenigen festgesetzt wissen, die den Teufelsbund geschlossen hätten, ohne jemals Schaden zu stiften. In seiner Verblendung ging er so weit, daß er als Jurist sich auf den „Hexenhammer" berief und für dieselben Torturen eintrat wie dieser." [19])

Die Schriften Carpzows wimmeln von denselben brutalen Gemeinheiten wie der Hexenhammer. Gläubig schreibt er all das hirnverbrannte Zeug auf, das hysterische Frauen unter den Qualen der Folter zusammenphantasiert, oder das Richter und Henker den Hexen als Geständnisse in den Mund gelegt hatten.

Was konnte man nicht alles aus den fieberhaft verängstigsten Frauen herausbringen, die sich im Wahn, den Richter milde zu stimmen aller möglichen Untaten beschuldigten, nachdem die Fäuste der Henker ihnen die Glieder gebrochen und der dräuende Anblick mit teuflischer Bosheit ersonnener Marterwerkzeuge ihnen noch schwerere Qualen in Aussicht stellten.

Man möchte selbst an den Teufel glauben, wenn man die Geschichte der Hexenprozesse verfolgt, allerdings nur an Dämone ohne Bocksfuß und Pferdeschwanz. Der Teufel der Orthodoxen vernichtet nur Seelen, diese Teufel aber haben ganze Landstriche entvölkert und Seelen- und Körperqualen über Unschuldige verhängt, die auch im Fegefeuer, wo es am glühendsten ist, nicht ärger sein können.

Der typische Hergang bei einem Hexenprozeß soll dies sine ira et studio erläutern.

Zwei Nachbarinnen mögen sich schon lange nicht recht ausstehn. Aus dem anfänglichen Schimpfen und gegenseitigen Bosheiten entwickelte sich tödtlicher Haß. Da wird der Mann der einen Frau krank. Die Ursache des Siechtums ist leicht ersichtlich, aber die trostlose Gattin will sie nicht erkennen. Der Mann wurde verhext und die Übeltäterin ist die böse Nachbarin. Endlich ist der Tag der Rache gekommen! Die Anzeige wird erstattet. Zu besorgen ist dabei nichts, denn „derjenige Denunciant, der hernach seine Anklage zu erweisen nicht im Stande sein dürfte, hat nichts zu besorgen, indem ihm solches keineswegs angerechnet werden solle". [20]) Die Hexe wird natürlich eingezogen, aber um einen Prozeß gegen sie anzustrengen, wenn sie nicht sofort eingesteht, sind

Zeugen nötig. Hat der Richter keine, so macht er sich eben welche. Der Richter holt nach Gutdünken Leute aus der Nachbarschaft zusammen. „Weigern sich nun einige zu schwören und auszusagen, so müssen solche als Ketzer behandelt werden.“[21]) Diese sanfte Gewalt mit der verlockenden Aussicht auf den Scheiterhaufen macht solche Leute schon gefügig. Meineidige, die aus Glaubensdrang gelogen haben, „Excomunizierte, Mitschuldige, infame und lasterhafte Diener“ gelten für glaubwürdig, wenn sie gegen den Beschuldigten aussagen, sonst nicht — sagt der dritte Teil, erster Abschnitt, vierte Frage des Hexenhammers in vollster Seelenruhe.[22]) Diese leeren Formalitäten der Zeugenaussagen, denn etwas anders können sie nicht sein, sind die erste Station auf dem Leidensweg der Hexe, die nun in den Kerker wandert.

In den Hexentürmen vieler deutscher Städte sind die Gefängnisse erhalten, in denen diese armen Frauen in lichtlosen Behältern, von deren Wänden die Feuchtigkeit tropfte, deren Boden von Ungeziefer wimmelte, auf zerfaultem Stroh, mit Ketten belastet bei ungenügender Nahrung wochen-, monate- selbst jahrelang schmachteten, ehe sie der Richter zum Verhör kommen ließ.

In Offenbach saß eine Frau vom Jahre 1608 bis anfangs 1611 ehe sie hingerichtet wurde, also drei volle Jahre der Todesangst. Da gab es in den Kerkern Schraubstöcke, in welche die Gefangenen befestigt, Kreuze, an die sie gefesselt, eiserne Stäbe mit Ringen und Ketten, an die sie festgeschlossen, Fußeisen, die ihnen angehängt, Löcher in den Mauern, in die man sie steckte, und tiefe Gruben, in die sie hinabgelassen wurden.[23])

Der Tod auf der Folter oder auf dem Holzstoß erschien gar oft als Erlösung. In diesen Gefängnissen war die Beschuldigte der rohesten Willkür der Büttel preisgegeben, die ihre Brutalitäten den Teufeln in die Schuhe schoben. Der wütende Hexenrichter Remigius, der in seiner „Daemonolatria“ (1595) sich brüstet, binnen fünfzehn Jahren achthundert Hexen verbrannt zu haben, erzählt von einem seiner Opfer, Katharina geheißen, diese wäre, obgleich noch ein unmannbares Kind, im Kerker wiederholt dergestalt vom Teufel gemißbraucht worden, daß man sie halbtot vorgefunden.[24])

Selbst ein Mensch mit einem vor lauter Gelehrsamkeit verknöcherten Muskel an Stelle des Herzens, wie Carpzov verlangt menschlichere Gefängnisse für die Hexen, das sagt alles.

Wieviel Scheusäligkeiten sind in diesen altersschwarzen Mauern durch Gerichtspersonen und Henker verübt worden, die nicht in dem bar-

barischen Justizverfahren ihre Ursache hatten. Die dunklen Verließe unter der Erde verwahrten ihre Geheimnisse und die Beichtväter und Seelsorger, gleichviel ob römisch oder protestantisch, waren gefügige Werkzeuge der Richter. Sie machten sich die Seelenangst der Angeklagten zu Nutzen, um auf eigene Faust Geständnisse zu erpressen oder Bekenntnisse zu suggerieren, die dann brühwarm mit allerlei Zutaten den Richtern mitgeteilt wurden.[25])

Der vagste Verdachtsgrund genügte den Prozeß zu inszenieren. Wie der Wahnbekämpfer Thomasius einmal berichtet, wurde ein achtjähriges Kind zur Untersuchung gezogen, weil es eine Maus aus seinem Taschentuch geknotet hatte. Seine Gespielen erzählten, das Mädchen könne Mäuse machen, worauf sich der Dorfpfarrer beeilte, eine Anklage auf Hexerei aufzubauen. Die Alte, die dem Kind das Mausmachen gelehrt hatte, wäre beinahe auf die Folter gekommen.

Endlich kam der Tag des ersten Verhörs und damit eine Entwürdigung der Frau, wie sie gemeiner nicht gedacht werden kann. Mag der hochehrwürdige, selig in Gott ruhende D. Sprenger selbst das Wort haben, damit jeder Verdacht der Entstellung von mir genommen ist.

„Fünfzehnte Frage:

„So wie nicht jede Arzney für ein jedes Glied des menschlichen Cörpers ist; so muß auch nach dem Unterschiede zwischen den so verschiedenen Ketzern oder der Ketzerey Beschuldigten verschieden wider sie verfahren werden. Dies gilt besonders wider solche Hexen, die sich durch Zauberkünste ein hartnäckiges Stillschweigen verschaffen. Will er also wissen, ob die Hexe sich durch Zauberkünste die Gabe des Stillschweigens erworben habe, so gebe er wohl Achtung, ob sie in seiner Gegenwart und bey Vorzeigung der Folterinstrumente auch weinen könne; denn aus Ueberlieferungen unserer glaubwürdigen Vorfahren ist es bekannt, daß eine Hexe, wenn sie auch noch so sehr dazu aufgefordert wird, keine Thränen vergießen könne, sondern sich nur so anstelle, und mit Speichel Augen und Wangen naß mache. Um demnach seiner Sache gewiß zu seyn, legte der Richter oder Priester der Hexe die Hand auf den Kopf, und beschwöre sie, wie folgt: „Ich beschwöre dich durch die bittern Thränen Christi, die er am Creutze für unser Heil vergoß, durch die heißen Thränen der glorreichsten Jungfrau seiner Mutter, die sie zur Abendzeit so reichlich über die Wunden ihres Sohnes fließen ließ, und durch alle die Thränen, die jemals alle Heiligen und Erwählten Gottes auf dieser Welt vergossen haben und die der Herr jetzt von ihrem Angesichte abgewischt hat, daß du, im Falle du

unschuldig bist, Thränen vergießest, falls aber du schuldig bist, gar keine. Im Namen des Vaters etc." Je mehr nun solche Leute, wenn sie schuldig sind, beschworen werden, um desto weniger können sie weinen, dies hat die Erfahrung gezeigt, so viele Mühe sie sich auch gaben. Thränen sind Zeichen der Buße, man darf sich also nicht wundern, daß sich der Teufel soviel Mühe gab, sie zu verhindern.

Weiter muß sich ein Richter wohl in Acht nehmen, daß ihn die Hexe nicht an den bloßen Gelenken der Hand oder des Armes berühre; er trage auch beständig geweihte Kräuter und am Palmsonntage beschworenes Salz bey sich, nebst geweihten Wachse am Halse. Diese haben, nach dem Geständnisse der Hexen selbst, und dem Zeugnisse der Kirche, die das Weihen verrichtet, eine große Kraft. Man hat auch Beispiele, daß die Hexen sich Mühe gegeben, den Richtern und seine Gehülfen eher ansehen zu können, ehe sie von ihnen gesehen wurden, dann verlohr sich aller Grimm bei den Gerichtspersonen, und sie setzten die Hexen wieder in Freyheit. Man lasse also die Hexen rücklings in die Gerichtsstube führen, bezeichne sich mit dem hl. Creutze, und breche dadurch die Macht der alten Schlange. Darzu ist auch, wie mehrmals gesagt, dienlich, daß man verhüte, daß die Hexe keinen Fuß auf die Erde bringe, damit ihre Zauberkraft nicht wirksam werde. Die Hexen wurden deshalb meist hängend gefoltert.

Weiter muß man den Hexen alle Haare vom Cörper wegscheren, damit sie keine Zaubersachen bei sich behalten, und diese Vorsicht muß sich auch auf die geheimsten Oerter erstrecken. Uns ist ein Beispiel von einer Hexe bekannt, die einen erstgebohrnen, ungetauften Knaben in Ofen brieth, nebst andern nicht zu nennenden Sachen; wenn die Hexen dergleichen bey sich tragen, so kann sie kein Mensch zum Geständniß bringen. Die Gabe des Schweigens schreibt sich überhaupt aus drei Quellen her, 1. aus einer natürlichen Verstockung des Gemüths, da einige so weich von Natur sind, daß sie bei der geringsten Tortur gleich alles von sich sagen, auch wohl Unwahrheiten, andere aber so hartnäckig, daß sie sich lieber alle Glieder in Stücke zerfoltern lassen, ehe sie bekennen. 2. Die zweite Art von Stillschweigen schreibt sich, wie gesagt, von Zaubersachen her, die die Hexen bei sich in den Kleidern oder irgend in den Haaren verborgen halten. 3. Können auch andere, selbst weit entfernte Hexen eine solche zu folternde dergestalt bezaubern, daß sie keinen Laut von sich giebt. So rühmte sich z. E. eine Hexe zu Inßbruck, daß, wenn sie nur einen Faden aus den Kleidern eines zu Folternden haben könnte, er gewiß kein Wort solte gestehen,

und wenn man ihn auch bis auf den Tod torquirte. In der Gegend von Regensburg waren verschiedene Zauberer, die durch ihr eigenes Geständniß überführt, zum Scheiterhaufen verdammt waren. Indessen war die Sentenz dahin abgeändert, daß sie ersäuft werden sollten, fals das Feuer keine Gewalt über sie haben mögte. Es half aber alles nichts. Der Richter befahl demnach der Gemeinde ein dreytägiges Fasten an, worauf es jemand kund gethan ward, daß sie unter einem Arme ein Zaubermittel zwischen Haut und Fleisch eingenäht hätten. Sobald man dies weggenommen hatte, brannten sie, wie sichs gehört. In Deutschland will man das Haarabscheren, besonders an geheimen Oertern nicht für ein ehrbares Mittel gelten lassen, deswegen haben wir Inquisitoren uns auch, nach weggenommenen Haaren des Gefäßes mit dem Weihwasser bedient, worin wir einen Tropfen geweihten Wachses fallen liessen, die heilige Dreyeinigkeit dreymal nüchtern anriefen, und die Hexen das Getränk trinken ließen, wodurch wir noch jedesmal die Bezauberung zum Stillschweigen gehoben haben, in andern Gegenden haben die Ketzermeister noch immer das Abscheren verrichten lassen, wie denn unser College Cumanus uns berichtet, daß er in dem abgelaufenen Jahre 1435 in der Gegend von Wormbserbad noch 41 Hexen habe über und über rasiren und verbrennen lassen. Da man nun dies und mehrere Entzauberungsmittel hat, auch bey Gelegenheit noch auf mehrere raffiniren kann; so können wirs nicht billigen, daß man bei solchen Gelegenheiten seine Zuflucht zu Wahrsagerinnen nehme, um die Bezauberung aufheben zu lassen."[26])



Hexe buhlt mit einem Teufel.
(Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1489.)

Das Abscheren hatte auch den Zweck, ein Teufelsmal aufzufinden, in das mit Nadeln gestochen wurde. Blutete dieses Muttermal, der Leberfleck oder was sonst als Stigma angesehn wurde, so führte der Teufel die Richter irre, denn ein Zeichen, mit dem der Böse jeder Hexe nach der ersten Zusammenkunft kennzeichnete, konnte nicht bluten. Nun sollte die Hexe ge-

stehn: ob sie von der Hexenkunst gehört hatte. Antwortete sie mit Nein, so war das eine offenbare Lüge, denn wer hätte damals nicht über Zauberei und Teufelskunst gesprochen. Ein Ja galt als Beweis für das Hexentum — natürlich mußte die Angeklagte die Frage bejahen, denn sie konnte doch nicht ihren Herrn den Teufel verleugnen, auf dessen Beistand sie noch rechnete.

Dann hieß es, ob sie Raupen und Nebel machen gelernt hätte, wie das Bündnis, das sie mit dem Teufel eingegangen, gelautet, mit welchen Worten sie Gott verleugnet, ob sie sich dem Teufel mit Blut verschrieben habe?

Die Schlußfragen des Verhörs nach dem Landrecht der Markgrafschaft Baden-Baden von 1588 lauteten:

Ob sie sich auch und durch welche Mittel verwandeln könne; wann der Teufel ihr erschienen, in welcher Gestalt und wie sein Fuß ausgesehn habe. Wie viel kleine Kinder sie gegessen habe, ob diese auf den Kirchhöfen ausgegraben worden seien, ob sie gebraten oder gesotten wurden, wozu das Köpflein, die Füße und die Händlein gebraucht wurden und so weiter mehrere Folioseiten hindurch.

Gar manches Weib gedachte durch die rückhaltlose Bejahung solchen Blödsinns, an den sie vorher nie gedacht, der Folter zu entgehen, mit der ihr schon vor dem Verhör gedroht wurde und deren Werkzeuge ihr der Henker zeigte. Aber weit gefehlt.

Sie gestand also eine Hexe zu sein; nun sollte sie Mitschuldige angeben, durch die sie in den Hexendienst eingeführt wurde, mit denen sie an den Zusammenkunftsorten all die ekelhaften und obszönen Zeremonien durchgemacht, von denen die Theologen und Juristen faselten. Sie wußte im Augenblick keinen, dem sie die Qualen gegönnt hätte, die sie bereits durchgekostet. Sie war und blieb verstockt, also auf die Folter mit dem Teufelsbraten. Ihre Glieder knackten unter den Fäusten der Henker, die ihr die Knochen zermalmten, die Kopfhaut ablösten, das Fleisch rösteten, bis die Willenskraft gebrochen und das Opfer stammelnd mit halbverlöschter Stimme alles zugab, was das vertierte Gesindel, Geistliche, Richter und Henker von ihm wissen wollten. Sogar ein Benedikt Carpzov muß gestehen, daß unsagbarer Mißbrauch mit der Folter getrieben wurde. „Denn ungebildete, trunksüchtige Richter, die dieses Namens nicht wert sind, zerfleischen die unglücklichen Angeklagten mit Martern, die der menschlichen Geduld unerträglich sind. Wie ein wildes Tier, das nach immermehr Blut dürstet, wenn es einmal davon verkostet hat, so befehlen sie mit bluttrunkenen Augen häufig,

die Torturen noch zu verdoppeln." Wenn ein Bluthund so über andere seines Gelichters urteilt, wie war es da erst in Wirklichkeit?

Stets hatte die Marterung einer Hexe eine Reihe von Neuverhaftungen im Gefolge. Ganze Dörfer wurden auf diese Weise ihrer weiblichen Insassen beraubt. So gingen die Hexenprozesse um 1580 im Erzstift Trier so hoch im Schwang, daß in einem Dorf nur zwei Weiber übrig blieben.[27]) Nicht Frömmigkeit und guter Ruf, nicht das zarteste Alter schützten vor der Verfolgungsgier der Hexenrichter und Hexenriecher. Galt die Hexe als überführt so wurde sie verurteilt, wenn Milderungsgründe vorlagen, zum Tod durch das Schwert oder andernfalls zum Feuertod. In Nürnberg wird einer Hexe das Erwürgen, respektive Garottieren am Pfahl aus besonderer Gnade vor dem Verbrennen zuteil.[28]) Der Richter zerbrach wie die Karolina befahl, seinen Stab über die Gerichtete.

„xcvj. ITem wann der beklagt entlich zu peinlicher straff geurtheylt wirdet, soll der Richter an den orten da es gewonheyt, seinen stabe zerbrechen, vnnd den armen dem nachrichter beuelhen und bei seinem eyde gebieten, die gegeben vrtheyl getrewlich zu uolnziehen, damit vom gericht auffstehn vnd darob halten, damit der nachrichter die gesprochen vrtheyl, mit guter gewarsam vnd sicherheyt volnziehen müge.

xcvij. ITem so der Richter nach der endt vrtheyl sein stab gebrochen hat, deßgleichen auch so der nachrichter den armen auff die richtstatt bringt, soll der Richter offentlich außruffen oder verkünden lassen, vnd von der oberkeyt wegen bei leib vnd gut gebieten, dem nachricher keynerley verhinderung zuthun, auch ob jm mißling nit handt anzulegen."

Gar oft war der Henker bei der Hinrichtung menschlicher als der Richter.

Der Hergang bei der Hinrichtung einer Hexe Barbara, die am 24. September 1505 in Schwabach erfolgte, wird wie folgt geschildert: Erst wird ihr das Bekenntnis vorgelesen, das sie aber als durch die Tortur erpreßt bezeichnet. „Item die weil hat der Henker alle weil das holtz an die feurstat gelegt und die sitzstat zugericht . . . . item darnach da pack er die Frawen auf und schub sie zur feurstat und setzt sie an die feurstat und tat ir irn stauchen (Schleier) ab und machet einen rink darauß und setzet ir in (ihn) auf den Kopf und nam vil pulfers und schüttet es ir oben auf ir haubt und auch ain gut tail in irn pusen; es war ein schoens Freulein, het einen schoenen Leib und weiß prüst."[29]) Durch das Pulver wurden die Leiden der Ärmsten ab-

gekürzt. Der Gleichmut des Chronisten, der im Reporterstiel den V… fall berichtet, ist bewunderungswürdig. Und die Kirche, die ultra mo… jenseits der Eisfirnen der Alpen, wie die frommen Protestanten … jenen Gräueln gleich teilnahmslos zu, sie schürten beide die flamme… Holzstöße, so viel in ihrer Macht stand und die war groß, sei… ecclesia militans zu einer politischen Macht geworden war. Noch … hatte der Diakonus Otto zu Trebbin in der Mark den trauriger… die Zauberei in seiner „Predigt, gehalten am 1. Mai" in ein … zu bringen. Der Berliner Buchdrucker Runge druckte das e… Machwerk, das energisch für die Hexenverbrennung eintritt… erhielt der Kriminalrichter von Berlin die Weisung, gegen … mit äußerster Strenge vorzugehen. In andern protestantischen … und Landteilen war es noch viel schlimmer als in dem imm… skeptisch veranlagten Berlin.

Die Katholiken geiferten gegen die revolutionäre Schre… schaft in Frankreich, die zwei Jahre währte. Gegen die H… die mehr als zwei Jahrhunderte den Himmel erglühen ließen, … keine einhaltgebietenden Worte. Denn Hexen entdecken galt … Kunst[30]), die noch 1749 ein frommer, geistlicher Kurfürst … ausübte und fast dreißig Jahre später flammte zum letzt… deutschem Boden ein Hexenbrand auf, den der Fürstabt … Kempten für die Armenhäuslerin Anna Maria Schwägelin a… entzündete. Der gute Herr hatte nicht übel Lust, dem Sch… mehr Arbeit zu geben, denn in dem „Bey-Urtheil" für d… besagt er: „Auch ist zu Recht erkennt worden, daß … Sünderin Todt rächen oder hindern würde, in deren Fußs… werden solle.[31])

Und das geschah zu einer Zeit, wo Goethe scho… gaben dem deutschen Volk geschenkt, ein Lessing d… die Aufklärung in weiteste Kreise getragen und Klopst… Gemüt entdeckt hatte.

Der Seelenhirt Würzburgs, Bischof Philipp Ado… hat um des Seelenheils Willen an neunhundert Perso… — 1623—1631 — ins bessere Jenseits befördert, d… 9—14 Jahren und auch „ein blindes Mägdlein". I… bis 1629, wurden allein fünf Mädchen und 20 Kn… übergeben. In 42 „Bränden" ließ der geistliche … abtun. In Lindheim in Hessen verbrannte etwa … durch Protektion zum Richter bestellter Söldner au…

rhofften Seelen-
nnenhaft

ı,
el
es-
ins
sses,
gegen
ı Ver-
ıd ver-
rde die
ıthauptet
er Mann:
rer Mann-
Stamm ge-
ne See ge-
ıßte sie ihre
osse Sidonias

Pommern. Sie
ınd ist doch nur
ach so roman-

abenden pommer-
tto von Geltingen,
seine Eheerlaubnis.
Da gelang es Otto
ten bei einem Über-
und das junge Paar
h mußte der Bräutigam
ht weiter um die Braut,
gejagt wurde, als sie
. Die Unglückliche irrte



Sidonie von Bork bei ihrem Eintritt in das Stift Mariafließ.

nischen Buhlen benützt zu haben, eine andere, daß sie während einer Zusammenkunft des Teufels mit seinen Genossinnen habe auf dem Kopf stehn müssen, damit ihre Posteriores als Leuchter dienen konnten[35]), so zweifelte kein Mensch, am wenigsten die Richter — diese natürlich nur von Amts wegen nicht — an der Wahrheit solchen und noch tausendfach schlimmern Unsinns.

Eine der gräßlichsten Konsequenzen, wohin die urteilslose Verfolgung der durch die Tortur erpreßten Mitschuldigen führte, ergab sich im Jahre 1518 in Stettin. Ein Kirchendieb und Mörder lieferte durch sein Bekenntnis hundertachtzehn Personen, darunter achtzehn Frauen und Jungfrauen, in die Hände des Scharfrichters.[36])

Ich will zum Schluß noch einige der merkwürdigsten Hexenprozesse anfügen, um dieses grauenhafte Kapitel von der menschlichen Narrheit ihm würdig ausklingen zu lassen.

Sidonia von Bork, aus altem pommerschen Geschlecht, war 1540 geboren. Sie strebte schon in jungen Jahren nach einer Versorgung über ihren Stand. Dem reizenden jungen Mädchen gelang es, die Liebe des Herzogs Ernst Ludwig von Wolgast zu gewinnen. Die adelsstolze Familie des Herzogs wußte aber die Ehe mit dem unebenbürtigen Mädchen zu verhindern. Sidonia sah sich um ihr Lebensglück betrogen und mit sich und der Welt zerfallen, trat sie in das protestantische Stift Marienfließ.



Sidonia von Bork als Hexe.

Das junge, umschwärmte Edelfräulein scheint aber in der Abge-

schiedenheit im Umgang mit den Schwestern nicht den erhofften Seelenfrieden gefunden zu haben. Sie war zänkisch, unverträglich, launenhaft und ging ihren Weg allein. Freundinnen konnte sie sich auf solche Weise im Stift um so weniger schaffen, als man in ihrem Wesen Anzeichen eines Bündnisses mit dem Teufel zu sehn glaubte, der ihr Beistand bei allerlei pikanten Abenteuern leistete. Schließlich beschuldigte man sie ganz offen, sechs verheiratete junge Adelige so behext zu haben, daß ihnen Nachkommenschaft versagt blieb. Nun war sie geliefert. Herzog Franz ließ sie, als sich die Denunziationen mehrten, 1618 verhaften und nach allen Regeln foltern. Nun gestand sie, so viel man wollte. Ja, sie habe die Edelleute verzaubert und die Manneskraft der Geschädigten in ein Hängeschloß gebannt und dieses ins Wasser geworfen. Ihr Teufel verweigere ihr die Rückgabe des Schlosses, eine Erlösung der Verhexten sei daher unmöglich. Der alte Haß gegen die Verführerin des Herzogs Ernst Ludwig sprach nun bei dessen Verwandten ein gewichtiges Wörtlein mit und Sidonia wurde zum Tod verurteilt. Ungeachtet warmer Fürsprache fürstlicher Familien wurde die Stiftshexe von Marienfließ vor dem Mühlentor zu Stettin enthauptet und der Leichnam verbrannt.[37]) „Es erzählet mir ein großer Mann: achtzehn Herzoge in Pommern wären durch eine vom Adel ihrer Mannheit beraubet worden, und bis auf den letzten den ganzen Stamm geendet, in Boleslao; die hatte das Teufelswerk in die offene See geworfen und weil es nicht wieder zu erlangen uffzulösen, mußte sie ihre Bosheit mit dem Fewr büssen" schreibt 1648 ein Zeitgenosse Sidonias über diese cause celèbre.[38])

Eine zweite Hexengeschichte führt gleichfalls nach Pommern. Sie mutet wie die Fabel eines gut erfundenen Romanes an und ist doch nur die einfache Geschichte einer Frau aus ‚der guten alten' ach so romantischen Zeit.

Meta von Zehren war die Tochter eines wohlhabenden pommerschen Gutsbesitzers. Sie lernte einen Nachbarn, Otto von Geltingen, lieben. Doch Metas Vater verweigerte hartnäckig seine Eheerlaubnis. Als gehorsame Tochter löste sie das Verhältnis. Da gelang es Otto von Geltingen einst zufällig, dem Vater der Geliebten bei einem Überfall beizuspringen. Eine Versöhnung kam zustande und das junge Paar durfte sich verloben. Kurz vor der Hochzeit jedoch mußte der Bräutigam eines Duells wegen fliehn. Er kümmerte sich nicht weiter um die Braut, die von ihren Eltern bald darauf aus dem Haus gejagt wurde, als sie ihren Zustand nicht mehr verheimlichen konnte. Die Unglückliche irrte

hilflos umher, bis sich ein Förster ihrer erbarmte und sie in sein Haus aufnahm. Meta vergalt diese Tat mit einem Diensteifer, der ihr die Herzen der ganzen Förstersfamilie gewann. Der Förster verlor während des großen Krieges Hab und Gut und mußte als Bettler von dannen ziehn. Meta suchte nun als Magd eine andere Unterkunft zu finden. Doch das Unglück hatte sich an ihre Fersen geheftet. Eine Stellung mußte sie wegen der unbegründeten Eifersucht der Frau verlassen. In einer andern zieh man sie ungerechterweise der Unehrlichkeit. Endlich fand sie in einem Bauernhaus Aufnahme. Als die Hausfrau einige Jahre später starb, trat das Edelfräulein an ihre Stelle. Das Hauswesen gedieh durch die unermüdliche Tätigkeit der Bäuerin, deren Herkunft kein Mensch im Dorf kannte, auch der Ehemann nicht. Das mußte Anlaß zu Gereden geben und bei der ersten Gelegenheit stand denn auch Meta vor den finstern Hexenrichtern. Die Folter des Lebens hatte sie schon so hart gemacht, daß die Henkersknechte kein Geständnis von ihr zu erlangen vermochten. Sie hätte freigesprochen werden müssen, wenn man nicht auf ihrer Schulter ein Hexenmal entdeckt hätte, eine Narbe. Sie wurde zum Feuertod verurteilt. Doch die Folter war zu hart gewesen. Einen Tag nach dem gefällten Urteil starb Meta von Zehren im Gefängnis. Ihr Körper wurde im Jahre des Herrn unter dem Hochgericht eingescharrt 1667.[39])

Wer vermag das Gefühl der armen Geschöpfe zu beschreiben, wenn sie die glatten Treppen zur Folterkammer hinabgeschleift wurden und die feuchtkalte Luft, die aus dem Kellergewölbe emporstieg, ihre glühenden Wangen umstrich. Denn mit gutem Grund wurden abgelegene Orte, möglichst unter der Erde als Folterkammern gewählt, aus zarter Rücksicht „damit der Inquisiten Geschrey und Winseley denen daherum wohnenden Leuthen und Nachbarn nicht beschwer- und verdrießlich sey“ wie Carpzow sagt. Ein Jacob Döpler tritt warm für die Geheimhaltung der durch die Folter hervorgerufenen Aussagen ein, weil der „gemeine Mann“ alles besser wissen will, was „das Hexen-Volck auf unterschiedliche zu bekennen pfleget“ als der Richter. Deshalb soll „der Orth, wo die Tortur vorgenommen wird“, so beschaffen sein, daß Niemand hören kann, was darin vorgeht.[40]) Und es ging unsagbar Grauenhaftes dabei vor!

Was man unter Folter, diesem Schandfleck der deutschen Gesetzgebung, verstand, soll eine nüchterne, protokollarische Darstellung aus dem Jahre 1690 anzeigen, die jedoch keine von all den lasciven Scheußlichkeiten enthält, die man anderwärts mit Vorliebe zur Anwendung brachte. Im genannten Jahr wurde in Bern die Patrizierin Percegaux zur Folterbank gebracht, nachdem man ihr gleichzeitig angedroht hatte, sie bei



Bernerinnen im 17. Jahrhundert.
(Radierungen von Wenzel Hollar.)

lebendem Leib durch angespannte Pferde zerreißen zu lassen. „Vorerst wurden die Daumen in die Schraube gepreßt, so daß Blut hervorquoll und die Fingernägel sich ablösten. Nachdem die dabei erhaltenen Wunden leidlich geheilt, wurde die Verfolgte in einem ferneren Torturgang mit auf den Rücken gebundenen Händen aufgezogen. Bei der ersten „Seilung" waren die Füße mit einem Stein belastet, der 20 Pfund wog. Beim zweiten Aufzug wurde das Gewicht auf 50 Pfund erhöht. Endlich legte man zur Mehrung der Qualen Draht in den Strang, so daß ihr die halb hänfene, halb eiserne Cordel tief ins Fleisch schnitt. In diesem Zustand wurde die Arme — ein zweites Ecce homo — dem versammelten Volk gezeigt, eine in der alten Justiz noch dann und wann angetroffene Übung. Zuletzt, wiederum in Erhöhung des Torturgrades, erhielt sie das „englische Hemd", das aus Schnüren und Eisendraht zusammengewebt war. Entkleidet, wurde sie in dieses eingeschnürt und eingepreßt, bis sie in Krämpfe fiel und ihre Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt waren. Nur die Furcht, sie möchte vor Erreichung eines Geständnisses den Qualen erliegen, war der Grund, daß man von weiterer Tortur abstand; denn sie war

so schwach, daß man ihr während eines Monats die Nahrung wie einem Kind reichen mußte."[41]) Noch schauerlicher ist das Protokoll, das Scherr in seiner Kulturgeschichte mitteilt.[42]) Dort werden neunzehn verschiedene Torturarten mit einer schwangern Frau vorgenommen. Infamer benahm sich auch die vertierte Soldateska des dreißigjährigen Krieges nicht, als die Herren im Talar und Barett, die frühstückten, während die Inkulpantin auf der Folterbank lag, und die mit schwerer Zunge dem Henker ihre Anweisungen gaben all den sterotypen Unsinn aus den Hexen herauszufoltern der aus den Akten des ersten wie aus allerletzten Hexenprozeß grinst.

Die fühllosen Richter waren etwas so durchaus selbstverständliches, daß sie als Typen der dramatischen Verwertung nicht entgehen konnten. In Thomas Bircks Komödie Von den Gottvergessenen Doppelspielern, 1590 der Herzogin Ursula von Württemberg gewidmet, lassen die Richter, während der Spieler Barrabas gefoltert wird, die Pfeifer und die Trommelschläger das Spiel rühren:

Da er ohn Zweifel jauchzen würdt,
Wo man ihn anders redlich schirt,
Und aber sein Geschrei, Weiß und Berd (Gebärde)
Nicht jedermann von ihm gern hört.

So füllt auch dieser Wust, dieses Konglomerat von Bosheit, Eigennutz und mönchischem Zelotismus die Protokolle gegen die letzte offizielle deutsche Hexe, die greise Subpriorin des Klosters Unterzell, Maria Renata Singer von Mossau, die am 21. Juni 1749, verurteilt von einem geistlichen Gericht, nach einem tadellosen Leben als siebzigjährige Greisin auf dem Scheiterhaufen endete.

Ihre Schwestern im Kloster hatten die wegen ihrer Strenge unbeliebte Oberin durch allerlei Machenschaften als Hexe zu bezichtigen gewußt und ein allzuwilliges geistliches Konsortium zeigte an der wehrlosen Frau, wie der finstere Geist des Mittelalters unter der Tonsur fortlebte.

Neunzehnjährig trat das Soldatenkind Maria Renata in das reiche Kloster Unterzell bei Würzburg, in dem sie über fünfzig Jahre zubringen sollte. Ihr Leben verlief einwandsfrei, denn eine unglückliche Liebe, die sie nie verschmerzen konnte, feite sie gegen weltliche Gedanken. Selbst die Prozeßakten mußten trotz aller darin aufgehäuften Gehässigkeiten und Klatschereien bekennen: „die Novizin fügte sich jedoch wider alles Erwarten der Klosterordnung so genau und benahm sich so sanft, bescheiden und demütig, daß sie ihren Genossinnen zur Erbauung diente."[43])

Dieses Betragen verhalf ihr zu den Stellen als Novizenmeisterin und Subpriorin. Natürlich erzählen diese Akten auch mancherlei an sich ganz harmlose Vorfälle, denen aus prozessualen Gründen allerlei Teufelwerk unterlegt wurde. Maria Renata war nicht beliebt, weder im Kloster noch bei den Geistlichen der Diözöse Würzburg, denn sie war knickerig und eine harte eigenwillige Natur, die, von früher Jugend an auf die Schattenseite des Lebens gewiesen, auch andern den Sonnenschein mißgönnte.

Da brach plötzlich bei zwei erblich belasteten Nonnen Unterzells die Hysterie aus. Die Oberin hatte sie verhext, hieß es unter den Klatschbasen erst im Flüsterton, dann immer lauter und offener, als die Damen fanden, daß ihre Ansicht nicht belächelt wurde, sondern bei den Mönchen der Nachbarklöster willig Glauben fand. Um der Sache noch mehr Halt zu geben, wurden noch einige Klosterinsassinnen „besessen", das heißt sie simulierten solange hysterische Anfälle und Teufelsbesuche, bis sie beinahe selbst daran glaubten. Ein Einschreiten schien den Obern unausweichlich und das Ende vom Lied war die Verurteilung Maria Renatas zum Tod und Verbrennung des Leichnams auf dem Scheiterhaufen. Dem Fürstbischof Karl Philipp Freiherr von Greiffenklau zu Volraths gebührt das Verdienst, diese letzte Hexe auf deutschem Boden dem Henker überliefert zu haben. Es war das einzige Bemerkenswerte, das er während seiner fünf Jahre währenden Regierung vollbrachte, denn selbst Vehse weiß von ihm nicht mehr zu sagen, als daß er den Namen des hochadligen Herrn nennt.[44])

Fast vierzig Jahre gingen vorüber. Der Hexenwahn, dessen Phalanx einst eine Schaar geistvoller Männer mutig durchbrochen, so der edle Jesuit Graf von Spee, Christian Thomasius und manch andere Klarblickende mehr, schien erloschen. Da flammte der Wahn noch einmal auf und das Haupt der allerletzten „gerichtsnotorischen" Hexe in den Ländern deutscher Zunge fiel unter dem Schwertstreich des Nachrichters in der Schweiz im Jahr 1783.

Ein neunjähriges Mädchen in Glarus brach Stecknadeln aus. Der Vater des Kindes, ein Arzt namens Tschudi, schickte, um das Rätsel der Stecknadeln zu lösen, zu einem — Tierarzt. Dieser tiefsinnige Mann brachte nach langem Nachdenken die überraschende Tatsache zutage, daß die Kleine Stecknadelsamen genossen habe, der in dem Magen des Kindes ausgebrütet worden sei. Und dieser Samen sei in einem Honigkuchen enthalten gewesen, den die Magd Anna Göldin dem Kind zu essen gegeben. Das Mädchen wurde gefangen gesetzt, ebenso ein Mann namens Steinmüller, von dem der Kuchen herrührte. Steinmüller

tötete sich im Gefängnis um der Folter zu entgehn, die Göldin wurde hingerichtet.

Friedrich dem Großen und Josef II., dem Erhabenen, der größten Männer einer, die je einen Thron geziert, ihnen beiden gebührt das Verdienst, dem Volksglauben an Hexen und Unholde die juristische Beweiskraft genommen, den Finsterlingen die Fackel entwunden zu haben, die das Frauengeschlecht gebrandmarkt hatte zu Ehren Gottes, zu Ehren einer Kirche, deren Stifter das goldene Wort von der Gleichheit aller Menschen vor Gott ausgesprochen und die Liebe zum Nebenmenschen als Leitmotiv seiner Lehre vorangesetzt hatte. Tief im achtzehnten Jahrhundert endete nach jahrhundertelanger Herrschaft der gräßliche Wahn, den zwei katholische Priester um des Glaubens willen entfacht, der von der protestantischen Geistlichkeit mit wahrer Begeisterung aufgenommen und weitergeführt wurde, und der nicht weniger Menschen seelisch und körperlich vernichtet als seine Schwester die Inquisition.

XII. Abschnitt.

Küche, Keller und Hausgerät.

Eine treibende Kraft in der Kulturgeschichte ist die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden nach der Bekanntschaft mit Besserem. Dem Germanen genügte sein einfaches Hauswesen bald nicht mehr, als er römischen Luxus kennen gelernt hatte und mit seinen Sitten modelten sich Schritt für Schritt seine Haus- und Handwerksgeräte nach fremden, besseren Vorlagen um. Stücke seiner Hauswirtschaft, die er einst als verweichlichend verachtet hatte, wurden ihm mit einemmal unentbehrlich. Das Herdfeuer erwärmte und erleuchtete genügend das Haus, so lange man nichts von Öfen und Lampen wußte.

Es war ein langer und schwerer, oft unterbrochener Entwickelungsgang, den das deutsche Haus zurücklegen mußte, ehe es von außen und innen dem ähnlich wurde, was wir heute darunter verstehn: eine mit mehr oder weniger Geschmack gebaute und eingerichtete Wohnstätte. Das rauhe Leben unserer Vorfahren bedurfte bei weitem nicht die Bequemlichkeit, die unseren verhätschelten Zeitgenossen zur zweiten Natur geworden ist. Wie die Burgen eingerichtet waren, wie es in den Städten des Mittelalters aussah, habe ich bereits besprochen. Über den Schmutz in den Straßen, die unpraktische Bauart der Wohnungen, in deren licht- und luftlosen Gemächern Krankheitskeime unaufhörlich wucherten, wird noch aus dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts eine gewichtige Stimme laut. Hippolytus Guarinoni, der berühmte Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonora von Österreich, wirft in seinem Hauptwerk „Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ seinen engern Landsleuten in Steiermark und Tirol, dann wegen „Lieb und Treu, die ich zur teutschen Nation hege“, auch den andern Deutschen ihre grenzenloseste Nachlässigkeit in bezug auf Hygiene vor.[1])

All die verheerenden Epidemien der Vorzeit, die Pest, der Aussatz und andere bösartige und ekelhafte Volkskrankheiten nahmen denn auch unerhörte Dimensionen an. Doch auch andere Krankheiten, die

heute nur sporadisch auftreten, waren früher alltägliche Erscheinungen, so Epilepsie, Augenleiden, Hautkrankheiten aller Art, und Fieber in verschiedenster Gestalt. Die Hauptursachen davon liegen in den Wohnungsverhältnissen, ein geringerer in der „Essenspeis", der Kost, die viel schwerer verdaulich und blähender als heute war.[1])

Die Hauptnahrung früherer Zeit bestand aus den zwei Hauptgruppen des Dörrfleisches und Gemüses. Die eigene Viehzucht, von der schon die römischen Autoren melden,[3]) stellte den Bedarf an frischem, „grünen" Fleisch, dazu kamen Jagd und Fischfang. Federvieh ist auf den germanischen Höfen heimisch. In den Weistümern aus späterer Zeit wird der Haustierbestand angeführt mit Kühen, Kälbern, Schweinen, Schafen, Gänsen und Hühnern.

Später als der Grundsatz aufkam, daß eigentlich alles Land der Obrigkeit gehörte und der Bauer höchstens dessen Nutzung besitze, fiel der Verbrauch des Wildes für den gewöhnlichen Mann als Nahrungsmittel weg. Man dekretierte, daß das Wild, auch das auf den Feldern und in den Wäldern der Bauern vorkommende, Eigentum des Guts- oder Landesherrn sei. So wurde die Jagd ein Herrenrecht, Wildpret eine Herrenspeise, dessen Erwerb, und dessen Genuß dem Bauer verboten waren.[4]) Auch die Nutzung der Gewässer wurde Hoheitsrecht und der Fisch für den Bauer ein schwer zu erkaufender Leckerbissen. Adel und Geistlichkeit wetteiferten darin, dem Bauer den Brotkorb möglichst hoch zu hängen. Wenn sie ihm eine Nahrung, wie z. B. das Huhn, nicht ganz entziehen konnten, so belasteten sie ihn wenigstens so sehr mit Lieferung von Eiern, daß für seinen Magen kaum etwas übrig blieb. Die weltlichen und geistlichen „Edelsten der Nation", die „erstklassigen Menschen" haben untilgbare Schuld auf sich geladen. Was wäre Deutschland heute, wenn nicht diese beiden Geißeln der Vergangenheit mit Bergeslast auf ihm geruht hätten. Die Städter mit ihrem gesunden Selbstbewußtsein, vermochten zum Glück den Alb etwas beiseite zu schieben, ja ihn, wenn er gar zu sehr drückte, zu zertrümmern, wie es die Berliner mit dem übermütigen Probst Nikolaus von Bernau, etwa im Jahre 1325, machten. Sie schlugen ihn tot. Der Bauer aber litt geduldig.

Unter solchem Druck entwickelte sich das Hauswesen auf dem Land und in den Städten in der ersten Zeit nach ihren Gründungen recht langsam. Erst das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert sah mit der Blüte der Städte auch das vollendete deutsche Haus, die Grundlage, aus der unsere Wohnungen mit ihrem Inventar entstanden sind. Noch waren die Straßen eng, die Wohnungen klein, doch schon trieb das Bedürfnis nach Luft und Licht



Gesellschaft in einem Garten. In der Mitte ein schachspielendes Paar.
(Kupferstich des „Meisters der Sibylle".)

den Städter ins Freie. Wessen Mittel es gestatteten, der kaufte sich draußen vor den Toren oder in der umwallten Vorstadt ein Stückchen Land, legte sich einen Garten an, mit Sträuchern und Zierpflanzen und einem Gartenhäuschen. Dort hielt man sich möglichst viel auf. In einer Zisterne wurde das Getränk kühl gehalten und ein kleiner Ofen wärmte bei rauhem Wetter. Hühner gackern da im Hof, Pfauen stolzieren umher, die Bienen schwärmten aus ihren Stöcken um die bunten Blumen, die Rosen, Nelken und Lilien.

Ambrosius Hochstetter in Augsburg hatte einen kostbaren Garten angelegt, mit Bäumen, Kräutern, Lustgebäuden, Teichen und Bädern. Das Wasser sprang darin aus zweihundert Röhren und wurde durch ein eigenes Wasserwerk hineingetrieben. Es waren sogenannte Vexier-Wasser darin, die damals, um 1500, als neue Erfindung angestaunt wurden. So war unter einem Zelt ein marmorner Tisch mit Bänken. Wenn man an einem daran hängenden Ring zog, so sprang aus dem Tisch ein Wasserstrahl. Aus einem dieser Gärten verbreiteten sich die Tulpen, deren Samen Heinrich Herwert 1557 aus Konstantinopel erhalten und zuerst in seinem Garten gezogen hatte.[5])

Am Abend, wenn die Sterne flimmerten, ging es zurück nach der Stadt, ehe die Tore geschlossen wurden. Voran trug der Sohn eine Laterne, denn ohne Licht durch die dunklen Straßen zu gehn war allerwärts streng verboten, und von einer Straßenbeleuchtung war nicht die Rede. Nur wenn hohe Gäste in der Stadt weilten, dann zündete man ausnahmsweise Laternen oder Pechpfannen vor den Häusern an.

Das Äußere des Hauses ist mit schönen Malereien verziert. Auf dem Dach reiten Zierkamine, hübsche Erker grüßen mit ihrem Schatten auf die schlecht gepflasterte Straße herab. Eine aus dichten Bohlen gefügte Türe verschließt die breite Einfahrt, aus der die Holztreppe in das Obergeschoß mit den Wohnräumen emporführt, während ebener Erde der Hausherr seine Waren feilbietet, deren Vorräte er im Hof aufgestapelt hat.

Ein gemeinschaftliches Wohnzimmer, die Schlafgemächer und die Küche genügen den Patriziern.

Bei unserm Rundgang durch das Haus eines der Ahnen wollen wir zuerst in die ureigenste Domäne der Frau eintreten.

Die Küche ist ein römisches Geschenk. Das vulgär-lateinische coquina wurde zur Küche. Das Hauptstück in der Küche war der breite Herd. Auf ihm flammte das offene Feuer. Im altgermanischen Hause durfte dieses Feuer nie verlöschen. Das Kapitulare Karls des Großen de villis suchte diesen Brauch zu erhalten, indem es für jedes einzelne Wohngebäude unaufhörliches Feuer und eine Wache, damit es sicher sei, anordnet.[6]) Als Feuerungsmaterial wird Holz und Äste, seit uralten Zeiten Torf, von dem schon Plinius[7]) erzählt, Rohr und Reisig und Kohle verwendet. Diese Kohle, natürlich Holzkohle, wird vom Lande in die Stadt gebracht und auf bestimmten Plätzen, dem Kohlen- oder Kohlmarkt verkauft. Wien hat noch heute in seinem Kohlmarkt das Andenken an jene Zeit bewahrt, wie in



Küche mit Köchin und Kindbettwärterin.
(Nach einem Holzschnitt des 15. Jahrh.)

der Kohlmessergasse, wo die Kleinhändler für Holzkohle ihren Sitz hatten.[8])

In der Küche befindet sich als Hausrat, „Hafen, Sturtzen, Kessel, Pfannen", Dreifuß, Blasebalg, Bratspieß und Roste. Ein Kessel brodelt über dem Feuer, denn „Sust wer offt warmes wasser teur" sagt Hans Folz. Dann Messer der verschiedensten Art, ein Hackbrett, Koch- und Schaumlöffel, Reibeisen, Durchschlag und alle die hundert Dinge wie sie noch jetzt zum Handwerkszeug einer guten Köchin gehören. Ferner Schwefel, Feuerzeug, kleine Kiehnspähne zum Feueranmachen und eine — Mausefalle. Natürlich fehlt in der Küche nicht der Spüleimer, ebenso wenig ein Küchenschrank zum Aufbewahren des Vorrates an Löffeln, Messern und sonstigem kleinen Tischgerät,[9]) unter dem aber bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die heute unentbehrliche dreizinkige Gabel vermißt wird. Erst um 1650 kommen die ersten Gabeln an dem französischen Hof in Gebrauch. Bis dahin genügten Löffel, Messer und das ausgehöhlte Brot als Eßgeräte. Allerdings finden sich Gabeln vereinzelt in großen Haushaltungen schon um 1410 vor, doch sind darunter wohl große, zweizinkige Fleischgabeln zu vermuten.

In den Küchen blitzte es, denn beim Inventar herrschte das metallne Geschirr aus Kupfer, Messing oder Zinn vor. Nur ärmere Leute be-



Mittagstafel in einem bürgerlichen Hause des 16. Jahrhunderts.

helfen sich mit irdenen Geräten, In Stadt und Land ist auch meist der Backofen, in dem das Brot für den Hausbedarf angefertigt wurde, in der Küche. An die Küche angebaut ist die Vorratskammer.

Gespeist wurde von gewöhnlichen Leuten im Wohnzimmer oder in der Küche. Im Speisezimmer der Wohlhabenden durfte der Kredenztisch nicht fehlen — Büffet sagen wir —, auf dessen stufenartig gegliedertem Aufbau die schönsten Schüsseln, Kannen, Becher und Pokale, bald aus bunt glasiertem Ton, bald aus Glas oder aus blankem Zinn, die silbernen und vergoldeten Prachtgeräte [10]), die Filigranschiffe, Patengeschenke der Kinder zur Schau gestellt wurden. „Wir Deutschen zieren unsere Stuben mit Gläsern, Kannen und Schüsseln, damit man unsre Trink- und Eßlust gleich sehe", sagt der Altdorfer Professor Johann Christoph Wagenseil (1653—1705). Im Wohnzimmer steht in Süddeutschland der schwere große Ofen. Im Norden spendet der Kamin die Wärme, die die durch die einfachen, mit Butzenscheiben verglasten Fenster eindringende Kälte zu verscheuchen sucht. Vor dem Kamin, wie vor dem Ofen steht die Bank, der Lieblingsplatz der frierenden Hausbewohner. Hinter dem Kachelofen ist die finstere „Hölle", in dem sich im Winter der frostige Ahne oder die Großmutter am liebsten aufhalten. In den Dorfhäusern ist wohl auch auf dem Ofen eine Liegestatt hergerichtet. Kachelofen erscheinen bereits im vierzehnten Jahrhundert. Die prächtigen kunstvollen Öfen dieser Art, die Zierden unserer Museen, sind jedoch Produkte späterer Zeit.[11])

An Möbeln enthielt solch ein Wohnzimmer nur wenige Stücke. An den Wänden zogen sich Holzbänke hin, die entweder gepolstert oder mit Kissen belegt waren. Den breiten Tisch, über den eine Decke gebreitet ist, umstehn einige Stühle. An der Wand lehnt ein feingeschnitztes Spind und, wie Michael Wolgemut im Zimmer der Heiligen Catharina gezeichnet hat, ein hoher Aufbau aus Holz, oben ein Schränkchen, unter dem ein Wasserbehälter zum Waschen der Hände angebracht ist. Eine Stange mit Handtuch hängt daneben. In der Nähe des Waschständers ist der gewölbte Spiegel befestigt, dessen Folie Blei oder Pech bildet. Runde Rahmen umfassen das Glas, das nur Zerrbilder zu zeigen vermag. Uhren, Stand- und Wanduhren, die durch die großen, seit dem 14. Jahrhundert gebräuchlichen Turmuhren angeregt waren, sind vereinzelt anzutreffen. Keinesfalls fehlt aber das Stundenglas, die Sanduhr. In „Scherben" gepflegte Blumen beleben die Eintönigkeit der Farben.[12]) In der Mitte der Decke schwebt ein mehrarmiger Deckenleuchter für Wachskerzen oder ein schön geschnitztes Leuchterweibchen. Bilder von

Heiligen oder die Werke einheimischer Künstler sind an den Wänden von Bürgerhäusern nur selten anzutreffen.

Im Wohnzimmer steht die geräumige Wäschetruhe. In diesen Schrein gehören Tischtücher, „Faczonlen“, das heißt Servietten, schön gesäumte und mit Kreuzstichstickerei versehene Handtücher, von denen eines stets neben dem Wasserbehälter hängt. Dann die Bettwäsche: Spanpet, Kissen, Polster, leilach (Leintuch), decklach, Überzug des Deckbettes und Decke. An Leibwäsche für Mann, Frau und Kind die noch heute gebräuchlichen Stücke, aber ohne die uns unentbehrliche Unterwäsche. Eine Haushaltungstafel im Germanischen Museum, ein praktischer Ersatz für die Waschzettel, zeigt die im siebzehnten Jahrhundert gebräuchlichen Wäschesorten.

In dem Hinterlassenschaftsinventar von 1410 der sehr reichen Frankfurterin Else von Holzhausen sind über 50 Tischtücher aufgeführt.[13])

An oder vor dem Fenster hängt das Vogelbauer. Der gallige Geiler von Kaisersberg fühlt sich berufen, diese Lust am Vogelhalten zu tadeln. „Darnach sein etlich die wünschen, das sie bappegey und atzlen hetten, die wol schwetzten.“[14]) Anton Tucher hält sich Nachtigallen und Sittige. Wolfgang Schmelzel, der poetische Schulmeister, singt von seinem geliebten Wien: „Der Vogel G'sang so schön erschallt, — Als gieng ich durch den grünen Waldt“. Von Augsburg erzählt der Chronist Philipp von Stetten, daß man in reichen Bürgerfamilien gern Affen, Papageien und andere fremde und seltene Tiere hielt.[15])

Was alles zum Hausrat im sechzehnten Jahrhundert gehörte, faßt der biedere Hans Sachs in einem Gedicht zusammen, das er „Der gantz Haußrath bey dreyhundert Stücken, so ungefehrlich in ein jedes Hauß gehöret“ betitelt.

In der Stube muß man darnach als Möbel haben:

> „Tisch, Stül, Sessel und Benk,
> Bankpolster, Küß (Kissen) und ein Faulbett“,

was wir Sofa nennen. Dann Bretter für die Kannen, Hand- und Tischtuch, Schlüsselring, Eßgeschirr, Salzfaß, Gläser, Gläserbürste, Leuchter, Lichtschere und „Kerzen viel“, Uhr, Schirm, Spiegel, Schreibzeug mit Tinte, Feder, Papier und Siegel, die Bibel und andere Bücher mehr.

An Spielen hält er durchaus erforderlich Schach, ein Brettspiel, Würfel und Karten. Besonders Karten durften nicht fehlen, denn man spielte gar zu gern, und nicht am wenigsten das schöne Geschlecht.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert besaßen die reichsstädtischen Damen Spielkränzchen, sogenannte Karthöfe. Eine Neu-

verheiratete mußte ihre Freundinnen und Verwandte zu einem Karthof einladen. In Ulm fielen diese Karthöfe unter die Luxusordnungen, die ihnen gern zu Leib gegangen wären. Natürlich vergeblich, denn die Spielleidenschaft war zu tief eingewurzelt.[16]) Das Kartenspielen der Augsburgerinnen scheint sprichwörtlich gewesen zu sein.[17]) Ebenso spielten die von jedem andern Vergnügen ausgeschlossenen Juden in den deutschen Städten leidenschaftlich gern mit dem „Teufels Gebetbuch", wie Bernhard von Siene 1440 die bunten Blätter nannte. Von der allgemeinen Kenntnis der Karten mag das als Beweis gelten, daß Geiler an die einzelnen Kartenblätter eine ganze Reihe tiefsinniger, moralisierender und satirischer Zeit- und Weltbetrachtungen in Predigten knüpfte.

Unentbehrlich für ein geordnetes Hauswesen ist natürlich die Speisekammer, in deren Vorrat „früh und spat" Hans Sachs verschiedene Fleischsorten, Speck, Obst, wie „Öpfel, Birn, Nuß", dann Brot, Eier, Käse, „Latwergen, Lebkuchen und andern Schleck" (Leckerbissen), Rosinen, Weinbeeren, Mandel, Konfekt und Gewürze, dann Gemüse, „Rettich nützt man alle Tag", Hülsenfrüchte, Erbsen- und Waitzenmehl, Reis, Hirse, Geflügel und manches andere mehr, nicht vermissen will. Die Speisekammer und ihren Inhalt beschreibt Hans Folz in einem seiner Fastnachtsspiele:

Vort ich in die speißkamer kum
Noch anderm ding zu sehen um,
Die man zu der narung muß han:
Prot, keß, saltz und schmaltz zu voran.
Allerley fisch, mancherley fleisch,
Und Kuchenspeiß, wie sich die heisch,
Von arbeis (Erbsen), reis, hirs, kern (Spelt, Dinkel) und linsen,
Damit man stet dem pauch muß zinsen.
Auch sind der narung nit fel (fehlen nicht),
Heid-, gerst-, habern- und weitzenmel,
Von kreutern kol, mangolt (Beta vulgaris, römischer Kohl, Beißkohl) und penet (eingedickter Honig),
Salat und weß man sich gewenet,
Knoblach, aschlach (Aschlauch), zwiffel und kren,
Senff, salsen, retich alls ich when,
Huner, enten, gens, fogel und tauben
Klein vagelin dar von zu clauben
Peid (beide) zam und wild, auch speck und eyer
Wan man gar hart geret der zweyer.
Keßkorp (Käsekorb) protkorp, ein haffen pant,
Rotruben hat man ir gewant.
Von weichsel und weinber letwergen (Eingemachtes).

Noch einß kan ich nit wol verpergen:
Ein puchs mit allerley spetzerey,
Damit man gilpt (gelb färbt) fisch, fleisch und prey
Und was man schleckhaffts haben wil:
Hie mit sey der ding auch ein zil . . ." [18])

Wie die Speisekammer gehörte das Badezimmer mit Badeofen, Badekessel, Wanne und kupfernen „Padschefflen" [19]) in jedes wohleingerichtete Haus, da sich wohlhabende Bürger und ihre Frauen von der öffentlichen Badestube fernhalten. An diesen Baderaum grenzte das „abeziehkemerlen", das Auskleidestübchen.

Neben der Badekammer ist die „Schlaffkammer". Darin steht ein „Spanbett" mit Strohsack, Federbett, Polster, Kissen und Deckbett, Decke, Bettuch und — dem Gefäß unter dem Bett. Am Bett liegt die Nachthaube, vor ihm stehn „Pantoffel und Nachtschuh". Die Truhen für die Kostbarkeiten, „Gewandhalter" für die Kleider sind gleichfalls im Schlafzimmer untergebracht. Das Spinnrad steht im Wohnzimmer.

Steht Familienzuwachs bevor, so muß im Hause sein: die Wiege, ein padmulter (die Badewanne), ein westerhemd (Taufhemd), Ludel (die Saugflasche), ein Schloterlein (Kinderklapper). Für die Taufe müssen Tauftücher vorhanden sein. Im fünfzehnten Jahrhundert wird in Nürnberg der Gebrauch der seidenen Tauftücher und der Tücher, die mit Seide, Gold, Silber oder Perlen benäht sind, verboten. An Windeln beansprucht Hans Sachs wohlgezählte „vierundzweinzig". Außerdem riet er, im Fall ein Kind kommen will, die Vorräte der Speisekammer zu erhöhen „zu dem Gefräß", das in einem solchen Fall unausbleiblich sei.

Fest und Essen sind in der deutschen Vergangenheit gleichbedeutend. Bei jedem Fest gab es Essen, wo fest gegessen wurde. Man sah aber mehr auf Quantität als, nach heutigem Geschmack, auf Qualität. Man gab in früherer Zeit vor, bei den Speisen auf ihre zuträglichen Folgen Rücksicht zu nehmen und mutete dabei dem Magen unbegreifliche Arbeit zu. Die Kost war schwerer und unverdaulicher als wir sie zu konsumieren gewöhnt sind.

Beispiele ziehn, daher mögen hier einige Rezepte aus dem ältesten erhaltenen deutschen Kochbuch stehn. Es ist dies eine im vierzehnten Jahrhundert in Würzburg abgefaßte Pergament-Handschrift, die sich nun in der königlichen Universitätsbibliothek in München befindet. [20]) Als Einleitung dient der Zweizeiler:

„Dies Buch spricht von guter Speise,
Und macht die ungelehrten Köche weise."

Vielleicht versucht eine der Leserinnen — hoffentlich habe ich auch

solche — die Vorschriften und setzt einmal ihrem Eheliebsten einen solchen historischen Gang vor. Als Nachtisch empfehle ich aber doppelkohlensaures Natron.

Ich gebe zuerst das dritte Rezept des Buches, ein Blanc-manger, das der Verfasser „Blamensier" nennt. Also:

„Wie man ein Blamensier machen soll! Man nehme Ziegenmilch und ein halbes Pfund Mandeln. Ein Viertel (vir dunc) Reis soll man zu Mehl stoßen und in kalte Milch tun. Hierauf rupft man eine Hühnerbrust und hacke sie hinein, auch genug reines Schmalz und lasse darin alles sieden. Beigefügt werden noch gestoßene Veilchen und ein Viertel Zucker. Ebenso mach man in den Fasten einen Blamensier vom Hecht."

Etwas stark gewürzt sind „Griechische Hühner":

„Man soll Hühner braten, damit weich gesottenes und gesacktes Schweinefleisch vermischen. Dann nehme ein Viertelpfund Rosen (Rosinen), Ingwer, Pfeffer, Wein oder Essig, Zucker oder Honig und siede alles zusammen. Versalze es nicht!"

Also schon dazumal diese ominöse Mahnung!

Als Anklang an damals längst vergangene heidnische Zeiten mag der „heidnische Kuchen" gegolten haben. „Man soll Teig nehmen, und den dünn breiten. Dann kommen gesottenes Fleisch, gehackter Speck, Aepfeln, Pfeffer und Eier hinein. Backe das, lasse es aber nicht anbrennen!"

Eine „kluge Speise" ist eine, die klug macht, weil Hirn dabei verwendet wird. Man bereitet sie aus Hirn, Mehl, Äpfel und Eier, die stark mit Gewürzen vermengt werden. Das Gemisch wird am Spieß gebraten.

Den Schluß mag eine Birnenspeise in der Originalsprache des Buches machen.

„Nim gebratene birn. und sure epfele. und hacke sie kleine. und tu darzu pfeffer. und enis (Anis). und ro (rohe) eyer. snit (schneide) zwo dünne schiben (Scheiben) von dünnem brote. fülle diz da zwischen niht vollen eines vingers dicke. mache ein dünnez blat von eyern. und kere daz einez dor inne (darin) umm. und backez mit butern in einer phannen. bis daz ez rot werde. und gibz hin." So kochte man vor sechs Jahrhunderten!

Je weiter das Mittelalter fortschritt, desto mehr Gewürze kamen zu den Gerichten. In Anton Tuchers Küche wurden an Gewürzen verwendet: Pfeffer, Ingwer, Galgan, Nelken (Garoffel), Nägelein, Zimmt

(Chanel, Zimetror), Muskatnüsse, Muskatblüte (Mazis), Safran, Ortsafran, Zimasafran, Kalmus, Rhabarber, Kardamon (Pareßkorner), Zuckerkandis. Ebenso sind Apfelsinen (Pomeranzen) und Lemonen als Zutaten bekannt und beliebt. Butter wird wenig verwendet, dagegen Schmalz vom Schwein und Rind.[21])

Mit der Kochkunst wächst natürlich auch der Speisezettel.

Im fünfzehnten Jahrhundert besteht der Küchenzettel des Frankfurter Rates aus folgenden Speisen: An Fleischgerichten:

Gekochtes und gebratenes Rind-, Kuh- und Kalbfleisch, Kuheuter (Utlersen), Schweine-, Spanferkel- und Hammelfleisch, alles frisch, „gedörrt" oder gepökelt. Delikatessen waren Zungen und Lebern. Ulrich v. Hutten sagt in dem „febris secunda" (zweiten Fieber) von dem reichen Kaufmann:

„sein wolbereyte und küniglich zuogericht speyß — zwaentzig gericht uff ein malzeyt — Rebhuener, Kraemetvoegel, phasanen, fisch, mermuzschelich und was dem golt gleichwiegt."

Bei den Galatafeln fehlte selten der Eber, der von der Germanenzeit her als einer der edelsten Speisen galt,[22]) auf dem man im Norden Gelübde ablegte, die als unverbrüchlich galten, ebenso wie in Frankreich auf den Pfau und in England auf den Schwan. Auf dem reichgedeckten Tisch im hortus deliciarum steht denn auch der Eberkopf.

Besonders beliebt waren die sogenannten „Pfeffer" zu denen man Wein als Zutat verwendete. Von Schinken aß man den westfälischen am liebsten. Hasen, Eichhörnchen (aychhörn), Hirsche und Wildschweine, waren die meistgenossenen Wildpretsorten.

An Geflügel verwandte die Küche: Hühner, Hähne, Kapaune, Drosseln, Ziemer genannt, Tauben, Enten, Gänse, Feld- und Rebhühner, Reiher, Sperling, Schwan, Kramtsvögeln und Drosseln. Der Pfau kam als Schaugericht meist im ganzen Federnschmuck auf die Tafel.[23])

Krebse aß man gern und viel. Der Graf von Weilnau machte 1441 dem Frankfurter Rat ein Geschenk von tausend Krebsen, die Anlaß zu einem besonderen Krebsessen boten.[24])

Zur Fastenzeit gab es nur Fische, die man frisch, getrocknet oder eingesalzen genoß. Ehrengeschenke, bestehend aus Stockfischen, Heringen, Lampreten und andern Fischsorten, an den Kanzler und die Räte des Kaisers sind nicht selten. Wenn Truppen auszogen befanden sich beim Proviant getrocknete und marinierte Fische in Fässern.[25])

Der Küchenzettel des fünfzehnten Jahrhunderts kannte: alte Karpfen, junge Karpfen, die man Buben nannte, Hechte, Lampreten, Grundeln,

Barben, Back- und „kleine" Fische. Hechte und Karpfen wurden auch eingesalzen, ebenso Heringe, „Rinfische, Wytungi, Mädfische, Brexemen (Brassen?) Platisen, Gollen, Stroe und Bückinge" (Bücklinge), Störe, Bolch (?) Salmen, Lachs, Husen (Hausen) Loffen, Backfische (?) „Jampffer-Fische vnd Lottfische" u. a. m. Aale galten in Frankfurt a. M. für ungesund und waren deshalb verboten. Nur Apotheker durften sie als Medikamente gegen alle möglichen Krankheiten verkaufen.

Um zu zeigen, welch verrückte Anschauungen man von den medizinischen Eigenschaften des schwer verdaulichen, aber sonst harmlosen Aal hatte, lasse ich eine Seite aus einem der ältesten deutschen Encyklopädien, dem „Großen Universal-Lexikon, Halle und Leipzig 1732" zur Erheiterung hier folgen.

Aal. Schwindsüchtige und durch hektische Hitze ausgezehrte gebrauchen ihn mit großen Nutzen.

In der Artzeney brauchet man das Fett zum Schmieren wieder das ausgefallene Haar; und in die Ohren zu tröpffen, das verlohrene Gehör wieder zu bringen. Das warme Blut mit Wein vermischt soll wider die Darmgicht dienen. Die Leber wird zur Beförderung der schweren Geburt und die Haut verruckte Glieder wieder zurechte zu bringen, angewendet. Wenn man mit dem blutigen Ende eines Aalkopffes, der nur erst abgeschnitten worden ein Hüner-Auge oder Wartze berühret, und denselben hernach unter eine Trauffe verscharret, so soll die Wartze abfallen, so bald der Kopff verweset. Die abgetrocknete Haut davon wird in Wein oder Bier aufgeweicht oder gesotten und um verruckte Glieder gebunden usw.

Ich glaube das genügt, darum weiter im Text.

Unter dem damaligen Gemüse wird außer den noch jetzt gebräuchlichen Arten der Hopfen aufgezählt. Der Nachtisch bestand aus Käsesorten, Obst, Rettich, Malk, vielleicht eine Art Crême, Kuchen, Lebkuchen, Eierkuchen, Mandelkäs, gesottenen Wecken. Man aß diese Desserts meist als Zwischengerichte.

Die Konfekte wurden noch im sechzehnten Jahrhundert von Apothekern zubereitet. Zucker, den sogenannte Zuckermänner sotten, verwandte man in der alten Küche weniger als heutzutage, weil man sich mehr an den billigern und gesündern Honig hielt, dessen Verwendung wir leider viel zu sehr vernachlässigen.

Ein feines Konfekt war Manus Christi, das nach dem Apotheker-Eid von 1500 aus bestem Zucker bereitet und mit Perlen bestreut werden mußte. Lebkuchen bestand im Jahre 1508 aus folgenden

Ingredrenzien: Honig, Imbeer (Ingwer), Pfeffer und Gewürzschalen. Lebküchler kommen bereits um 1220 in Basel vor. Eierkuchen werden nach einer Vorschrift von 1479 aus geschlagenen Eiern, gehackten Äpfeln, Honig und Gewürz bereitet und auf beiden Seiten gebacken. Zu Fastnacht war in Süddeutschland der Milzkuchen, auch nur die Milz genannt, unentbehrlich. Zu etwa zwanzig Milzen brauchte man:

1/2 Pfd. Ingwer,
20 Lot Röhren (Zimmt),
8—12 Veilchen (Gewürznelken),
1/2 Pfd. Paradieskörner,
12 „ Honig,
1 Summer Mehl,
4 Lot Pfeffer.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist unter den Beamten großer Städte ein Stadtkoch aufgeführt, dem die Zubereitung der Zweckessen obliegt. Man speiste bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf Regimentsunkosten, im Winter im Rathaussaal, im Sommer unter freiem Himmel.

Aus solchen Stadtköchen und den Köchen in Klöstern oder auf den Sitzen des Hochadels rekrutierten sich die Kochbuchschreiber, deren ersten wir im Würzburger „buch von guter speise“ kennen lernten. Das erste gedruckte Werk dieser Art scheint die „Kuchemaistrey“ aus dem fünfzehnten Jahrhundert gewesen zu sein, das Lessing in seinen Kolektaneen beschreibt.

Das folgende Jahrhundert kennt schon eine ganze Reihe solch nützlicher Bücher. So auch eine „Andere Küchenmeisterey. Ein schön nutzlich buchlein von bereytung der speis, zu gesundheit vnd nützbarkeyt der menschen. Zwickaw. Walffg. Meyerspeck“, das etwa 1520 herauskam, dann „Ain nützlichs büchlein von der speis des menschen, wölche speis gesund sy od. nit ze niessen ect.“, etwa 1500, und ain sehr Künstlichs vnnd Fürtrefflichs Kochbuch, von allerlay Speysen, auch wie man Latwergen vnd Zucker einmachen soll und sunst von anderen gutten haimlichen Künsten. Durch ainen fürnemen vnd berümbten Koch seinem Ehegemahel zu der Letze geschenkt. Augspurg, Val. Othmar, 1559, und viele andere mehr, so die Koch- vn Kellermeisterey von allen Speisen vnd Getrencken, viel guter heimlicher Künste, auch wie man Latwergen, Salsen, Confect, Conseruen, vnd Einbeytzungen machen, von mancherley Früchten, Blumen, Kreutern vnd Wurtzelen. Franckf., C. Rebartin, 1571. Doch nur zwei Kochbücher überlebten alle diese

genannten Werke. Das eine von ihnen ist vom Magister Gualther H. Ryff[26]) geschrieben und handelt von „Latwergen, Confect, Conserven, Einbeyzungen", von allen möglichen Eßbarkeiten, darunter Früchten, Blumen, Kräutern. Ryff gibt auf 98 Blättern eine Menge Rezepte für Leckereien, so auch für Marzipan, bei dem er erzählt: „Etlich vermischen geriebene Bärlin (Perlen), Edelgestein und andre Stuk darunter, das Herz damit zu kräftigen in großen schweren Krankheiten, Schwachheiten und Onmachten, magstu auch thun nach deinem Gefallen".[27])

Das zweite hat den kurfürstlich mainzischen Mundkoch Marx Rumpolt zum Herausgeber. In einem stattlichen Folioband, den der bekannte Drucker Sigmund Feyerabend 1587 in Frankfurt a. M. herstellte, gibt Rumpolt eine gründliche Beschreibung, wie man mögliche und unmögliche Grundstoffe — heimische und wilde Tiere u. a. m. — auf deutsche, ungarische, spanische, italienische und französische Weise kochen und zubereiten" kann.[28])

Marx Rumpolt weiß einer Unmenge von Tieren kulinarische Eigenschaften abzugewinnen. Er gibt Rezepte zur Zubereitung von Staren, Raben, Specht, Krähe, Kuckuck, sogar mit den armen Singvögeln, Amsel und Drossel, hat er ebenso wenig Mitleid, wie mit dem wüsten Gesellen, dem Wiedehopf. Selbst der König der Vögel, der stolze Aar, muß bei dem Herrn Hofkoch daran glauben.

„Vom Adler", sagt Rumpolt, „seind neunerley Speiß vnd Trachten zu machen:

1. Nimm den Adler, rupff jn nur in der mitten, laß die Federn am Kopff, Halß vnd Schwantz, brat jhn also gantz, wenn er gebraten ist, so setz jn in ein Gallrat, so ist er schön und zierlich.
2. Wenn er gebraten ist, kan man jhn auch wol warm geben auff ein Tisch.
3. Oder in eine Pasteten eynmachen, daß man den Halß, Flügel vnd Schwantz darauff macht, daß man sihet, daß ein Adler sey.
4. Schwartz eyngemacht auff Vngarisch.
5. Gelb ist er auch gut.
6. In einem Mandelgescharb. (Füllung von gehackten Mandeln).
7. Man kan jn auch abgliedern, ein jeden Flügel vnnd Diech (Schenkel) besonders füllen, darnach zum eynmachen nemmen.
8. Oder mach Knödel darvon, es sey weiß oder gelb, auch kanstu jhn zum eyndämpffen nemmen.
9. Du kanst jn auch zu einem Karwenade (Karbonade) nemmen, oder worzu du ihn haben wilt."

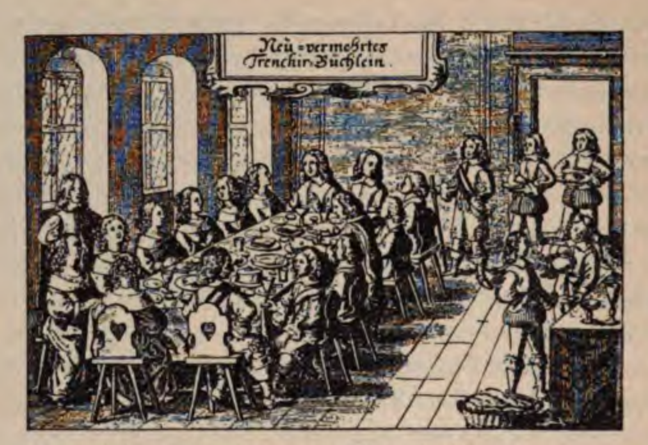
In diesem Kochbuch Marx Rumpolts werden „von einem Castraun oder Hammel 45erlei Speiß und Trachten zu machen“ angegeben, vom Ochsen nur „etliche Speisen“ nämlich „83erlei“, die man ebenso von einer Kuh anrichten könne, außer „siebenerlei Speiß und Trachten aus dem Euter zu machen“. Vom Spanferkel gibt es 32 Zubereitungen, von einem Schwein 43, von einer jungen Geiß 34, von einem Hirsch 37, von einem Capaun 44, von einem Fasan 22, von einem Krammetsvogel 17. Dem damaligen Geschmack entsprachen noch allerlei Speisen aus Nachtigallen, Wiedehopfen, Schwalben, Kuckuck, Zaunkönigen und Singvögeln, doch nicht aus Sperlingen — „dieselbigen sind gar ungesund“. Recht widerlich sind ungeborene Hirsch- und Rehkälber am Spieß gebraten. Frösche werden gebraten, gebacken, ferner „gefricusirt“ mit „Agrastbeer und Wasser angemacht, wol gepfeffert und nicht viel gesalzen“, und „schwarz gekocht“. An Fischen finden sich der Hecht mit 40, die Forelle mit 18, der Salm mit 17 Gerichten, der Krebs mit 23. Rumpolt kennt eine kunstvolle „Holloprotida“ aus neunzig verschiedenen Zutaten. Dann 225 Gemüsearten, 36 Suppen, 50 Salate, 46 Torten, 54 Konfekte.

Nicht ganz ohne Berechtigung urteilt ein magenschwacher Leser des Rumpoltschen Buches: „Man möchte meinen, bei den vielen hunderterlei Gerichten, so sie nach Beschreibung des Buches sich vorsetzen lassen, (müßten die Menschen) bersten ob all dem Gefräß.“[29])

Die Erzherzogin Anna Catharina von Tirol verfaßte für ihr noch nicht fünfjähriges Töchterchen ein Kochbuch, das in 651 „Recepten“ eine Gesamtübersicht von allen Gerichten enthält, die in der Hofmundküche des Erzherzog Ferdinands während eines Jahres auf den Tisch kamen.[30])

Der Prediger Erasmus Grüninger äußerte im Jahre 1605, es wolle, weil „das Fressen so leckerhaft und seltsam geworden, schier mehr Lernens dazu gehören, bis einer ein Koch, als bis einer ein Doctor würde“.[31])

Alle diese Kochbücher bringen aber mehr Gerichte, die man bereiten könnte, als solche, die besonders im bürgerlichen Haushalt wirklich zubereitet wurden. Da werden wohl, wie zu allen Zeiten, überlieferte Rezepte die Hauptsache gewesen sein und nicht die ausgeklügelten Vorschriften von Kochkünstlern, denen unbeschränkte Mittel zu Gebote standen. Der deutschen Hausfrau sind zweifellos auch alle die guten und bösen Eigenschaften unbekannt geblieben, die überstudierte Herrn fast allen Speisen beilegten. Sie dachten nicht daran, daß Brotrinde



Titelblatt eines Kochbuches aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.
(Festtafel, bei der eben Schaugerichte aufgetragen werden.)

das Auge stärkt, der Schwanz vom Ochsen rote Cholera verursacht, Turteltauben auf die Klugheit einwirken, Gänse und Enten hingegen dieser schädlich sind, Pfirsiche und Äpfel das Herz stärken und was dergleichen „gelehrter" Blödsinn mehr ist, den man in dietätischen Werken vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert in Fülle antrifft.[32]) Ebenso waren ihnen die „Tafelscherze" und die „Küchengrausamkeiten" unbekannt, zu deren Ausführung einer Hausfrau allein schon die Zeit mangelte, ganz abgesehen von der zu diesen Scherzen nötigen Roheit, von der wir die Frau gern freisprechen mochten. Solche Tafelscherze führt an z. B. das „Leipziger Kochbuch, worinnen zu sehen, was man sowohl auf seinen täglichen Tisch als auch bei Gastereien und Hochzeiten Gutes und Delikates auftragen und nicht nur eine lange ovale Tafel, sondern auch einen runden und viereckigen Tisch mit Speisen ziemlich besetzen kann, deutlich und ordentlich vorgestellet von S. E. Leipzig, verlegt's Friedrich Gerschaff, Anno 1708."

Das Buch enthält ein Schlußkapitel „Allerhand Vexation im Essen". Und was versteht der „neckische" Verfasser nicht alles unter „Vexationen". So gibt er an, wie man das Fleisch so zubereiten soll, „daß es voller Maden aussieht". Die Vorschrift dazu lautet: „Nimm eine Instrumentensaite, schneide sie zu kleinen Stücken, wirf diese in einen Topf, darinnen Fleisch kochet, lasse sie mitsieden, so laufen die Saiten auf und es siehet aus, als wenn das Fleisch voller Maden wäre; schadet aber doch niemand."

Ein ander „Scherz" ist überschrieben „Schauessen von Krebsen": „Nimm lebendige Krebse in einen Asch, gieße guten Branntwein darüber,

zünde ihn mit Schwefel an, so werden sie schön rot und bleiben doch lebendig. Dann tue solche unter andere rechtgesottene Krebse in eine Schüssel und trage sie bedeckt auf. Wenn man nun auf dem Tische die Schüssel aufhebt, so kriechen die lebendigen Krebse unter den anderen hervor und man weiß nicht, wie es zugeht."

Von der ganzen Fühllosigkeit der Vorzeit mit den Tieren zeigt auch folgender Vorfall: Nach der Speyerschen Chronik ließ der Amtmann eines kleinen Fleckens, um den unverhofft angekommenen Kaiser Heinrich IV. schnell bewirten zu können, sämtlichen Schweinen die Ohren und Schwänze abschneiden und bereiten, „damit männigliche als in Eyl wol gesättigt vnnd zufrieden gewesen". Für seinen klugen Einfall, der den Bauern „die Säw" erhalten hatte, erhielt der Amtmann viel Lob.[33])

Noch schrecklicher als diese „Scherze" war das Braten einer lebenden Gans, das Balthasar Schnur in dem „Kunst- und Wunderbüchlein" beschreibt. Das Herz im Leib dreht sich einem um bei dieser Bestialität, die aber sicher ausgeführt wurde, da auch das „Frauenzimmerlexicon" von Amaranthes und andere gemeinnützigen Bücher von solchen Ungeheuerlichkeiten in behaglicher Breite zu erzählen wissen. Brrr — ein anderes Bild![34])

Das erste deutsche, von einer Frau geschriebene Kochbuch hat die Jungfrau Maria Sophie Conring zur Verfasserin. Die gelehrte junge Dame, eine Tochter des berühmten Vielwissers Hermann Conring, verstand französisch, hatte Geographie und Geschichte studiert, und sogar, nebst vielen deutschen Versen, ein Trauerspiel „Der große Alexander" zu Papier gebracht. Ihrer Feder entstammt die „Wohlunterwiesene Köchin" (1697). Die zweite Auflage des Buches, kaum zwei Jahre nach der ersten erschienen, ist durch einen „zufälligen Confecttisch" vermehrt.

Dieses Werkchen enthält in der Mehrzahl seiner Rezepte gute deutsche Hausmannskost, wenigstens nach damaligen Begriffen. In ihnen macht sich schon ein leiser Aufschwung aus dem Tiefstand bemerkbar, auf den auch die Küche und die Feinschmeckerei nach dem großen Krieg gesunken waren.

Schon mit dem Beginn des wirtschaftlichen Verfalls in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts begann der Niedergang der Kochkunst, der mit dem Dreißigjährigen Krieg seinen tiefsten Punkt erreicht hat. Mit dem Bratspieß steht und fällt die deutsche Küche, und sein Verschwinden hat auch der urdeutschen Küche mit ihren Würzen, ihren nationalen Gerichten den Garaus gemacht.[35]) Man mengte später die

uns von aller Herrn Länder überkommenen Rezepte zusammen, besserte sie und gab sie für deutsches Erzeugnis aus. Jedes Land und jedes der unendlich vielen Ländchen, aus denen sich das deutsche Reich zusammensetzte, hatte wohl seine Lokalgerichte, deren Ruhm aber selten über die Grenzen in das nur wenige Meilen entfernte Nachbarstädtchen eindrang. Wie das Wort Gourmet, so war auch der Feinschmecker ein Ausländer. Die Quantität mußte für die Qualität aufkommen.

Uns Filigranmenschen stehn die Haare zu Berg bei dem Gedanken, einem mittelalterlichen Diner beiwohnen zu müssen, einer Gefahr, der wir glücklicherweise nicht mehr ausgesetzt sind. Bei der Vermählung des Herzogs Georg von Landshut mit einer polnischen Gräfin wurden in acht Tagen verzehrt: 300 Ochsen, 75 Wildschweine, 500 Gänse, 62000 Hühner, 75000 Krebse und 162 Hirsche.

1393 heiratete Dietrich von Quitzow das Fräulein Elisabeth, die Tochter des Herrn Opitz Schenk von Landsberg. Das Hochzeitsmahl war in Köln an der Spree ausgerichtet. „In der Mitte der Tafel waren mehrere ungewöhnlich große Käse zur Zierde aufgestellt und zwar so, daß stets zwei den dritten trugen. Das Mahl fing mit großen Näpfen voll Biersuppe an, bei der Pfeffer und Ingwer nicht gespart waren. Hierauf kam Hirse, mit Safran schön gelb gekocht, und Würste. Dann Grünkohl mit Hammelköpfen und hierauf Kalbfleisch, ebenfalls mit Safran gegilbt und mit Pfeffer gewürzt. Rehbraten mit vielem Knoblauch und Zwiebeln und Wildschweinsbraten schlossen sich an. Als Schluß des ersten Mahles wurde Thorner Pfefferkuchen aufgetragen. Das zweite Mahl begann mit Brot, dem Kümmel und Fenchel beigemischt waren. Dazu gab es Hirsebrei, der in einem Topf auf den Tisch gebracht wurde, den ein Sack umhüllte. Dann folgten Fische „auf ungarisch" gesotten, hierauf Spanferkel in Teig gebacken — der Urahne des Prager Schinken — und endlich Mandelmus in vier Farben.[36])"

Aus diesem Menü kann man ermessen, wie es erst bei hochadeligen Hochzeiten zuging, wo man nicht nur die hohen Gäste mit ihrem Gefolge, sondern auch die Einwohnerschaft der Stadt, in der die Hochzeit stattfand, an den Tafelgenüssen teilnehmen ließ.[37])

Bei fürstlichen Festessen, bei Taufen und Hochzeiten wurden oftmals achtzig, hundert, sogar bis dreihundert Speisen aufgetragen, die letztgenannte Menge bei dem Hochzeitsmahl des Herzogs Wilhelm von Bayern im Jahre 1568. Bei der Hochzeit des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg mit der Markgräfin Barbara Sophia von Brandenburg im November 1609 wurden zwei Gänge von je vierzig Gerichten und

als dritter Gang vielerlei Nachtische serviert. Da gab es als Geflügel Auerhähne, Fasane, Schwäne und Pfauen. Als Wildpret Gemsen und Hirsche und Fischgerichte von Salmen, Lachsen und Lampreten. An Schauessen waren vorhanden: der Berg Helicon mit der Hippocrene, den Musen und dem Pegasus. Der Actäon mit „lustigen Gehayd", der Raub der Sabinerinnen, die Susanna im Bade. Die rohe Geschmacklosigheit der Zeit, die das Erschrecken „des Frauenzimmers" für einen guten Spaß ansah, gipfelte in dem „Propheten Jonas in einem Schiff mit sechzig verborgenen „wohlriechenden Schlägen", die nacheinander losgingen.[38])

Bei anderer Gelegenheit gab es vergoldete, versilberte oder mit mancherlei Farben bemalte Fische.

Als Herzog Günther Bellicorus im neuerbauten Schloß zu Arnstadt in Thüringen 1560 seine Hochzeit mit der „mit Leibes- als auch mit Geistesgaben reich ausgestatteten" Katharina, Gräfin von Nassau feierte, setzte er seinen Gästen an Speise und Trank recht reichlich vor. Die fürstliche Küche verbrauchte dazu: 700 Malter Korn, 120 Hirsche, 116 Rehe, 150 große und kleine wilde Schweine, 850 Hasen, 20 Auerhähne, 35 Birkhähne, 300 Rebhühner, 200 Schnepfen, 60 Haselhühner, 85 Schock Krammetsvögel, 150 welsche Hühner, 20 Schwäne, 24 Pfauen, 14 Schock andere Vögel, 8 Schock wilde Gänse, 40 Stück Ochsen, 1000 Hammel, 70 Schock Hühner, 45 Schock zahme Gänse, 3550 Schock Eier, 175 Schock Kapaunen, 245 Spanferkel, 200 Seiten Speck, 8 geräucherte Rinder, 47 Stück Schweine, 24 Kälber (ein Jahr alt), 40 Lämmchen, 4 Tonnen Schmalzbutter, 8 Tonnen gesalzene Butter, 2 Faß Weinessig, 10 Faß Bieressig, 200 Fäßchen eingepöckelt Wildpret, 720 Schock Karpfen, 21 Zentner Hechte, 60 Stübchen Schmerle, 24 Stübchen Gemangfische, 10 Schock Neunaugen, 30 Schock Barben, 3 Tonnen Salzhecht, 6 Tonnen gesalzner Lachs, 3 Tonnen Stör, 1 Tonne gesalzner Aal, 1 Ballen Schollen, 1 Ballen Stockfisch, 3 Tonnen Rotscheer, 4 Tonnen Roggen, 3 Tonnen Heringe, 13 Zentner Wachs, 1 Zentner Reis, 3 Zentner Hirse, 10 Zentner Unschlitt, 1 Zentner Kirschmus, 12 ganze Parmesankäse, 4 Körbe Rosinen, 1 Butte Oblaten. Ausgegeben wurde 300 Kronen für Zuckergebackenes, 200 Taler für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln. An Heizmaterial wurde gebraucht: 700 Klafter Holz, 4800 Malter Holzkohle.

Hinabgeschwemmt wurde diese Speisemengen mit 200 Lägel Malvasier, 25 Fuder Rheinweine, 12 Faß Broyhann, 24 Tonnen Hamburger, 12 Faß Einbecker Bier, 12 Faß Mindisches Bier, 10 Faß Arnstädter Bier, 30

Faß Zellisch Bier, 220 Faß Speisebier ohne die Kräuterbiere, 1010 Eimer Landweinen.[39])

Bei der Hochzeit des Zinkenbläsers Baruch mit der Tochter des reichen Bäckers Veit Gundlinger ging es anno 1493 in Augsburg hoch her. Das Kleid der Braut bestand aus lauter einzeln zusammengesetzten Stücken farbigen Stoffes und blauer Seide. Die Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt. Den Oberrock umfaßte eine breite Goldspange. Der Unterrock war gar fein ausgenäht. Die Taille umspannte ein goldener Gürtel und die Armbänder waren mit Edelsteinen besetzt. Goldene Fädlein waren Strumpfbänder, und Silberbleche glänzten auf den Schuhen. Der Bräutigam trug ein grünes Röcklein, modische lange Schnabelschuhe und einen Hut mit breiter Goldspange. Nachmittag nach der Trauung wurden siebhundertundzwanzig Gäste an sechzig Tafeln gespeist. O, Gundlinger konnte sich das leisten, gab er doch seiner Tochter die Mitgift von dreitausend Goldstücken — also über 150.000 Mark.

Vertilgt wurden auf dieser acht Tage währenden Hochzeit 20 Ochsen, 49 Zicklein, 30 Hirsche, 500 Stück Federvieh, 15 Auerhähne, 46 Mastkälber, 900 Würste, 95 Mastsschweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 15000 Fische verschiedener Art, überdies Krebse.[40])

Lucas Rem, ein Augsburger Kaufmann und Patrizier hat genau berechnet, daß ihn und seiner Braut die Hochzeit am 30. Mai 1518 auf 991 Gulden 10 Schilling zu stehen kam, also auf etwa 50000 Mark. An Hochzeitsgeschenken heimste das junge Paar dagegen Gegenstände in Wert von 21.000 Mark ein. — Es war daher auch gar nicht selten, daß sich eine eben gegründete Familie durch den Aufwand für die Hochzeit ruinierte.

Gegen solchen Luxus machten die Stadtoberhäupter ebenso energisch wie nutzlos Front. Sie befahlen in sogenannten Hochzeitsordnungen alles Mögliche, das wenig oder gar keine Beachtung fand, oder in kurzer Zeit geflissentlich vergessen wurde.

Züricher Braut um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
(Radierung von Wenzel Hollat.)

In der Nürnberger Hochzeitsordnung von 1485 wird den Brautleuten verboten, „weder rephun, haselhun, vasshun (Fasan), norhaunen (Querhähne) byr ekhaunen, phaben (Pfauen) noch koppawnen, weder gesotten noch gebraten, auch weder hyrschin noch rehin praten" auftragen zu lassen. Für jeden Tisch einen gebratenen Kapaun, das genügte — meinten die wohlweisen Herrn.

Die Speisenfolge bei einem bürgerlichen Festmahl überliefert Job Rorbach in seinem Tagebuch. „Bei einem Diner im Hause des Frankfurter Stadtschreibers Ambrossius Dietherich (am 28. Mai 1500) hatten die Frauen dem Ulrich Neuhauß einen Kranz aufgesetzt, und nun mußte der wieder ein Festmahl geben. Das geschah am folgenden Tag. Der Gastgeber setzte nun der Ursula Schwarzenbergerin den Kranz auf, und die gab ihn an den Kanonikus Job Rorbach weiter. Am 3. Juni lud dieser seine Gäste ein. Zuerst gab es Erdbeeren mit Zucker, dann in jede Schüssel vier junge Hühner und ein Stück Hammelfleisch, gedämpft mit Zibeben, großen und kleinen Rosinen, Muskat und Muskatblüten. Darauf folgt „gesotten schaffen (Schaffleisch?) oder schotten" (süßer Quark). Als Braten wird aufgetragen: in jede Schüssel vier junge Hühner, eine Hammelkeule, eine halbe Gans mit Sauce. Hinterher gibt es Käse und Kirschen. Am Abend Kirschen, Konfekt, Rettig und zwei Arten Milchgerichte, „zwei molken, das eine in der schüsseln, das ander uß dem haffen zu drinken".[41])

So ein Essen galt noch als sehr mäßig. Dagegen vermochte auch der Stadtrat nichts zu tun, der sich übrigens auch vermaß, der alten Liebe, die er und andre Schwarzseher Nationallaster nannten, zu Leibe gehn zu wollen — dem deutschen Durst.

J. W. Petersen, der Jugendfreund Schillers, hat eine „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunk" geschrieben[42]), in der auch den Frauen ein breiter Raum zugeteilt ist. Von Theudelindens „zwo Fäuste dickem Pokal", den der Reisende Keyßler in Monza staunend betrachtete, bis zu dem Paßglas Philippine Welsers in der Wiener Ambraser Sammlung ist ein weiter Weg, den bieder trinkend das schöne Geschlecht zurückgelegt.

„Nichts schändet Frauen mehr auf Erden,
Als wenn die Fraun zur Flasche werden,"

sagt Murner im Kapitel „Auf der Flasche Riemen treten" in der Narrenbeschwörung, das von der Trinklust der Frauen handelt.[43]) Außer Murner wird das Thema der trinklustigen Frau noch oft und eingehend in der zeitgenössischen Literatur durchgehechelt. Man singt

„Von acht Tugenden der trunkenen Weiber, samt ihren Eigenschaften"; liest „Von dreien versoffenen Frauen, die in einer Zech einundzwanzig Maß Wein ausgetrunken haben".

Leonhart Schertlin durfte demnach mit vollem Recht den Bacchus rühmen lassen, daß ihn in Deutschland „die schönen Fräulein" so wenig verachten wie die Geistlichen, der Adel, die Gelehrten und der gmein Mann.

Der wohlangefüllte Keller, mit selbstgebrautem oder von außerhalb bezogenem Bier und den vollen Weinfässern war in jedem bessern Haus anzutreffen. Der schon öfter erwähnte Anton Tucher in Nürnberg verbrauchte aus seinem Keller in den Jahren 1507 bis 1516 an Wein 468½ Eimer und 589 Eimer Bier, also durchschnittlich im Jahr 2500 Liter Wein und 3600 Liter Bier. Was waren aber Privatleute gegen die durstigen Seelen in den Nonnenhabiten. Als Kaiser Josef II. anno 1781 die Klöster in Österreich auflöste, fanden seine Beamten bei den Kanonissinnen von St. Himmelpforten in Wien, den sogenannten Himmelspförtnerinnen, noch sechstausend achthundert Eimer Wein und Raum für die doppelte Menge. Es gab da einen Gottvater-, Gottsohn- und Heiligengeistkeller, einen Muttergottes-, St. Johannes-, St. Xaverie- und St. Nepomukkeller. Der allergrößte, der Gottsohnkeller, war leer getrunken bis auf ein einziges Faß.[44])

Außer den Familienfesten gaben hohe Feiertage Anlaß zu innigerem Zusammenschluß der Sipp- und Freundschaft. Man beglückwünschte sich zum Jahreswechsel vom fünfzehnten Jahrhundert ab bereits mit illustrierten Karten. „Wir wünschen üch von dem almechtigen gote ein gut, seliges neues jare mit merung alles gelückes," schreibt 1439 die Pfalzgräfin Beatrix an die Herzogin Anna von Bayern, ihre Schwägerin.[45]) Ebenso beschenkte man sich, besonders am heiligen Christtage. 1572 ließ die Kurfürstin Anna von Torgau an Hieronymus Rauscher, den Bürgermeister von Leipzig, schreiben: „Wir haben daßjenige, so du unß vor unsere geliebte kinder zur christbescherung bestellt und durch deinen sohn überschickt, alles unversehrt wohl entfangen, und ist solches alles nach unsern gutten gefallen zugerichtet gewesen, derwegen wir deinen vleiß in so kindischen dingen zu gnedigstem dank von dir angenohmmen . . ."

Aus der Rechnung für die Sendung ergibt sich ein hochinteressantes Bild über das im sechzehnten Jahrhundert gebräuchliche Kinderspielzeug, von dem wir das für die beiden „Kurfürstlichen Fräuleins" Dorothea

(geb. 4. Oktober 1562) und Anna (geb. 16. November 1567) hierher setzen wollen.

Auf dem Weihnachtstisch der jungen Herzoginnen befanden sich an messingenen Gegenständen 2 Mörsel, 4 Barbierbecken, 2 kleine Schreibzeuge, 200 Rechenpfennige, 4 Wärmpfannen, 4 Schüsselringe, 4 Handbecken, 4 Leuchter, 4 Gießkellen; an kupfernen: 3 Küchenständer, 4 Durchschläge, 4 Gießkellen, 4 Fischtiegel, 5 Eimer, 3 Badefässer, 3 Gießfässer, 3 Badewannen, 2 Mulden, 2 Bratpfannen. Weiter werden erwähnt: 2 Tischtücher, 4 Handquehlen*), 16 Servietten, 12 Messer in zwei Scheiden und 2 Scheiden mit Kredenzmessern, 2 sammetne Betbücher (5 gr.), doch daneben sind 2 Ruten aufgeführt. An Blechwaren werden genannt: 2 Reibeisen, 2 Trichter, 2 Laternen, 4 Fischtiegel, 2 Schöpffässer, 2 Durchschläge, 2 Krautstößer, 2 Schippen**), dazu kamen folgende Eisenstücke: 2 Roste, 2 Bratfässer, 2 Böcke zu Bratspießen, 2 Feuerzangen, 2 Brotfeilen, 2 Hackemesser und an „ströernen" Gegenständen: 1 Krug, 3 Becher, 3 Schüsseln. Am zahlreichsten waren die Zinnwaren vertreten, nämlich: 8 Leuchter, 36 Löffel groß und klein, 71 Schüsseln groß und klein, 40 Bratenteller groß und klein, 106 Teller klein und groß, 2 Fleischbeile, 2 Wannen, 2 Roste, 4 Bratspieße, 4 Paar Messer, 4 Schüsselringe, 4 Böcke zu Bratspießen, 28 Eierschüsseln klein und groß, 6 Tiegel, 6 Pfannen, 2 Dreifüße, 4 Fässer, 4 Reisetruhen, 1 Butterbüchse, 3 Gewürzbüchsen; 4 Kannen, 10 Becher, 4 Salsierchen***), 4 Flaschen, 2 Maßkannen, 8 Bratpfannen und Mulden, 18 Pokale, 6 große Salzfässer, 8 „Hanen"†), 2 „Radebergen"††). Schließlich finden sich genannt 4 gemalte Körbe, 2 Körbe und 1 Wiege aus Draht, 2 Körbe mit Hühnern, 4 gemalte Schachteln, 5 Hähne, 2 Schweinchen, 1 Henne mit Jungen, 4 „Pffoben"†††), 20 Töpfer, 12 Kuchenfässer.

Rauscher hat dem Tischler bezahlt für 2 Tische und 8 Stühle 2 fl. und für 2 Schränke und 2 „Kanricken"*†) 8 fl., dem Schreiber, welcher Schränke, Tische und Stühle, nachdem der Buchbinder dieselben um

*) Quehle, Zwehle, Hand- oder Tischtuch.
**) Schaufeln.
***) Kleine, schüsselartige Gefäße für die Salse (Tunke, Brühe, fr. Sauce).
†) wohl Faßhähne (alt Hahnen),
††) Radbahre, Radbern, Schmeller-Fr. I. S. 261.
†††) Pfauen, alt Pfawen, Pfaben; Schm.-Fr. I. S. 446.
*†) Kannericken, Gestelle für Kannen, Gläser, Krüger u. dgl. Schm.-Fr. II. S. 45.

10 gr. 6 Pf. überzogen, „daß man drauf schreiben hat können," 1 fl. 3 gr. Für das Bemalen der Schränke, Tische, Bänke und Kanricken 7 fl. 15 gr. Ferner kommen 4 fl. 19 gr. für den Schlosser in Ansatz, der 4 Nähkissen, 2 Schränke „und was zum Hausrad gehortt" beschlagen, desgleichen 26 fl. 16 gr. für den Schneider, der die Nähkissen (2 von grünem Sammet, mit goldenen und silbernen Posamenten belegt und mit rotseidenem Atlas gefüttert), 2 mit grünem „Kartek"*††) überzogen und mit grünem „brückischem"*†††) Atlas gefüttert, auch seidene Vorhänge für den Hausrat geliefert hatte. 8 gr. erhielt der Riemer für Stifte und Riemchen in die „Kanricken", 3 fl. 9 gr. der Glaser für 4 Spiegel in die Nähkissen und 4 fl. der Tischler für 4 Nähkisten; schließlich geschieht 9 „gepapter Docken, die man mith schnürlein zeuchtt" (Preis 1 fl. 10 gr. 6 Pf.) Erwähnung, desgleichen allerlei Konfekts und Speisen von Zucker zum Anrichten.

Die Trunksucht war jedoch in den höchsten und in den untersten Kreisen mehr verbreitet als im Mittelstand. Die Frauen der Bürger wußten einen guten Tropfen zu schätzen, ohne das Trinken zur Leidenschaft werden zu lassen.

Ein schreckliches Beispiel einer fürstlichen Trunkenboldin ist die Prinzessin Anna von Sachsen, die Gattin des großen Oraniers, Wilhelms des Schweigsamen, die durch den Trunk wahnsinnig wurde und in noch jungen Jahren 1577, in Dresden interniert, starb.

In den niederen Schichten war das Laster der Trunkenheit kaum verbreiteter als heute, da der Dämon Alkohol in seiner gräßlichsten Form, als Schnaps, noch nicht zum Volksgetränk geworden war. Immerhin ordnete schon der Rat von Heilbronn an, daß „den Weibern, so dem Trunk ergeben", vom Stadtknecht Zettel mit der Aufschrift, „Versoffene Krugsurschel!" an den Kopf geheftet werden sollen.[46])

Trotzdem wußten die Bürgerfraun mit den Männern im Essen und Trinken wacker Schritt zu halten.

Was solch eine Dame von anno dazumal auszuhalten vermochte, erhellt aus der authentischen Beschreibung eines Festgelages der Altbürger zu Frankfurt am Main im Jahr 1466, die ich als Dokument weiblicher Leistungsfähigkeit hiermit der Vergessenheit entziehen möchte:

„Am Sonntag und Montag speisten Männer und Frauen auf der Trinkstube zu Limburg — der ältesten aller bestehenden Trinkstuben[47])

---

*††) Kartek, ein seidenes Gewirk; Grimm, Wbch. II. S. 608. V. S. 238.
*†††) aus Brügge.



Abendtanz im fünfzehnten Jahrhundert.

— und hielten nach der Mahlzeit einen öffentlichen Tanz. Den Dienstag speisten sie dort zu Mittag und zogen dann in fröhlichen Reihen hinüber nach dem teutschen Hause. Hier wurden drei Tänze gehalten. Nach dem ersten trank die Gesellschaft firnen Wein, nach dem zweiten neuen Wein und nach dem dritten wurden Semmeln herumgegeben. Dann zog die Gesellschaft zu St. Johannishaus. Hier wurden sie, auf gemachte Veranstaltung, gar wohl empfangen und mit Kohl, Heringen und Braten bewirtet, wozu firner und neuer Wein gereicht wurde. Nun zogen die Freudelustigen nach dem Antoniterhof, wo abermals drei Tänze getanzt wurden. Nach dem ersten wurde gereicht weißer Wein und Konfekt, nach dem zweiten roter Wein und Lebkuchen, nach dem letzten wurden Semmeln gereicht und kleine Messer zu Geschenken gegeben.[48]) Am Mittwoch hielt die Gesellschaft wieder auf Limburg ihr Mittagsmahl und nach Tisch sahen die Frauen einem Gesellenstechen zu, oder spielten mit den Männern und Junggesellen.[49]) Dann ging es zum Abendessen und als dieses vorüber war bliesen die Stoßpfeifer zum Tanze auf. Donnerstag versammelte sich die Gesellschaft in des reichen Hartmann Beckers Garten, der Junghof genannt. Hier setzte man sich paarweise zur Tafel und die Frauen bewirteten diesmal ihre Gesellschafter mit grüner Suppe, gesalzenen Bricken und Heringen. Nach dem Abendessen wurden Pfänder gelöst. Am Sonntag speiste die

Gesellschaft auf Limburg zu Nacht. Die Zier der Tafel war ein köstlicher Mandelkäse, den jährlich drei Frauen verfertigten, die dafür von allen Gesellen geküßt wurden; drei von ihnen mußten bei dem Käsemachen gewesen sein. Darauf wurde genug getrunken und mit einem Tanze das Fest beschlossen."[50])

Von Getränken waren außer Wein und Bier, das den Met abgelöst hatte, auch mancherlei künstliche Tränke begehrt, deren Herstellung der Hausfrau oblag.

Dazu gehörten die verschiedenen Würzweine — Glühwein nennen wir sie — und Kräuter. Der schon erwähnte Ryff wird uns in der Bereitung dieser „Trünke" unterweisen.

Zu den vornehmsten Kunstweinen gehörte der uralte Ypocras oder Hippocras. „Ist ein gemeiner Trank des Morgens nüchtern zu trinken. Von Zimmet, Ingber, Zucker und gutem rothem Wein bereittet, auf diese weiß: Nimm des besten Zimmets 1½ Loth, guten weißen Ingber 1 Loth, Galgant ½ Loth; stoß zu Pulver, schütt in einem Glas ein wenig Wein darüber, laß über nacht stohn. Des Morgens thu noch 1½ Maß Wein dazu, Zuker soviel du wilst. Etlich stoßen auch diese Würz zusammen: nimm 4 Loth Zimmet, 2 Loth Ingber, 1 Loth Paradieskörner, ½ Loth Galgant, Nägelein, Muscatnuß, Cubeben (Zibeben, Rosinen), Cardanum, jedes ½ Quintlein; von dieser gestoßenen Würz nemen sie 1 Loth auf ein Maß und ½ Pfund Zuker minder oder mehr nach ihrem Gefallen, danach der Ypocras stark seyn soll, vermischen den gestoßenen Zucker kalt unter den Wein und das gewrüz, laßens durch ein wullin spitzig Säklin lauffen darzu bereit."

„Claret ist in ober Teutschlanden nit als bräuchlich, als in Sachsen, Dänemark, Schweden und den Ländern gen Mitnacht; hat ein kleinen Unterschied mit dem Yporcas, allein daß der Claret von Honig gemacht wird und gekocht wird ein wenig, und der Yporcas wird von Zucker kalt bereit. Der Ypocras muß roth seyn, so wird dieser gelb gefärbt mit Saffran, und auch wie jenr durch ein Wullin Säklein filtrirt."

„Der Lautertrank wird bey uns wie der Claret bereit, nur mag der Saffran heraus bleiben und wird auch oft kalt bereitet."

Zu den Kräuterweinen gehören die aus Wein und Blumen, Wurzeln usw. auf folgende Art verfertigten:

„Man nehme des Krauts, Wurzeln, Blumen, Frücht oder Gewürz, welcher Natur der Wein empfahen soll und an sich nehmen, wäsch es sauber, zerhack oder zerschneid es fast klein, und thu es in ein Glas, und geuß guten, starken, fiernen (vorjährigen oder alten) Wein darüber,

laß es ein Zeitlang an einer warmen statt ston, und darnach auspressen, und dasselbig safft in einem saubern gläslin, wol verstopft behalten, und ein Tröpflein oder mehr in ein Kandten wein gethon, nachdem der Wein stark und krefftig werden soll; Nimpt alsobald in einem Augenblik solche Krafft, Tugend und Geschmack an sich desselben Krauts, Wurzel usw. was also vorhin eingebeitzt ist. Solches mag auch noch kräftiger zuwegen gebracht werden mit einem guten vielmal abgezogenen gebrannten Wein, der rectificieret ist, darinn gebeitzt in aller Form und gestalt, wie droben gesagt ist, giebt dem Wein die Kraft, natur, geschmack und Farb kräfftiglich.

„Alle diese Wein werden auch so gemacht, daß man die Wurzeln, Kraut usw. in dem Wein kocht, und ihn also warm oder kalt trinket.“ „Die fürnembsten und bräuchlichsten der Kräuterwein sind: der Wermuthwein, Roßmarinwein, Salbeywein, Hirzzungenwein, Ysopwein, Bethonienwein, Mayeronwein, Augentrostwein, Schlutten- oder Borellenwein.

Kirschenwein. Die Kirschen aber werden samt ihren Kernen in einem Mörser von Stein zerstoßen und in guten weißen oder rothen Wein gethan, wird fast schön und stark; Ochsenzung- oder Burretschwein, Benedictenwurzelwein, Scharlachwein, Rüppis- oder Johannisbeerwein, Alantwurzelwein. Zu diesen zwey vorhergehenden und zu den zwey folgenden Weinen wird statt dem Wein süßer Most genommen, wie er von der Kelter kommt und theils allein, teils mit den Species um ein Drittheil eingesotten.“

Zitwenwein oder Morolfwein gehören eigentlich unter die gewürzten Weine, nur daß sie von Most bereitet werden.

„Zu dem Zitwenwein hängt man in ein sauber Fäßlein, zu dem Most ein Zimmetrinden, Zitwen, Nägelin, Ingber, Galgant, Parysskörner, langen Pfeffer, Muscatnuss, Cubeben, und Cardamom, alles in ein Härin Säckein gethan.“ „Bey dem Morolfwein, werden auf $1^1/_2$ Ohm eingekochten Most ein Sester voll abgelesener Träubelkörner von den rothen träublin, mit dem kalten Most überschütt, und diese Gewürz groblecht gestoßen in einem langen Säklin darin gehenkt; nemlich Zimmet, Ingber, Galgant, Pfeffer, Paryßkörner, Nägelin, Muscatnuß und Blüth, Zitwen, Cubeben, und Cardamömelin.“ [51])

In der „Kellermeisterey“ findet sich noch Rosenwein, Holderwein aus Wacholderbeeren, Spanwein mit Buchenspänen St. Johanniswein aus Johanniskraut bereitet und Brombeerwein.

Eine tüchtige Köchin von ehemals mußte in allerlei Sätteln ge-

recht sein und von einer Hausfrau verlangte man, bis zu den Spitzen der Gesellschaft hinauf, dem Hauswesen ordentlich vorzustehn und selbst mit Hand anzulegen, wenn es nötig tat.

Und es war nötig, denn, sagt Luther, „das ein gemarterter Mann sei, deß' Weib und Magd nichts wissen in der Küche: es ist das erste Unglück, woraus viele Übel folgen". — Überdies:

„Wenn so ein Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeih,
Das gibt der Speise erst die rechte Weih."

(Lenau.)

---

13. Abschnitt.

Der große Krieg und Alamode.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert war die Blüte des deutschen Bürgertums zur Vollreife gelangt. Die vollerblühte Rose verlor die Blätter, die auf dem regennassen Boden verkamen. Nur zu deutlich zeigt sich der Niedergang, gegen dessen Begleiterscheinungen, dem Übermut bevorzugter Klassen und der tiefsten Armut der breiten Volksmassen, alle Gesetze nichts fruchten wollten. Die Gesellschaft im ausgehenden sechzehnten Jahrhundert glich einer alternden Dirne, deren äußere Schönheit durch allerlei künstliche Mittel hergestellt war, die aber kaum mehr die Spuren der ansteckenden Krankheit wegzutäuschen vermochten, die in der Folgezeit mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kommen sollte. Nur der Glauben war noch der Kitt, der die Massen zusammenhielt, sowohl bei den Katholiken, wie bei den Protestanten, und selbst dieser zeigte, besonders im evangelischen Lager, Risse und Spaltungen von bedenklicher Ausdehnung. Nicht die Religion war bei den Anhängern Luthers die Leitschnur des Handelns geblieben, sondern ein Wust von theologischen Spitzfindigkeiten, die den Dogmen der katholischen Kirche in nichts nachstanden. Man befehdete sich leerer Worte wegen bis aufs Messer, verketzerte sich gegenseitig, und sah Priestergeschlechter erstehn, die den Jesuiten der gegnerischen Partei mindestens gleichwertig waren. Auf diesem so wohlvorbereiteten Boden mußte die Drachensaat eines Religionskrieges in vollster Blüte aufgehn. Die gährende Übergangsperiode hatte ein Chaos geschaffen, das das Bestehende vernichten und aus dessen Rückstand sich erst wieder ein neues Geschlecht auskristallisieren sollte, das lange noch die Schlacken jener wilden umwälzenden Zeit nicht abzustreifen vermochte.

Wie mit einem Schlag verwandelten sich die von Menschenhand kultivierten Gefilde in Einöden, in denen Herden von Bestien hausten. Urplötzlich schienen alle bösen Instinkte der Menschennatur geweckt und das, was bisher von der Konvention, von den überlieferten Sitten

eingedämmt war, in seiner abschreckend häßlichen Nacktheit mit Hochgefühl zur Schau zu stellen.

Der Berufssoldat erschien auf dem Schausplatz, als neuerstandenes Geschöpf, das mit dem, was man bisher unter Mensch verstand, nur den Namen gemein hatte.

Die übertriebene, herz- und gewissenlose Strenge der Justiz, die hohen Schranken der einzelnen Stände, die rohe und verrohende Gewalt der herrschenden Machthaber, deren Privilegien mit tyrannischer Willkür aufrecht erhalten wurden, diese Momente mußten äußerste Rücksichtslosigkeit in den Unterdrückten zeitigen, wenn ihnen ein Zufall die Macht, den Herrn zu spielen, in die Hand gab. Und all die Getretenen wurden zu Herren, wenn sie der Werbetrommel nachliefen, das Schwert umgürteten und unter die Soldaten kamen. Wehe den Peinigern, die solchen Leuten in die Hände fielen, der Ambos wurde zum Hammer und sauste mit vernichtender Gewalt hernieder. Dreißig Jahre währte der tief aufwühlende Kampf und mit ihm die Gräueltaten der Soldateska gegen Bürger und Bauern. Die Chroniken sind voll von den Schauerszenen in den eroberten Städten und in den wehrlos der Willkür preisgegebenen Dörfern.

Von den Verheerungen durch die Kriegsfurie einige trockene Zahlen. In Thüringen blieben von 1773 Familien in 19 Dörfern nur 316 übrig. In Württemberg waren von vordem 400000 Einwohnern im Jahr 1641 noch 48000, in Frankenthal von 18000 noch 324, in Hirschberg von 900 noch 60, in der ganzen Pfalz 1636 nur noch 200 Bauern vorhanden. Im Nassauischen gab es Ortschaften, die bis auf eine oder zwei Familien, andere, die gänzlich ausgerottet waren. Im Amt Fischberg, jetzt Drembach im Eisenacher Oberland lebten nur noch zehn von hundert. Eine Schrift „Excidium Germaniae“ (Deutschlands Untergang) weist folgende Stelle von dem gräßlichen Kriegselend auf: „Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todter Leichname und Äser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander, von Pest und Hunger erwürget, von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen, weil Niemand gewesen, der sie begraben.“ [1])

Die Hefe des Volkes aller europäischen Länder verpflanzte Zügellosigkeiten der empörendsten Art nach dem Kriegsschauplatz. Unter den Kriegstürmen wuchs eine Generation auf, der der Friede mit seinen

Segnungen unbekannt war, die das geschäftsmäßige Morden und Brennen als Lebensaufgabe ansah, der das ewig wandernde Lager zur Heimat wurde. Horden solcher Männer entvölkerten das Land und vernichteten ohne Notwendigkeit blühende Landstriche. Die Geringwertung des Menschenlebens ging weiter als je zuvor, und Hand in Hand damit eine grenzenlose Mißachtung aller menschlichen und religiösen Gesetze.

Das Hinschlachten von Wehrlosen jeden Geschlechts und Alters genügte schon bald nach Beginn des Krieges den mordgierigen Buben nicht mehr. Martern von Männern und Kindern und Schändungen von Frauen wurden gewohnheitsmäßig betrieben.

Die Chroniken aus jener Epoche des tiefsten Elends sind voll von Szenen, die nicht einmal ein Höllenbreughel illustrieren könnte. Von Heidelberg, das 1622 von Tilly eingenommen wurde, erzählt der Chronist Johann Peter Kayser[2]: „Da nun die Stadt solcher Gestalt in der Feinde Gewalt kame, gieng ein jämmerliches Zetergeschrey an, durchs Morden, Plündern und Geld herauspressen und martern, mit Daumeln, Knebeln, Prügeln, Peinigen, Nägelbohren, Sengen an heimlichen Orten, Aufhenken, Brennen an den Fußsohlen, mit Schändung und Wegführung der Frauen und Jungfrauen, und andern unmenschlichen, ja mehr als barbarischen Thaten mehr.“

Die Stadt, die sich gutwillig oder durch Waffengewalt gezwungen ergab, war verloren. Kaum einer andern blühte das Glück Annabergs in Sachsen, dem durch eine edle Frau Rettung in zwölfter Stunde gebracht wurde. Sidonia, Freiin von Lobkowitz und Hassenstein, hatte einst den verwundeten Grafen Heinrich von Holk in ihrem Schloß aufgenommen und gepflegt. Der junge Offizier war Feldmarschall geworden und näherte sich mit seinen berüchtigten Reitern dem schwachen Annaberg, in dem das inzwischen verwaiste Fräulein eine Zuflucht gefunden hatte. Sidonia ging in Begleitung einiger Ratsherrn dem General entgegen und bat um Pardon für ihre zweite Heimat. Holk erkannte die Dame und nahm ihretwegen den schon erteilten Befehl zur Brandschatzung zurück, und ließ auch fernerhin der Stadt seinen Schutz angedeihn.[3]) Um sich für Annaberg zu entschädigen, hauste der Däne in der Umgebung dieser Stadt und in Buchholz um so vandalischer. Sidonia überlebte den Westfälischen Frieden nur um drei Jahre. Alle Einwohner Annabergs, nur die Siechen ausgenommen, folgten ihrem Leichenzug.

Wie wenig selbst die ausdrucksvollsten Epithetas ausreichen, die ganze Bestialität der Kriegsführung im dreißigjährigen Morden zu kennzeichnen, mag die authentische Schilderung der Plünderung Kemptens

im Allgäu im Jahre 1633 beleuchten. In der „Oberländischen Jammer- und Strafchronik“ von 1660 heißt es auf Seite 67 und folgende wörtlich: „Sobald sie die Stattmauer erstiegen und in die Statt kommen alle Mann und Weibs Personen, so sie in den Gassen ersehen jämmerlich niedergemacht, folgens der gantzen Statt und Vorstat alle Häuser rein Außgeplündert auch der Herrn Prediger und Kirchen so gar nicht verschonet, also daß mancher nicht ein alt parr schuech mehr darin gefunden, die Burger so sich in die Häuser versteckt und zu salviren vermeint, sein erbärmlich mit Beilen und Hammern zu Tod geschlagen worden, inmaßen dem Herren Burgermeister Zachariä Jentischen geschehen, deme etliche Soldaten in das Haus geloffen, gelt an jhnen begehrt und alß er ihnen Küsten und Kästen auff geschlossen, und alles Rauben und Plündern, auch einen Trunck auff tragen lassen, hat jhme bey demselben ein Soldat hinderwarts mit einem Beil in Kopff geschlagen, daß Er alß balden seiner Haußfrauen (wie auch von jhnen übel verwundt und tractieret worden) in gegenwarth seines einigen Töchterleins in armen Todts verschiden, ebenmässig haben sie auch Herrn Martin Geigern Statt Ammann und deß geheimen Rahts alß Er sich auff die Burghalden Reterieren wollen, aber seines hochen und 74. Jährigen alters halber nit eilen könden, mit einem Beihl zu Tod geschlagen: viel Burger denen sie quartier (Pardon) geben und Gefangen genommen, haben sie umb etlich hundert, theils umb etlich tausend Gulden ranzioniert, jhnen Pistol und blosse Wöhr an daß Hertz gesetzet strick umb die Hälßs geleget, und sie genötiget anzuzeigen, wohin sie gelt und gelts wehrt verborgen, alle Trucken (Truhen), Küsten und Kästen, wan schon die schlüssel dran gesteckt, auff gehauen und zerschlagen, die Bett zerschnitten und alles in grund Verderbt, vil Frawen und ledige Weibs-Personen inn und ausser der Statt ja so gar Schwangere Frawen geschändt, einer Schwangern Fraw die Brust vom Leib gerissen, eine andere Frauen genötiget und gezwungen, daß sie Jhren eignen Ehemann mit einer Axt zu Todt schlagen müssen, in Summa sie haben keines standts Alters noch Jugend verschonet, einen alten 70. Jährigen Prediger ohne alle gegebene Vrsachen 3. oder 4. mal mit einem strick vom Boden auff gezogen, und jämmerlich ermordet, ein Mägdlein von 12 Jahren biß auff den Todt geschändt, und so gar eine Frauen die nahent 100. Jahr alt gewesen geschwächt, Einer Fürnemmen Frauen gelt an Heimblichen Orthen gesuecht, also das sie auß schrecken, forcht und scham Gestorben, einem Burger vor dessen augen sein Eheweib und junges Töchterlein Geschwächt und fortgeführt, den Mann aber zu Todt geschlagen, auch einen andern Burger sein

Weib in dessen beysein geschändet, sie 3. Tag im Quartier behalten, und dieselbe hernacher jhrem Ehemann gegen bezahlung 4. Thaler wider folgen lassen; einer andern ehrlichen Burgers Frauen so erst auß der Kindbet gangen, haben sie in einer Nacht zum 6. mal einander zu kauffen geben, einen Barbierer, der etliche krancke Soldaten verbunden, haben sie mit denselben zu Todt geschlagen, sein deß Barbierers Tochter geschändt, hernacher die Augen außgestochen und mit ihrem Ermordeten Vatter zum Fenster hinab auff die Gassen geworfen: Item einen andern Burger bei den Füessen auffgehenkt, Eine Fürnemme Frau so in Kindsnöthen auff dem Stuel[4]) gesessen, ist von einem Soldaten herab gerissen und mit blossem Degen Genötiget worden ihme Gelt zu zeigen und zu geben, darauff sie das Kind in Schrecken und Forcht stehender Gebähren müessen. Etlichen Weibern haben sie die Händ abgehauen, einer Frawn so warm Wasser gesotten, erstens die Händ abgeschlagen, sie hernacher underüber sich in das siedige Wasser in Kessel gestürtzt, darauff dieselbe wider heraußgezogen, ihr den Kopf Abgehauen, und also vollendes jämmerlich Hingericht." — Nebenbei sei erwähnt, daß die Panduren Trencks im Erbfolgekrieg unter den Augen deutscher Offiziere nicht viel anders hausten.[5])

Das von den Eroberern Kemptens geübte und auch bei anderen Truppen beliebte Abschneiden der Brüste soll, der Sage nach, von den Scharen Attilas an den Frauen der Stadt Wimpfen ausgeübt worden sein. Im Rathause dieser Stadt waren einst folgende Verse über diese Begebenheit zu lesen:

„Cornelia war diese Stadt
Vorzeiten genannt, jetzund so hat
Sie den Namen verwandelt, heißt
Wimpfen, kömmt daher wie man weiß,
Daß zur Zeit des Königs Attila
Die Hungar sie zerschleiffet gar.
All Mannsbild sie tödten behend,
Die Weibsbilder erstlich all geschänd:
Hernach ihr Brüste abgeschnitten
Darum die Stadt auf Teutsche Sitten
Weibs-Pein, jetzt Wimpfen, sonst gar fein
Mulierum-poena zu Latein."[6])

Und wie die Kaiserlichen wüteten die Protestanten, unter ihnen die frommen Schweden, die trotz der Sittenstrenge ihres Oberfeldherrn ihren Kameraden aus andern Lagern in nichts nachstanden. Auch sie zerrten Frauen als Kriegsbeute mit sich fort und vergrößerten mit solchen

an Leib und Seele zugrunde gerichteten Geschöpfen das Heer der Soldatenweiber im Troß und bei der Bagage.

Die ganze sittliche Verrohung das Merkmal der Soldateska im großen Krieg, fand in diesem Troß den Ausdruck. Hier war der Bodensatz, der Extrakt des Auswurfs der Menschheit unter dem Befehl des „Hurenweibels“ vereint.

Seitdem sich die Feldherrn als Soldaten der Söldner bedienten, sind die Soldatenweiber die ständigen Begleiterinnen der Heeressäulen Diese Frauen, gleichviel ob den Soldaten angetraut oder nur deren Mitläuferinnen, standen auf der tiefsten Stufe der Moralität. Murner charakterisiert sie ebenso kurz wie treffend:

> Wenn ein Weib hat alle Land'
> Durchlaufen und vierhundert Heere
> Und Zucht verloren und alle Ehre,
> So war's ein braves Dirnelein.[7])

Diese „Bagage“ — daher die anrüchige Bedeutung dieses Wortes — nahm lange vor dem Dreißigjährigen Krieg oft erschreckende Ausdehnung an. Bei der Belagerung von Neuß durch Karl den Kühnen im Jahre 1474—1475 waren viertausend Soldatenweiber im burgundischen Heer. Durch einen „profosen“ wurde dieser Anhang zu allerlei Erdarbeiten auf das strengste angehalten.[8]) Sonst war nur Kochen und Waschen für ihren Gebieter die Aufgabe einer Soldatenfrau, wozu im weitern Verlauf der Kriegsjahre die Besorgung von Lebensmittel kam, als das ausgesogene und verheerte Land den Unterhalt für die Bedrücker nicht mehr aufzubringen vermochte. „Etliche nahmen keiner anderen Ursache halber Weiber, als daß sie durch solche entweder mit Arbeiten oder wohl gar mit Stehlen ernährt werden sollten. Da war eine Fähnrichin unter den Weibern, die hatte ihre Gage wie ein Gefreiter, eine andere war Hebamme und brachte dadurch sich selbsten und ihrem Manne manchen guten Schmaus zuwege, eine andere konnte stärken und waschen; diese wuschen den ledigen Offizieren und Soldaten, andere verkauften Tabak und versahen den Kerls ihre Pfeifen, eine andere war eine Näherin, damit sie Geld erwarb, eine andere wußte sich aus dem Felde zu ernähren, im Winter grub sie Schnecken, im Frühling graste sie Salat, im Sommer nahm sie Vogelnester aus und im Herbst wußte sie sonst Schnabelweide zu kriegen.“[9])

Wie es mit der Sittlichkeit der Offiziersfrauen bestellt war, erfahren wir aus dem klassischen Roman des dreißigjährigen Kriegselends, dem

„Simplizissimus“ von Grimmelshausen, dort wo er seine Abenteuer als Junge bei einem Rittmeister zum besten gibt.[10])

Die Moralität dieser Damen lassen einen Schluß auf die der sozial viel tiefer stehenden Weiber der gemeinen Soldaten zu. Und doch waren selbst diese noch lange nicht die schlimmsten. Es gab noch eine Unterstufe: die der Lagerdirnen. Jedes eingeäscherte Dorf, jede berannte Stadt vermehrte den Haufen dieser unglücklichen Geschöpfe, die nur zu bald, an Leib und Seele gebrochen, unter den Fäusten ihrer Peiniger oder in einem Graben ihr verfehltes Dasein beschlossen. Bäuerinnen, Töchter von Offizieren und Beamten,[11]) verlaufene Nonnen, Bürgerinnen, Adelige, Mägde, unmannbare Kinder und alte Weiber waren im buntesten Gemisch im Troß vertreten, den der siegreiche Feind als gute Beute an sich nahm. Den Lebensweg einer gefallenen Magd schildert Balthasar Schuppius in gedrängter Kürze: „Wie manche arme .... sitzet wol itzo in der Halle bey dem reichen Schlemmer und ruffet: Ich leide Pein in dieser Flamme! Welche nicht in Purpur und köstlicher Leinwand gekleidet gewesen, und alle Tage herrlich und in Freuden gelebet hat, sondern sie ist herren und frawen ungehorsam gewesen, ist endlich mit einem Soldaten davon gelauffen, hat Hunger und Durst gelitten, ist von den Läusen gefressen worden, und endlich an den Frantzosen gestorben?[12])

Durch solche nach Städten versprengte Weiber wurde die Unsittlichkeit des demoralisierenden Lagertreibens in Bürgerkreise getragen und noch weiterer Giftstoff in der ohnehin infizierten Gesellschaft verbreitet.

In allen jenen Landesteilen, in denen die Kriegsfurie ihre Orgien feierte, waren zu Zeiten alle sozialen Bande gelöst. Man hatte das schlimmste von den Soldaten gesehn, man hatte Drangsale erduldet oder war ihrer noch gewärtig — also den Augenblicken genützt nach den Beispielen, die durch die verrohte Soldateska gegeben wurden. Frauen und Männer waren von dieser Seuche gleich angesteckt, die auch das deutsche Haus verpestete und fremdländischen Geist und ein Gemisch von Roheit mit mißverstandenen, aus der Fremde eingeführten Sitten in die Familien trug.

Die Schweden, Wallonen, Italienern und Franzosen brachten „die Alamode“ ins Land, die den letzten Funken deutscher Selbständigkeit unterdrückte, wie Logau sagt:

Deutschland bei der alten Zeit
War ein Haus der Redlichkeit;

Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand und Schmach'
Die man sonsten ausgefegt,
Andre Völker abgelegt.[13])

Mit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts hörten die Städte auf, den Mittelpunkt des gesamten Kultur- und Staatslebens zu bilden. Der deutsche Bürger hatte das Gefühl seines Wertes, sein Selbstbewußtsein verloren. Krank, matt und teilnahmslos, von der Not einer furchtbaren Zeit gedrückt, lag er stumpfsinnig, jeder höheren Empfindung unfähig, am Boden, von äußern, hohlen Einflüssen bewegt, wie ein welkes Blatt, ohne Gefühl für die eigene Erniedrigung, ohne Empfindung für den Jammer seines Vaterlandes. So verlor er und mit ihm die Städte alle Macht, die sie Jahrhunderte lang zum Nutzen Deutschlands ausgeübt.

Sie traten ihre Stellungen an die Höfe ab, mit denen das arme, in hundert Fetzen zerrissene deutsche Reich mehr als überreich gesegnet war. Bestand doch noch am 1. Januar 1792 das heilige römische Reich aus 315 weltlichen und geistlichen Territorien und zwar aus Kurfürsten-, Herzog-, Fürstentümern, Pfalz-, Mark- und Landgrafenschaften.

An diesen Höfen entsprangen alle die vielverzweigten Kanäle, die Gesellschaft, Adel und Bürgertum durchzogen. Doch statt segenbringendes, befruchtendes Naß zu spenden, ging ein fäulniserregender Strom von den Hofhaltungen aus, die bald um die Palme in der Verschwendung, Üppigkeit, Genußsucht und Ausschweifung im Versailler Stil rangen. Das verheerte Land wurde weiter ausgesogen und das was die Kriegsjahre übrig gelassen, von mitleidlosen Hofschranzen dem notleidenden Volk abgepreßt. Während der Hunger noch täglich Opfer forderte, Bigamie erlaubt war, um Menschen zu schaffen,*) und übergroße Landstrecken in den fruchtbarsten Teilen Deutschlands wüst und brach lagen, Wölfe in den Ruinen einst blühender Dörfer hausten, wiederhallten die Paläste und Schlösser der Mächtigen von Festgelagen, an denen man sich redlich bemühte, französischen Geflogenheiten nachzuäffen.

---

*) Um der Menschennot abzuhelfen wurde zu den seltsamsten Mitteln gegriffen, wie die Verordnung des fränkischen Kreises ven 1650 bezeugen mag. Diese befahl auf Veranlassung des Bamberger Bischofs Melchior Otto Voigt von Salzburg: 1. Zehn Jahre lang dürfen Leute unter 60 Jahren nicht ins Klosterleben treten. 2. Priester und Pfarrherren, die nicht Ordensleute sind, sollen sich verheiraten. 3. Jede Mannsperson, die sich als ehrlicher Mann zwei Weiber zu nehmen getraut, soll sie ehelichen dürfen, nur soll er beide Ehefrauen nicht allein notwendig versorgen, sondern auch allen Unwillen unter ihnen verhüten.[14]) Schon vorher im 16. Jahrhundert scheint in Mainz Bigamie geduldet zu sein.[15])

Nur das Fremdländische galt. Der spärliche Rest des Deutschtums vegitierte in den abseits gelegenen Städtchen und Siedelungen. Die Frivolität breitete sich von oben herab aus, lockerte die Familienbande und ließ auf dem versumpften Acker deutschen Familiensinns die Giftpflanzen eines sinnlos übertriebenen Luxus emporwachsen und einer dem deutschen Wesen in dem Maße bisher fremden Kopiersucht aus der Fremde eingeschleppter Gewohnheiten in Sitte und Tracht. Nur altmodische Gemüter in beiden Geschlechtern — denn auch die Frauen waren nur zu willfährig im Annehmen französischer Unmoral — wußten noch von Frauenehre und der Heiligkeit der Familie. Eine allgemeine Erschlaffung und Verkommenheit ergriff Adel und Bürgertum wie ein Krebs, den einsichtsvolle Zeitgenossen erkannten, doch nicht zu heilen vermochten. „Während sich aber in Frankreich der höfische Prunk der Lust- und Liederlichkeitstaumel wesentlich nur in einem einzigen Punkt konzentrierte, sehen wir ihn in Deutschland an einigen hundert Orten zugleich auftauchen, die oft nur wenige Stunden voneinander abliegen. . . . Fast überall wiederholt sich das nämliche leidige Schauspiel: verschwenderische Fürsten, die alle nur erdenklichen Genüsse bis zur Hefe erschöpfen; feile Edelleute, dieserweil den frevelhaftesten Lüsten ihrer Herren schmeicheln und nach unten brutal sich über Rücksichten hinwegsetzen; gemeine Günstlinge, die sich von Lakaien zu Paschas aufgeschwindelt haben." [14])

Der Absolutismus nahm, als die Friedensglocken kaum verhallt und die im Krieg recht wacklig gewordenen Thrönchen wieder sicherer standen, gleich großmäulig die Zügel straffer als je in die Hand. Ein großes Regieren hub an, dessen Tenor in einem schmachvollen Egoismus bestand. Diese Eigenliebe gebar die Selbstüberhebung und aus dieser bildete sich das Gottesgnadentum in seiner vollsten Blütenpracht. Steifnackig schritten diese Herren über die Trümmer des Bürgertums und ihr schwerer Tritt zerstampfte die spärlichen Emporschößlinge des neuerwachten Fleißes.

Statt die den Bauern durch das Kriegselend geschlagenen Wunden zu heilen, war die Oberherrschaft und mit seiner Unterstützung der Landadel nur darauf bedacht, ihre Hörigen um jeden Besitz und um alle Menschenwürde zu bringen. Gegen das barbarische Prügeln kämpften Friedrich I., Friedrich Wilhelm I von Preußen, Karl von Braunschweig, selbst Friedrich der Große erfolglos an. Noch 1764 galt das Verloben und Verheiraten ohne Bewilligung der Gutsherrschaft als „mutwillige Übertretung", die hart geahndet wurde. Von der Hinterlassenschaft eines verheirateten Hörigen nahmen sich der Gutsherr, der Pfarrer und der

Schulmeister die besten Stücke. Bei der Verheiratung eines Leibeigenen mit einem Mädchen von einem andern Gut, gehörten die Kinder dem Herrn der Frau, „sie folgten der Mutter" — ein Rest des uralten Mutterrechtes.

Rücksichten gegen das ausgesogene Land zu nehmen, kam diesen Herren nicht in den Sinn. Noch stockte in Bayern jeglicher Verkehr und die vom Dreißigjährigen Krieg geschlagenen Wunden waren lange noch nicht verharscht, als der Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern, auf Antreiben seiner extravaganten italienischen Gattin, Henriette Adelheid von Savoyen, den rücksichtslosesten Luxus auf Kosten des Landes entfaltete. Seine Bauten verschlangen Unsummen — da sie armen Arbeitern wieder Brot brachten, mögen sie verziehen sein. Doch was soll man dazu sagen, wenn zur Stickerei eines kurfürstlichen Paradebettes allein zwei Zentner neunzehn Pfund Gold verbraucht wurden,[17]) und die Kurfürstin für viele Millionen Tafelgeschirr aus Gold, Achat und Kristall und die herrlichsten Edelsteine aufspeicherte. Bei einem Paradeessen wetteiferte das auf hunderttausend Taler geschätzte Diamantkreuz des Erzbischofs von Salzburg mit den Edelsteinen der Kurfürstin, — das Volk aber hungerte!

Wie es Hettner einmal ausdrückt: das schreckliche „der Staat ist der König" zeigte sich dort als das noch schrecklichere „Der König und sein Hof sind die Menschheit." Die politische Zentralisation am Versailler Hof zog eine geistige und ästhetische Blüte nach sich, die den deutschen Höfen und Höfchen ebenso mangelte, wie ihnen der Geist und die Grazie der französischen Hofgesellschaft abging. Nur der äußere Schein, ein schlechter Abklatsch fand Eingang durch die Grenzpfähle, und mit ihm die Frivolität, die in den harten Fäusten der Miniatur-Roi soleuls zur ekelhaften Gemeinheit wurde.[18])

„Diener tragen insgemein ihrer Herrn Livrei:
Folgt daraus, daß Frankreich Herr, aber Deutschland Diener sei?
Freies Deutschland schäm dich doch dieser schnöden Kriecherei!"[19])

entringt es sich der Brust eines in Deutschlands trübster Zeit deutschfühlenden Mannes, der sich nicht scheut, in geistreicher Form den Fürsten gründlich die Wahrheit zu sagen. Doch der schlesische Edelmann ist darin ein weißer Rabe. Er allein stimmte nicht in den Ton ein, den die Erstklassigen angaben, ohne Rücksicht auf die Disharmonien, die sich bei dem gewaltsamen Verschmelzen des Altgewohnten mit dem wahllos Importierten ergeben mußten.

An diese Höfe drängte sich der Adel. Wie die Planeten umkreiste

er die Sonne und nur im Abglanz der Regentensonne schien ihm das Dasein lebenswert. Doch das Bürgertum umschwärmte ebenso gleich den Motten die glänzende Flamme, bis es sich gründlich die Flügel versengt hatte und französisiert bis auf die Knochen, zum bürgerlichen Leben untauglich, in ihren leergewordenen Häusern die Talmi-Grandseigneurs spielten und mit ihren französisch-höfischen Sitten und Gewändern Schule machten. „Unser vaterländisches, wie unser menschliches Gefühl sträubt sich daran zu glauben, daß unmittelbar nach den Szenen des Elends und des Jammers der Leichtsinn seine Bacchanalien feiern konnte, und gern würden wir die Berichte darüber Lügen strafen, wenn sie nur nicht durch zu unwiderlegbare, authentische Beurkundungen zeitgenössischer Quellen bestätigt würden. Allein die Polizei- und Kleiderordnungen, die in Leipzig, Hamburg, Nürnberg, in Bayern und anderwärts ergingen, sowie deren zahlreiche Wiederholungen und Einschärfungen lassen leider keinen Zweifel übrig, welcher maßlose Luxus damals und zwar beinahe in allen Gesellschaftsklassen, überhandgenommen hatte.“ [20])

Im Jahr 1658 klagt Balthasar Schuppins: „Vor 50 oder 100 Jahren sind den zehenden Theil so viel Kutschen in Hamburg nicht gewesen, als itzo“ [21]) und die Hansastädte zeichneten sich noch durch Solidität vor andern deutschen Städten aus. Sie waren meist doch nicht so unmittelbar in arge Mitleidenschaft gezogen worden, wie andere Landschaften.



Dame auf der Reise. Nach Jacob Frischlin. „Drey schoene vnd lustige Bücher, von der Hohenzollerischen Hochzeyt 1599.

Nur der Große Kurfürst suchte durch drakonische Gesetze den Sittenverfall in der Mark zu hemmen, der, nach dem Buch seines Kanzlers Johann Georg von dem Borne allerdings eine erschreckliche Höhe erreicht hatte. Der Ehebrecher Georg von Hake auf Karpzow endete auf dem Rabensteine in der Frankfurter Straße zu Berlin. Ein Offizier mußte das Verhältnis mit seiner Magd durch zehnjährige Verbannung büßen. Gegen Ehebrecher und Blutschänder setzte das Potsdamer Edikt vom 8. Mai 1688 unerhört grausame Strafen fest.

Wie tief die Verwilderung unter den „Kavalieren“ eingerissen war, zeigen einige einfache Nachrichten aus einer Nürnberger Chronik. Bei

den Festen, anläßlich des geschlossenen Friedens ging es recht hoch her. Herr Generalfeldmarschall Wrangel leistete sich bei einer von ihm gegebenen Gasterei den Witz, „unter das Frauenzimmer Füchse mit Hunden zu jagen“. Bei einer Schlittenfahrt hatten einige Schweden „Schlingen, welche sie dem Weibervolke, das ohne Männer auf der Straße stand, über den Kopf warfen, und sie im Schnee herumwälzten.“ [22])

Das waren damals deutsche Sitten! Und dabei: gehabte man sich französisch — elegant. Französische Sitte, oder das, was man dafür hielt, galt allein für fein.

„Meine Mutter in der Jugend,
weist mich an zu aller Tugend,
daß ich lernte Höffligkeit,
wie in Frankreich thun die Leut,“

berühmt sich ein wohlerzogenes Mädchen.[23])

Besonders die ausländische Kleidung versetzte die Deutschen in Begeisterung. „Dann ein teutscher were wie ein affe; was er sehe von andern nationen, wie sie sich kleiden, also wolt ers inen nach hun,“



Alamodetracht im 17. Jahrhundert. (Faksimlie des Kupferstiches von Til.)

sagt bereits zweihundert Jahre früher Agricola. Man wußte sich in Unnatur nicht genug zu tun. Die Männer ließen die Liebeslocke vom linken Ohr auf die Schulter herabhängen, oder deckten die glattgeschorenen Köpfe mit Perücken und steckten sich in französisch oder spanisch geschnittene Galakleider.

Die Damen jener exzedierenden Zeit taten es den Männern natürlich gleich, wenn nicht zuvor. Grund genug für die Herrn auf der Kanzel, einen eigenen Teufel für die weibliche Schwäche verantwortlich zu machen. „Der à la mode Teufel. Nach der heutigen Hoffarth an Kleydern, Haaren, Schminken, Entblössen und Mannichfaltigkeit und Abscheulichkeit: der Entschuldigungen Nichtigkeit und Abstellung Nothwendigkeit vorgestellet von Johannes Hartmanno, der heiligen Schrift Doctor“ Rothenburg ob d. Tauber 1675, wettert gegen die Modetorheiten. Gleich auf der dritten Seite sagt der Verfasser: „Das Frauenzimmer ist nicht zufrieden mit des Leibes Proportion, wie sie der getreue Gott erschaffen und gebildet, sondern muß wider die natürliche Konstitution eingekleidet, geschnürt und gerattelt werden“. Und in dieser Tonart geht es weiter von der Mode bis zur ganzen Lebensführung: „à la mode geht man, à la mode gedenket man, à la mode lebt man und à la mode holt einen schließlich der Teufel“.[24])

Bei der Frauenwelt à la mode war die starke Entblößung von Schulter, Nacken und Brust das Hauptmerkmal der Kleidung. „Der Schnee, der mehr als Feuer hitzte“, mußte zur Schau gestellt werden.

„ . . . Bald zeiget sie mit Lust
Den aufgequollen Schatz der offenbahren Brust,“

sagt Rachel in seiner Satire „Das poetische Frauenzimmer oder Böse Sieben“. Dazu gehörte der Reifrock, die Robe mit Schleppe und das durch die Dekolletierung nötige Korsett. Ein seltenes Gedicht aus dem endenden siebzehnten Jahrhundert kritisiert die Tracht einer Modedame so eingehend, daß mir sein Abdruck die Angabe und Beschreibung der einzelnen Stücke abnimmt.

„Der Leib ist schön geschnürt, das Brüstchen ist geschnitten
Nach ihres Leibes Läng'. Ganz vorne in der Mitten
Da müssen liegen bloß, der schönen Aepfel Paar,
Sie gleichen oftermals dem schwarz und gelben Haar.
Klar muß es sein gestärkt, damit man siehet blicken,
Wie doch zwei Dinge sich so artlich können schicken;
Die Aermel müssen weit, als aufgeblasen stehn
Und vorne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen.

Das Jäckchen muß so knapp am Jungfernkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
Es wird dazu geschnürt, nach bester Tablatur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur
Recht wo der Mittelpunkt der beiden Citronen,
Da muß ein Röschen zart von Gold und Silber wohnen.
Der Wunderstein Magnet, der pflegt sich zu bemühen,
Die schwersten Dinge auch mit Fleiß an sich zu ziehen:
Gleich also macht es auch die Rose, so da steht,
Zieht Finger zu sich zu, gleich eben dem Magnet.
Dort wo der spitze Latz, da grünt ein Sommergarten,
Da hat man immerfort Riechbusche zu gewarten:
Das Frauenziefer all steckt Sträußchen vorne für,
Als wenn am selben Ort sie schenken stetig Bier.
Der Pelz muß nach der Läng fein zierlich zugeschnitten,
Unzählig Falten drauf, auch vornen in der Mitten
Da muß er sein bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen sein, verfalten und verfitzt.
Es kommt jetzt alles hoch, jetzt ist es an den Tagen,
Daß unser Jungfern Volk will nicht mehr Schürtzen tragen.
Kiel stutzen sie daher, ja dürffen lieber sehn,
Daß sie gleich Even dort mit Blättern möchten gehn.
Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfernvolk denkt immer auch zu streiten;
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't
Das Scheidchen, Messer und Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen
Nicht anders als wenn kommt Tor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen rot von Liebesfarbe sein
Blau, grün, gelb oder sonst was gibet hellen Schein.
Die Schuh die müssen sein, mit großen Hörnerspitzen,
Drauf müssen schön gefügt, die bunten Rosen sitzen.
Vom Hemde schweig ich still, wie das muß sein genäht,
Zerstochen und zertan, zerwickelt und zerdreht." [25])

Der alte Poet erwähnt in seiner sonst recht gewissenhaften Inventaraufnahme die Beinkleider nicht. Nur im strengsten Winter wurden, doch durchaus nicht allgemein, von manchen Damen Pelzhosen getragen. „Peltzhosen seynd mit geschmeidigem Rauchwerk gefütterte Bein-Kleider, doch von einem gantz besonderen Schnitt, so das Frauenzimmer im Winter manchmahl zu tragen pfleget", vermeldet ein „Frauenzimmer-Lexicon". Hingegen waren schwere, pelzgefütterte Unterröcke im Gebrauch.

Auch sonst noch läßt sich der Verfasser der Jungfernanatomie einige Unterlassungssünden zu schulden kommen. So vergißt er den Reifrock, dessen Entstehung Moscherosch in seinen „Philander von

Sittewalds wunderliche und wahrhafte Gesichte" in naturwüchsigster Weise erzählt.[26]) Im siebzehnten Jahrhundert war diesem merkwürdigem Ungetüm nur eine kurze Dauer beschieden. Erst im Rokoko sollte er wieder wie ein Phönix aus der Asche erstehn. Während der späteren à la Mode-Epoche fristete er sein Dasein bei ältern Bürgerfraun und bei Nonnen. Die protestantischen Stiftsdamen müssen gleichfalls um 1619 noch in der Tonne gesteckt haben, da ihnen eine braunschweigisch-lüneburgische Verordnung in jenem Jahr verbietet, „mit Eisen oder sonst weit ausgesperrte Röcke zu tragen".[27]) Sieben Jahre vorher untersagt eine sächsische Kleiderordnung alle „Leibeisen" oder „die großen Eisen und Wülste unter den Röcken". Ferner gedenkt Seyfart weder der Schleier noch der Masken, die höfischen und affektierten Damen unentbehrlich schienen. „So hat heutiges Tages ein wüstes, ungestaltes, verhöhntesr beflecktes Jungfrauengesicht zur Beschönigung und Bemäntelung solche, Ungestalt die Masken und den Flor erdacht, damit sie ihr Gesicht dahinter verbergen könnte."[28]) Bei diesen Gesichtshüllen darf auch der Schönheitspflästerchen nicht vergessen werden, die schon die Römerinnen gebrauchten: „ . . . durch ein Häutlein wird sauber die Wange bedeckt"[29]), die damals ihre Wiedergeburt in Frankreich, also auch in Deutschland feierten. Wie überhaupt ein geistlicher Eiferer den gar nicht unüblen Gedanken produziert: „Lamode sey eine Narrheit, so die Schneider zu Pariß auf die Bahn bringen".

In seinem Kapitel „Venusnarren" sagt Moscherosch: „Andere — Jungfrauen —, um schamhaft zu erscheinen, verpflasterten das Gesicht hier und da mit schwarzen Taftschandflecken, und schämten sich dessen nicht."[30]) „Sie klebet ans Gesicht, wie wol es unterletzet, Ein schwartzes Pflastermahl, damit der weiße Schein der Schneegeleichen Haut mag offenbahrer seyn" sagt Rachel in seinem „Poetischen Frauenzimmer".

Schönheits Pflästerchen.
(Aus Reartificial Changeling",
London 1650.)

Diese „Schattier-Fleckeln", wie sie J. V. Neiner in Wien nennt,[31]) retteten sich glücklich zum Rokoko hinüber, in dem sie Wangen und Nacken der Hofdamen wie der gefälligen Schönen zierten. Es wird später noch mehr darüber zu sagen sein.

Wie diese aus Frankreich überkommene Mode, nahm auch das Schminken in unerhörter Weise überhand. Der Rostocker Prediger

Nikolaus Gryse behandelt 1604 dieses Thema in der 27. Frage seiner Laienbibel: „er Angesichte vorwanschapen (verunstalten) se mit Düvels drecke vnde Sathans specke, dat ydt glentzet, alse eine gemalede Hilligen larve vnde gesminkendes vnd vernitzedes Conterfye des blenckernden Lucifers". Um lebhafte Wangen zu bekommen, rieben sich die Bürgerstöchter das Antlitz mit rotgefärbten ledernen Lappen ein,[32]) „Rosentücher", nennt sie Amaranthes. Wer von Natur aus über zu knallige Farben verfügte, „aß Kohlen, Kreide, Pfaster, spanisches Wachs (Siegellack) und dergleichen". Logau verurteilt energisch solche Toilettenkünste und mit ihm all die anderen Sittenrichter. Der geistvolle Schlesier, nach Lessing der deutsche Martial, Catull und Dionysius Cato in einer Person, sagt in einem Epigramm:

Wenn sich Weiber schminken,
Ist es wie ein Winken,
Daß man aufgenommen,
Wolle man nur kommen.[33])

Der derbe Franziskaner Abraham a. St. Clara ist urwüchsiger geartet. Er findet ganz andere Worte für die geschminkten Damen: Ihr Kohtbutten, ihr Müst-Confect, ihr gefirniste Erd-Schrollen, ihr muffende Kraut-Töpff, ihr glantzende Maden-Säck, ihr gemahlte Sautrog, ihr überzogne Waldschwamen, ihr pollierte Luder, ihr verzuckerte Aas, ihr vermäscherte Elendhäut, ihr versilberte Eyterbolzen, ihr verwüster Wust (auch verstehe ich hoffertige Weiber) und zwar diejenige, welche mit der von Göttlicher Allmacht ertheilter Bildnuß nit zufrieden, sondern selbes mit allerley erdenklichen Mitteln suchen zu verbessern . . . . . Aber macht euch nur mit frembden Anstrich roth, der Teuffel wird es euch zu seiner Zeit braun genug machen."[34]) Man rötet sich die Lippen mit „Rothen-Mund-Balsam", „Sie schmälert gleicht und schwärzet der Augen dünnes Haar", pudert sich mit „Perlweiß"[35]) ja:

Wenn ich erzehlen sollt, die Schminken alle sagen,
Müßt ich vier Wochen erst die Apotheker fragen
Wodurch die Stirne glänzt, wodurch die Backen roth . . .

sagt die Jungfern-Anatomie.

Besonders abfällig äußerten sich die Zeitgenossen darüber, daß „hoffertige und leichtfertige Weiber" „Mägdlein, sogar Knäblein von 4—8 Jahren mit Schminken bedecken, malen, salben und mehrerlei andere Ueppigkeit zu treiben mit der unschuldigen Jugend". Gegen die Herausstaffierung der Kinder und Behängung mit den kostbarsten Kleinodien bis zur Überladung lassen sich die Hamburger und sächsischen

Kleiderordnungen aus. In Hamburg wird den Jungfrauen unter fünfzehn Jahren der Gebrauch goldener Ketten untersagt.[36])

Wenn sich die Herren von ihrer Philippika gegen das Schminken etwas verpustet hatten, zogen sie mit dem wiedergewonnenen Atem gegen das Schnüren los. „Die elenden verblendeten Seelen suchen, um sich bey dem Manns-Volck beliebt und recommendabel zu machen, den Ruhm einer ausbündigen Schönheit davon zu tragen, darum sparen sie keine Mühe noch Kosten noch Ungelegenheit, indem sie vielmal den Leib dermaßen einschnüren, und pressen, daß kein Scharff-Richter es ärger machen könnte, daraus denn bey manchen eine Blutstürtzung, Schwindsucht, Verderbung des Magens, und andere Krankheiten entstehen".[37])

Der verkappte Jesuit Albertinus widmet „der Weiber Fürwitz, Hoffart vnd Eytelkeit in Kleydern" ein Kapitel in seinem verbissenen „Lucifers Königreich vnd Seelengesaidt, oder Narrenhatz", in dem er etlichen „Naßwitzigen Weibern" vorwirft. „Hat ein Handwerks, Mahlers, Goldtschmidts, Singers, Bierbrewers, Metzgers, Schuesters, Schneiders Weib oder Tochter gelt, so kleyden sie sich eben so stattlich und prächtlich, als die Hof- und Burgers-Frawen." Die Geschlechter- und Doktors-Frauen ziehn sich wie die Adelichen, diese wie Gräfinnen und Fürstinnen an, so daß sich diese über die Hoffahrt ihrer Untertanen schämen müssen und nicht mehr wissen, was sie als Standeskleidung anlegen sollen.[38]) Ferner beschwert er sich darüber, daß die Frauen den ganzen Vormittag vor dem Spiegel sitzen, um nachmittags herumzuschweifen, dann daß sie sich „auß lauter Hoffart vnnd Fürwitz anstreichen, vnnd anders beschaffen seyn wöllen, weder wie GOTT sie erschaffen hat: Sie erpostuliren vnnd beschweren sich auch gleichsam gegen GOTT, vnnd sprechen: Du hast mich blaich gemacht, als wann ich gleichsam halb todt were, Ich aber wil mich roth vnd weiß machen: Du hast mich schwartz wie einen halben Mohren gemacht, ich aber wil mich fein weißblaich machen: Du hast mich kurtz und klein wie ein Zwergel gemacht, ich aber wil mich durch hohe Schuech, Pantoflen vnd langen Schweif ansehnlich, lang vnd groß machen: Du hast mich mager vnd onansehnlich gemacht, ich aber wil mich dorch meine außgeschopffte vnd gefüterte Kleider feist vnnd ansehnlich machen: Du hast mich kahl vnnd glatzet gemacht, ich aber wil frembde Haar aufsetzen: Du hast gleichwol gesagt, daß niemandt seiner Läng ein Elen zusetzen noch kein einiges Härlein weiß oder schwartz machen könne, jhr aber wöllet jhne durch ewer Haarferben, Haarpüffen vnnd kräuseln zu einem

Lugner machen, derwegen kennet GOTT solcher ewer gefärbtes vnd angestrichenes Angesicht nicht, dann er hats nicht also erschaffen".[39]) Als Bestandteile von Schminken bezeichnet er Quecksilber, Schlangenschmalz, „das Koth" von Nattern, Mäusen, Hunden oder Wölfen „vnnd sonst vil andere schändliche vnd stinkende Ding, die ich schamhalben nicht nennen darff".

Das ist durchaus nicht übertrieben, wie ein Schminkrezept aus dem siebzehnten Jahrhundert dartun mag. „Nimm weißer Hornungsblüte so viel du wilst, gieße Wasser drauff und destillire es. Hernach nim Weißwurtz, so vil du abermahls wilst, schütte das vorhin destillirte Wasser drauff, und destillire es nochmals. Alsdann nimm Kuhmist, im May gesammlet, so viel du ebenfalls wilst, und schütte das destillirte Wasser wieder drauff usw., so hast du ein schönes Schminkwasser."[40]) Der Autor macht darauf aufmerksam, daß der Koth riechen muß, sonst hilft er nicht. Außerdem empfiehlt er noch als Schönheitsmittel: Fuchskot, Eidechsenkot, Krokodillenkot, Sperlingskot, Taubenmist und andere, noch viel ekelhaftere Exkremente.

Die Schminke hatte nun auch im Puder einen Rivalen erhalten.

„Welt ist mit sich selbst nicht einig: greisen macht ihr doch ein Grauen
Und jetzt sieht man grau sich machen schöne Jungfern, junge Frauen.[41])

Man puderte weniger Antlitz und Nacken als die Haare, die schneeweiß erscheinen mußten.

Diese Haare wurden hoch aufgetürmt getragen und auf diesen ein absonderliches Häubchen aus Spitzen gesetzt, das man nach der Erfinderin, Marie Angélique de Scoraille de Roussille, Herzogin von Fontanges (1661—1681), einer Gunstdame des Göttlichen Ludwig, Fontange nannte. Diese Fontange-Mode beherrschte bis zum Jahr 1714 die Damenwelt dies- und jenseits der Vogesen.

So eine erbärmliche Tracht wie diese Fontangen mußte früher oder später Gottes Zorn herausfordern, sagten die Geistlichen. Und so geschah es denn auch. Gott ließ Kinder mit Gewächsen à la Fontange zur Welt kommen. So in einem Dorfe, eine Meile von Colditz in Franken. Dann: „Anno 1697, den 18. Oktober, berichtet Herr D. Götze, Superint. zu Annaberg in das Hochlöbliche Ober-Consistorium zu Dresden, daß den 15. Oktober zu Buchholtze, einem Städtlein unweit Annaberg gelegen, ein Töchterlein tod zur Welt gebohren worden, welches auff dem Kopfe ein Gewächs in Form einer Fontangen, so 9 Zoll hoch gewesen, mit auf die Welt gebracht, darinnen auch kleine Gebeine gefunden worden, wie die Dräther in den Fontangen zu seyn

pflegen." Sogar Lämmer, Ferkel und Kälber wurden mit solchen Hauben geboren!

Bereits früher schon hatten die Modetorheiten und Sünden solche Mißgeburten hervorgerufen. Andreas Celichius, Generalsuperintendent der Altmarck, veröffentlichte im Jahre 1579 „Eine Historie von einer häßlichen Wunder- und Mißgeburt" in einem Orte bei Stendal, wo ein Kind mit weiten niederländischen Pluderhosen auf die Welt gekommen Ebenso wurde in der Uckermark zu Templin ein Schaf mit einer Pumphose geboren, „allen Hoffärtigen in Kleidung zur Warnung gestellt".[42]) Ja, die Mode kann Wunder verrichten!

Einige Stellen einer Leipziger Kleiderordnung aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ergeben ein lebhaftes Bild von der Moden- und Trachtenwirtschaft. Da sich der trockene behördliche Erlaß von allen Übertreibungen priesterlicher Sittenmeister und Moralprediger fernhält, wird der Auszug eine wertvolle Ergänzung zu den Stimmen der Priester. „Damit ein jedweder ferner und desto Besser wissen möge, wessen er sich im Gebrauch des Zeuges eigentlich zu verhalten, und wie in Kleidung ein Stand von dem andern zu unterscheiden, so soll anfänglich den Ratspersonen, dero Weibern und Töchtern Seidenatlas, Doppeldamast[43]) auf atlasnen Boden, Tobin, Seidenrupf, glatter Terponell, Ormesin,*) Doppeldaffent**) und was darunter ist; den führnehmensten Handelsleuten aber mehr nicht als Luckeser-Damast,***) Tobin, glatter Terponell und was an Wert geringer, verstattet sein, zu Ehrenkleider zu tragen, den andern Krämern und gemeinen Bürgern und dero Weibern und Töchtern wird Doppel-Daffent, Chamlot,†) Virtrat und andere geringere Zeuge zur Kleidung erlaubt, hingegen wird ihnen untersaget, daß sie sich der andern höheren und köstlicheren Zeuge, als des guten glatten und geblümten, wie auch des Caffa-Sammets auf atlaßnem Boden, dergleichen Terponells, auch des venedischen, mit Blumen gewirkten Tobins so weit enthalten, daß das Weibsvolk solche zu ganzen Kleidern, Röcken, und Jungfrauen keine Schürzen von gulden oder silbern Stück, gutem Sammet, und was darüber und köstlicher ist, tragen sollen. Jedoch ist ihnen unbenommen, Leibchen und Wämmschen (wie

*) Mit Blumen durchwirktes Satin.

**) Man unterschied Futter-Daffet, Doppel-Daffet, Bordel-Daffet, schlechter und gewässerter Daffet. Abrah a. St. Clara, Etwas für alle. S. 880.

***) Aus Lucca in Italien.

†) Auch Camelot „wird in England aus Kameelhaaren oder halbseiden gewebt und ist zuweilen mit Gold- oder Silberfäden durchschossen".

sie jetzo genannt zu werden pflegen) von jetzo specificirten schwarzen Zeugen (ausgeschieden des gülden und silbern Stücks) sich zu Ehren zu gebrauchen. . ."

„Und weil zum andern die Erfahrung bisher bezeuget, daß in der Manier und Form der Kleider bei den Weibspersonen die größte Hoffahrt verborgen stecket, als sollen hiermit alle ausländischen Trachten, es sei französisch, englisch, oder wie es Namen haben mag, insonderheit aber die doppelten und allzuweiten Ärmel, die allzutief geschnittenen Leibchen, dadurch die Hälse und Oberteil des Leibes nicht ohne Ärgernis, Übelstand und Frechheit gänzlich entblößt gesehen werden, wie auch die langen, auf der Erden herschleifenden Röcke, item die Unterröcke von köstlichen Seidenzeugen mit gülden und silbern Spitzen verbrämt, oder kostbarem Futter gefüttert, wie auch die seidenen Strümpfe mit gülden und silbern Zwickeln, ingleichen die weißen, gute sammtene, mit Gold und Silber gestickten oder mit Spitzen und Borten belegten Schuhe gänzlich abgeschafft sein." Alle auffallenden Haartrachten, jeglicher Schmuck von Gold und Edelsteinen war verboten.

Handwerkerfrauen und -Töchter hatten sich „alles Seidengewand, güldene Armbänder, Hals- und andere Ketten und Perlen zu enthalten. Nur „Schamlot und was darunter und geringer ist" wird ihnen zu tragen erlaubt.

Zu solch behördlichen Verordnungen fügte noch die Geistlichkeit die ihren. In der Magdeburger Kirchenordnung z. B. war es verboten, in Trachten, die „ärgerniß geben" zur Kommunion und zum Abendmahl zu kommen.[44])

Die ganzen Mode- und Sittenauswüchse dieser Epoche faßt ein damals beliebter Kanzelredner, A. Mengering, zusammen[45]): „Seht nur an das Putzwesen, Zier und Schmücken der Weiber! Seht wie sie ihre Haare bleichen, hängen den Schädel über einen Gang in die Sonne, waschen sich mit sonderlicher zugerichteter Lauge voll lauter Hoffahrt und Ziererei. Sie schmieren, schmücken und streichen mit diesem und mit jenem Wässerlein (die Wanne zu 8—12 Groschen geltend), mit diesem und dem spanischen Kleisterwerk. Eine will klar und weiß sein, die andere glühend und rot, und machens oft so grob, daß man das Geschmiere hinter den Ohren kleben sieht, oder der Safran in den Haaren klebt. Dabei ist kein Glaube, keine Andacht, kein Gewissen! — Des Spiegels können sie gar nicht entbehren, und stehen stets vor ihm. So tragen sie auch die Spiegel nicht nur täglich in den Beuteln, sondern auch auf ihren Nähekissen. Ja Spiegel haben sie sogar in den

Büchern, die sie mit in die Kirche nehmen; wenn man nun meint, sie sind andächtig und lesen in den Büchern, so schauen sie sich und andere in den Spiegel. Eine Schande ist es mit den großen ungeheuren Ochsenköpfen und großen Zöpfen von gelben Haaren, die sie um die Köpfe herumlegen wie große Wasch-Pläuel, daß man Pferde darauf tummeln möchte.

Auch will es bei uns Deutschen und Sachsen aufkommen, daß der Weibspersonen große Üppigkeit sich erzeigt in dem schändlichen Entblößen. O! Greuel und Frevel das zu zeigen, was heimlich bleiben soll! — Das geschieht nun besonders von den Mädchen, solchen Schnepperlingen, die ihre Mäuler gar nicht genug aufthun können, daß doch solche Rauschausse etwas auf die Schnäbel bekämen! Damit sündigen sie contra humilitatem verecundiam et modestiam sexus sui. So machen es aber heutiges Tages die männersüchtigen Weibsstücke, ehe sie noch vor einem Freier oder Bräutigam wissen, ranzen und laufen, und bieten sich gleichsam selbst zum Kauf an, durch solche Liebes-Mercanzen aber, beschandflecken sie sich selbst nicht wenig. — Ach Gott! Sonst war eine Jungfrau eine Alma, jetzt macht sie sich selbst zur Almoda.

Das kömmt auch daher, daß viele in solche Comoedien gehen, wie welche jetzt agirt werden. Das ist liebliches Zeug!

Es spricht aber der Prophet Jesaias III., 16, 17, also: Und der Herr spricht, darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichteten Hälsen, mit geschminkten Angesichten, treten einher und schwenzeln, und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, so wird der Herr ihr Geschmeide wegnehmen, die Hefte, die Spangen, die Kettlein, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Bisamäpfel, die Ohrenspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Mäntel, die Schleier, die Spiegel, die Beutel, die Koller, die Borten, und wird eben ein loses Band für einen Gürtel, und eine Glatze für das krause Haar, und für einen weiten Mantel ein enger Sack, welches alles um deiner Hofart und Schöne willen etc.

So ist es aber mit dem Weibervolke! Da müssen sie haben mancherlei Schleier, gelb und klar, mit silbernen und güldenen Streiflein und hohlen Näthen, schöne kostbare Mützen, Schlappen, Parete von Sammet, Cartek, klein, groß, rund, eckigt, mit breitem Rande und Aufschlägen, mit dickem Zobel-Gebräme, (aus welchen Mützen manche aussahen, wie Alrünchen (Alraunen), große Wülste, schöne Hauben, die in die Augen flindern, und gilt deren keine nicht, wenn sie nicht 10

oder 15, auch 20 Gulden kostet; dabei stehen wohl seidene Zöpfe, Bänder, güldene Schnüren, dicke Perlenbänder, schmale und Borten, mit silbernen Nadeln, güldene Hefte, Knäufe, köstliche Kränze, u. dergl. m. An den Hals gehören viele seltsame, wunderliche, große und kleine Ketten. Darnach muß man haben seine Thiesem-Knöpfe, gekrümte Goldgülden, Herzlein, Kreuzlein, edle Gesteine in Gold gefaßt, köstliche Kragen, Schleier, hernach kommen die feinen, bunten hürischen Brustlätze oder Vorhänge etc., weiße Handschuhe, Koller, die herrlichen Schäublein von Damasken. Da schnüret und preßt man sich, daß man darüber ungesund wird. Hierzu gehören noch die schmalen, spitzigen Schuhe etc.

Ach, welche Zeit haben solche Schlumpsäcke nur zu verwenden, um die Näthe dieses tollen Putzwerks zu fertigen! Da giebt es mancherlei Nähte, Spanische, Welsche, Englische Näthe, mit mancherlei Benennungen, z. B. die blinde Naht, die Hohlnath, Kaisernath, Schnurnath, Zopfnath, Blochsnath, Kreuznath, Faltennath, Malernath, und dergleichen, kurz soviel Näthe, als es närrische Köpfe giebt."

Die katholische Geistlichkeit stieß diesmal in dasselbe Horn wie die Protestanten. „Seit zwey Jahren darf kein Frauenzimmer mehr mit iener Andrienne, Volante oder sogenannten französischen Jacke weder in St. Stephans- noch eine andere große Kirche zu Wien kommen, wo sie nicht Gefahr laufen will, durch die verordneten Aufseher mit Schanden herausgewiesen zu werden.

Manche Damen liefen gleich vom Bette aus, ungeschnüret und öfters nicht wenig bloß, wenn sie nur eine Volante über sich geworfen hatten, zur Kirche und Communion, welches zu itzt erwähntem kaiserlichen Verbothe Anlaß gab. Die Geistlichen ließen bey solcher Gelegenheit ihren Eifer mit gar besondern Ausdrückungen von der Kanzel hören. Einer von ihnen stellte mit vieler Heftigkeit vor: Das Frauenzimmer komme in Säcken zur Kirche, nicht um Buße zu thun, wie die alten Gläubigen pflegten, sondern um ihre Waaren und Fleischbänke desto besser auszulegen, und könne kein Geistlicher bey der Communion seine Augen mit gutem Gewissen aufthun. Ein anderer Prediger drohete: wenn er noch eine mit entblößtem Halse zu Gesichte bekommen würde, wolle er ihr von der Kanzel herab in den Busen speyen."[46])

Im grellsten Gegensatz zu dem Luxus nach Außen stand das Innere der Häuser. Mit dem gesunkenen Volksgeist war auch der Sinn für Behaglichkeit der Wohnungen abhanden gekommen. Als im Jahre 1644 in Osnabrück die Unterhandlungen zwischen Schweden und Österreich

stattfanden, mußten die Gesandten mit den erbärmlichsten Behausungen vorlieb nehmen. „An Wohnungen war kein Mangel, denn die Mehrzahl der nachher zugekommenen Reichsgesandten konnte, wie es scheint, völlig leerstehende Häuser beziehen. Aber diese Häuser, selbst wenn sie noch in gehörigem Stande erhalten waren, boten sehr wenig Bequemlichkeiten dar. Ein weitläufiger Hausflur, an den Seiten einige enge Stübchen und Kämmerchen, in denen eine Wandbank, die einem Kasten als Deckel diente, Stühle und Schränke ersetzte. Hinten über dem Keller ein weitläufiges finsternes Steinwerk, mit Holz getäfelt, mitunter auch mit bunten Farben vermalt — das waren die Gemächer, die die Gesandten selbst in den Häusern der ersten Bürger fanden.)

Derartige Wohnungen, bar jeden Komforts, waren wohl in der Mehrzahl, was schon daraus hervorgeht, daß auch das Äußere der Häuser mit dem Inneren in Einklang stand. Die Residenz Braunschweig hatte 1729 noch fast lauter hölzerne Häuser, desgleichen Wolfenbüttel, Stuttgart und Karlsruhe, in dem sogar das markgräfliche Schloß kein anderes Baumaterial aufwies.) Solchen Häusern standen allerdings wieder viele gegenüber, deren Ausschmückung eine Pracht entfalteten, die in keinem Verhältnis zu dem materiellen Wohlstand der Besitzer stand.

So hielt die Unnatur der Tracht gleichen Schritt mit der ganzen Lebensführung. Der Schein und die Gespreiztheit, die nichtssagende und klingende Phrase waren allen in Fleisch und Blut übergegangen. Die durch den Krieg zurückgebliebene Roheit sollte um jeden Preis vergessen gemacht werden, durch gesuchte Zierlichkeit, die aber nichts als Affektation war. Die Allongeperücke und die beiden Bartkleckse unter der Nase paßten ebensogut wie die steifen Halskrausen, die unförmigen Röcke und die zusammengeschnürten Büsten zu den gedrechselten Redensarten, die man für wohlanständig, sogar für geistreich hielt.

Der Hamburger Notar Albertus Sommer gab im Jahre 1662 unter dem Titel „Der deutschen Anführer zu anmutigen und zierlichen Gesprächen" ein Buch heraus, das „tugendsamen Jungfrawen" und „Gesellen" zeigen sollte, welcher „galanter" Ausdrücke sie sich gegenseitig zu bedienen hätten. So spricht der „Gesell", der eine „tugendsame Jungfraw" nach Hause begleitet: „Ich habe große Ursache, mich nunmehr für glückselig zu schätzen und mich zu erfrewen, daß heutigen Tages mein Glücksstern erst recht auffgangen, zumahle ich nicht alleine gewürdigt worden, in Gesellschaft so freundlicher und anmuthiger Jungfrawen mit gegenwertig zu sein, sondern auch noch überdeme die Ehre gewe, eine so tugendsame Jungfraw nach Hause zu begleiten."

Die „Jungfraw" antwortet: „Monsieur, Ich halte dafür, daß sich diesen Abend die Jungfrawen für glücklich zu schätzen haben, weil sie die Ehre gehabt, von so höflichen und bescheidenen Gesellen bedienet zu sein. Insonderheit befinde ich mich demselben verpflichtet, daß er die große Mühe auff sich nehmen wollen, mir bis nach meiner Eltern Hause Gesellschaft zu leisten."

„Tugendsame Jungfraw," versetzt hierauf der Gesell, „Ich bitte vielmehr um Verzeihung, daß ich die Kühnheit fassen dörfen, ihr beim Heimgange von der Hochzeit einen Gefehrten zu geben. Ihre liebreichen und hertzrührenden Gespräche, wohlanständige Gebärden und angenehme Leutsehligkeit haben mich dazu verursachet, also, daß ich nicht umhin gekonnt, ihr noch ferner auffzuwarten, damit ich Rede und Antwort geben möge, daß sie sicher und wohl wieder zu Hause kommen."

Nun beendet die „tugendsame Jungfraw" dies „hertzrührende" Gespräch mit folgenden Worten: „Monsieur, Seine höflichen Bezeigungen verpflichten mich zu dankbarer Wiedervergeltung; derowegen ich solche gegen jedermänniglich will zu rühmen wissen, bis ich Gelegenheit ersehe, Ihm wiederumb einige behägliche Ehrendienste zu erweisen."

Ein Bombast wie dieser fand sein Echo in der galanten Literatur, deren Schwulst, heuchlerische Übertreibung und gemachte Gelehrsamkeit nur in einem Zeitalter, dessen Hauptsignatur die Lüge war, möglich war. Doch all dieses wäre noch zu ertragen, wenn sich nicht in die Phrasen eine versteckte, daher doppelt gefährliche Sinnlichkeit über Gebühr breit gemacht hätte.

„Sylvia ist angenehm.
Ihre Lippen sind Korallen,
Ihre Brüste Zuckerballen,
Und ihr honigsüßes Lallen
Gleicht den jungen Nachtigallen,"[47])

dichtet der Modepoet Benjamin Neukirch und andere Jünger Apolls aus der Klique stellen ihn neben Horaz und bezeichnen seine Werke als den Gipfel deutscher Poesie. In dieser nebelschweren Atmosphäre trübster Lüsternheit wußten die Dichter von den Frauen nichts zu rühmen als die „Alabaster-Brust, angesüsst von Anmuths-Thau, das Gebürg der Brüste, aus dem des Athems-Nest durch die Corallen-Lippen, wie Liebkosungs-Milch entfleußt. Die Lilgen-Arm mit dem Purpur-Oel der Adern, die Zucker-Lippen, die Wollust-Rosen der Wangen, die Liebs-Begier entflammen, der Augen-Sternen-Kertzen, aus denen Thränen-Saltz entrinnt".[48]) Der Hofpoet Johann von Besser in Berlin erregte durch sein berüchtigtgemeines Gedicht „Ruhestatt der Liebe oder die Schooss der Geliebten"[49])

das Wohlgefallen der Kurfürstin Sophie von Hannover in so hohem Grad, daß sie dem Verfasser lebhaft dankte und für Weiterverbreitung des lasziven Opus energisch sorgte. Die Schulkomödien, von Lehrern verfaßt und von Schülern aufgeführt, strotzten vor Zwei- und Eindeutigkeiten, denen die Mütter und Schwestern der Darsteller andachtsvoll lauschten.[50])

Das Schamgefühl schien vollkommen erstorben zu sein, und mit ihm war auch das Pflichtgefühl dahingegangen. „Wann es heutiges Tages den Frauen nicht gehet nach ihrem Kopf, so lauffen sie hin, und fragen, ob sie sich von ihren Männern können scheiden lassen . . .“[51]), sagt Balthasar Schuppins von den Hamburgerinnen. Die allbeliebten Zweideutigkeiten wirkten gefährlicher als die derben Zoten der Vergangenheit. Die Hochzeiten gaben besonders günstige Gelegenheit, die Braut, wenn sie das Erröten noch nicht verlernt hatte, „trefflich zu vexieren“. Da gab es Hochzeitsgedichte, die bei der Tafel verlesen wurden. Zwei Titel, eine Auswahl von hunderten, mögen auf den Inhalt schließen lassen: „Der beschertzte Bockes-Beutel“ aus dem Jahr 1645; ferner: „Rotulus Testium, oder summarisches Zeugniß der beiden Brautmägde wider die Jungfer Braut in puncto diffidirter Jungfrauschaft; über Tafel bei der Rudloff-Niednerischen Brautsuppe, in Halle den 1. October 1679 publiciret“, Ein Brei unflätigster Zweideutigkeiten wird in Form eines Zeugenverhörs zwischen zwei Jungfrauen breitgetreten. Eine wahre Latrine an Schmutz enthält „des berühmten Cöllnischen Poeten Nicolai Peuckers wolklingende, lustige Paucke Von 100 Sinnreichen Schertz-Gedichten“.[52]) Oskar Schwebel nennt Peucker den Dichter des bürgerlichen Hauses zu Berlin im siebzehnten Jahrhundert.[53]) Wie düster sah es in solch einem Haus aus, wenn die Machwerke eines Gelegenheitsdichters schlimmster Sorte zu den Lieblingen dieses Hauses zählen konnten. Dieser Peucker, ein in der Wolle gefärbter Hof-Lurch, schließt sein Hochzeitsgedicht auf „HERRN, Herrn Herzog Wilhelmen zu Hessen etc. etc. und Fräulein Fr. Hedwig Sophie, geborene Markgräfin zu Brandenburg mit folgender elften Strophe:

Ihr treflichen Trompeter, blaset vor
Nach schöner Feld-Manier,
Ihr Sänger, aus dem Musicanten Chor
Spielt fort, was schweiget Ihr?
Singt gleichsam in die Wette
Mit voll- und halber Stimm:
Fürst Wilhelm geht zu Bette,
Das Fräulein folget Ihm!“

Das gab man für Scherz aus und nahm es gnädig als solchen hin. Mit derartigen Carmina war es aber noch nicht abgetan. Man überbot sich bei und nach der Hochzeit an Scherzen, von denen einer immer hanebüchener war als der andere. Die meisten lassen sich auch nicht einmal andeutungsweise wiedergeben.

Da gab es „Zotten und unzüchtige Rätzel" bei Tisch oder flegelhafte Scherze.[54]) Diese Rätsel gehörten einst zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Es gab unzählige gereimter und „nicht in Reimen gefaßter" Aufgaben, von denen auch ein Teil recht harmlos war. So das noch heute bekannte Kinderrätsel vom Zuckerhut, das in seiner ursprünglichen Fassung lautet:

„Oben spitz, unten breit,
Durch und durch voll Süssigkeit,
Weiß von Leibe, blau von Kleide,
Zarter Mäuler liebe Freude.
Gut zum Trank, gut zur Speis;
Es zerschmilzt wie Schnee und Eis;
Mäßig dient es bei allen,
Unmäßig wirds zur Gallen.
(Es bestehet jede Freud'
In der rechten Mäßigkeit).
Die mir dies weiß aufzugraben,
Solls zur kalten Schaale haben."

Die überwiegende Mehrzahl der Rätsel war aber weit weniger anständig, die versteckte Zote, „der Schein des Unanständigen ist ein eigentümlicher Zug des deutschen Rätsels. Dieser Schein verschwindet indes, sobald die Auflösung ergibt, daß etwas ganz Unverfängliches gemeint war: mit ihr also schirmt sich der Fragesteller und wirft den Vorwurf unlauterer Gedanken auf den unbedachtsamen Angreifer zurück."[55])

Am nächsten Tag „ward die Braut mit ihrem neuen Schlaffgesellen unerhört aufgezogen .... Und bey diesem Actu giengen solch obscoena aequivoca vor, daß sich züchtige Ohren billig davor zu schämen hatten."[56])

Die Lieblingslektüre einer solchen Gesellschaft konnte natürlich von höherem Gedankenflug keine Spur aufweisen.

Zu den Gedichten der Schlesier und ihrer Geistesverwandten in Süd und Nord kamen die fremdländischen Schäfergeschichten und die Ritterromane nach Art „Des Mannbaren Helden Amadis aus Frankreich schöne Historia, allen Ehrliebenden vom Adel sonderlich Jungfrauen und Frauen nützlich und kurzweilig zu lesen", um dessen Verdeutschung sich zuerst Herzog Christoph von Württemberg mühte. In zahlreichen Übersetzungen und Auflagen von 1569 an bis in das zweite Jahrzehnt des



Aus Amandis, dem Modebuch zweier Jahrhunderte. 1583.

siebzehnten Jahrhundert überschwemmte das endlos ausgesponnene, öde Machwerk mit seinen unmöglichen Abenteuern und schlüpfrigen Situationen das deutsche Haus. 1581 klagt Johann Fickler „wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes . . .“[57])

Daneben gab es noch ähnliche Abenteurerromane vom Kaliber jener, die dem edlen Ritter von der Mancha den Kopf verdrehten. Von seit alters her eingebürgerten Büchern erhielten sich in der Gunst die Prosabearbeitung von „Tristan und Isolde“, „Peter mit dem silbernen Schlüssel“, bekannter unter dem Titel „die schöne Magellone“, noch jetzt ein Jahrmarktsbuch „gedruckt in diesem Jahr“.

Zu diesen Werken kam noch eine neue, in der Alamodezeit entstandene Type von Erzählungen, die noch mehr Schule machte und Aufsehn unter der Damenwelt erregte, als zur Backfischzeit unserer Mütter die Marlitt und die Werner mit ihren in den Himmel gehobenen und vielverlästerten Erzeugnissen, nämlich der heroisch-galante Roman. Seine Blüte erreicht diese ungeheuerliche Romanspezis in Henrich Anshelm von Zigler und Kliphausens „Asiatische Banise Oder blutiges doch muthiges Pegu, In Historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebes-Geschicht bedeckten Wahrheit beruhende“.

Dieser Roman entging, wie so so viele Romane späterer Zeit den Nachahmern und sogar den Dramaturgen nicht. So erschien eine „deutsche Banise“ (1750), eine „Engelländische Banise“ (1754), eine „Aegyptische Banise“ (1759). Joachim Beccau macht 1710 eine Oper daraus. Der gothaische Minister Fr. Melchior v. Grimm erst 1807 gestorben dramatisiert 1743 den Roman.[58])

Auch in diesem elenden Machwerk steigert sich der Kultus weiblicher Körperschönheit bis zur Exaltation.

Übermenschliche Güte steht einem Scheusal gegenüber, das als Lieblingssport die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt. Bis tief in das Jahrhundert der Aufklärung hinein büßte, wie oben gezeigt die „Asiatische Banise" nichts von ihrer Beliebtheit ein. Hier ein kleines Beispiel von der Sprache. Rolim redete die Prinzessin — die gottvolle Heldin, „mit verliebten augen und hertzen folgender gestalt an:

„Schönste Princeßin! Dero schönheit zwinget mich zu reden, und die Pflicht, womit sie mir wegen befreyung der gewalt verbunden, befiehlet ihr, mich geneigt anzuhöhren. Ihre schönheit, sage ich, zwinget mich, die Jenige vor selig zu preisen, welche GOTT in die zarte Seide geschickter Glieder eingehüllet hat: weil ihr durchdringender blitz auch nicht der Götter verschonet und dahero ihre priester derselben opffern müssen. Ihre Schönheit, sag ich nochmals, welche als ein meisterstücke des himmels den Käyser gefesselt, und den Priester gebunden hat, glänzet prächtiger als Diana im gestirnten Reiche, und kein sterblicher kan ihre blitzende augen vertragen. Der schnee ihrer wangen machet den Alabast zu nichte, ihr kluger mund besieget corallen, und ihr haar beschämet die morgenröthe. Die lilien-zarten hände wünschen die Götter zu küssen, und indem ein verliebter wind die segel meiner sinnen auff das unbeschiffte meer ihrer marmelbrust hintreibt, so erblicke ich gleichsam die Venus in zweyen Muscheln schwimmen, wo lauter anmuthsmilch um die rubinen gerinnet. Das uhrwerk der geraden schenkel zieret den diamantnen rock, und der gantze tempel-schmuck wird durch den wolgewölbten leib verhönet: kurtz: der gantze erdkreyß erstaunt über solchen wunder-gaben, und preiset denjenigen selig, welchen ein solcher engel labet, und welcher den Hafen seiner vergnügung bey solcher Schönheit findet." [59])

Bei der Abschrift dieser Tirade voll Schwulst und kaum verhüllter Sinnlichkeit schwebt mir, so wenig sich das für einen gesetzten Familienvater schickt, das Gesicht einer hübschen jungen Dame aus Berlin W. oder dem Cottageviertel in Wien vor, das sie zu einer Liebeserklärung à la Banise machen würde!

Das Mitgeteilte hält sich wenigstens noch verhältnismäßig frei von dem ekelhaften Sprachgemengsel, in dem sich z. B. der geistlose aber „moderne" Talander ergeht. Über den Unterschied zwischen Dame, Frau und Weib leistet er sich folgenden philosophischen Exkurs: „So muß auch ein junger Mensch wohl zu unterscheiden wissen, was eigentlich zum Frauenzimmer gehöret. Denn wenn einer dencket, es sey alles Frauenzimmer, was Weibes-Volck ist, der irret sehr und brauchet offt

gegen Leute, deren Condition gar nicht darnach ist, mehr Respect und Complimenten, als sich gebühret. Dahero, wenn er alle diejenigen, so Fontangen tragen, oder welche ein Garnitur-Band, da die Ele bey vier bis sechs Thaler und wohl drüber kömmt, auff dem Kopffe haben, als Frauenzimmer tractiert, so wird er manch Schuster- und Schneider-Mägdgen, manche, die bey adelichen und andern vornehmen Leuten als Zofe auffwartet, manche, die von Waschen ihr Brod verdienet, und andere mehr die von gantz geringen Herkommen sind, mit großer Submission bedienen."[60]) Der Gedanke, daß solchen Mädchen und Frauen, wenn sie brav sind, auch Submission gebührt, wie sollte er diesem schweifwedelnden Gesellen auch nur im Entferntesten kommen.

Ich könnte noch mit vielen ähnlichen, mehr oder weniger saftigen Stilblüten aus des Vielschreiber Menantes (1680—1721) aus Hoffmannswaldaus und Lohensteins sogenannten historischen Romanen und dramatischen Arbeiten dienen, aber ich glaube, die gegebenen Proben genügen vollauf. Auch die Wirklichkeitsromane, wie die köstlich frischen Abenteuer Schelmuffskys,[61]) die „ihre schmutzigen Bilder nicht ohne satyrische Absicht neben die glatten übersüßen Ausgeburten des literarischen Zeitgeistes stellen"[62]) seien notgedrungen mit dieser kurzen Erwähnung abgetan, trotzdem wir in ihnen schon erfreulichere Literaturerzeugnisse vor uns haben, an denen es selbst dieser Epoche nicht gänzlich mangelte. Wahre Poesie war damals selten, aber sie fehlte doch nicht ganz. Volkslieder zwitschern ungekünstelt ihre lustigen oder sentimentalen Weisen. Simon Dachs „Ännchen von Tharau" ist ob seiner echten Gemütstiefe unvergessen.

Über das Orginal Ännchen von Tharau nur flüchtig einige Worte: Die Bibliothek der Stadtparochie zu Insterburg besitzt ein Exemplar von Fr. Pastenaris Buch: „Kurzgefaßte historische Nachrichten von allen im Königreich Preußen befindlichen Kirchen und Predigern" (1735), in dem sich eine handschriftliche Notiz befindet, nach der Ännchen von Tharau, auf die Simon Dach als Studiosus das Hochzeitslied, „Annke von Tharaw ös, de mir geföllt" dichtete, die Tochter des Pfarrers Neander von Tharau war. Sie war 1615 geboren, kam 1630 zu ihrem Vormund, dem Mälzenbauer Stolzenberg nach Königsberg, heiratete 1633 den Pfarrer Joh. Portatius in Laukischken, nach dessen Tode seinen Nachfolger Crube und, nachdem auch dieser gestorben, wieder dessen Nachfolger Melchior Beilstein. Als Witwe zog sie zu ihrem Sohn erster Ehe, Friedrich Portatius, Pfarrer in Insterburg, wo sie am 26. September 1689 starb. Ännchen hat somit einer ganzen Reihe von Männern „gefallen".

Leuchtende Pole in der Trivalität jener Zeit sind ferner der Sachse Paul Fleming, der mit seinem „In allen meinen Taten, laß ich den Höchsten raten“ fortlebt in der evangelischen Gemeinde. Der edle Jesuit Friedrich Spee, dessen Andenken als eines der ersten und erfolgreichsten Bekämpfer des Hexenwahnes hochgehalten werden muß, offenbart in seiner „Trutznachtigal“ [63]) „unter barocker Hülle die reine Gottesschau, das Schweben und Schwelgen im Atem der Allnatur, wie die alten deutschen Mystiker“.[64]) Seine Lieder zeigen eine tiefreligiöse Empfindung verbunden mit dem Ausdruck flammender Leidenschaft. Sie sind bewegt, glutvoll.[65]) Ein Andreas Gryphius lebt als Pfadfinder und Bahnbrecher für die kommende Dichtergeneration fort. Seine Lustspiele „Peter Squenz“, „Die geliebte Dornrose“ und „Horribilicribrifax“ sind geistreiche, witzige Karikaturen zeitgenössischer Typen.

Einer der nennenswertesten Satiriker des siebzehnten Jahrhundert, der Norderdittmarsche Joachim Rachel, wetzt in seinem Opus „Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben“ (1664) seinen Schnabel an den armen Frauen. Wie Heinrich Klenz überzeugend nachwies,[66]) baute Rachel seine Satire auf das lateinische Spottgedicht „Gynaeceum Poeticum“ des bekannten Wittenberger Professors Friedrich Taubmann (1565—1613) auf, dessen lustige Streiche unvergessen sind.[67])

Rachel unterscheidet sieben Arten böser Weiber. Die erste „von Koth und fauler Erd erschaffen“, ist faul, bärbeißig.

„Ihr bestes Tagewerk ist die Ofenbank zu messen,
Und eins von zweyen tun, als schlafen oder fressen.“

Die zweite ist unordentlich und schmutzig. Die dritte ist listig wie ein Fuchs

„. . . . Sie weiß mit tausend Sünden,
Dir Breithut, was sie will, mit Listen aufzubinden.“

Die vierte ist wie ein Hund, bald zutraulich, bald knurrig, neugierig, bissig, gönnt dem Mann keine Freude usw. Die fünfte ist wetterwendisch, dabei herrschsüchtig. Wenn der Mann ihr nachgibt, ist's um seine Herrschaft getan.

„. . . . Die Hosen und der Hut,
Die Herrschaft ist vertauscht um Geld und Heyrath-Gut.“

Die sechste gleicht der Gans an Zungenfertigkeit. Das siebente Weib Rachels, das von der Asche und der Eselin stammt, sitzt daheim müßig im Winkel und tut nichts als essen. Diesen „bösen Sieben“ stellt Rachel eine Musterfrau gegenüber, ein Bild, das er in einer eigenen Dichtung „Die gewünschte Hausmutter“ weiter ausführt. Der noch geläufige Ausdruck „Böse Sieben“ dürfte Cyriacus Spangenberg zum Vater haben, der in seiner Schrift „Wieder die Bösen Siben ins Teuffels Karnöffel-

spiel (Frankfurt a. Main 1562) den Papst Pius IV. und sechs andere katholische Widersacher angreift. In der Vorrede wird „der Teuffel (oder die bösen siben)“ erwähnt, welche Bezeichnung er in dem Karnöffelspiel, ein Kartenspiel, führte. Wie wir gleich unsern Ahnen ein böses Weib einen Teufel nennen, so mag die übertragene Bezeichnung in die Volkssprache übergangen sein, aus der sie dann die Schriftsprache dauernd übernahm.[68])

All die genannten Namen, mit Ausnahme Simon Dachs gehören nur der Literaturgeschichte an. Aber unvergängliches Besitztum des deutschen Volkes ist der „Simplicius Simplicissimus“ des Hessen Christoph von Grimmelshausen geworden, der leider durch Verwässerung der Bearbeiter als Knabenbuch neben dem unwahr-sentimentalen Lederstrumpf als Jugendschrift ersten Ranges gilt. Der Simplizissimus ist der hervorragendste Roman, die geistvollste, naturalistischste Schilderung, die vor Zola erschienen ist. Der Leser wird mit einem Schlag in das Getriebe des Dreißigjährigen Krieges versetzt, dessen Phasen in greifbar deutlichen, mit erschreckender Naturwahrheit gezeichneten Bildern an ihm vorüberziehn.

In der bereits erwähnten Fortsetzung des Simplizissimus in der „Landstörzerin Courage“ wird das Leben einer Soldatendirne, im „Vogelnest“ Abenteuer erzählt, die lebhaft an den hinkenden Teufel Lesages erinnern, ohne jemals als Nachahmung zu erscheinen. In seinen galanten, frei erfundenen Geschichten jedoch vermag sich Grimmelshausen nicht über seine zeitgenössischen Schreibkollegen zu erheben. Als wenig bekannte Tatsache sei hier ganz nebenbei erwähnt, daß Grimmelshausen zwei bis zur Stunde kultivierte Romangattungen in seinen Erzählungen kurz angedeutet hat: die Jules Verniaden und die Robinsonaden. Sein Simplicius Simplicissimus steigt nach dem Mittelpunkt der Erde. Auf der Wallfahrt nach Jerusalem erleidet er Schiffbruch an einer einsamen Insel im Weltmeer. Sein Schicksalsgefährte stirbt und Simplizissimus wird zum Robinson.[69]) Grimmelshausen bearbeitet also schon dasselbe Motiv, mit dem fünfzig Jahre später (1719) Daniel Defoe sich die Welt erobern sollte. In einem frühern Roman „Der fliegende Wandersmann nach dem Monde“ (1659) erfindet sich der Held einen Lichtfernschreiber (Heliographen) und läßt sich durch abgerichtete wilde Schwäne zum Mond tragen. Also — Ben Akiba hat wieder einmal Recht!

Gleichbedeutend wie Grimmelshausen ist Johann Michael Moscherosch. Seine „Wunderbare und wahrhafte Gesichte Philander von Sittewalds“ halten den Menschen des Dreißigjährigen Krieges einen Spiegel vor.

Wie mit einem Scheinwerfer durchleuchtet Moscherosch alle Winkel des gesellschaftlichen Lebens. Die Soldaten, die Stutzer, die Venusnarren, die Frauen, die Geistlichkeit, die Justiz, die Hofleute, sie alle führt er auf das Podium und zeigt sie in ungeschminkter Wahrheit. Die Geschichte bestätigt viele unwahrscheinlich klingende Behauptungen Moscherosch. In einer kleinen, 1641 innerhalb einer Woche verfaßten Schrift „Christliches Vermächtnis oder schuldige Fürsorge eines treuen Vaters" legt Moscherosch seinen Kindern allerlei gute Lehren ans Herz. Seinen Töchtern sagt er: „In einer Jungfrau Hand gehören diese zwei Stücke: ein Gebetbuch und eine Spindel. Eine Jungfrau soll sich des Hauswesens mit Ernst annehmen; denn ein Weib, das nicht haushalten kann, ist des Mannes Verderben und Untergang. Daneben sollt ihr, so nur Gott will, neben dem Schreiben, Rechnen und Haushalten in der Musik und Singkunst auch üben. Ein geistlicher Gesang insonderheit ist ein recht englisches, himmlisches Wesen, und ein Vorgeschmack der schönen, lieblichen Musik der heiligen Engel Gottes. Dabei soll eine Jungfrau weder fluchen, noch schwören, nimmer reden, sie werde denn gefragt, und doch so kurz antworten, als sie nur kann. Eine Jungfrau soll ferner führen ein stilles, eingezogenes, untadeliges Wesen, nicht alle Winkel auslaufen nach Zeitungen und neuen Dingen. Als vernünftiger Mensch muß sie auch vor der Hoffahrt sich hüten, die nicht nur, weil sie viel kostet, ein närrisches, sondern auch vor andern ein verdammtes Laster ist. Das beste Vermächtnis für Töchter sind die Tugenden der Züchtigkeit, Demut, Ordnung, Reinlichkeit; denn Züchtigkeit ist die Probe einer reinen, demütig sein die Probe einer verständigen Jungfrau; ordentlich, reinlich und zierlich sein die Probe einer wahrhaften Hausfrau."

In ernst zürnenden Worten und mit beißender Satire geißelt der Schlesier Friedrich von Logau die innerliche Hohlheit und die verworrenen Zustände seines Zeitalters. Erst ein Lessing erkannte den Geist Logaus.

Im Kirchenlied ertönten auch kräftig die Stimmen begabter Frauen.

Magdalena Sibylla von Sachsen, die Tochter Johann Georgs I., Witwe des Kronprinzen von Dänemark, dann Gattin des Herzogs Friedrich II. von Altenburg, dichtete das Lied „Meine Zeit hat nun ein Ende hier in dieser Sterblichkeit". Schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, 1609, erschien „der geistliche Wagen" der Thüringerin Regina Grünrad, die von der theologischen Fakultät Jenas in die literarische Welt eingeführt wurde. Anna Elisabeth von Schlebusch, geborene Eyk aus Schlesien, Katharina Kettner, Katharine Regina Greiffenberg,

genannt „die Teutsche Urania", Helena Zeilner, Anna Maria Gesellin und Anna Maria Pflaum bereicherten die protestantische Erbauungsliteratur.

So trocken die bloße Namensangabe erscheint, so ist sie doch noch mehr als flüssig gegen die Geistes- und Seelenergüsse der reichlich mystisch angehauchten Damen, deren ungesunde hyperreligiöse Anschauungen und Träumereien von Sektierern geflissentlich genährt wurden. Bei Anna Marie Schuchardt, der „Erfurter Liese" steigerte sich die Exaltation bis zum sonambulen Zustand, „in dem sie von der Güte Gottes, von der großen Freude der Seligen, von der Qual der Verdammten, von einem bevorstehenden großen Sterben, vom Herannahen des jüngsten Tages, vom tausendjährigen Reich usw. redete".

Solche Erscheinungen treten niemals vereinzelt auf. Eine Überspannte findet immer Nachahmung und Überbietung. So tauchten in Quedlinburg am Harz gleich zwei Wundermädchen auf einmal auf, Magdalena Elrich und Anna Eva Jakob, die Blut schwitzten und Blut weinten. Zu Halberstadt wurde dem frommen Unsinn ekstatischer Weiber notgedrungen ein Ziel gesetzt, da sie ihre visionären Zustände zu den gemeinsten Verleumdungen benutzten. In Süddeutschland debütierte Frau Christine Regina Bader als Prophetin und Wiedergeborene, bis sie entlarvt wurde.

„Und noch an vielen andern Orten treffen wir auf Persönlichkeiten und Vorkommnisse, die uns dartun, bis zu welchem Grad insbesondere das weibliche Geschlecht an der neuen religiösen Bewegung des Pietismus erkrankt war." [79]) Dieser Pietismus sollte nach seinem Vater, Philipp Jakob Spener, geboren 1635 in Rappoltsweiler, gestorben am 5. Februar 1705 in Berlin, der werktätige Glauben sein, das allgemeine Priestertum aller Gläubigen. Bald verwischte diese gutgemeinte Absicht begeisterter Anhängerinnen Speners die feine Grenze zwischen Religiosität und Wahnsinn. Schon bei der ersten Verbreiterin Spenerscher Ideen, der Gräfin Benigna v. Solms, mischten sich „Affektation, Schwulst und sittlich-unlautere Regungen" in den Pietismus. Wo derartige Überspanntheiten zum Vorschein kommen, ist auch die treue Begleiterin des Sektiererwesens, die Heuchelei nicht fern, und dieser folgt dann der Betrug auf dem Fuß. Aus dem ursprünglichen Selbstbetrug wird beabsichtigte, von eigennützigen Motiven getragene Täuschung.

Die Kunde von „Verzückung, Gesichtern und unmittelbaren göttlichen Offenbarungen", mit denen namentlich die Frauenwelt begnadigt wurde, durchlief ganz Deutschland. „Das meiste Aufsehn dieser Art

erregte das Fräulein Rosamunde Juliana von der Assaburg aus einem adeligen Geschlecht im Magdeburgischen, damals neunzehn Jahre alt, bei denen, die sie näher kannten und öfters sahen. Keiner Verstellung bezichtigt, sondern vielmehr gerühmt wegen ihres unschuldigen Wesens und wegen der ungemeinen Hoheit und Lieblichkeit, welche von ihrem blassen Antlitz strahlte. Diese behauptete von ihrem siebenten Jahr von Zeit zu Zeit, besonders während ihres Gebetes, wunderbare Gesichte, Erscheinungen des Heilands in mancherlei Gestalten, Anfechtungen des Teufels und endlich große und geheime Offenbarungen Gottes gehabt zu haben, die sich zumal auf den zukünftigen herrlichen Zustand der Kirche und auf das tausendjährige Reich bezogen."[71]) Durch ähnliche Zustände wurde die Hofdame einer Herzogin von Holstein-Sonderburg, ein Fräulein Johanna Elenore von und zu Merlau beglückt. Sie verheiratete sich später mit einem Schüler Speners, dem Hofprediger Petersen zu Eutin, der sich durch seine eigene Verschrobenheiten, die prächtig zu denen seiner Gattin paßten, um Amt und Würde brachte. Orakelnd und erweckend zog das Ehepaar bis an seinen späten Lebensabend in den Landen umher.

Bei den Verzückten, Stigmatisierten und ähnlichen frommen Betrügerinnen will ich einer eigenartigen Erscheinung gedenken, die besonders im sechzehnten Jahrhundert grassierte, die der Hungerinnen. Diese Frauen waren durch ihren gottergebenen Lebenswandel begnadet, so lange ohne Nahrung zu leben, bis sie — entlarvt wurden. Die Rumpelkammer der Weltgeschichte verwahrt ein ganzes Fach dieser sonderbaren Schwärmerinnen, aus denen ich nur drei besonders markante vorführen will. Da ist zuerst die Anna Laminitin, ein ganz abgefeimtes Frauenzimmer, das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg lebte. Sie gab vor, in sechzehn Jahren nichts gegessen zu haben als jede Woche eine Hostie. Der Geruch ihrer Heiligkeit drang bis zum kaiserlichen Hof. Kaiser Maximilian I. beschenkte das Augsburger Wunderweib, an dessen übernatürliche Kräfte nur eine einzige Frau nicht recht glauben wollte. Zum Glück war es des Kaisers Schwester, die Herzogin Kunigunde von Bayern, sonst wären ihr die Zweifel an einem von der Kirche durch gelehrte Abhandlungen anerkannten Wunder übel bekommen. Die Laminitin folgte einer Einladung der Herzogin nach München und dort gelang es den Schleier des Geheimnisses von dem Wunder der edlen Fasterin zu lüften.

In dem Gemach, das der Augsburgerin angewiesen wurde, war ein Loch gebohrt, durch das die Fromme ununterbrochen beobachtet wurde.

Und so sah man sie denn eines schönen Tages vergnügt einen ganzen Haufen Gebackenes aufknabbern, das sie sich unter ihren Kleidern einzuschmuggeln wußte. Nun gabs kein Leugnen. Die Laminitin wurde nach Augsburg gebracht, wo ihr der Prozeß gemacht und sie stadtverwiesen wurde. Sie zog nach Kempten, dann nach Kaufbeuren, wo sie sich verheiratete. Dort trieb sie es so arg, daß sie schließlich zum Tod des Ertränkens verdammt wurde.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Luther diese Hungerkünstlerin besuchte, als ihn 1512 sein Weg von Rom über Augsburg führte, obgleich er von einer Ursula spricht. Er erzählt selbst darüber: Ich sprach zu ihr: „Liebe Ursel, du möchtest eben so mehr tot sein und möchtest unsern Herrgott bitten, daß er dich sterben ließ." „O nein", antwortete sie, „hier weiß ich, wie es zugeht; dort weiß ich nicht, wie es zugeht." Betroffen erwiderte ich: „Ursel, schau nur, daß es recht zugehe." „O", sprach sie, „behüte mich Gott!", und nahm mich und führte mich hinauf in ihr Kämmerlein, da sie ihre Andacht hatte. Da hatte sie zwei Altäre stehen und darauf zwei Kruzifixe, die waren mit Harz und Blut also gemacht in Wunden, Händen und Füßen, als tröpfe Blut daraus. Aber es war mit ihr lauter Betrug. Und sie kriegte große Geschenke von Fürsten und Herren, daß sie in die fünfzehnhundert Gulden zusammenbrachte. Endlich ließ sie die Herzogin aus Bayern zu sich fordern, da kam man dahinter, daß es mit ihr Betrug wäre. Denn man fand, daß sie Pfefferkuchen unter dem Schürztuche gehabt, den sie gegessen. Da bat die Fürstin für sie, sonst wäre sie in Unglück gekommen. Darnach hing sie sich an einen jungen Gesellen und zog mit dem Gelde zum Tore hinaus.

Eine ähnliche Laufbahn war 1546 einer Jungfrau zu Eßlingen beschieden. Vier Jahre lang hatte sie Tiere in ihrem Leib durch ihre Körperfeuchtigkeit ernährt, „da sie doch nichts geessen und getrunken, sondern allein mit eingemachten Sachen (?) und Geruch erquicket wurde." Auch für sie, des Johann Ulmers Tochter, schlug die Stunde der Entlarvung. „Als der Betrug offenbar wurde, ist die Mutter mit dem Holze ihres abgebrochenen Hauses verbrannt worden. Die Tochter, als die weniger Schuldige, wurde auf beiden Wangen gebranntmarkt und „zu ewiger Gefängnuß" verurteilt. Sie starb aber bald an der Pest. Der Vater wußte nichts von dem Betruge. Er wurde „ledig gezählt", das heißt freigesprochen.[72])

Von einer dritten Hungerin wissen wir nur so viel, daß sie einen blinden Dichter zu einem poetischen Ergusse inspirierte.

Wolf Gernold, der zwischen 1530 und 1543 schrieb, behandelte das Leben und Wirken eines Mädchens im Bistum Speier, „welches in dreien Jahren nichts gessen noch trunken hat“.[73])

Der neue Gefühlskultus des Spenerschen Pietismus, der das Leben in der Betstube abgespielt wissen wollte, fand auf den stillen Herrensitzen in den Gegenden zwischen Lahn, Main und Rhein, besonders aber im Westerwald sein Kanaan. „Dort waren es Frauen des ältesten deutschen Reichsadels, die sich als Hauptträgerinnen und Pflegerinnen des absurdesten und heillosesten Separatismus und Muckertums hervortaten. Dort feierte die religiöse Verrücktheit ihre greulichsten Orgien.“[74])

Die beiden Grafschaften Sayn-Wittgenstein, die von Felsen und Wäldern durchzogenen, rauhen Ländchen, waren Erweckungsschauplätze sondersgleichen. Bereits vor Speners Auftreten war die schöne Gräfin Elisabeth Charlotte aus dem gräflichen Geschlecht als Hellseherin berühmt.

Später wurden die Grafschaften den aus Frankreich vertriebenen Reformierten und andern Religionsflüchtlingen gastlich geöffnet. Auch der junge Prediger Samuel König aus Bern, der fünf Schwestern, Fräuleins von Callenberg, „durch seine gottseligen Reden“ bekehrt hatte und mit sich führte, fand einen Wirkungskreis für seine Sektiererei bei den frommen Gräfinnen von Wittgenstein. In diesem Ländchen wimmelte es von geistlichen Abenteurern und frommen Betrügern, ebenso von Frauen, die mit ihren Geistes- und Herzensberatern einfach davongelaufen waren. Es waren hochadlige Damen darunter, die in den „paradiesischen“ Zuständen der beiden Grafschaften verdarben. So ärgerlich aber das Leben in dieser Sektierer-Kolonie war, dem erst 1720 durch einen Spruch des Reichskammergerichts ein Ende bereitet wurde, so ist es noch ein Kinderspiel zu nennen, gegen das schamlose Treiben, der „Rotte der Hofmeisterin“, an deren Spitze „Mutter Eva“, die 1670 in Eschwege geborene Eva Magdalena von Buttler stand. Bei ihr und ihren Anhängern paarte sich heuchlerische Priesterei mit ungezügelter Sinnlichkeit. Aus Erfurt wurde die Bande kurzerhand davongejagt. Wo sie hinzog, ging ihr „ein Geschrei arger Unzucht“ voraus, ehe sie in Sassmannshausen Unterkunft fand. Ihr Gehaben war aber selbst den Wittgensteinern zu toll, so daß sie die Verbrechergesellschaft, deren Konto mit den schwersten Schandtaten belastet war, einsperren ließen. Mutter Eva und ihre zwei „Lieblingsbrüder“ entkamen, ebenso später noch einmal in Paderborn, wo das Weib zur Stäupung mit Ruten und ewiger Verbannung verurteilt war.

Leidlich vernünftig geworden, starb die fromme Messalina in „Ehre und Ansehen" zu Altona.[75])

Mutter Eva von Buttlar war die letzte markante Erscheinung des Pietismus in seiner abschreckendsten Gestalt. Der Pietismus selbst war noch lange nicht erstorben. Noch im neunzehnten Jahrhundert platzen hie und da giftgefüllte Blasen einer aus Religion, Wollust und Grausamkeit zusammenphilosophierten Glaubensform auf, so 1823 in der berüchtigten Affäre von Wildisbach, deren Mittelpunkt eine Bäuerin, Anna Peters, eine zweite Mutter Eva, bildete.

XIV. Abschnitt.

Das Leben am Hof.

Das eigentliche Hofleben im neuzeitlichen Stil beginnt erst mit dem endenden siebzehnten Jahrhundert. Vorher trugen die Hofhaltungen durchaus einfache bürgerliche Gepräge.

Das Leben in den kapitalskräftigen Bürgerhäusern spielte sich oft glanzvoller ab, als auf den Sitzen des höchsten Adels. Die Derbheiten des Bürgertums, vermengt mit den Roheiten der Krautjunker, machten sich an den Höfen breit. Was die Schweidnitzer Chronik von einem Duodezherzog erzählt, läßt sich auf viele andere Höfe verallgemeinern. „Am Sonntage Judica 1558 ist Herzog Friedrich von der Liegnitz samt seinem Fräulein und Frauenzimmer allhier gen Schweidnitz einkommen, nachdem er zu verreisen wiederum im Willen, ist er am Striegauer Tore umgekehrt, die Kupferschmiede-Gasse herunter um den Ring bis wieder zum Striegauer Tore gezogen, zum andern Mal in die Herberge eingekehrt und über Nacht verblieben. Causa, ebrietas!“ (Ursache: Trunkenheit.)[1]) Dies ist derselbe Edelmann, der sich durch seine Schmarotzer und Pumpfahrten durch Deutschland in Begleitung des trinkfesten Hanns von Schweinichens dauernden Nachruf bei den Kulturhistorikern erworben hat. Das von Hans von Schweinichen geführte Tagebuch läßt manchen tiefen Blick in die bodenlose Verderbtheit hochadeliger Kreise jener Zeit tun.[2]) Man lebte intensiv. Beide Geschlechter waren meistenteils zu gleichen Teilen an den Ausschweifungen beteiligt, und wenn das Geld zum Wohlleben knapp wurde, so machte man eben Schulden. Der Herzog von Liegnitz borgte jeden an, der ihm nur in den Weg lief. Die Gräfin Margarete von Württemberg verstand dies Geschäft auch ganz vortrefflich. Ein Goldschmied aus Straßburg bittet sie am 9. März 1467 um sein Geld. Nikolaus Reiner, Kaplan zu Straßburg möchte gern die ausgelegten Fl. 13.— zurückhaben. 1479 leiht sich die hohe Dame von Georgs Absberg, dem Württemberger

Landhofmeister Fl. 2.— Einer Frau hat sie den Lohn für Handarbeiten nicht voll bezahlt usw.[3])

Diese Genußfreudigkeit trug die Schuld an einer großen Zahl unglücklicher Fürstenehen, worunter viele mit tieftragischem Ausgang. In der „Weißen Frau", die in den Schlössern von Berlin, Ansbach, Bay-



Erscheinung
der
weißen Frau im Schlosse
und ihre merkwürdige Prophezeihung
in der Nacht zwischen dem 31. März und dem 1. April dieses Jahres
mitgetheilt von einem Musquetier
der in jener Nacht die Wache auf dem Schlosse hatte.

Berlin, 1799.

Titelblatt einer Broschüre über die Erscheinung der weißen Frau im Berliner Königsschloß.
(Nach dem Unikum der Berliner Königlichen Bibliothek.)

reuth und Dessau ihr Wesen getrieben haben soll, sieht die Sage gewöhnlich die Gattin eines Fürsten, der eigener Frevel oder die Schuld des Mannes die Grabesruhe geraubt haben sollte. Als „Weiße Dame" der Hohenzollern galt Bertha von Rosenberg, geboren 1420 und 1449 mit Johann von Lichtenstein vermählt[4]), dann Anna Sydow, die Geliebte Joachims II.[5]), endlich Beatrix, Gräfin von Orlamünde.[6])

Allerdings fehlte es nicht an fürstlichen Haushaltungen, die jenen ehrbar-patriarchalischen Ton aufwiesen, auf den die Gedichte eines Hans Sachs und das Familienleben Luthers und Melanchtons so herzerfreulich gestimmt sind. Ich will den Leser nicht mit der Aufzählung von glücklichen und unglücklichen Ehen ermüden. Von den ersten werden wir in einem spätern Kapitel noch einige kennen lernen. Die letztgenannten enthielten meist einen solch tiefen Abgrund von Roheit, Schlechtigkeit und Verworfenheit der Männer, daß ich am liebsten über das Thema hinweggleiten möchte. Nur einige müssen erwähnt werden. So erinnere ich an das 1545 geschlossene Ehebündnis des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Kalenberg mit der Prinzessin Sidonie von Sachsen. Die Frau war brav, doch der Mann ein Schürzenjäger erster Sorte, der um gemeiner Dirnen wegen seine Gattin vernachlässigte und sogar Mangel leiden ließ. Die aufs äußerste gereizte Frau drohte einer ihrer Nebenbuhlerin, ein Auge auszustechen und die Nase abzuschneiden, wie es damals bei begründeter Eifersucht gebräuchlich gewesen zu sein scheint.[7])

Anna Maria, die Tochter der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die junge Gattin des hochbejahrten Herzogs Albrecht von Preußen, hatte unter dem Übermut des Adels schwer zu leiden. Adelige Damen machten kein Hehl aus ihrer Mißachtung und stellten sich höher als die Herzogin. Vielleicht zeigte sich die Herzogin deshalb grade besonders gnädig gegen bürgerliche Frauen, die sie am Hof empfing, ja deren Tracht sie annahm. Sie trug z. B. das Mützchen, das die Bürgerinnen charaterisierte, wahrscheinlich auch, weil es ihrem jungen Gesicht gut stand.

„Der Adel sah diese Hinneigung mit grimmigen Neid, aber zugleich mit einer Verachtung, die der armen Anna gefährlich wurde."

Als einst Prinz Magnus von Dänemark, ein Verwandter der ersten Gemahlin Albrechts, nach Königsberg kam, wurde er, obwohl er den Hof mit augenscheinlicher Vernachlässigung behandelt hatte, zur Tafel geladen. Hier nahm er sich, roh und übermütig in Geist und Sitten, die Freiheit, die Tracht der Herzogin zu tadeln. Als nach Tisch der Tanz begann, woran diese, jung wie sie war, lebhaften Anteil nahm, und die Gespräche

ihn mit den Höflingen, dem Prinzen genugsam gezeigt hatten, daß sie ihm beistimmten, ließ er vollends seinen brutalen Bemerkungen freien Lauf. Halb betrunken sagte er laut zum Hofmarschall: „Ehemals galt doch am Hof noch Ordnung und Unterschied. Jetzt seh ich, ist alles anders. Aber ich will den Anstand wieder herstellen. Ich will der Fürstin die Bürgermütze schon vom Kopf bringen.“ — Und der Flegel eilte schwanken Schrittes auf die Herzogin zu und riß der Ahnungslosen das Mützchen vom Haupte. Der Tanz stockte. Die junge Dame warf dem Frechen einen Blick zorniger Verachtung zu und verließ den Saal. Daß der Herzog seiner Frau Genugtuung verschafft hätte, davon verlautet nichts. Diese und spätere Demütigungen veranlaßten die Fürstin, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehn. Sie starb jung. In der Einsamkeit schrieb sie in einem „Fürstenspiegel“ hundert Vorschriften für ihren Sohn Albrecht Friedrich nieder, der im Jahre 1566, dreizehnjährig im Irrsinn starb. Doch das ist noch ganz harmlos gegen das Schicksal der armen Anna von Koburg.

Diese tragische Geschichte muß etwas ausführlicher behandelt werden, weil sie auf einen im sechzehnten Jahrhundert neu auftauchenden Krebsschaden hinüberspielt, auf die schwindelhaften Adepten und Goldmacher, mit denen die Fürstenhöfe der beiden folgenden Jahrhunderte überschwemmt waren.

Am 16. Januar 1586 wurde unter Entfaltung fabelhafter Pracht die Hochzeit des Herzogs Johann Kasimirs von Sachsen-Koburg mit Anna, der jüngsten Tochter des Kurfürsten August zu Sachsen gefeiert. Die kaum neunzehnjährige muntere, durch den glänzenden Hof ihres Vaters verwöhnte Fürstin fühlte sich in dem stillen Koburg gedrückt und vereinsamt. Dazu kam, daß der Ehemann für Jagd und Scheibenschießen mehr eingenommen war, als für die Freuden der Häuslichkeit. Er kümmerte sich blutwenig um seine junge Frau und trieb sich unstät im Land umher. Sie schreibt an den Gatten: „Ich bitt, Ihr wollt wiederum zu mir ziehen oder mich holen lassen, dann mir die Weil so gar lang ist, daß ich nit weiß, was vor langer Weil soll anfangen.“ Der Herzog scherte sich den Kuckuck darum. Er amüsierte sich, das war die Hauptsache. Er bedachte nicht, wie gefährlich es ist, wenn ein heißblütiges, junges Weib mit einem Herzen voll unerfüllter Wünsche im Nichtstun ihre Tage hinbringt. Der Müssiggang ist aller Laster Anfang. Ein vor Langeweile müssiges Weib stürzt heißhungrig auf die erste sich bietende Gelegenheit los, die sie zur Diebin macht. Langeweile und Sinnlichkeit brachten denn auch erschütternde Tragik in das Leben der armen Anna.

Am Hof zu Koburg erschien plötzlich ein aalglatter Welt- und Wundermann aus Piacenza, ein verlogener Gauner und „Vorläufer jener großen italienischen Schwindler, die im achtzehnten Jahrhundert die nordische Dummheit ausbeuteten". Hieronymus Scotus oder Scotto nannte sich natürlich Graf.

Dieser Scotto hatte bereits zehn Jahre vorher am kurfürstlichen Hof des Erzbischofs Gebhard Freiherr Truchseß von Waldburg von Köln eine ebenso verwegene wie niederträchtige Rolle gespielt.

Der galante Abenteurer führte eines Tages dem lebenslustigen Erzbischof in einem Zauberspiegel das Bild der schönen Agnes von Mansfeld vor. Als der geistliche Herr bald darauf das Original leibhaft in Bonn erblickte, brannte sein Herz lichterloh. Scotto und der Schwager der Gräfin, ein Baron von Criechingen — nomina sunt odiosa — bahnten ein Verhältnis an, das von 1579—1582 währte und viel Ärgernis verursachte. Die Brüder der Gräfin drängten endlich den Erzbischof, die Ehre der Geliebten durch eine Heirat wieder herzustellen. Hatte doch auch sein Vorgänger, Graf Salentin von Isenberg, aus Liebe zu seiner Maitresse, der Gräfin Antonie von Aremberg, Thron und Würde im Stich gelassen. Die Sache, daß ein hoher geistlicher Würdenträger seiner Maitresse die Hand reichte, war demnach nicht ohne Beispiel. Gebhard folgte dem Zwang, trat im Dezember 1584 öffentlich zur reformierten Religion über und wurde am 2. Februar 1583 durch einen calvinistischen Priester mit seiner Geliebten getraut. Der Bann des Papstes und die Reichsacht war die Folge dieses Schrittes. Spanische und bayrische Truppen rückten in das Bistum ein. Der Erzbischof floh nach den Niederlanden. Von dort sandte er seine Gemahlin als Unterhändlerin nach England, um von der Königin Elisabeth Hilfe zu erbitten.

Die Kurkölnische Diplomatin benützte ihren englischen Aufenthalt zu einem Flirt mit dem Favoriten der „jungfräulichen Königin", dem Grafen von Essex. Statt Unterstützung erhielt sie deshalb den Ausweisungsbefehl. Die abenteuerlustige Dame eilte zu ihrem Gemahl nach Straßburg zurück. Sie lebte an seiner Seite bis zu seinem 1601 erfolgten Tod.[8]) —

Seine Kupplerkünste hatten Scotto schon manchen Vorteil eingebracht und sie scheinen unter seinen vielen Erwerbszweigen an erster Stelle gestanden zu haben.

Im Jahr 1592 kam dieser edle Geselle nun nach Koburg, um den Herzog in die „verborgenen Künste und Wissenschaften" einzuführen. Das Vertrauen des Fürsten errang er. Aber leider auch das der Fürstin,

die dem abgefeimten Gaukler aufs Wort glaubte, als er ihr vorschwindelte, sie fruchtbar machen zu können. Als Scotto sein Ziel erreicht und die Fürstin in der perfidesten Weise verführt hatte, verschwand er aus Koburg mit dem Schmuck seines Opfers. Vorher hatte er jedoch noch zwischen der Herzogin und dem Hofjunker und Reisemarschall, Ulrich von Lichtenstein, ein Verhältnis zusammengekuppelt. Der Herzog erfuhr davon. Er ließ, Ende 1593, das ehebrecherische Paar gefangen setzen. Im ersten Verhör schon bekannte die Herzogin unumwunden ihre Schuld. „Er möge" — bat sie den Herzog — „eine arme verlassene Waise nicht ihre jungen Tage im Gefängnis zubringen lassen. Sie wolle seine arme Dienerin und Magd sein." Weiters erzählte sie: „Sie habe mit Scotto mancherlei Unterhaltungen gepflogen. Dieser habe ihr unter andern versprochen, sie lehren zu wollen, fruchtbar zu werden. Also sei sie zu ihm auf seine Stube gegangen, wo er ihre Hand ergriffen und auf ein Kreuz gelegt habe, das aus Pappe geschnitten, mit Charakteren bezeichnet und mit einem Draht belegt gewesen. Dann habe er seltsame Worte gesprochen, aus denen sie nur den Namen der heil. Dreifaltigkeit herausgehört. Der Draht habe sich um ihre Finger geschlossen, sie sei ihrer nicht mehr mächtig gewesen, habe gegen ihre Pflicht in seinen Armen gehandelt und sich von ihm bereden lassen, sich in Liebe zu ihm zu halten. Scotto habe ihr auch gesagt, sie werde vor ihrem Gemahl sterben, und es werde ihr übel gehn. Wolle sie jedoch, daß ihr Gemahl vor ihr sterbe, so solle es ihr wohlgehn. Darein habe sie aber nicht gewilligt." Der Italiener wollte den Herzog abtun, wahrscheinlich mit dem Universalmittel der Herrn seinesgleichen, dem Gift, damit ihr Fehltritt nicht aufkomme und sie nicht durch den Zorn des beleidigten Gatten getötet werde. Das Bekenntnis fährt fort: „Nachher habe sie sich zu Ulrich von Lichtenstein gesellt, habe mit ihm ungebührliche Spiele getrieben, sich endlich ganz in seine Gewalt gegeben, und seiner Umarmung genossen, wo es sich nur habe tun lassen." Das Flehen um Gnade war vergeblich. Das drakonische Gesetz, die Fehltritte der Frau todeswürdig zu finden, die des Mannes zu übersehn oder zu entschuldigen, bestimmte den Spruch des Konsistoriums, das am 12. Dezember 1593 die Ehe aufhob. Der Schöffenstuhl zu Jena sprach über die Ehebrecherin und ihren Buhlen die Todesstrafe durch das Schwert aus. Gnädigst, allergnädigst änderte der Herzog dieses Urteil für beide Verbrecher in Gefängnis auf Lebenszeit. Anna wurde erst zu Eisenach, dann auf dem Schloß Kahlenberg, hierauf, 1596, im Kloster Sonnefeld und zuletzt, 1603, auf der Veste Koburg gefangen gehalten.

Alle Versuche, sie zu befreien, blieben erfolglos. Sie starb nach zwanzigjähriger Haft am 27. Januar 1613. Lichtenstein wurde drei Tage vor seinem Tod, am 5. Dezember 1633, in Freiheit gesetzt. Des Scottos konnte der Herzog trotz aller Mühen nicht habhaft werden. Wann und wo den Lumpen sein Schicksal ereilte, ist meines Wissens unbekannt. Wie diese Herren die Untreue der Gattin exemplarisch bestraften, waren sie auch unerbittlich gegen den, der ihnen bei den Geliebten den Rang streitig machte. Für letzteres nur ein Beispiel. Peter Philipp von Derbach, 1675 bis 1683 Bischof von Würzburg, ließ einen jungen Kornet, Eckard von Pleckern, einsperren und verhungern, weil er sein Auge auf die schöne Frau von Polheim, Dernbachs Herzdame, geworfen hatte.[9])

In eine der Koburger ähnliche, „aus Gaunerei, Wahn und Wollust gewobenen Geschichte“ war der Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg etwa um dieselbe Zeit verwickelt. Auch diese Historie strotzt von Gemeinheit, die das Leben an ersten deutschen Fürstenhöfen ausgangs des sechzehnten und anfangs des siebzehnten Jahrhunderts in trübseligster Beleuchtung erscheinen lassen.

Julius von Braunschweig war ein prächtiger, vorbildlicher Landes- und Familienvater. Geboren am 29. Juni 1528 als dritter Sohn Herzog Heinrichs des Jüngern, war und blieb er, durch einen Fall in frühester Kindheit, Zeitlebens ein Krüppel. Der Vater haßte den Sohn und konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, in ihm seinen Thronerben zu sehn. Die Absicht Herzog Heinrichs, seinen unehlichen Sohn mit Eva von Trott, Eitel Heinrich von Kirchberg, an die Stelle von Julius zu setzen, scheiterte an dem energischen Widerstand des edelmütigen Bastards, des Freundes von Julius. So verfloß die Jugend des Prinzen in Kummer, Gefängnis, bitterster Not, in der es ihm oft am Nötigsten fehlte, bis er sich mit Hedwig von Brandenburg vermählte. Zehn Kinder schenkte ihm diese liebenswerte Frau in glücklichster Ehe.[10])

Die Sucht, seine Reichtümer zu vergrößern und die nie gekannte Gesundheit zu erlangen, ließ den Herzog zum Spielball einer Schwindler- und Beutelschneiderbande werden, als deren Häuptlinge ein „verlaufener Pfaff“, Philipp Sommering, der sich Therocyklus nannte, und Frau Anna Marie Schumpach, geborene Zieglerin figurierten. Die Erzbetrügerin zog den Herzog von seiner Gattin ab, indem sie ihm die wahnsinnigsten Dinge aufschwatzte. Sie gab vor: „Sie sey nur achtzehn Wochen im Mutterleibe gewesen und hernach in einer besonderen dazu bereiteten Haut mit der Medicina, davon man das Gold machen und Metalle in Gold verändern könnte, erzogen. Sie und ihr Fleisch und Blut dominirte, daß sie aller

Unreinigkeit und sonderlich des Menstrui rein und frey sey. Daß sie sey keiner Frauen, sondern allein den Engeln und Marien, Gottes Mutter, zu vergleichen. Welcher Mann auch mag ihrer Liebe genießen, der lebet ohne Krankheit frisch und gesund hundert Jahr länger als andere Männer" und dergleichen Ungereimtheiten mehr.[11])

Die Bande wurde frech und frecher, ihre Ansprüche immer unersättlicher, so daß dem Herzog die Augen endlich aufgehen mußten. Seine Rache war zeitgemäß gräßlich. Therocyklus wurde am 7. Februar 1575 mit glühenden Zangen zu Tod gezwickt, die Schumpach bestieg den Scheiterhaufen und unter ihren Spießgesellen räumte der Henker mit Schwert und Rad gründlich auf.[12])

Man machte damals überhaupt nicht viel Federlesen. Der Stock war für Frau und Kind ebenso rasch geschwungen, wie der Zweihänder des Nachrichters für die Widersacher. Karl Ludwig von der Pfalz, der Vater der Herzogin von Orleans, galt als einer der ritterlichsten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit und doch versetzte er seiner Gattin, Charlotte von Hessen, an öffentlicher Tafel vor dem Hof und ihren fürstlichen Verwandten einen Schlag ins Gesicht, als sie ihm sein Verhältnis mit Luise von Degenfeld vorwarf. Und die unglückliche Frau verließ das Gemach. Aber nicht weil sie gedemütigt wurde, sondern um durch ihre Tränen und ihr Nasenschnauben nicht den Appetit der hohen Gäste zu verscheuchen. Feinfühligkeit kannte man an den Höfen noch nicht[13]) und mit Gefühlsduseleien gab man sich nicht ab. Herzog Johann Wilhelm von Jülich verfiel in Raserei, gegen die selbst die Radikalkur, das Auflegen unausgeweideter Hühner auf das Haupt des Kranken bis sie verfaulten, nichts nützen wollte. In einem seiner Anfälle befahl er (1597) seine schöne und reine Gemahlin Jacobine zu erwürgen, was ohne weiteres vollzogen wurde.[14])

Ein salonfähiger Ton wurde höchstens vor der Öffentlichkeit angeschlagen. Im Hause machte man sichs in Wort und Tat mehr als bequem. Ein Herzog von Liegnitz soll selbst die Geheimnisse des Alkovens vor seiner Dienerschaft enthüllt haben, wenn wir Hanns von Schweinichen, angeblich Ohrenzeugen, glauben dürfen. Kurfürst Albrecht von Brandenburg schreibt an seine Nichte, Markgräfin Margarete von Brandenburg anno 1474 Derbheiten, wie man sie heute selbst der niedersten Dirne nicht mehr sagen darf.[15]) In den Briefen an seine Gemahlin, Kurfürstin Anna, kehren solche auf sie und ihre Hofdamen bezüglichen Stellen immer wieder.[16]) Die Kurfürstin sucht redlich es ihrem Mann gleich zu tun, ohne aber seine Urwüchsigkeiten erreichen zu

können.[17]) Elisabeth Charlotte von Orleans malt in ihren Briefen in behaglicher Breite Szenen, wie sie sich gemeiner und ungeschminkter kaum in einem soldatischen Machwerk vorfinden. Und ihre Briefe sind an Frauen der höchsten Kreise gerichtet!

Dieser „scherzhafte" Ton war noch zwei Jahrhunderte später an den Höfen anzutreffen.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß z. B. die Braunschweiger Hofordnung von 1589 bestimmen muß, und zwar auch für die adeligen Hofleute, daß man sich „unter dem Essen" anständig benehmen, sich „alles gottlosen Wesens, schandbarer, unhöflicher Wort, Fluchen, Schwören, laut Lachen und Rufen, Handscherz und anderer rohen, groben, unziemlichen Geberde enthalten" solle. Andre Hofordnungen verbieten, vor dem Frauenzimmer seine Notdurft zu verrichten, überhaupt Gemächer, Gänge, Treppon zu besudeln, mit Knochen um sich zu werfen, sich gegenseitig mit Bier zu begießen usw.[18])

Der ekelhafteste Unflat entlockte den Damen ein herzhaftes Gelächter, wenn sie sich auch im stillen dabei graulen mochten, denn vor Hexenspuk und Teufelswerk hatten sie allen erdenklichen Respekt. War doch der schwärzeste Aberglauben nicht minder in den wappengeschmückten Schlössern wie im Bürgerheim zu Hause. Die altgläubigen Herrschaften wie später die reformatorisch gesinnten sehen am Himmel allerlei Zeichen und Wunder, die eigens für ihre schrecklich wichtigen Persönlichkeiten berechnet waren. Kurfürstin Margarethe von Sachsen warnte 1472 ihre „hochgebornnen Fürsten, lieben sone", den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albrecht die Reise zum heiligen Grab nicht zu unternehmen, weil sich „diß jar in vil und mancherley ferliche (gefährliche) verwandelung erschreckliche, große, unglückselige zufelle und selzame (seltsame) geschicht sulle begeben", wie ihr, der Mutter, von der Astronomie und der „Hymelsleuffte" wohl kundigen Leuten versichert wurde.[19])

Die Katholiken helfen sich gegenseitig mit Reliquien aus. Kurfürstin Anna von Brandenburg erbittet sich am 21. März 1471 von ihrer Tante, der Herzogin Katharina von Sachsen zu ihrer Entbindung den Becher, Gürtel und Löffel der heiligen Elisabeth von Thüringen.[20]) Und da der Glauben bekanntlich selig macht, sollen diese Antiquitäten wirklich zu einer schnellen Geburt verholfen haben.

Astrologen, Nativitätssteller waren vielgesuchte Persönlichkeiten, deren angebliche Beobachtungen von größtem Einfluß waren. „Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert waren die Eltern eines Neugeborenen bestrebt, aus dem Stand der Sterne bei dessen Geburt Näheres

über sein einstiges Schicksal zu erfahren, indem sie sich durch einen Astronomen das Horoskop stellen ließen.“[21])

Das Horoskop stellte fest unter welchen Planeten das Kind geboren wurde. Von denen, die im Zeichen der Venus zur Welt gekommen hieß es:

„.... Was Kinder vntter mir geporen werden
Die sint frolich hir auff erden
Ein zeit arm die ander zeit reich
In mittelkeit ist in nymant gleich
Harpffen lauten singen alle seytenspil
Horen sie gern vnd kunnen sein vil
Orgeln pfeiffen vnd pusaunen
Tanntzen helfen kussen vnd rawmen
Ir leip ist schon ein hubschen munt
Augpraven gefug ir antlutz runt
Vnkeusch vnd der mynne pflegen
Sein venus kint allwegen.“[22])

Als am 23. Dezember 1544 Herzogin Anna von Sachsen, spätere Prinzessin von Oranien, geboren ward, fertigte Erasmus Flock, der Arzneidoktor und Mathematicus zu Nürnberg, ein Horoskop, das nicht weniger als achtzehn Bogen umfaßte und eine Menge Einzelheiten, u. a. auch prophezeite, daß ihre Haare schwarz, und hart anzugreifen, dick und lang werden würden. Bei dem großen Umfang dieses Horoskops war es nicht zu verwundern, daß einige Angaben später eintrafen. Andre sehr wesentliche Punkte erwiesen sich aber als falsch.“[23])

Wie jede halbwegs glücklich verheiratete Frau mit Vorliebe Ehen zusammenkuppelt, so hielt sich jede Mutter für ersehn, andern Fraun allerlei Entbindungsvorschriften und Kinderheilmittel aufzuschwatzen, ebenso daß man sich, wie es Kurfürst Albrecht von Brandenburg 1480 seiner Schwiegertochter tat, rechtzeitig mit Hebammen aushalf.[24])

Die Kurfürstin Anna von Sachsen war besonders groß im Kurieren. Als ihre Schwägerin Sidonie von Braunschweig 1556 ihrer schweren Stunde entgegensah, sandte sie ihr außer andern Medikamenten „ein Gläslein, mit köstlichem gutem Oel“ mit der Anweisung: „von demselben E. L. dem Kindlein, sobald das unser lieber Herrgott zur Welt bescheert und noch ehe dem es gebadet oder gestillt worden, mit einem subtilen Löffelein, darin nur drei Tröpflein gehen, zu dreien Malen und also auf alle drei Mal neun Tropfen Öls ungefährlich (ungefähr) einflößen, welches dem Kindlein ganz nützlich und dienstlich sein und dasselbe sehr stärken soll.“ Hoffentlich hat es ihm wenigstens nichts geschadet![25])

In derartigen, durchaus nicht ungefährlichen Spielerein und im haus-

wirtschaftlichen Walten brachten die hohen Frauen ihre Tage hin. Die frühere Geselligkeit war in Abgeschlossenheit umgeschlagen.

Bei den Söhnen galt noch immer das Reisen als vornehmstes, oft als einziges Bildungsmittel. Wie Tristan auf die Reise geht

„Damit er in der Ferne
Die fremden Sprachen lerne",[26]) . .

und um „vremde lant beschawen",[27]) so gingen zur Alamodezeit die jungen Adeligen und die Söhne der Patrizier nach Italien, den Niederlanden, besonders aber nach Frankreich. Freilich war es manchen nur um das Mitmachen der Mode zu tun, wie lange vorher ein Hug von Trimberg einsah:

Manger hin ze Paris vert,
der wenig lernt und vil verzert.[28])

Die Frauen blieben natürlich zu Hause und demnach auch unberührter von den Unsitten, die die jungen Herrn im Auslande nur zu gern aufschnappten. Seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts äußert sich der französische Einfluß durch den Gebrauch der französischen Sprache, die sich immer mehr als Hofsprache einbürgert. Trotzdem muß man es den Fürstinnen nachsagen, daß sie weder der französischen Sittenlosigkeit Vorschub leisteten noch die Luxuswirtschaft einführten oder begünstigten.

So fehlte es keineswegs an Herrscherinnen mit echt fraulichen Tugenden. Magdalena Sybilla von Sachsen, verheiratet mit Friedrich I. von Sachsen-Gotha schreibt in ihren Kalender unter dem 9. Februar 1679: „Gestern hab ich auch meinem Johann Wilhelmgen Abgewehnet." Sie stillt ihre Kinder selbst, ein überaus seltener Fall. Diese Magdalena Sybilla war auch eine der ersten deutschen Fürstinnen, die zur Kur nach Karlsbad reisten, Sie hielt sich dort 1665 vom 1. Mai bis 7. Juni auf. Sie erwähnt in ihrem Tagebuch, daß auf der Alten Wiese ein Dachs von dem Metternich gehezt worden sey". Sie trank erst 11 Töpfchen „warmen Sauerbrunnens" und endete mit 27. Ja man vertrug im Trinken schon etwas.

So gut bürgerlich einfach wie die Gesinnung dieser Fürstin waren aber durchaus nicht alle Frauen der „besten Gesellschaft".

Sie sind aber besser, als ihre Gebieter,[29]) die während der Kriegsgräuel die meisten ihrer guten Eigenschaften abgestreift hatten und in der Liederlickeit einander zu übertreffen suchten. Gewissen Fürstinnen jedoch war gleichfalls das Machtbewußtsein genügend zu Kopf gestiegen.

In diesen Damen zeigte sich recht auffallend der Unterschied zwischen

dem bürgerlichen Wesen der Mehrzahl hochgestellter Frauen [30]) und der Minderheit, jenen kalten, launenhaften und vergnügungssüchtigen in französischer Weise erzogenen Fürstinnen, die deutsch zu fühlen als unfein verabscheuten.[31]) Diese in Eitelkeit und Stolz sich blähenden Granddames waren abgöttische Verehrerinnen jener steifleinenen spanischen Etikette, die am österreich-spanischen Hof ihren Ausgangspunkt nahm und alles frische Leben an den Höfen in einen festgefügten Panzer öden Formelkrams einschloß. Wie die verschiedenen Sprachgesellschaften gegen die Fremdländerei angehn wollten, ohne durchzudringen, so gründete wohl auch so eine Fürstin einen Sittlichkeitsverein hochherrschaftlicher Damen. Kaiserin Eleonora, die Gemahlin Ferdinands III. von Österreich stiftete den „Orden der Sklavinnen der Tugend". Dreißig Ordensdamen, katholische und protestantische, waren zugelassen. Das Ordenszeichen, eine von goldenen Fesseln umgebene Sonne, mußte bei hundert Taler Strafe getragen werden.[32]) Große Ausbreitung und langes Leben war diesem Tugendbund nicht beschieden. Er teilte das Schicksal aller Abstinenzvereine in genußfroher Zeit. Denn Frauen, wie jene Liselott, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, ein treudeutsches Herz im französisischen Sodom, gab es an solchen französelnden Hofhaltungen nur ganz vereinzelt. Sie schreibt von Versailles am 11. Dezember 1695: „ich halte Es vor Ein groß lob wen man sagt daß ich ein teutsch hertz habe, undt mein Vatterlandt liebe, diß lob werde ich ob gott will suchen biß ahn mein Ende zu behalten. Ich habe Nur gar Zu ein Ein teutsch hertz, den ich Kan mich noch nicht getrösten über waß In der armen pfaltz vorgangen, darff nicht daran denken, sonsten bin ich den gantzen tag trawrig —." Die Prinzessin gedenkt ihrer Heimat, die unter den französischen Horden in Trümmer sank. Sie fühlt national, während deutschen Herrschern und Untertanen jedes Gefühl des Patriotismus im weitern Sinn abgeht. Der Bürger liebte wohl seine Heimatsstadt, die des Nachbarn war ihm zum mindesten gleichgültig. Der Fürst und sein Haus dachten nur an sich. Die meisten der deutschen Fürsten beeilten sich das „verführerische System fürstlicher Allmacht und Alleinherrschaft" mit Nachdruck zum Gesetz zu erheben. „Nach diesem System gab es im Staate nur Herren und Untertanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schar blindlings gehorchender und duldender Sklaven, auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — denen alle natürlichen Güterquellen und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genusse offen lagen, und auf der andern

Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Not zu leiden."[33]) Die Bürger und Bauern waren nur zum Besten der Herrn geschaffen. Sie waren eher noch weniger als dem Bauern das Vieh — denn das kostete doch Geld. Kaltherzig verpfändete und verkaufte so ein Herr in Geldnot ganze Gebietsteile mit Kind und Kegel und scherte sich den Kuckuck drum, ob das dem Pfandobjekt paßte oder nicht. Der Adel war die treue Kopie der Hochgestellten. Dieser grenzenlose Egoismus ließ auch den Hochadel nnd seinen Anhang von Schmarotzern sich über das grenzenlose Elend des Volkes, während und nach dem Dreißigjährigen Krieg hinwegsetzen und die oft unter Erpressungen schlimmster Art zusammengebrachten Mittel vertollen. Während die Lebenskraft des Volkes aus tausend Wunden verblutete, tändelten sich die Damen und Herrn zierlichst durch das Leben. Die protzenhafte Pracht früherer Zeit war unverändert geblieben, nur betätigte sie sich nicht allein mehr zu geeigneten Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Krönungen und dergl., sondern sie war in Permanenz erklärt. Der derbsinnliche Prunk des fünfzehnten bis zur Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts machte vom Zeitalter des großen Krieges bis zum achtzehnten Säkulum einer Prachtentfaltung voll Lüsternheit und Frivolität Platz. Einige Auschnitte aus der Kulturgeschichte der in Rede stehenden Perioden mögen dafür zum Beispiel dienen.

Erschien eine Fürstin in Gala, so war ihr Haupt geschmückt mit einem Perlenkranz oder einem aus Gold und Perlen gewundenen Kopfschmuck, oder sie trug eine Haube aus Gold- und Seidenstoff mit Perlensternen und goldenen Schlingen. Den Hals umgab ein Halsband mit Smaragden, Saphiren, Rubinen und Perlen verziert, daran irgend ein Kleinod mit mancherlei Edelsteinen. Die Schultern bedeckte ein Koller, bald von Goldstoff, bald von Sammet, mit Silber oder goldenen Borten verbrämt, zuweilen mit Hermelin oder Marder gefüttert, oder auch von weißem, golddurchwebtem Damast, mit Marder unterlegt. Auf der Brust hielt dieses Koller ein goldenes Häftlein zusammen, das immer reich mit Smaragden, Saphiren, Rubinen und Amethysten besetzt, und mit irgend einer mit Edelsteinen umsetzten Figur geschmückt war. Die goldenen Halsketten waren zum Teil mit sogenannten Mühlsteinen und Kampfrädern, Feuerhaken von Gold, goldenen Birnen oder anderen Früchten verziert. Die Ärmel schmückten künstliche Perlenstickereien, die allerlei Figuren bildeten, zum Beispiel eine „mit einem Vogelfänger, vier Saphiren, fünf Rubinen, einer Smaragdlilie, drei Rubinrosen und

einem dreieckigen Diamant, unter dem Vogelfänger drei Rubin- und Diamantrosen." Von besonderer Pracht waren die kostbaren Schmarallen-, Türkis-, Diamant- und Rubinringe. Die Gürtel waren gleichfalls mit Perlenzügen und mit goldenen Ringen und Stiften versehen.

Durch diese Überladung mit Edelmetall und Edelsteinen wurde die Kleidung überaus schwer.

So wog das Oberkleid der Herzogin Barbara von Liegnitz-Brieg 3 Pfund, der Perlenrock 10 Pfund, die goldene Halskette 2 Pfund. Kurfürstin Anna von Sachsen besaß Schleier mit 600 goldenen Knöpfen und ebensovielen Perlen. Eine Schürze der kaum fünfzehnjährigen Prinzessin Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt, „von guldin Tuch mit Perlen und Gold gestickt" kam auf 500 Gulden. Eine österreichische Erzherzogin besaß im Jahre 1549 allein 27 „guldin Hauben".[34])

Am Hof Ferdinand Marias von Bayern (1651—1679) regierte die Kurfürstin Henriette Adelheid. Eine Tochter von Victor Amadeus von Savoyen und der Herzogin Christine von Frankreich, wurde sie, sechzehnjährig, 1652 dem Kurfürsten vermählt. „Sie war eine Frau von ebenso großer weiblicher Schönheit wie männlicher Entschlossenheit und Klugheit und ihrem der Kirche in unbegrenzter Demut ergebenen schwächlichen und schüchternen Gemahl in jeder Weise überlegen. Die Kurfürstin war zeitlebens mehr Französin als Deutsche und ihrem Einfluß war der welsche Zuschnitt des bayrischen Hofes allein zuzuschreiben. In das nach den schrecklichen Kriegsjahren verarmte Land zog eine kostspielige italienische Oper ein, daneben bestand noch ein deutsches und ein französisches Schauspiel auf Kosten des Kurfürsten. Das Schloß in München wurde durch Kurfürstin Adelheid mit größter Pracht ausgestattet. Bei gelegentlichen Hoffestlichkeiten herrschte maßlose Verschwendung. So erschien sie 1672 bei den Münchener Hoffestlichkeiten anläßlich eines Besuches des Erzbischofs von Salzburg am ersten Tag ganz bedeckt mit Perlen, sowohl mit ihren eigenen als mit zwei Reihen aus dem Schatz von unschätzbarem Wert; es sind gewiß die schönsten in Europa. Am zweiten Tag zeigte sie sich über und über bedeckt mit Ketten, Nadeln und Rosetten von Diamanten; man sah fast nichts von ihrem Kleid. Den dritten Tag trug sie Rubinen, den vierten Smaragden und den fünften Amethyste.[35]) Sie stach beinahe den Erzbischof aus, der ein auf 100000 Taler geschätztes Diamantkreuz auf der Brust trug.

Und mit diesem Schmuck gingen die Tafelgenüsse parallel. — Die schönsten Früchte Italiens, die kostbarsten Speisen wurden auf massivem Gold serviert. Dabei darbte das Land, lag Ackerbau und Industrie dar-

nieder. Nur die Geistlichkeit, hauptsächlich Jesuiten und Theatiner lebten sorglos und in Freuden und scharrten Reichtümer zusammen.

Der Verlauf einer fürstlichen Hochzeit des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts gestaltete sich nach zeitgenössischem Bericht wie folgt:

„Welcher Gestalt Herzog Georg der Reiche aus Bayern Hochzeit zu Landshut gehalten mit des Königs aus Polen Tochter (Prinzessin Hedwig).

Als man zählte 1418 (ein Druckfehler, soll 1475 heißen), nahm der durchlauchtig hochgeborene Fürst, Herr Georg Herzog in Bayern des Königs von Polen Tochter zur Ehe. Die führte man zu Landshut ein, und war der Eintritt also geartet:

Item zum ersten ritt der römische Kaiser, mit samt allen Fürsten, Rittern und Knechten auf eine Meile wegs vor Landshut, da stiegen sie ab, und empfingen die Hochzeiterin. Vor ihr turnierten gleich vier Ritter mit scharfen Waffen. Vor dem Hochzeiter, der der Braut entgegenkam, zogen neun Hengste, und auf jedem saß ein edler Knabe (oder Knappe). Das Geschirr auf den Pferden war mit Perlen gestickt, und die Zügelketten aus Silber. Es hatte auch das Geschirr köstliche silberne vergoldete Spangen. Und der Bräutigam hatte an seinem Hut eine Spange oder Kleinod, das man auf fünfzehntausend Gulden anschlug. Seine Kleidung war braun, grau und weiß. Auf dem Ärmel trug er in Stickerei eine Jungfrau, die hatte einen Löwen an einem Strick. Darüber stand der Reim: Zu Ehren sie mir liebet. Der Bräutigam empfing die Hochzeiterin gar köstlich. Und der Kaiser, alle Fürsten, Grafen, Herrn, Ritter und Knechte mit samt allem Frauenzimmer saßen ab und gingen ihr entgegen; auch alle Handwerker in der Prozession mit dem heiligen Sakrament mit vielen Kerzen, dabei war ein großes Glockengeläute. Dieser Einritt geschah am St. Martins-Abend (11. Nov.) des genannten Jahres. Der Markgräfin von Brandenburg ritten siebzehn Jungfrauen nach, die hatten alle rot an, jede auf ihrem Haupt einen Reiherkapf und eine goldene Spange daran. Die Pfalzgräfin hatte zehn Jungfrauen auf weißen Zeltern reiten. Der Hochzeiter hatte ein Gefolge von vielschönen Jungfrauen und Frauen, Fürsten, Grafen und Herrn.

Die Hochzeiterin oder Braut zog also in Landshut ein. Sie hatte zwei vergoldete Wagen. Acht Männer gingen neben ihrem Wagen. Vor dem Fuhrwerk ritten vier Herrn, das waren Polen, die hatten vergoldete Sporen an. Nach dem Wagen zogen und ritten auch vier, von denen trug jeder zwei Handbogen und viele Pfeile im Köcher. Dann Herr Harthabent Lapesser, der köstliche Polak. Der führte drei Knaben

mit sich. Der erste Knabe trug ein rotes Brusttuch gestickt mit Perlen und edlem Stein. Der andere hatte ein goldenes Gewand an und der dritte einen rotsammtnen Rock. Auch sein Rock, Hut, Hosen, Wams, Geschirr am Roß, Steigleder, Zaum und Sattel waren alle mit Perlen und Edelsteinen bestickt. Er hatte auch eine goldene Schwertscheide, einen Gürtel, wohl eine Hand breit, darauf waren Spangen, so groß wie die Becher und alle aus Gold. Die andern Polen waren ebenfalls gar köstlich gekleidet in Perlen und Gold.

Die sie in die Stadt kamen vor die Kirche, da stiegen der Kaiser und der Markgraf von Brandenburg ab, hoben die Braut aus dem Wagen und führten sie in die Kirche. Der Kaiser ging auf der rechten, der Markgraf auf der linken Seite. Jeder war bis zu den Füßen in Goldgewänder gehüllt. In der Kirche empfingen Fürsten und Grafen die Braut. Der Bischof von Salzburg gab sie zusammen und stieß ihnen jeden einen „Vertraw- oder Gemahlring“ an den Fingern. Hernach führte man die Braut heim und jeglicher ritt zu seiner Herberge. Und am Abend tanzte der Römische Kaiser mit der Braut, und tanzten ihm vier Fürsten vor und zwei Herrn nach. Darnach tanzten alle Fürsten und Grafen mit ihren Frauen. Hierauf legte der Kaiser und andere Fürsten das Hochzeitspaar schlafen. Dann ging jeder in seine Herberge.

Am andern Tag führte man die Braut und den Hochzeiter in die Kirche. Marggraf von Brandenburg und Herzog Sigmund von Österreich führten den Bräutigam. Vor der Braut gingen Pfeifer und Spielleute. Dem Kaiser trug man sein Schwert vor. Vor der Braut trug man vierundzwanzig farbige Kerzen. Der Kaiser und Herzog Otto führten die Braut. Sie hatte einen Rock an gestickt mit Perlen und Edelsteinen, nach polnischer Mode bis auf die Füße reichend. Dazu eine goldene Krone auf dem Haupt, ein weißseidenes Tuch vor den Augen (?) und ein köstliches Halsband von lauterem Gold und Edelstein. Ihr folgte die Pfalzgräfin im Goldkleid mit der goldenen Krone auf dem Kopf. Die Braut wurde geleitet von zwei Fürsten, von der Markgräfin von Brandenburg, der Reichsherzogin und der jungen Markgräfin von Brandenburg, jegliche im Goldkleid, geführt von zwei Fürsten. Dann etliche Gräfinnen, alle in Gold. Dann zweihundertachtzig wohlgezierte Jungfrauen. Von der Kirche gingen der Braut vier Bischöfe entgegen und brachten sie ins Gotteshaus, zur Messe. Die vier Bischöfe, Salzburg, Freising, Passau und Regensburg, taten den Kirchendienst. Dann gings zum Essen. Alle Stuben und Saal waren mit rotem Sammet behängt. In der Stube stand ein schönes Tresur mit köstlichem ver-

goldetem Silbergeschirr von Köpfen, Kannen, Flaschen, Schalen, Bechern und Platten.

Nach eingenommenen Morgeninbiß fing man an zu rennen und zu stechen. Der Herzog Christoph von München turnierte mit einem Polen um 400 Gulden, stach den Herzog der Polen ab und gewann. Danach rannten noch etliche Fürsten, Grafen und Herren mit scharfen Speeren. Der Bräutigam machte ein Gesellenstechen, zwölf Personen stark, mit und tat gute Arbeit.

Und war der Zug überschlagen vom Kaiser, Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und Knechten, auch Frauen und Junkfrauen auf achttausend Pferde; daneben waren noch zweitausend Menschen zugelaufen. Da ist in Summa gerechnet worden, daß man alle Tag, dieweil die Hochzeit gedauert hat, zehntausend Menschen und achttausend Pferde gespeist hat.[36]) Die Kosten dieser Hochzeit berechnete ein Zeitgenosse auf 55.766 fl. und 73 Denare rheinländisch.

Um dieser Feier beiwohnen zu können, pumpte die Gräfin Elisabeth von Württemberg ihren Vater Albrecht Achilles von Brandenburg in einem noch erhaltenen Brief, dato 1475, 25. August an.[37])

Hundert Jahre später weiß der Chronist von solchen Festen noch immer nichts anderes aufzuzeichnen, als die Mengen der Speisen und Getränke.

Man tafelt eben und sticht sich höchstens gegenseitig vom Pferd herunter:

„Wahrhafftige Nachricht, was an allerhand Victualien, bey des Hochwohlgeb. und Edlen Herrn Günthers des Streitbaren,[38]) Graffen zu Schwartzburg, Anno 1560 zu Arnstadt gehaltenen Beylager[39]), den Donnerstag nach Martini Beschehenen Aufgang, nemlich:

700 Malter Korn, zu Brodbacken
100 „ Weitzen
4800 „ Hafer, verfüttert.

Im Keller ist über den sonsten vorhanden gewesenen Vorrath, zum Beylager verordnet aufgegangen:

20 Lägel Malvasier,
25 „ Reinfall,
25 Fuder Rheinischer Wein,
30 „ Würtzburger und Franckfurther,
6 „ Näcker (Neckar)-Wein,
12 Faß Brayhahn,
24 Tonnen Hamburger Bier,

12 Faß Einbecker Bier,
6 „ Gose,
6 „ Mindisch Bier,
6 „ Neustädter „
10 „ Arnstädter „
30 „ Zellisch „
10 „ Englisches „
12 „ Muhme „ (Mumme, aus Braunschweig),
100 „ Speise Bier, ohne was sonsten an alten Kräuter, als Hirsch-Zung, Salbey, Beyfuß und dergl. Bier aufgegangen, ist nicht gerechnet.

Auch ist im Pfarrhof vor die Wagen-Knechte und ander gemein Gesinde aufgegangen, nemlich:

1010 Eymer Landwein,
120 Faß Bier.“[40])

Diesem Getränke-Ozean entsprach die Speisemenge, zu deren Bereitung 200 Klafter Holz und 200 Fuder Kohlen nötig waren.

Das siebzehnte Jahrhundert, obgleich noch immer einem gewaltigen Trunk ergeben, sieht neue, zierlichere Festformen auftauchen. Aus den schwerfälligen Turnieren war das ungefährlichere Ringelstechen geworden, dem nicht deutsches Rittertum sein Gewand lieh, sondern die unwahre, aus französischen Romanen aufgeschnappte Art. Diesem Bastard der einstigen Kampfspiele leisteten die Schäferspiele Gesellschaft, die Aufführungen eines von überreizter Phantasie ersonnenen Arkadiens, das aus den Romanen des Franzosen Honoré d'Urfé seine Entstehung ableitete, von denen nur der „Seladon“, einer der Helden eines d'Urféschen Romanes am Leben geblieben ist. Zierliche, so unnatürlich wie möglich geputzte Schäferinnen folgten den Lockungen lüsterner und gespreizt tuender Schäfer, die auf Schalmeien die ledernen Einfälle der Hofkomponisten bliesen. Maskeraden aller Art wechselten mit einander ab. Vom Wiener Hof aus verbreiteten sich die sogenannten „Wirtschaften“, bei denen der hohe Hausherr den Dorfwirt, die Hausfrau die Wirtin darstellte. „Am 7. Februar (1690) erlustierten sich sämmtliche Majestäten — Kaiser Leopold von Österreich, die Kaiserin und der erst kurz vorher gekrönte Josef I. am Hof Max Emanuels von Bayern — und anwesende hohe Personen nicht wenig, indem sowohl I. kais. und kön. Majestäten, als auch der mehrer Theil kais. und Chur-Bairischer Hof-Cavaliere in gut alldeutsche und spanische Tracht sich verkleideten, J. Ch. D. aber als Wirth und Churfürstin als Wirthin trugen einen

hierzu wohlgeschickten Habit und war der H. Wirth mit einem braunen Rock staffiert, ingleichen mit einem Bund Schlüsseln an der Seite, nicht weniger auch mit Kellnern und Hausknechten versehen."[41])

Bei all diesen Veranstaltungen hatte bereits der Regisseur seine Hand im Spiel wie denn auch das Theater immer festern Fuß faßte.

Die Herrschaften sahen gerne den wandernden Komödianten zu, über deren Stücke sie sich sogar brieflich unterhalten, wie die Erzherzogin Maria Magdalena 1608 mit ihrem Bruder tat.[42]) Sie ließen sich wohl auch eigens Vorstellungen arangieren, denen der ganze Hofstaat beiwohnte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig schrieb alle seine bluttriefenden Stücke für die höhere Gesellschaft. Seine 1594 verfaßte Tragödie „Von einem ungerathenen Sohn", die Quintessenz von dem, was an Mord- und Schauerstücken das Jahrhundert hervorgebracht, wird vor versammeltem Hof agiert. Den Damen und Herren werden dabei folgende Szenen gezeigt. Herzog Nero, der Held des Stückes, um die Regierung des Landes an sich zu reißen, die seinem ältern Bruder zukommt, begeht auf offener Szene an Mordtaten: schlitzt seinem eigenen unehlichem Sohne den Leib auf, um dessen Blut zu trinken und das Herz zu essen. Er bringt seine Eltern um, dem Vater stößt er einen Pfriem in den Kopf, der Mutter schneidet er die Gurgel ab. Seinen Neffen erwürgt, seine Schwägerin vergiftet er, seinem Bruder rennt er „eine Wehre ins Leib". Am Abend dieses blutrünstigen Tages befiehlt der Gemütsmensch rasch ein Souper. Denn „wenn ich die Wahrheit sagen soll, habe ich mich müde gearbeitet", läßt aber vorher, um nicht aus der Übung zu kommen, drei Räten seines Papas die Köpfe herunterreißen. Zur Abwechslung reißt sich ein Kammerjunker noch selbst „die Zunge aus dem Hals", stechen sich zwei Räte Neros zu Boden, ein Arzt vergiftet sich und den Helden holt der Teufel.[43]) Wenn das nicht genug ist!

Die Langeweile der Winterabende veranlaßte wohl auch einmal eine Hofgesellschaft ein Liebhabertheater zu arrangieren. Ein solcher Versuch ist vom Jahre 1589 in Berlin nachgewiesen, Dort führten am Hof Johann Georgs Dilettanten Georg Pondos „Kurtze Comoedien von der Geburt des Herren Christi" auf. Doppelt merkwürdig was diese Vorstellung dadurch, daß nur Kinder als Darsteller auftraten.[44]) Das Christkindlein „spielt" der achtzehn Monate alte Markgraf Friedrich. Seine Brüder Christian, achtjährig, und Joachim Ernst, siebenjährig, sind zwei der heiligen Könige. Zwei Markgräfinnen sind im Engelchor. In die anderen Rollen teilen sich Kinder des Hofadels und einiger angesehener Berliner Bürgerfamilien.

Die erste ständige italienische Oper etablierte sich in Hannover. Zum ersten Mal ergötzte man sich 1627 am Hoflager des Kurfürsten Johann Georg I. in Torgau an der Oper „Daphne“, die Martin Opitz von Boberfeld aus dem Italienischen übersetzte und Schütz komponierte. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durchzogen schon Opern- und Schauspieltruppen, wie einstmals die englischen Komödianten das Land. Am kaiserlichen Hof in Wien sieht die englische Reisende Lady Mary Wortley Montague zweierlei Hofkomödien. „Neulich abends wurde bei Hof eine italienische Komödie aufgeführt. Die Szenen waren hübsch, aber das Stück selbst ein so unleidlich niedriges Possenspiel, so leer an Witz und Laune, daß ich überrascht war, wie der ganze Hof vier volle Stunden lang aufmerksam dabei sitzen konnte. Es durften auf der Bühne keine Frauenzimmer spielen, und die Männer, die wie die Frauen angezogen waren, machten so tölpische Figuren, daß sie das Lächerliche des Schauspiels sehr vermehrten“ schreibt Lady Montague am 1. Januar 1717 nach London.[45])

Wenige Monate vorher sah sie im Garten der Favorita in Wien[46]) eine Oper, deren Dekorationen und Kostüme dem Kaiser dreißigtausend Pfund Sterling — nach jetzigem Geld viel über 1 Million Mark — gekostet haben sollen.[47]) Schon Leopold I. von Österreich hatte Unsummen für Opernausstattungen ausgegeben, eine Verschwendung, in der ihn seine beiden ersten Gemahlinnen, Margareta Theresia und Claudia Felicitas, bestärkt hatten. Die letztgenannte teilte des Kaisers leidenschaftliche Vorliebe für prunkvolle Veranstaltungen.[48]) Auch bei der Wiener Oper waren damals noch keine Sängerinnen zu finden. Knaben und Kastraten sangen Frauenrollen, wie noch später auf dem Kirchenchor die Sopranpartien. „Ole Kerels van dörtig, veertig Jahren sungen eenen Discant sau hoch, aß de beste Deeren. Daat maakt awerst, dat se Kapunet weren“, predigt im 18. Jahrhundert der köstliche Jobst Sackmann von der Hofkirche in Hannover bei der Beerdigung des Schulmeisters Wichmann in Limmer.[49])

Erst mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhundert fangen Primadonnen an, von sich reden zu machen. In Berlin befand sich unter der Judenschaft eine Sängerin, die an den Hof des Großen Kurfürsten befohlen wurde. Wie herrlich muß das Weib gesungen haben, wenn man ihretwegen das tiefeingewurzelte Vorurteil gegen Juden übersah.[50]) 1724 erhält bereits die berühmte Bordoni-Hasse eine Jahresgage von 12500 Gulden, eine nach damaligem Geldeswert enorme Summe.

Den Begriff dramatische Sängerin deffiniert Amaranthes in seinem

Frauenzimmer-Lexikon ebenso deutlich wie bezeichnend: Sängerin Heist ein Frauenzimmer, so auf dem öffentlichen Theatro in eine Opera, so wohl in Arien als Recitativ ihre Stimme manierlich und künstlich, in die darzu einstimmenden Instrumenta hören läst und ihre darzu gehörigen Actiones darbey zu machen pfleget.

Im Gegensatz zu diesen musikalischen Schauspielen mit ihrem hohlen Pathos, ihren sinnlosen Texten und ihrer leeren, kalten Pracht stand das rezitierende Schauspiel, auf dem der Hanswurst unbeschränkt herrschte. Der derbe Possenreißer des Volkes, der im Dialekt die unflätigsten Sottisen improvisierte, war hoffähig geworden und bereits anfangs des achtzehnten Jahrhundert von Damen und Herren der besten Gesellschaft herzlich belacht. Bis zu welchen Gemeinheiten man sich auf der deutschen Lustspielbühne verstieg, sah Lady Montague in Wien. Sie gesteht, in ihrem Leben nicht so viel gelacht zu haben. „Aber ich konnte dem Dichter nicht leicht die Freiheit verzeihn", fährt sie in ihrem Brief an den Dichter Pope fort, „die er sich nahm, sein Stück nicht nur mit unanständigen Ausdrücken, sondern auch mit solch groben Wörtern zu untermengen, die, wie ich weiß, unser Pöbel nicht einmal von einem Marktschreier dulden würde. Überdies ließen die beiden Sosas, den Logen voll mit Leuten ersten Ranges gegenüber, ihre Hosen ganz unbefangen nieder, und die zuschauenden Herrschaften schienen mit dieser Unterhaltung sehr wohlzufrieden und versicherten mir, das Stück sei ein sehr berühmtes."[51])

Später, als in Wenzel Prehauser, Josef v. Kurz-Bernadon, Stranitzky der Glanz der Hanswurstkomödie, kaum erblüht, auch schon erstarb, war es noch schlimmer. „Man kannte", um mit Lessing zu reden, „keine Regel, man kümmerte sich um keine Muster, die Staats- und Heldenaktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz." In einer Bernadonniade singt die Soubrette:

„Bin i nit a g'steiftes Madel,
Kurze Füß und dicke Wadel,
So schön, so rund als wie a Radel,
Fett als wie a Schweine Pradel!"

Diese Soubrette ist eine Frau, eine damals wie bei der Oper so auch im Schauspiel noch ziemlich neue Erscheinung auf den Brettern, die in Deutschland die Welt bedeuteten. Wie bei den Mysterien und später den Fastnachtsspielen stellten bis zur Wende des sechzehnten Jahrhunderts Männer die Frauenrollen dar.

In Italien stehen bereits seit etwa 1560 Frauen auf der Bühne. In

Deutschland erscheinen sie erst fast hundert Jahre später. Joris Jophilus, der Direktor einer Wandertruppe, versprach 1654 dem Baseler Publikum: „mit guten Manieren, oftmaliger Veränderung, kostbaren Kleidern und in italienischer Manier verziertem Theater, schöner englischer Musik und mit rechtem Frauenzimmer zu kontentieren."

Mit den englischen Komödianten kamen allerdings Gauklerinnen auf die Bühne, die aber nur die Zwischenakte zwischen den Tragödien mit ihren Künsten ausfüllten. Aegidius Albertinus warnt seine Mitmenschen vor diesen Frauen. „Weil auch der Heilige Geist uns verbeut, ein liederliches und springendes oder tanzendes Weib anzuschauen oder anzuhören, damit wir nicht fallen in ihre Stricke, wer darf denn sogar vermessen und ruchlos sein, daß er sich wider das Gebot des Heiligen Geistes setze in solche öffentliche Gefahr und mitten in solcher hellischen Glut? Denn weil solche komödiantische Weiber gemeinlich schön und geil sind und ihre Ehrbarkeit allbereits verkauft ist, so pflegen sie mit den Sitten, Gebärden und Bewegnussen des ganzen Leibes und mit der zarten, lieblichen und süßen Stimme und mit den zierlichen Leibskleidern wie die Sirenen die Menschen zu bezaubern. . . . Daher man dann sich billig wundern kann, warum dieses hochschädliche Ungeziefer allenthalben von den Obrigkeiten in den Städten wird aufgenommen, geliebt und zugelassen und sogar von etlichen eiteln Fürsten und Herren an ihren Höfen unterhalten, besoldet und in Ehren gehalten."[52])

Magister Velten, der von den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts mit seiner Schauspielerbande die Hauptstädte Deutschlands bereist, hat vier weibliche Mitglieder unter seinem Personal, darunter seine Frau und Schwester. Zu der reformatorischen Tätigkeit Veltens für die deutsche Schaubühne gehörte es, daß er die vorher nur in vereinzelten Fällen vorgekommene Besetzung weiblicher Rollen durch Frauen zur Regel erhob.[53])

Damit faßte die Frau im Bühnenleben so festen Fuß, daß 1697 bei einer Liebhabervorstellung in Augsburg „katholische Studenten, Musikanten, Wasserbrenner, Nachtwächter, nebst ihren Weibern und Töchtern" auftreten durften.[54])

Die Berufsschauspielerin war noch auf mehr als ein Jahrhundert verfemt und von der guten Gesellschaft ausgeschlossen. Wenn selbst ein Weiser von Sanssouci, der doch gewiß von spießbürgerlichen Ehrbegriffen weit entfernt war, über einige Sängerinnen an Fredersdorf schrieb: „es ist verdeubeltes Cropzeug, ich wollte, daß sie alle der Deubel holte. Diese Canaillen bezahlt man doch zum plaisir und nicht,

um Frisirerei von ihnen zu haben", so urteilte die große Menge noch viel schärfer. Daher kam es denn, daß die Schauspieler eine feste Kaste bildeten, die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stand. Wer sich mit Komödianten einließ, war aus dem Bürgertum verbannt.

Eine lehrreiche Geschichte dieser Art berichtet der Senior Pastor Schultz zu Hamburg in seinem handschriftlichen Diarium vom Jahre 1697. Der unrühmliche und charakterlose Held des Romans war ein junger Libertin aus guter Bürgerfamilie, die Heldin eine ebenso schöne wie talentvolle Sängerin, Charlotte Müller, die ihre Ausbildung in Dresden auf kurfürstliche Kosten erhalten hatte und bei der Oper in Hamburg mit einer Gage von 300 Reichstalern angestellt war. Die Eltern des jungen Mannes drohten ihm mit Verstoßung, wenn er mit der „Komödiantin" die Ehe einginge, und nur zu schnell kühlte sich die Liebesglut bei ihm, als er inne ward, welcher bedenklichen Zukunft er entgegenging. Auch Charlotte Müller resignierte notgedrungen. Aus den Unterredungen des ehrwürdigen Seniors mit allen beteiligten Personen, die seine Vermittelung wünschten, gewann er aber selbst die Überzeugung, „daß Komödianten in einem Stande leben, von dem es sehr fraglich sei, ob er ein Gott wohlgefälliger". Dieser Überzeugung gab er auch nach der Trennung des jungen Paares auf der Kanzel Ausdruck, indem er in seiner nächsten Predigt gegen die Leichtfertigkeit der angesehenen Bürgerklassen eiferte und dies Kapitel mit den bedeutungsvollen Worten schloß: „Übrigens habe ich noch nicht gesehen, daß von Opern und Komödien etwas Gutes komme".

Eine Komödiantin zählte zum Abhub. Denn man sah es als ganz selbstverständlich an, daß die Schauspielerinnen, weil sie sich ja so manchmal hinwegsetzen mußten über weibliche Sitte, auch hinwegsprangen über die Sittlichkeit. Und diese Folgerung war nur ausnahmsweise unrichtig. Schon der Schmutz, den die Stegreifkomödie die Darstellerinnen zu sprechen, zu singen und anzuhören zwang, mußte jede Moral untergraben. Die Zote in ihrer vollsten Unverhülltheit beherrschte den Dialog und die Handlung.

Ich habe absichtlich eines der harmlosesten Liedchen gewählt. Das damalige Publikum ertrug ganz andern Paprika, beinahe noch viel schärferen als das heutige.[55])

Und nicht auf der Bühne allein.

Die Chronique scandaleuse hat nicht oft übelriechendere Blüten gezeitigt als während der Epoche des à la Mode und Rokoko. Wie unter der Farbenpracht der Tropenblume das fieberschwangere, mordende Gift ruht, so suchte die vornehme Gesellschaft durch Mummen-

schanz, im Gefunkel der kunstreichen Feuerwerke und im Schaugepränge das Elend der Zeit zu verdecken und manche Blöße in der eigenen Familie dem fremden Auge zu entziehn. Viele von ihnen, die einst auf stolzen Schlössern thronten, mußten in der Zeit des allgemeinen Jammers Stück um Stück ihres Besitztums bis zur nackten Armut dahinschwinden sehn. Und mit dem einstigen Reichtum sank auch die Manneswürde, das Pflichtgefühl und die Bildung. Durch die Einengung des geistigen Horizontes fielen die sittlichen Werte.

Nur an wenigen großen Höfen ging es so tadellos her wie an dem des Großen Kurfürsten, als seine erste Gemahlin, Luise von Oranien, noch lebte, die Dichterin des Liedes „Jesus meine Zuversicht". Sie starb 1667 nach einundzwangjähriger Ehe. Auch die zweite Frau Friedrich Wilhelms, Dorothea von Holstein-Glücksburg, führte ein einfach bürgerliches Leben. Hier war nichts von dem Ehrgeiz zu spüren, die Macht dadurch zu zeigen, daß man das eigene Vermögen, wie das des Landes sinnlos vergeudete und mit unechtem Flittertand sich selbst ebensoviel betrog wie die Welt.

In solchem Talmiglanz erstrahlte auch einst der Hof zu Heidelberg, da „die Perle von England", Elisabeth, die Tochter Jakobs I. und die Enkelin der unglücklichen Maria Stuart, auf dem einzig schönen Fürstensitz hauste. Sie war „ein Ausbund von Schönheit und Liebreiz, noch anmutprangender als ihre unselige schottische Großmutter". Auch sie zahlte eine kurze Zeit ungetrübten Glücks mit einem Leben voll Erniedrigung und Reue. Elisabeth war es, die den schwachen Gatten Friedrich V. von der Pfalz zur Annahme des Danaergeschenks der böhmischen Krone zwang. Mit den Worten: „Habe er keinen Mut, sich eine Krone aufs Haupt zu setzen, so hätte er auch nimmermehr um eine Königstochter freien sollen" soll sie ihren Mann angefeuert haben, sich das glühende Gold aufs Haupt zu setzen, das ihn um Land, Ehre und Glück brachte. Gleich ihrem Gemahl eine Anhängerin der Repräsentation, machte sie ihren Hof zu Heidelberg zu einem Wunder von Pracht und Luxus, die schier die Kaiserburg in Wien überboten.[56]) Sie trug aber ungebeugt den Fall des Winter-Königtums. An der Seite des landfremden, mit der Reichsacht belegten, von einer Feindesmeute gehetzten Gatten, irrte sie umher, erst nach Schlesien und Brandenburg, dann nach Holland, oft der bittersten Not preisgegeben, bis der arme König, kaum siebenunddreißigjährig seine müden Augen am 29. November 1632 in Mainz für immer schloß. Sie selbst starb dreißig Jahre später in ihrer englischen Heimat.

Dreizehn Kinder hatte Elisabeth dem Gatten geboren. Einigen von ihnen war Nachruhm beschieden. Ihr Sohn Karl Ludwig von der Pfalz gelangte wieder in den Besitz der Kurpfalz. Er war der Vater der Liselotte. Seine unglückliche Ehe mit einer hessischen Prinzessin trennte er kurz entschlossen und nahm seine Geliebte, die Hofdame seiner Gemahlin, Luise von Degenfeld, zur Frau. Ein anderer von Elisabeths Söhnen, ein tapferer Soldat, hat als Naturforscher das nach ihm benannte Prinzenmetall entdeckt. Ihre Tochter Elisabeth hatte von der Mutter die Lust an wissenschaftlichen Bestrebungen geerbt. Schon als Kind war sie in sechs Sprachen bewandert.[57]) Später wandte sie sich der Philosophie zu, besonders den von Descartes aufgestellten Anschauungen. Mit diesem Philosophen verband sie eine reine, innige Freundschaft. Sie starb 1680 als Äbtissin von Herford. Ihr letztes Wort war der Name Descartes.

Ihre Schwester Luise Hollandine war in Frankreich zur katholischen Kirche übergetreten und Äbtissin von Maubisson geworden. Sie war ein geistvolles Weib, eine talentvolle Malerin, aber sittenlos wie ihre Umgebung. Soll sie sich doch selbst berühmt haben, als Klosterfrau vierzehn Kinder geboren zu haben. Sie starb 1709 hochbetagt in ihrem Kloster.

Die vierte Tochter der Winterkönigin war Sophie, am 13. Okt. 1630 geboren. Sie ist die glänzendste und liebenswürdigste Erscheinung des Hauses[58]) und eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit. Weltklug, geistreich, gebildet, voll warmer Teilnahme für Wissenschaft und Kunst, alles in allem ein festgefügter Charakter, wie er nur selten in den Frauen jener Zeit zu finden ist.

Ihrem Gatten Ernst August von Hannover schien als jüngstem von vier Brüdern nur ein bescheidenes Los zuzufallen. Sie lebte denn auch in den ersten Jahren ihrer Ehe in Osnabrück, wo Ernst August als protestantischer Fürstbischof residierte. Da starben die Brüder und der prachtliebende Herr sah sich als Herzog von Hannover am Ziel seiner Wünsche.

Venedig war die Sehnsucht des zum Herrscher gewordenen Bischofs. Auf dem wollustglühenden Boden, in dem ewigen Karnevalstreiben der Republik vergaß er Land und Gattin und vergeudete das Blutgeld, das er als einer der ersten Grossisten in Menschenfleisch für den Verkauf seiner Landeskinder als Truppen eingestrichen hatte. Seine Verschwendung in Venedig und Rom war schließlich so toll geworden, daß die Minister „alleruntertänigst und ersterbenst" den Rat erteilen

mußten, welsche Freuden lieber in Hannover selbst zu genießen und eine italienische Oper in seiner Residenz zu begründen. Der hohe Herr stimmte gnädigst zu.

Eine nie gesehene Pracht, eine Anhäufung von Wundern sondersgleichen erstand in den Schlössern und Residenzen des Herzogs. Mit diesen Schöpfungen welscher und französischer Abstammung zog natürlich auch die Maitresse als unentbehrlichstes Requisit in Hannover ein.

Gräfin Platen, „ein Weib von dämonischer Leidenschaftlichkeit, das den ganzen Hof tyrannisierte" war die allermächtigste Gebieterin und die Hauptakteurin in einem schauerlichen Drama, dessen Schleier wohl niemals gänzlich gelüftet werden wird.

Die vernachlässigte Gattin Sophie Dorothea des Kurprinzen Georg büßte ihre Liebschaft mit dem Grafen Philipp Christoph von Königsmarck mit lebenslänglicher Haft auf dem Schloß Ahlden[59].) Ihr Buhle wurde durch das Ränkespiel der Gräfin Platen in eine Falle gelockt und ermordet. Der Kurprinz, „der Rächer seiner beleidigten Ehre", hatte durch sein Verhältnis zu Frau von Busch, der Schwester der Platen, Anlaß zu dem tragischen Vorfall gegeben. Noch mehr aber die unerwiderte Liebe der Gräfin Platen zu Königsmarck.

Bei solchen Zuständen konnte von einer Übereinstimmung zwischen der Herzogin Sophie und ihrem Gatten kaum die Rede sein. Sie harmonierten nur, wenn es die Ausgestaltung der hannoverschen Macht galt. Ihrem Wirken ist die Gewinnung der englischen Krone für das Haus Hannover hauptsächlich zu danken. Ohne sich den Repräsentationspflichten zu entziehen, schuf sich Sophie eine eigene Welt, in der ihr Geist volle Befriedigung fand. Im Mittelpunkt dieses Lebens am Hof stand der größten Geister einer, Leibniz. Dem seltenen Mann schloß sich Sophie an und später ihre Tochter, Sophie Charlotte, Preußens erste Königin. Die reichen Geistesgaben der Herzogin entfalteten sich unter den befruchtenden Belehrungen dieses Universalgenies. Leibniz gab nicht nur, er empfing auch, wie seine „Theodicee" beweist, die aus mündlichen und schriftlichen Unterhaltungen mit der Königin von Preußen hervorging. In Herrenhausen und dann im Lützelberg — heute Charlottenburg — wurde ernste Wissenschaft getrieben, nicht jene als Wissenschaft verkappte Spielereien, wie sie bis zur Stunde bei Damen so beliebt sind.

Sophie von Hannover wurde alt, ohne zu altern. Im vierundachtzigsten Lebensjahr endete ihr inhaltsreiches Leben. Ihr war es vergönnt, die Geburt eines Urenkels zu erleben, der die Welt einst mit seinem Ruhm erfüllen sollte — Friedrichs des Großen.

Sophie Charlotte, die berühmtere Tochter einer berühmten Mutter, lebt unvergessen im Herzen des Volkes fort. Die Bäume des Schloßparkes in Charlottenburg flüstern ihren Namen. Sie beschatten den einfachen Bau, in dem die großen Hohenzollern zur letzten Ruhe gebettet sind, jener ehrwürdige Monarch, dessen Taten das deutsche Reich neu erstehen ließen und seines herrlichen Sohns. Dort wo einst die philosophische Königin im Gespräch mit Leibniz gewandelt, die hohe Stirn im tiefen Denken kraus gezogen, die blauen Augen sinnend ins Weite gerichtet, dort schlafen zwei ihrer Nachkommen den ewigen Schlaf, umwoben von der Gloriole der Unsterblichkeit.



Frauengemach im 17. Jahrhundert.

XV. Abschnitt.

Rokoko.

Aus den geistigen und materiellen Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges vermochte sich das deutsche Reich im ganzen folgenden Jahrhundert nicht völlig zu erholen. Die Soldateska war aus Deutschland verschwunden, doch lange noch währte es, ehe die Menschen nicht mehr umherschlichen, „taumelnd wie Träumende, schwarz im Gesicht, als wären sie vom Feuer verbrannt". Die geistlichen und sittlichen Besitztümer des Volkes waren durch die Kriegsfurie bis auf die Wurzeln vernichtet, die erst langsam wieder frische Triebe anzusetzen begannen. „Der Nationalgeist und der Gemeinsinn waren fast bis auf die letzte Spur verschwunden; an ihre Stelle trat ein Egoismus oftmals der niedrigsten und erbärmlichsten Art." [1]) Das entvölkerte Land füllte sich sehr allmählich wieder mit Menschen. Fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe die volle Einwohnerzahl, wie sie vor dem Krieg gewesen, wieder erreicht wurde und ehe sich die Versunkenheit und die Zerbröckelung aller Verhältnisse durch den Kitt der unverwüstlichen Lebenskraft des deutschen Volkes neu zusammenfügte.

Es sah damals trostlos aus in den deutschen Landen. „Die Verfassung des Reiches war nur mehr eine hohle Form, jedes nationale Leben und Bewußtsein war erstorben, der Partikularismus hatte die Einheit vernichtet, das Fremdländische hatte obgesiegt, aller höherer Gedankeninhalt schien dem Volk für immer fremd geworden zu sein. Deutschland besaß auch keine Literatur mehr." [2]) So charakterisiert ein scharfer Beobachter den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts. Die Unnatur des à la Mode war in die widerspruchsvolle Periode des Rokoko sanft und unauffällig hinübergeglitten. Der Dreißigjährige Krieg hatte den Boden mit Untertanenblut gedüngt, aus dem üppig das Unkraut der Herrscherwillkür emporschießen sollte. Sie dient der Rokokoperiode als schönheitsgleißende Maske, hinter der sich das grinsende Antlitz einer bodenlosen Verkommenheit barg, bis zwei glänzende Gestirne erschienen,

Blut vom Blut der Despoten und doch so ganz anders geartet als der Schwarm niederer Geister, deren Nichtigkeit nur ein glücklicher Zufall mit dem Hermelin umkleidet, und Krone oder Krönchen auf die leeren Köpfe mit den lüstern glänzenden Augen gesetzt.

Während der düstern Kriegswirren hatten die deutschen Herrscher, vom Kurfürsten bis zum Reichsbaron und Bischof herab, um ihre Existenz, nicht selten um das Dach über ihrem Haupt zu sorgen gehabt. Die Frauen der weltlichen Herrn flohen oft genug mit Bürgern und Bauern, die Kinder am Arm, den notwendigsten Hausrat von treugebliebenen Dienern geschleppt, die den Luchsaugen der Soldaten entgangenen Kleinodien am Körper geborgen, nach Schlupfwinkeln in den Wäldern oder im Gebirge. Doch kaum waren die Friedensglocken verstummt, die Throne und Thrönchen aus dem Chaos fester denn je hervorgegangen, als gleich wieder das große Regieren anhob, das vor der eigenen, gottbegnadeten Persönlichkeit alles im Staub herniederzwang.

Der Egoismus dieser Fürstlichkeiten, die vielfach vergessen sind, wie selbst die Ländernamen, die die von ihnen tyrannisierten Gebiete trugen, gebar die Genußsucht; sie alle atmeten mit unsäglichem Behagen die aus Frankreich herüberwehende wollustgeschwängerte Luft. Der Alte Fritz schreibt in seinem „Antimacchiavell“: „Es gibt kaum einen nachgeborenen Prinzen einer apanagierten Linie, der sich nicht etwas ähnliches dünkt, wie Ludwig XIV. Er baut sein Versailles, er hat seine Maitressen, er unterhält seine Armeen.“ So war es noch damals, als bereits zwei deutsche Großmächte, Habsburg und Hohenzollern-Brandenburg, um die Hegemonie in Deutschland kämpften und zahlreiche Klein- und Kleinststaaten von größeren aufgesogen waren.

Wie viel schlimmer vorher.

Steifnackig schritten die Beherrscher weniger Quadratmeilen über die Trümmer einst blühenden Bürgertums und über die spärlichen Emporschößlinge des wiedererwachten Bauernfleißes. Während der gänzlich verarmte Landmann die Ruinen seines Hauses neu aufrichtete, die Wölfe aus den Trümmerstätten des Dorfes vertrieb, zerstampften schon die Rosse einer hohen Jagdgesellschaft den kaum wieder urbar gemachten Boden. Das Wild hatte sich in den waidmannslosen Zeiten derart vermehrt, daß man z. B. in Brandenburg und Schlesien mehr Getier als Bauern antraf.

Die Sprache war das alte Fremdwörter-Gemengsel geblieben und dieser Mischmasch klang von der Kanzel herab zu den andächtigen Zuhörern, er machte sich in den gelehrten und profanen Büchern breit,

man trug ihn, untermischt mit lateinischen Brocken, im Hörsaal vor. Conrad Samuel Schurzfleisch, einer der berühmtesten Gelehrten im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit in Wittenberg, der zweihundert und zwei eigene Werke drucken ließ, trug seinen Hörern z. B. vor: „Puffendorf war ein großer Staatsmann und kluger Politicus, der es in Jurae Naturae et Gentium sehr hochgebracht; Allein in der Historia, kömmts mir vor, als wenn er die Facta nicht allemal gar zu akurat dijudicire, auch geht er in Historia antiqua sehr kurz." Die Sprachgesellschaften, von der „Fruchtbringenden Gesellschaft" an, vermochten wenig gegen das eingerissene Übel auszurichten, da es in den, in allen Stücken vorbildlichen Höfen seinen Stützpunkt fand. Diese zahllosen Höfe waren, mit ganz wenigen Ausnahmen, gleich groß in der Verachtung und Unterdrückung des Deutschtums. Ein August der Starke, Kurfürst von Sachsen und Scheinkönig von Polen, war entzückt über das Kompliment der Duparc, einer französischen Dirne, die ihn für einen Franzosen zu halten vorgab.[3])

Mit dieser Hochachtung vor französischem und welschem Wesen- das die Herren von ihren unvermeidlichen Reisen aus dem Venusberg Paris und dem ebenso verlotterten Venedig nach der Heimat brachten, fanden auch jene „Debauchen" Eingang in die deutschen Gemarkungen, die in der biederen Lise Lotte eine so offene und zungengewandte Verurteilerin fanden. Daneben war der französische Luxus und der schrankenlose Absolutismus den Regenten zu Kopf gestiegen. Sie wandten alle Kräfte auf, es Ludwig XIV. gleich zu tun, wenn nicht zu übertrumpfen.

„Fast keine Untreue, Schandtat oder Leichtfertigkeit wird zu nennen sein, die nicht an etlichen verkehrten Orten mit dem Staat, Ratione status oder Staatssachen entschuldigt werden wollen" klagt ein zeit, genössischer Schriftsteller.[4])

Und wagten einsichtsvolle und getreue Räte gegen die Sittenverderbnis und Verschwendung unbequeme Worte zu äußern, so wurden sie, wie 1641 vom Hof Eberhards III. von Württemberg einfach beseitigt. Wer sich halten wollte, mußte helfen „das Volk zu schinden, den Lüsten zu fröhnen, die Gewissen einzuschläfern."[5]) In Kursachsen begann unter dem zweiten Johann Georg (1656) ein so wüstes und kostspieliges Leben am Hof, daß sich die Stände gedrungen fühlten, dem Kurfürsten die dringlichsten Vorstellungen zu machen: „Se. Durchlaucht wolle den kümmerlichen Zustand seiner zu Sumpf und Boden getriebenen Untertanen zu Herzen nehmen, aus treuer landesväterlicher Huld und Liebe gegen sie der unwiderstehlichen Not in etwas nachgeben, die Bedürf-

nisse der Regierung über des Landes Vermögen nicht erstrecken, insonderheit bei seinem Hofstaat einziehn und selbigen nach dem Beispiel seiner Vorfahren, welche ihn bei Weitem so kostbar nicht geführt, da des Landes Zustand doch viel besser gewesen, gnädigst einrichten.“

Bei solchem Treiben nützte bald selbst die bis zum Zerspringen angezogene Steuerschraube nichts mehr. Das bis zum letzten Blutstropfen ausgepreßte Volk vermochte beim besten Willen die Summen nicht aufzubringen, die so ein fürstlicher Haushalt verschlang. Und die Höflinge erhoben das Hauptlaster der Fürsten zu einer Tugend, sagt Thümmel, die sie durch Nachahmung billigten. „O wie töricht, den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürst befiehlt, und auf dem einsamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat.“[6]) Diese stets willigen Räte der hohen Herren mußten auf Erschließung neuer Hilfsquellen bedacht sein. Sie fanden sie in dem Verkauf von Landeskindern als Kanonenfutter an fremde Mächte. England und Holland waren jetzt die Hauptabnehmer, wie früher Venedig.[7])

Und dabei trieften diese Herrschaften nur so von Vaterlandsliebe. Von dem bayrischen Kurfürsten Max Emanuel, als Verbannter in Holland und Frankreich auf das Gnadenbrot der Generalstaaten und Ludwigs XIV. angewiesen, schreibt sein eigener Bruder, der Kurfürst Josef Klemens von Köln am 14. Januar 1714: „Mein Bruder hat allzu große aversion wieder in Bayern zu wohnen, daher um eine Scheune aus Niederland er eine Stad in Bayern cedirn würde, um nur außer Landes bleiben zu können.“[8]) Seine Schwester, die Prinzessin Maria Anna, die den französischen Dauphin heiratete, wurde von einer Deputation in Straßburg in deutscher Sprache begrüßt. Die deutsche Fürstentochter erklärte hochnäsig, kein Deutsch zu verstehn.[9]) Wie gering Friedrich der Große seine Muttersprache achtete, ist bekannt. Seine Schwester, Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, glaubte nur französisch schreiben zu dürfen. Und in dieser Sprache sind ihre Memoiren abgefaßt, ein wichtiges Quellenwerk für die damalige Zeit- und Sittengeschichte.

Nur das Französische galt als vollwertig, sei es das echte oder das eingebildete. Hören wir, was ein kluger Mann darüber sagt: „Die Frantzosen haben sich in den Ruhm gesetzt, als wenn alle zierliche Moden bey ihnen zu Hause wären. Wolten sie nun lange bey einer Manier bleiben, so lernten die Teutschen Zeugmacher und Bortenwürcker alles nachmachen. So müßten diese wohl zurücke stehen, weil sie nicht

wissen, was die neue façon ist, Und behalten demnach die Frantzosen das monopolium. Dadurch sind nun die Leute so verblendt, daß, ehe sie einem armen Klöppel-Mädgen vor eine Spitze einen Thaler geben, so gehen sie zum Frantzosen, der seine Spitzen eben wohl von diesem Mädgen machen läst, und geben zehen Thaler davor. Denn das ist nun so bekannt als die Sonne am Mittage, daß die Frantzosen ihre Sachen mehrentheils in Teutschland bestellen und hernach schweren, daß ihnen die Augen bluten möchten, es wäre mitten in Paris gemacht worden. Ach wie viele Camisöler sieht man bey den Teutschen Schneidern liegen, die hernach umb das doppelte Geld verkaufft werden, weil sie den Namen haben, als wären sie in Franckreich gemacht."[10])

Eine 1689 erschienene Druckschrift „Der deutsch-französische Modegeist, wer es liest, der verstehts", atmet die ganze steife Abneigung der patriotisch Altgesinnten gegen das schnell eingebrochene Franzosentum. Sie spricht die treffendsten Wahrheiten, aber in der derbsten und plumpsten Sprache aus, die ein trauriges Zeugnis für die damalige Geistesbarbarei ablegt. „Sonsten", heißt es, „wurden die Franzosen von den Deutschen nicht ästimiert, heutzutage können wir nicht ohne sie leben, und muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisches Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befahre, es werde auch ein französischer Tot darauf folgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anderes prognosstizieren. Der stolze, liederliche und falsche Franzosengeist, der uns durch liebkosende Worte, schmeichelnde Reden und viele Versprechungen, wie die Schlange unsern ersten Eltern im Paradies getan, gleichsam eingeschläfert hat, war längst bemüht, uns nach und nach um ùnsere liebe deutsche Freiheit zu bringen, weil er gesehen hatte, daß wir zu seiner liederlichen Lebensart sonderlich inklinieren. So sind die meisten deutschen Höfe französisch eingerichtet und muß, wer heutzutage an denselben versorgt sein will, französisch können und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeiten ist, gewesen sein, wo nicht, so darf er sich keine Rechnung am Hof machen."[11])

Nachdem der Anonymus beklagt, daß man schon vier- und fünfjährige Kinder „dem französischen Moloch" aufopfert, ihnen französische Sprach- und Tanzmeister gibt, sie zu parlieren zwingt, kommt er auf die Damen zu sprechen:

„Will ein Junggeselle heutzutage bei einem Frauenzimmer Adresse haben, so muß er mit französischem Hütchen, Weste, galanten Strümpfen

usw. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbsaugen, Buckel, Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach. Genug, daß er sich nach langem Lernen, à la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus Erudition im Kopf und statt des Gehirns Häckerling hat." Selbst in Frankreich wird nicht solche Kleiderpracht gesehn, fährt er fort, wie in Deutschland. Die meiste Zeit bringen die Hofkavalliere damit zu, den Frauenzimmern aufzuwarten. „O wie sauer läßt sichs so mancher werden, eine galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel Paar Schuhe gehen des Jahrs lang nicht darauf, da man stündlich, wohin man etwa seine Inklination hat, vor dem Fenster herumtrampelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer oder doch an deren statt die Magd oder die Katze oder den Pudelhund zu grüßen! Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefchen, so man aus den Romans zusammengestoppelt! Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Klöppelmagd an, ob nicht alles französisch sei? Ob sie sich nicht fast durchgehends über ihren Stand halten? Ob sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterien bedacht sind? Die Köpfe sehen aus, daß man dafür erschrickt und nicht weiß, ob es Schweinsköpfe sind oder ob sie Rußbutten feil tragen. Wieviel tausendmal sind die Hauben bisher geändert worden! Bald trägt man Standarten, bald Korneth-hauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehoppenester. Und ist das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deswegen selbst nach Frankreich reist, sondern auch Modelle oder angekleidete Puppen aus Frankreich kommen läßt für viele Taler, damit man ja genau des Teufels Hoffahrt nachmachen könne. Wieviel Millionen Geld ist nicht in kurzem für Band nach Frankreich geschickt worden! Hört man in Deutschland, daß es den Frauenzimmern wohl anstehe, wenn es hohe Hüften habe, gleich ist man bemüht, dergleichen sich selbst zu machen. Und da müssen alle Schnupftücher, also genannten Salveten (Servietten) herhalten. Ist demnach so weit gekommen, daß, wo man nur hört, daß etwas französisch sei, man es auch gleich beliebt nachzumachen, sollte es auch gleich so abgeschmackt herauskommen, daß nichts drüber." Weiter eifert der Verfasser gegen die Damen, die selbst Schlitten fahren, sich viele Hunde halten, die sie mit ins Bett, ja zur Beichte und zum Abendmahl mitnehmen, gegen die französischen Tänze und Ballette, endlich gegen die kostbaren, unnützen und verderblichen Reisen der deutschen Jugend nach Frankreich.[12])

Die Hauptsache dieser plumpen aber wohlgemeinten Äußerung richtet sich, ebenso wie gegen Hof und Adel, gegen das Bürgertum, das nicht weniger von der herrschenden Strömung mitgeschleppt wurde als die exklusiven Kreise. Wußte man sich doch auch im Bürgertum in Verachtung der Muttersprache nicht genug zu tun. Frau Gottsched-Kulmus erzählt, ihr Hofmeister habe ihr eingeschärft, „es sei gemein, deutsche Briefe zu schreiben.“![13])

Mit welcher gemeinen Rücksichtslosigkeit, der große Menschenmakler der Landgraf von Hessen-Kassel den Seelenhandel betrieb, ist aus der Selbstbiographie Johann Gottfried Seumes, eines gewaltsam angeworbenen Opfers, hinlänglich bekannt.[14]) Für etwa 17000 Landeskinder, von denen mehr als ein Drittel den Tod für ein ganz fremdes Land starben, bezog der edle Landesvater 2.600.000 Pfund Sterling, nach heutigem Geldwert über 70 Millionen Mark. Nicht viel weniger erhielten die Regenten von Braunschweig, Hannover, Anspach und Waldeck. Andere, kleinere Staaten beteiligten sich nach ihren Kräften ebenso flott an diesen schmachvollen Lieferungen von Menschenfleisch.

Wer dazu nicht im Stand war, nicht weil es an gutem Willen, sondern an Menschen fehlte, der hielt sich wenigstens am Stellenverkauf schadlos. Jedes, selbst das unbedeutendste Amt in der Regierung war durch Kauf zu erwerben. Tüchtigkeit war nicht erforderlich, wohl aber das nötige Kleingeld. Selbst Professuren waren gegen eine bestimmte Taxe zu erhalten, d. h. der Titel, denn zu wissen brauchte der Herr Hochschullehrer nichts. Das Hofgericht in Mannheim zählte lange Zeit hindurch so viel Minderjährige, daß man es „das jüngste Gericht“ nannte.[15])

Das Beste an der ganzen Sache war, daß auch die Frauen an diesem Stellenschacher verdienten. Gegen Zahlung einer, manchmal riesigen Summe, so in Bayern 25000 Taler für ein Landrichteramt, wurde die Stellung und gegen Erlag einer Nachzahlung die Erbfolge auf den Posten zugesichert. Der Sohn erhielt des Vaters Amt. War kein männlicher Nachkomme vorhanden, hingegen Töchter, dann trat die älteste von diesen als Nachfolgerin des Vaters ein. So bekleidete ein Fräulein die Oberforstmeisterstelle zu Burglengefeld, ein anderes war Grenzhauptmann in Stadtimhof. Die Damen ließen ein solches Amt entweder durch einen Bevollmächtigten verwalten, oder traten es gegen eine Abfindungssumme an eine geeignete, d. h. kapitalskräftige Persönlichkeit ab.

Dieser Beamtenschacher, jedoch nur der, der Frauen berücksichtigte, ist deshalb nicht ganz verdammenswert, weil er die Nebenabsicht enthalten

haben dürfte, den Witwen und Waisen der Staatsbeamten ihre Zukunft zu sichern.

Die gleiche Absicht verfolgten private Witwenkassen, die aber alle zugrunde gingen, da sie nicht auf versicherungstechnischer Grundlage aufgebaut waren. Ebenso erging es den „Heiratskassen", „Junggesellen- und Jungfraukassen", die schon im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auftauchen, denen aber immer nur eine kurze Lebensdauer beschieden war.

War trotz aller Machinationen den Fürsten das natürliche Gold ausgegangen, so versuchte man künstliches herzustellen. Man griff zur Alchemie und wurde ein Spielball betrügerischer Goldmacher, die Unsummen in Rauch aufgehen ließen, und gewöhnlich hinter Kerkermauern oder am flitterbesetzten Galgen endeten, wie jener Adept Caëtano Conte de Ruggiero, den Friedrich I. von Preußen am 23. August 1709 in Küstrin henken ließ. Ein großer Goldmacher vor dem Herrn war schon der Kurfürst August I. von Sachsen (1553—86), dem seine Gattin, Anna von Dänemarck bei seinen chemischen Arbeiten als Gehilfin zur Seite stand. „Sie machte selbst glückliche Versuche, erfand 1581 das köstliche weiße Magenwasser, und erbaute ein sehr schönes Laboratorium auf dem Schloß Annaberg, das seines gleichen in Europa nicht hatte. Es wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört. Die vier chemischen Öfen hatten die Gestalten eines Pferdes, Löwen, Affen und Steinadlers in Lebensgröße. Der Adler prangte mit goldenen Flügeln, und enthielt in seinem Innern eine sogenannte alchemistische Kapelle.[16])

In dem höfischen Luxus spielte die Völlerei eine der Hauptrollen. Man trank, trank! Damen und Herrn, Weltliche und Geistliche wie man's von jeher gewohnt war. Als Baron von Pöllnitz 1719 nach Heidelberg kam, lud ihn der Kurfürst ein, das weingefüllte Riesenfaß im Schloßkeller zu besichtigen. Die Tochter des Fürsten, die Erbprinzeß von Sulzbach mit ihren Damen war mit von der Partie, auf der man dem armen Abenteurer durch Zutrinken beinahe ums Leben gebracht hätte. Pöllnitz sucht zu entrinnen, wird aber von den Wachen ergriffen, die ihn vor den Kurfürsten schleppen. Der ernennt sofort ein Gericht, in dem die Erbprinzessin und ihre Damen das Urteil sprechen, Pöllnitz habe sich zu Tode zu trinken. Der Kurfürst mildert das Urteil dahin, daß der Verbrecher sofort vier große Humpen zu leeren habe. Die Folge davon ist, daß der Baron für einige Stunden Sprache und Besinnung verliert. Als er unter Kopfschmerzen erwacht, hört er mit Befriedigung, daß keiner

des hohen Gerichtshofes den Keller so nüchtern verlassen hat, wie er ihn betrat.[17])

So geziert als Modepüppchen sich diese Damenwelt gab, im Ertragen von Lustbarkeiten leistete sie Übermenschliches. Es gab Höfe, wie die von Sachsen, Bayern, Hannover, aber auch unbedeutendere, an denen sich Fest an Fest reihte. Essen, trinken, lieben und liebeln, Theaterspielen, auf der Bühne und im Leben, Maskeraden oder gewöhnliche Bälle füllte das Leben einer Hofdame aus.

Zu den hochadeligen Zerstreuungen gehört selbstverständlich die Jagd, der viele hohe Damen eifrig oblagen. Die Churfürstin Amalie von Bayern nahm an den Jagden ihres Gemahls in grüner Manneskleidung, auf dem Kopf eine kleine weiße Perrücke, teil. Auf dem Württembergischen Jagdschloß Waldeburg war ein Zimmer mit den Geweihen der von der Grävenitz erlegten Hirsche geschmückt. „Als die Landhofmeisterin von Grävenitz oder Würben im Jahre 1731 in Ungnade fiel, hat man auch diese Geweihe weggeschaffet“ gibt unser Gewährsmann Keyssler an. Und nicht genug, daß man die stolzen Waldbewohner niederknallte, man benutzte sie sogar als Zugtiere. Keyssler sah in Darmstadt ein Hirschgespann.[18]) Von Dresden berichtet er[19]): „Man sah im Anfange dieses Jahrhunderts in Dresden sechs weiße abgerichtete Hirsche einen leichten Wagen ziehen.“

Und all die Anstrengungen des Vergnügens, rein körperlich genommen, wurde durch die überaus beengende Kleidung erhöht. Ein Blick auf die Elternmütter unseres Adels wird das bekräftigen.

Barock wie die Schlösser, die Gärten mit Grotten und Labyrinthen waren auch die Toiletten und ebensolche Kunstwerke. Das Kostüm bei Damen und Herren hatte viel von dem theatralischen Pomp, der in Versailles und in Paris der Regentschaft unzertrennlich von jeder öffentlichen Handlung war. Man stand in diesen Kleidern ewig unter dem Zwang der Zeremonie, denn jede freie Bewegung, jedes natürliche Sichgehenlassen hemmten die Kunstwerke des Friseurs, das Fischbein der Corsage und die unförmigen Glockenröcke.

Sie sahen mindestens eigenartig aus diese Ahnfrauen, deren Gesichter aus den Gemälden in den Ahnengallerien feudaler Schlösser so hochnäsig auf die Nachfahren herabsehn.

Der Reifrock, den schon ein Moscherosch lächerlich machte, feierte seine Auferstehung zu langem Leben.

Zu dem Reifrock gehörten zwei Kleider, von denen eines so geschnitten war, daß es das untere sichtbar werden ließ. Nur an den

Schultern und Hüften war es geheftet und fiel mit umgeschlagenen Ende, am Rücken eine breite Falte bildend, mit gewaltiger Schleppe zu Boden. Die Taille hielt der steife, eiserne und fischbeinerne Schnürpanzer zusammen. „Die mit Blonden beladenen Ärmel reichten bis zum Ellenbogen und den Vorderarm deckte der lange, parfümierte Handschuh.“ [20]) Hals Nacken und Busen wurden frei, ja freier als möglich getragen, wenn auch die Geistlichkeit beider Konfessionen noch so sehr dagegen skandalierte. In „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, dem öden aber für die Sittenzustände wichtigen Roman von J. T. Hermes,[21]) sagt der Verfasser, nebenbei Pastor in Pommern: „Euch, ihr edleren des weiblichen Geschlechtes bitte ich, zu erwägen, in welche Verlegenheit die gegenwärtige Kleidungsart des Frauenzimmers den Prediger setzt und jeden, der nicht bei euch auf die Nasenspitze und nicht tückisch wie ein Schurck neben euch in den Winkel hin sehen will.“

Den wohlgepuderten Busen wie das zart geschminkte Antlitz verzierten die Mouchen, die altbekannten „Schminkpflästerchen“ [22]), sauber als Punkte, Ringe, Mond, Sterne, Schmetterling, Amor mit Bogen und Köcher, Fliegen, Käfer, Herzen und anderes mehr geschnitten. Aus der Mouchespielerei bildete sich allmählich eine Art Zeichensprache aus, durch die man, je nach Form und dem Platz der Mouche, dem Eingeweihten allerlei kund und zu wissen tat.

Doch als Krönung des Meisterwerks des göttlichen und des künstlerischen Schöpfers türmte sich die Frisur hoch auf. Wie die Haar- und Lockenfülle der Allongeperücke nach unten strebte und Nacken und Schultern unter ihrer Flut begrub, so stieg die Damenfrisur, gehalten von Kissen, Drahtgestellen, Einlagen und Nadeln, besteckt mit falschen Turen, Blumen, Bändern,



Moden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
(Satirisches Kupfer von Will.)

gen Himmel auf. „Ihr kubischer Inhalt machte oft das Zwölffache des Kopfes aus und überragte ihn um das Vierfache an Höhe. Das Gesicht der Dame schien fast in der Mitte der Körperlänge zu sitzen, der Kopf ward gleichgültig und verlor an Bedeutung im Verhältnis zum Haar; er bildete nur das Fundament zu einem architektonischen Kunstwerk. War dieses schön gelungen, so möchte sich selbst ein verblühtes Gesicht darunter trösten."[23]) Das Frisieren eines Damenkopfes nannte man bezeichnend „aufsetzen". „Ach Madame! wer setzt sie auf?" fragte damals eine Modedame die andere.[24])

Da man bis zum neunzehnten Jahrhundert für Kinder keine eigene Tracht hatte, so stolzierten die kleinen wie die großen Dämchen in Wespentaillen und Haartürmen einher.

Die Füßchen überzogen feine seidene Strümpfe in bunten Farben, die durch seidene Strumpfbänder, fein bestickt, sogar mit französischen Versen[25]), gehalten wurden. Die Stöckelschuhe, mit dem roten, blauen oder weißen Absatz, ließen bei Kindern und Erwachsenen nur ein Trippeln zu. Mit einer solchen Beschuhung konnte von einem ordentlichen Tanz keine Rede sein. Die französischen Ballettmeister und Tanzlehrer erfanden daher in ihrer Heimat und verbreiteten an allen Höfen, wo sie sich eingenistet hatten, Schreit- und Hüpftänze, bei denen die halsbrecherischen Absätze nicht hinderlich waren. Die feierlich bewegten Louren und Chaconnen, die schäferlich zierlichen Müsetten, die fröhlich hüpfenden Giguen und der maßvoll schwebende Siziliano kamen von der Opernbühne in den Ballsaal.[26]) Mit höfischer Kühle bewegten sich die Paare vorsichtig über das spiegelglatte Parkett, oder sie zeigten ihre Grazie in dem langlebigsten aller Hoftänze, dem Menuett. Springen beim Tanz galt, da man aus der Not eine Tugend machte, für unschön und unschicklich. Nur die berühmte Camargo durfte es wagen auf der Bühne zu springen und Schuhe ohne Absätze zu tragen. Diese Künstlerin war es auch, die die langen Kleider der Tänzerinnen abschaffte, was zu einer Revolution im Publikum führte, die dadurch behoben wurde, daß man den Tänzerinnen weite Hosen anzulegen befahl.

Die Gemessenheit der Tänze stand im grellsten Gegensatz zu der Ausgelassenheit der Maskeraden. Wie man sich früher in Bürgerkreisen zu Weihnachten in allerlei buntscheckige Gewänder gesteckt hatte, so traten jetzt bei jeder Lustbarkeit die Mitglieder der Hofgesellschaft in allegorischen, meist der Mythologie entnommenen Gestalten, oder in zierlichen Schäferkostümen als Tänzer auf. Selbst die „allerhöchsten Herrschaften" und ihr „Frauenzimmer" tanzten höchsteigenfüßig solche

„Balletter" mit. Die bereits erwähnten höfischen „Wirtschaften" bestanden fort und gingen, wie die Maskenbälle als bürgerliche Belustigungen in den Besitz des Mittelstands über. Es ging sogar noch weiter: sie wurden nämlich zu einer Quelle indirekter Besteuerung. Hohe Herrschaften veranstalteten Maskenredouten gegen namhaftes Eintrittsgeld, zu deren Besuch die Untertanen einfach gezwungen wurden. Herzog Karl Alexander von Württemberg ließ 1736 seine titelreichen, aber elend besoldeten „Kanzleiverwandten" bedeuten, „bei Strafe des Verlustes einer vierteljährlichen Besoldung" mit ihren Weibern und Töchtern auf den Redouten beim Karneval zu erscheinen.[27]) Die Armen hatten also ebenso Frone zu tanzen, wie ehemals die Bauern. Ein anderer, für die Unterhaltung seiner Untertanen innigst besorgter Herr erließ für die zum Nutzen seines Geldbeutels abgehaltenen Maskenbälle eine eigene Ordnung, die so recht den Geist ihres Urhebers verrät.

Ballordnung.

Nachdem seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Köln, Bischof Fürst zu Münster Unser gnädigster Fürst und Herr etc., für die diesjährige Fastnachtszeit die öffentlichen Bälle zur Ergötzung des Publici auf dem hiesigen Hofsaale in der gnädigsten Zuversicht wieder zu erlauben gnädigst geruhet haben, daß niemand diese höchste Gnade mißbrauchen, sondern jedermann sich umso anständiger betragen werde, als widrigen Falls der wachthabende Offizier angewiesen ist, ohne Rücksicht der Person die hierunter Fehlende aus dem Ballorte hinaus führen zu lassen; Als werden folgende Punkten zu jedermanns genauester Befolgung hiermit bekannt gemacht.

§ 1.

Erstreckt sich diese Erlaubniß der abzuhaltenden öffentlichen masquirten Bällen allein auf dem hiesigen Hofsaale, und sind außer diesem Orte sonst nirgends dergleichen verstattet.

§ 2.

Werden die masquirten Bälle auf dem Hofsaale den ersten Montag nach dem Dreykönigsfest ihren Anfang nehmen, und sofort alle Montage bis Montag nach Sexagesima einschließlich, sodann ferner auf den Sonntag Esto mihi und den darauffolgenden Dienstag gehalten werden.

§ 3.

Werden zwar zu diesen Bällen alle Personen ohne Unterschied des Standes gegen Erlegung des gewöhnlichen Eintrittsgeldes zugelassen werden; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß einjeder, es seye dann, daß derselbe in der Hof- oder Militär-Uniform erscheine, masquiret

seye; oder wenn er in eigener Kleidung kommt, wenigstens eine Larve vor das Gesicht habe:

Livrée-Bedienten und Dienstmägde sollen aber gar nicht zu dem Saal hineingelassen werden; wornach den Wachen die gemessenste Anweisung zu geben ist.

§ 4.

Die Wahl der Masquen bleibt einem jeden frey, gleichwohl darf niemand in einer unanständigen oder eckelhaften Masque oder Larve, noch auch in geistlicher- oder Ordens-Kleidung erscheinen, als welche ohne Rücksicht der Person sofort und ohne weitere Anfrage abgewiesen werden sollen.

§ 5.

Bleibt es gleichfalls einem jeden frey, ob er die ganze Zeit hindurch die Larve vors Gesicht behalten und masquiret verbleiben oder sich demasquiren wolle: nur muß einjeder, wie schon § 3 bemerket, beym Eintritte in den Ballsaal die Larve vors Gesicht haben.

§ 6.

Wird hiemit bey würklicher Abweisung durch die Wache verbothen, ein Seiten- oder Feuer- oder anderes heimliches Gewehr bey sich zu haben.

§ 7.

Es ist der Direktor der Musique angewiesen, abwechselnd Menuet, Teutsch und Englisch spielen zu lassen, und ist ihm unter keinerley Vorwand erlaubt, von dieser Abwechselung abzuweichen;

Es wird demselben des Endes ein schriftlicher Befehl ertheilet werden, wie lange jedesmal eine jede Tanzart gespielet werden soll;

Die Musique zu den englischen Tänzen muß aber so lange fortgespielet werden, bis das Paar, was zu Anfange des Tanzes das Unterste in der Colonne gewesen, die ganze Colonne durchtanzet hat.

Wehrend daß Teutsch getanzet wird, haben sich diejenige, welche nicht mittanzen, auf die Seiten zu stellen, damit für die Tanzende Raum genug offen bleibe, und es ist nicht erlaubet mitlerweile durch Anstellung einer Colonne zu englischen Tänzen oder sonst denselben zu verengen.

§ 8.

Jedes Paar, was englisch tanzet, ist verbunden, solange in der Colonne stehen zu bleiben, bis es nach durchgetanzter Colonne, von dem untersten Ende derselben wieder zu den Anfang gerücket ist und wie man

§ 9.

nicht anderst vermuthet, als daß ein jeder zu seiner eigenen Ehre sich eines anständigen und höflichen Betragens gegen jedermann befleißigen werde, so sollen alle, welche sich hierwieder was zu schulden kommen lassen und aus Maulafferey oder Angezogenheit jemanden beleidigen oder den Breteur spielen wollen, ohne Rücksicht der Person sofort durch die Wache von dem Ballorte weggeschaffet werden.

Schließlich versiehet man sich zu jedermann, daß obbesagte Punkten von männiglichen genauest beobachtet, mithin auch alle Stände sich dermaßen halten werden, daß von keinem ein Unterschied, es seye im Tanzen oder Sitzen. Zum Abbruche und Nachstande des andern gemachet werde;

Und damit keiner sich mit der Unwissenheit entschuldigen könne, soll gegenwärtige Ballordnung bey Austheilung des Ankündigungszettels zugleich mit ausgetheilet und auf dem Ballsaale selbst angeheftet werden.

Urkund kurfürstlichen geheimen Kanzeley-Insiegels und der Vidimation. Münster den 5ten Jänner 1775.

L.S. vt. F. W. von Böselager,
C. B. Münstermann.[28])

In Kleinigkeiten waren und blieben noch Generationen hindurch die landesväterlichen Herrschaften erschrecklich groß. In einer erneuten Ballordnung vom 15. Januar 1812 wird die Folge der Tänze festgesetzt. Es hatte folgende Ordnung innegehalten zu werden: 1. Menuett, 2. Walzer, 3. Colonnen-Tanz, 4. Französische Quadrille, 5. Walzer, 6. Colonnen-Tanz, 7. Französische Quadrille, 8. Walzer, 9. Colonnen-Tanz, 10. Französische Quadrille, 11. Walzer, 12. Colonnen-Tanz, 13. der Kehraus, 14. letzter Walzer. Daß solche Bevormundungen keinen Nutzen hatten, liegt auf der Hand. Man schränkte sein „Vergnügen" im Ballsaal ein, um sich auf der Straße desto toller auszutoben.

Von den Höfen nahm auch die Verbreitung einiger Reiz- und Genußmittel ihren Ausgang. Den Höfen verdanken wir die Verallgemeinerung des Tabaks und des trinkbaren Kleeblatts: Kaffee, Tee, Kakao oder wie Blancard 1705 sagt: „Thée, Coffée, Chokolate Und Taback".

Die Damenwelt liebte den Tabak nur in Form von Schnupftabak. Das „Toback-Trinken" mittels eines „Pfeiffgen" blieb den Männern vorbehalten, oder fand, wenn wir Abrahama S. Clara glauben dürfen, nur

unter „Weibern" Liebhaberinnen, „welchen das Tobackrauchen so schöne anstehet, als wie dem Bären das Schwebel-Pfeiffen".[29]) Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an gehörte das Schnupfen in der ganzen zivilisierten Welt zur Mode. Die „Schnupff-Toback-Dose, worinnen das Frauenzimmer, so sich an das Schnupffen gewehnet, den Schnupff-Toback bey sich zu tragen pfleget"[30]) ward der galanten Welt, mit Einschluß des Ewigweiblichen, unentbehrlich.[31]) Jüngere Damen bedienten sich des Schnupftabaks als Reizmittel manchmal auch als Schutz gegen Krankheiten. Man tauchte den Finger leise in das Miniaturdöschen und warf das duftende Pulver flüchtig unter der Nase vorbei.[32])



Das Trio und der Tabaktrinker.
Faksimile der Radierung von Wenzel Hollar. 1635.

Leidenschaftliche Freundinnen des edlen Tabaks kommen vielfach vor. Von Charlotte, der ersten Königin von Preußen, erzählt man, daß sie versucht habe, bei der feierlichen Krönung in Königsberg (1701) unbemerkt ein Prieschen in die Nase zu schieben.[33]) Die Gräfin Cosel, die Geliebte August des Starken, ließ sich 1709 mit der Tabaksdose in der Hand malen, wie eines ihrer noch vorhandenen Porträts zeigt. Vielleicht war es eines jener „Achatdöschen", bestehend aus geschliffenem und in Gold gefaßten Achat, die am sächsischen Hof besonders beliebt waren.

Was war aber die Aufnahme, die das über Italien aus Spanien gekommene Schnupfen bei der Damenwelt fand, gegen den Enthusiasmus mit dem der Kaffee begrüßt wurde.

1670 etwa kamen die ersten Kaffeebohnen nach Deutschland, und wie alles Bewundernswerte und Bewunderte aus dem geliebten Frank-

reich, wo sie die Tonangebenden bereits gewonnen hatten. Nur Lise Lotte wollte „dießes Zeug" nicht schmecken, das sie überdies für ungesund hielt, wie viele Ärzte mit ihr. „Ich nehme mein leben weder thé, caffé noch chocolatte, was ich aber wohl eßen mögte, wäre eine gute kalteschal oder eine gute biersub" schreibt sie an ihre Verwandten, die weniger abstinent waren als die deutschgebliebene Französin.[34])

Die Frauen wurden zu begeisterten Verehrerinnen des Kaffees, des „Nektar des schönen Geschlechts" wie ihn ein Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts nannte.[35]) Zum Frühstück verdrängte er die Suppen. Die Vesper ohne Trank „heiß wie die Rache und süß wie die Liebe" mit Milch oder Sahne, war undenkbar. Man schloß sich zu Kaffeekränzchen zusammen, bei denen die Dame bekränzt wurde, die das nächste Mal bewirten mußte. Daher der Name Kränzchen.

Diese „Caffé-Cräntzgen" waren „tägliche oder wöchentliche Zusammenkunft und Versammlung einiger vertrauter Frauenzimmer — Caffé-Schwestergen — welche nach der Reihe herum gehet, worbey sie sich mit Caffetrinken und L'ombre-Spiel divertiren und ergötzen".[35]) Man trank den Kaffee anfänglich rein ohne Zusatz von Surrogaten. Die Wurzel der Cichorie wurde nur als Salat oder in Sauce genossen. Aber bereits 1778 ist das Vorhandensein von Cichorienkaffee und „Brotkornkaffee", also Gerstenkaffee, verbürgt.[36])

So fand der Kaffee ebenso begeisterte Anhänger wie fanatische Widersacher. Wilhelm Anton, Freiherr von der Asseburg, der 1762 bis 1782 im Stift Paderborn regierte, ging so weit, seinen Untertanen den Kaffeegenuß zu verbieten, indem er ihn für ein privilegiertes Getränk des Adels, der Geistlichkeit und des höheren Beamtentums erklärte. Die Folge des „Kaffee-Edikts" war eine ernstliche Revolution in Paderborn, zu deren Unterdrückung Militär aufgeboten werden mußte.[37])

Der Tee und die Schokolade blieben mehr „Lecker-Bißgen und Schnabelwerck". Sie konnten dem Kaffee als Volksgetränk nie ernstlich Konkurrenz machen, was schon ihre Kostspieligkeit hintanhielt. Die schnelle Einführung in Europa verdankten das edle Trifolium Kaffee, Schokolade und Tee nicht zum wenigsten den Ärzten, die allerlei wunderkräftige Eigenschaften in den drei Getränken zu finden glaubten. Über den Kaffee waren die Ansichten geteilt. Die einen sahen in ihm ein Gift, die andern ein Heilmittel für eine Unzahl Leiden. Die Schokolade empfiehlt der im siebzehnten Jahrhundert gefeierte Arzt Bontekoe gegen Hektik, Wassersucht, Milz- und Leberverstopfung, Durchlauf, Podagra, Gicht, englische Krankheit, Kopf-, Magen-, Lendenweh, gegen alle Fieber

— und es gab deren eine große Menge —, Stein, Entkräftigung usw.[38]) Um unreine Stoffe aus der Bauchspeicheldrüse wegzuschwemmen, ließ derselbe gelahrte Mediziner fünfzig bis hundert Glas Tee hintereinander trinken! Das schwemmte!

Hatte der Kaffee wohltätigen Einfluß auf die Trinksitten geübt und die Zahl der „Sauff-Drosseln, Zechschwestern, Brantewein-Bullen (Bouteillen), Zipp-Schwestern" vermindert, so hatte er keinerlei Einfluß auf die Moralität zu üben vermocht. Man trank Kaffee statt der berauschenden Getränke, war aber ebenso so liederlich und noch liederlicher als zuvor. Denn die hohen Herrschaften und ihr Anhang sahen es als einzige Aufgabe an, das Leben wie einen Freudenbecher in langen Zügen auszuschlürfen und gegen dieses Ziel trat alles andere in den Hintergrund. Man scheute sich nicht nur vor der Öffentlichkeit nicht, sondern prahlte doch mit seinen Lastern, die man möglichst offen zur Schau stellte. Eheliche Treue war in diesen Regionen ein veralteter Nonsens und wenn man aus Temparament oder Neigung dieser „Untugend" anhing, so suchte man das Geheimnis ängstlich zu hüten. Eine Maitresse gehörte nun einmal zum unentbehrlichen Requisit eines Hofstaates, das kein Fürst, geistlich oder weltlich, entbehren konnte und wollte. Man prunkte, wie König Friedrich I. von Preußen mit der Gräfin Wartenberg, mit einer erklärten Maitresse, auch wenn sie in Wahrheit gar keine solche war.

Das Institut fürstlicher Gunstdamen hat eine weniger ehrenvolle, als weit zurückreichende Vergangenheit. In diesen Blättern ist schon mehr als einer Maitresse Erwähnung getan worden, von den Merovingern und Karl dem Großen an bis zum späten Mittelalter. Manch eine geschichtlich hervorragende Persönlichkeit war das Kind einer jener Favoritinnen, die meist für kurze Zeit aus dem Dunkel auftauchten, um bald darauf, wenn die Sonne der Gunst für sie untergegangen war, wieder für immer zu verschwinden.

So war die Mutter Margarete von Parmas ein Dienstmädchen.

Jeanne van der Gheinst, die Tochter eines niederländischen Handwerkers, stand als Zofe im Dienst der Baronin von Montigny. Kaiser Karl V. hatte die junge Schönheit bei seinem Aufenthalt auf Schloß Audenarde im Oktober 1521 kennen gelernt. Dem sich entspinnenden Liebeshandel dankt Margarete ihr Dasein. Nach ihrer Abdankung als Maitresse verheiratete sich Jeanne mit einem kleinen Beamten in Brabant und starb 1524, vergessen von Liebhaber und Tochter.

Solche Selbstlosigkeit wird man später vergeblich suchen. Die Damen während des à la Mode und Rokoko stellten ihr Licht nicht unter

den Scheffel. Sie verstanden es alle, ihre Reize so teuer wie möglich zu verkaufen und wo sie selbst in solchem Handel nicht bewandert waren, sorgten Mütter, Brüder und Gatten für möglichst hohe Verzinsung des körperlichen Kapitals.

Mit dem Maitressenwesen kam wieder ein Zeitalter des Frauenkultus, wenn auch eines durchaus ungesunden. Die neue Frauenverehrung wurde zur frivolen Galanterie, da ihr ein Hauptelement des einstigen Kultus fehlte: die Achtung vor dem geliebten Weibe. Die Geliebte galt mehr als die Gattin, doch stand sie in Wirklichkeit tief unter dieser. Den Treubruch einer Maitresse strafte man mit einem Fußtritt, während man den der Gattin niemals verzieh. Die Maitresse liebte man, so lange kein begehrenswerteres Objekt vorhanden war. Der Gemahlin bewahrten selbst die verkommensten Subjekte noch ein Bruchteil jener Achtung, die trotz aller aufgewandten Mühe nicht gänzlich auszurotten war.

Als zuerst einzelne Fürsten, halb schüchtern, noch ihren unordentlichen Neigungen in dieser Richtung freien Lauf ließen, bewarf das empörte Volk die Favoritinnen mit Kot.[39]) Die Geistlichkeit versuchte die Fürsten durch kirchliche Machtmittel auf den rechten Weg zu bringen. Doch Kirche und Volk scheiterten bald am festen Willen der Herrscher und an den Frauen, die sich durch die Strahlen der Gunstsonne nur zu sehr angezogen fühlten.

Favoritin des Fürsten sein war vor allem ein gutes Geschäft, darum drängten sich Abenteurerinnen und Dirnen ebenso nach der hohen Stellung, wie Töchter des Adels und der Bürgerschaft. Und die Herren nahmen nur zu gern, was ihnen geboten wurde oder bedienten sich, kraft ihres weiten Gewissens und ihrer stets willigen Helfershelfer, sogar Gewaltmitteln, wenn die ehrende Huld nicht auf Gegenliebe stieß. Irdische Verantwortung gab es ja für sie nicht, nur Gott war ihr Richter — und wie lautet das russische Sprichwort vom Himmel und dem Zaren? Dem Bürgertum wurde, wenn man überhaupt an einen Dank dachte, der Tribut an Frauen und Töchtern gnädigst mit einem Titel gelohnt. Das kostete dem hohen Verführer nichts, lockte zwar den Höflingen ein höhnisches Lächeln ab, machte aber den also Ausgezeichneten mächtig stolz. Der Herr und die Frau Rat blähten sich vor ihren geehrten Mitbürgern, die sie weidlich beneideten. Ha, welche Ehre, seine Tochter im fürstlichen Harem zu wissen und dafür noch belohnt zu werden! Nie hat Deutschland ein servileres Bürgertum gesehen, als damals in der Hochblüte des Absolutismus, wo der Repräsentant des L'etat c'est moi straflos die Töchter entführen oder rauben, gebrochen an Leib und Seele

wieder zurückschicken und die Söhne heerdenweis zusammentreiben und für klingende Münze verkaufen durfte.

Wenn sich aber unverhofft doch einmal bei einem der hohen Herrn Gewissensbisse einstellen sollten, dann gab es Hofprediger, Jesuiten beider Konfessionen, die salbungsvoll mit nach oben gekehrten Pupillen Absolution erteilten. Und die weisheitsvollen Herren von den Universitäten standen an Liebedienerei den Pfaffen in keiner Weise nach.

Die Juristenfakultät zu Halle, der auch Gelehrte wie der Hexenwahnbekämpfer Christian Thomasius angehörten, gab ein förmliches Rechtsgutachten dahin ab, daß „große Fürsten und Herren den gewöhnlichen, für Private geltenden Gesetzen nicht unterworfen, sondern lediglich Gott für ihre Handlungen Verantwortung schuldig seien, daß daher ein ungeregeltes Liebesverhältnis mit einem Großen für eine Person nichts Entehrendes enthalte, daß vielmehr auf eine solche Etwas von dem splendeur ihres Amanten übergehe.“ Wenn solche Ritter vom Geist das Maitressenwesen sanktionierten, dann ist es den Herren nicht weiter übel zu nehmen, wenn sie ungescheut die ihnen so willkommene Mode mitmachten.

Kam es doch bald so weit, daß ein Regierender ohne Favoritin überhaupt undenkbar schien. Friedrich Karl Freiherr von Moser, der Freund Susanna von Klettenbergs, der „schönen Seele“ in Wilhelm Meisters Lehrjahren, liefert dazu ein beredtes Beispiel.[40]) Als ein biederer Handwerksmeister das jugendschöne neuvermählte Fürstenpaar an seiner Werkstatt vorbeifahren sah, rief er seinen Gesellen in Hurrahstimmung zu: „Nun fehlt unserm lieben Fürsten nichts mehr als — eine schöne Maitresse!“

Eine öffentliche Meinung gab es für diese Herren nicht. „Die öffentliche Meinung wird verachtet von den erhabensten und von den am tiefsten gesunkenen Menschen“ sagt Marie von Ebner-Eschenbach, eine der geistreichsten Frauen, die je gelebt.

Die geistlichen Herren, denen Glück, mehr aber eine einflußreiche Verwandtschaft zu Land und Leuten verholfen, waren ganz gern von der Partie. Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, protestantischer Bischof von Paderborn und Bremen, lebte mit Anna Bestorp, der Tochter eines Kölner Arztes. Herzog Heinrich starb unvermählt 1585, erst vierzig Jahre alt.[41]) Den Herrn band wenigstens kein Keuschheitsgelübde, trotzdem auch dieses sonst nicht weiter störte.

Graf Franz von Waldeck, von 1532—1553, Bischof von Münster, der den Wiedertäufern den Garaus machte und das schöne oldenburgische

Zisterzienserkloster Hude wegen des wüsten Lebens der Mönche „mit losen Weibern“ zerstörte, derselbe Herr lebte mit Anna Polmans. Von seinen drei natürlichen Söhnen sollen die bürgerlichen Familien namens Waldeck, die im Fürstentum Waldeck leben, abstammen.[42])

Die Moralität der Geistlichkeit war nie weither, aber nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde es besonders schlimm. Ebenso wie für die weltliche brach für die kirchliche Aristokratie „das Säkulum der modernen Sittenlizenz, der Frivolität und Weltlust“ ein. Unter den schönen Mädchen in den Bischofssitzen besaßen die geistlichen Herren zahlreiche „Nichten oder Schwestern“,[43]) so besonders in Fulda ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts. Anständige Frauen aus dem Bürgertum, denen das Gebahren der frommen Herren und ihrer Kavaliere nicht paßte, setzten sich der Gefahr aus, hochnäsig als „Bürgermenscher und Kanaillen“ tituliert und tracktiert zu werden.[44]) Der Halsband-Kardinal Prinz Rohan hielt sich an seinem glänzenden Hof in Zabern, damals Saberne, einen wohlassortierten Harem. Als ihm eine seiner mit Gewalt ihren Eltern entführte Odalisken entsprang, ließ er eine förmliche Treibjagd nach ihr durch sein in Frankreich und Deutschland gelegenes Bistum anstellen.[45])

Doch nicht nur die Fürsten, Geistliche und Weltliche leisteten sich den Luxus von Hirschparken en miniature. Auch manch adeliger Grandseigneur verfügte über einen Privatharem. So ein Graf Ezobor zu Zeiten Maria Theresias, der sich ein Serail mit vierundzwanzig Bewohnerinnen hielt.[46])

In Sachsen begann das Maitressenunwesen unter Johann Georg IV. (1668—94), der in den Banden der unbedeutenden, ausschweifenden und von ihrer ränkesüchtigen Mutter geleiteten Magdalena Sibylle von Neitschütz lag. Wenige Wochen nach dem Tod seiner Geliebten erlag Johann Georg den am Krankenlager der Neitschütz geholten Blattern. Ganz Sachsen atmete bei dem Hinscheiden des charakterlosen, schwachen und verblendeten Fürsten auf, nur die Sippe seiner Maitresse und vielleicht auch seine Gattin nicht, Eleonore Erdmuthe Luise, geborene Prinzessin von Sachsen-Eisenach, verwitwete Markgräfin von Brandenburg. Sonst jubelte alles dem goldenen Zeitalter entgegen, das nun für Sachsen anbrechen sollte. Es kam aber ganz anders als man sich gedacht hatte.

Dem kläglichen Georg folgte die Quintessenz der souveränen Verachtung aller Landesinteressen, verkörpert in einem Despoten, dessen einzigen Lebensaufgaben die Veranstaltung rauschender Festlichkeit,

die Vergeudung der Kräfte seiner geknechteten Untertanen und der ewige Wechsel von Maitressen waren.

August der Starke war ein schöner Mann. Das ist so ziemlich alles, was Gutes von ihm zu sagen ist. Als Jüngling nach der Hochschule der Ausschweifungen, nach Italien gesandt, fand die welsche Unzucht einen nur zu gelehrigen Schüler in dem imposanten Sachsen. Italien machte ihn zu dem Lüstling, als der er in der deutschen Geschichte fortlebt. Ihm gilt das Weib nur als Genußmittel, doch wertet es unter diesen an erster Stelle. Die Maitresse war nächst dem König die Hauptperson, der alles zu huldigen gezwungen war, die besonders die rechtmäßige Gemahlin in den Schatten drängte. Sie wurde zur Halbgöttin neben der durchlauchtigsten Gottheit, aber sie sank zur Kanaille zurück, auf die sie mit solch unsäglicher Verachtung herabgesehn hatte, wenn die Gnadesonne für immer untergangen war. Dadurch, daß all diese Weiber ihrer Gunst wie ihrem Haß freien Spielraum gewähren durften, wurden sie zu den mächtigsten Persönlichkeiten im Staat, denen zu Liebe „August der Gerechte“ und Konsorten nur zu oft alle Menschenrechte mit Füßen traten. Die meisten dieser temporär allmächtigen Weiber brauchten wie Lady Milford, nicht mehr als eine Nacht, um jeden Widersacher zu vernichten.

Die erste bemerkenswerte in der endlosen Kolonne der Liebsten Augusts war Aurora von Königsmark, die Enkelin eines schwedischen Heerführers. Mit ihren zwei Schwestern, der Gräfin von Löwenhaupt und der Gräfin von Steinbock, kam sie hilfesuchend wegen des Nachlasses ihres in Hannover ermordeten, galanten Bruders Philipp Christoph von Königsmark nach Dresden. August sah und liebte die schöne Frau. Die Maitressenherrlichkeit dauerte für die geistreiche Aurora aber nur knapp drei Jahre. Die Frau, die im Gold und blitzendem Gestein gewühlt, von deren Launen Wohl und Wehe Zahlloser abhing, die in ihren weißen Händen ein Menschenschicksal zu knicken vermochte wie eine Eierschale, sie mußte kämpfen um ein ruhiges Plätzchen, wo sie vor Not und Sorge geschützt, ihr Leben verbringen konnte. Sie war nicht die schlimmste der Favoritinnen Augusts, und daß sie ihn aufrichtig geliebt zu haben scheint, läßt ihr Bild in versöhnlicherem Licht erscheinen, als das der weitaus meisten ihrer Nachfolgerinnen, die sich trotz hochadeliger Namen als gewöhnliche Buhldirnen gebärdeten, auf deren abschüssiger Bahn das kurfürstliche Schloß nur eine Station bedeutete. Aurora war die Mutter des Grafen Moritz von Sachsen, der sein Feldherrntalent in den Dienst Frankreichs gestellt hatte. Er ist wohl das

bedeutendste unter den dreihundertvierundfünfzig natürlichen Kindern[47]) Augusts des Starken.

Ich muß mich darauf beschränken nur die bemerkenswerten Erscheinungen von Elb-Versailles zu erwähnen. So Anna Constanze von Cosel, von Geburt eine von Brocksdorf aus Holstein, die als Gattin des sächsischen Kabinetsministers Hoymb den Verführungskünsten Augusts erlag. Neun Jahre hindurch lag ganz Sachsen zu den Füßen der geistvollen und schönen, aber intriguanten und selbstsüchtigen Frau, die sich selbst bei offiziellen Gelegenheiten, wie bei dem Besuch des Königs von Dänemark, derart vor die Königin stellte, daß dieser nichts übrig blieb, als der angeschwärmten Maitresse das Feld zu räumen und sich zurückzuziehn. Von der geistlosen Gräfin Marie von Dönhoff verdrängt, brachte sie den Rest ihres Lebens erst als Gefangene, dann freiwillig im Koselturm des Schlosses Stolpen zu, wo sie, fromm geworden, fünfundachtzigjährig starb.

In solcher Luft wurden eben alle Anstandsbegriffe derart unterminiert, daß Ehr- und Zartgefühl zu unbekannten Dingen werden mußten. Und so scheuten sich denn auch Herrn vom Stand nicht, sich für bares Geld an abgedankten und abgelohnten Maitressen zu verkaufen. Mancher Ferdinand von Walther führte seine Lady Milford heim. Ein Prinz Ludwig Wilhelm von Württemberg heiratete 1722 die von dem allzeit willigen Wiener Hof zu einer Fürstin von Teschen gemachte Frau von Lubomirski, die August der Kosel willen verlassen hatte. Anna Karoline Gräfin von Orzelska, die Tochter und Geliebte Augusts[48]) — über solche Kleinigkeiten war man erhaben — und gleichzeitig die Maitresse ihres Halbbruders des Grafen Rutowski, eine Zeitlang mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen, dem späteren alten Fritz, „in ziemlich gutem Einverständnis“,[49]) fand in dem Prinzen Karl von Holstein-Beck einen Gatten, der sich leicht und gern über die Vergangenheit der schönen Frau hinwegsetzte. „Es gab“, wie ein Herr von Wolframsdorf in seinem „Portrait de la cour de Pologne“ sagt, „eine eigene Klasse Leute am Dresdener Hofe, die, da sie aus eigenen Mitteln nicht leben konnten, ihre Frauen dem Vergnügen des Königs aufopferten, um sich in seiner Gunst zu erhalten.“[50])

Der Dresdener Ableger von Versailles stand natürlich nicht vereinzelt da.

Carl Albrecht von Bayern (1726—1745), der als Carl VII. einen kurzen Kaisertraum träumte, hinterließ von seinen zahlreichen Geliebten gegen vierzig Kinder. Unter seinen Gunstdamen finden wir hoch-

aristokratische Namen vertreten. Natürlich herrschte auch hier die Gepflogenheit, Hofkavaliere mit der Hand dieser Damen zu beglücken, wenn das Auge des hohen Herrn auf eine neue Favoritin gefallen war. Die Heirat Carl Albrechs mit der Tochter Kaiser Josefs I. von Österreich änderte nichts an dem lustigen Leben in München, das nur Kirchenbesuch unterbrach. Frömmigkeit und Galanterie sind ganz gut vereinbar. Wenn der Kurfürst in der Badenburg mit seinen Odalisken — es gab sechzehn dort — „unter sanfter Musik im Bade herumgeschwommen war",[51]) dann eilte er, um in Sack und Asche vor Kreuzen und Altären Buße zu tun.

Am Hof Ernst Augusts von Hannover herrschte die ränkevolle Gräfin Platen, der „böse Engel Hannovers". Wenn das Weib ausfuhr trugen ihre Pferde rote Sammetdecken und der Kutscher zügelte die Tiere mit rotseidenen Strängen. Ihre acht Diener lungerten in roten Sammtlivreen mit massiv silbernen Knöpfen herum. Man konnte eben die hohe Ehre, die Kebse des Landesfürsten zu sein, nicht grell genug ausposaunen. Von dieser Erwägung geleitet verlieh auch Carl Eugen von Württemberg den Damen seiner Laune das Recht — blaue Atlaschuhe zu tragen![52])

War überhaupt ein recht spaßhafter Herr, dieser gekrönte Protz mit seinem zweitausendköpfigen Hofstaat. Er schlichtete, wenn ihm seine Orgien Zeit dazu ließen, die Prozesse seiner Untertanen in höchst praktischer und origineller Weise. Er warf ungeduldig streitende Bauern zur Türe hinaus, ließ sich jedoch das Anliegen hübscher Bäuerinnen sehr eingehend unter vier Augen vortragen, wie Casanova erzählt.

Karl Wilhelm, Markgraf von Baden, der Gründer Karlsruhes, besaß einen Harem von „mehr als dreyßig unartige Geschöpfe, unter denen einige ihn des Tages in Heyduckenkleidern auf der Karosse begleiten, und des Nachts die Aufwartung machen mußten. Bey der Ausmusterung wurde für ihren Unterhalt gesorget, indem sie meistentheils an niedrige Bediente verheirathet wurden."[53])

Darüber kann man schließlich noch lachen. Das vergeht einem aber gründlich bei dem vorletzten Markgrafen von Ansbach, Karl Friedrich Wilhelm, der von 1723 bis 1757 in seinem Lande hauste, wie die spanischen Konquistadoren in Amerika. Seiner Maitresse zum Spaß schoß er einen Schornsteinfeger vom Dach, um sich mit dieser Dirne am Fall des so feige Gemordeten zu ergötzen, frei nach einer Stelle in Marquis de Sades scheußlichem Machwerk.[54]) „Der seine Gnade anflehenden Witwe des Getöteten gab der biedere Fürst fünf Gulden!"[55])

Am Hof des würdigen Nachfolgers dieses gräßlichsten Despoten

unter allen deutschen Duodezherrschern war deutsch verpönt, denn Lady Craven, die allmächtige Geliebte, verstand diese „pöbelhafte" Sprache nicht. Diesem Herrn hat Schiller in „Kabale und Liebe"[56]) eine Schandsäule gesetzt, die leider nur das Porträt, nicht aber den Namen des Engroshändlers in Menschenfleisch trägt. Markgraf Alexander heiratete später seine als Schriftstellerin bekannte „Freundin" und gab ihr zuliebe sein angestammtes Land freiwillig Friedrich Wilhelm II. von Preußen preis.

Der Markgraf von Schwedt hatte ein schwaches Gehör. „Dieses hindert ihn aber nicht, noch in seinem fünfundsiebzigsten Jahre die sanfte Stimme der Liebe zu verstehen. Eine gewesene Aktrice, die junge Witwe ist, bekleidet die Stelle einer öffentlichen Maitresse bei ihm. Sie lebt auf dem Schlosse bei ihm und stellt völlig die Hausfrau vor. Sie war es auch, die uns auf morgen zu ihm nach Mon-Plaisir eingeladen hat" und die tugendsame Elise von der Recke und ihre keusche Reisebegleiterin, die kurländische Pfarrerstochter Sophie Becker folgen freudig diesem Ruf.[57]) Ja noch mehr. Sie fahren mit dieser Madame Karl spazieren, was von Fräulein Becker in folgenden recht bezeichnenden Worten erzählt wird: „Mad. Karl zeigte sich uns auf der kleinen Lustfahrt von so guten Seiten, daß wir sie lieb gewannen. Wie manche empfindelnde Närrin hätte sich nicht einmal entschließen können, mit einer Maitresse in einem Wagen zu sitzen, deren Stelle sie vielleicht bei minderer Verführung, wenn sich die Gelegenheit dargeboten, angenommen hätte." Diese Dame nimmt das Pfarrerskind vollständig für sich ein, Luise gerät in Verzückung, daß diese Konkubine eines Mannes, der ihr Großvater sein könnte, Emilia Galotti aufführen läßt. „Wie gefällt Dir dieser Zug einer Maitresse? Wie viel menschliche Würde kann dieser Name trotz aller Vorurteile der Welt (!) immer noch einschließen!"[58])

So weit ging die Verirrung aller Moralbegriffe bei allen, die mit den Höfen in Verbindung kamen. An diesen selbst waren sie gründlich ausgemerzt.

Was galt den meisten Fürsten ihr Manneswort, was Ehre, die eigene oder die eines Untertanen, was das zerstörte Lebensglück, wenn es sich um Befriedigung einer Leidenschaft handelte. Sie opferten skrupellos dem Moloch ihrer Lüste, und Vorgänge, wie sie Kosinsky schildert, erregten kaum besondere Aufmerksamkeit. Die Herrn waren nicht gewöhnt, einen Wunsch an irgend einem beseitigbaren Hindernis scheitern zu sehn. Sie zerbrachen rücksichtslos jeden Widerstand. Jede bessere

Regung wurde gewaltsam zurückgedrängt und erstarb schließlich in der Gewohnheit der unbeschränkten Gewalt. Hier ein Beispiel. Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg wurde von seinem treuen Jugendfreund von Forstner vor den Sirenengesängen des Fräuleins von Grävenitz gewarnt. Der Herzog, gerührt über diesen Freimut, verpfändete dem Freund sein Wort, ihn nie einer Geliebten zu opfern. Die Leidenschaft zur Grävenitz wuchs und eines Tages überraschte der Fürst seinen Freund mit der Nachricht, daß er dieses Weib heiraten und sich von seiner Gemahlin deshalb scheiden lassen wolle. Forstner gelang es, den Herzog vor den Konsequenzen dieses unbedachten Schrittes zu bewahren und eine Versöhnung mit der Herzogin zustande zu bringen. Die Grävenitz wurde an einen Herrn von Würben verheiratet, einen jener hochadeligen Zuhälter, die sich nach der Ehre drängten, den Scheingatten der Geliebten ihres Herrn abzugeben. Diese Ehe war für die Frau von Würben denn auch kein Beweggrund, ihr Verhältnis zu Eberhard Ludwig zu lösen. Sie beherrschte ihn nach wie vor, ihn, den Hof und das Land. Sie saß dem Geheimen Rat vor. Sie verteilte Ehrenstellen an ihre Favoriten, sie entsetzte die Männer jener Beamtenfrauen, die ihr nicht aufwarteten. Der Herzogin ließ sie ungestraft ihre Macht fühlen, den Erbprinzen mißhandelte sie. Forstner mußte fliehn. Der Herzog hatte sein Versprechen, trotz Forstners Mahnung, derart vergessen, daß er das Vermögen des einstigen Freundes einziehn und sein Bild durch den Scharfrichter verbrennen ließ. Forstner selbst wurde auf Grund eines vom König von Frankreich erlangten Haftbefehls gefangen genommen.

So rächten sich Gunstdamen und ihre charaktervollen Liebhaber!

Die Gräfin Cosel haßte den Kanzler Beichlingen und „August der Gerechte“ ließ ihn nach dem Königstein abführen, nachdem er vorsorglich die Güter Beichlingens konfisziert hatte.

Manchmal, aber leider nur selten, hatte ein Land das Glück, eine einsichtsvolle Maitresse an der Seite des Fürsten zu finden, wie Württemberg in der Gräfin Franziska von Hohenheim. Sie verstand mit sanfter Hand „den gewaltigen Herrschersinn“, wie Karoline von Wolzogen den schroffen Despotismus Karl Eugens von Württemberg nennt, zu einem aufgeklärten hinüberzuleiten, was aber noch lange nicht berechtigte, sie als „den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit“ zu feiern. Das „Franzele“ war die ihrem Mann davongelaufene Konkubine eines Wüstlings und nicht „das Musterbild der Tugend“, als das sie der arme achtzehnjährige Karlsschüler Friedrich Schiller feiern mußte.

Wie die Männer, so auch manchmal die Frauen.

„Die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts atmete in einer so ganz von Lasterhaftigkeit erfüllten Atmosphäre, daß es nicht selten war, auch vornehme Frauen zu sehen, die im Strudel der Ausschweifungen mit der Scham auch die Scheu vor dem Verbrechen eingebüßt hatten.“[59])

Von der Markgräfin von Bayreuth, die als Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm in Erlangen residierte, erzählt die Schwester Friedrichs des Großen in ihren Memoiren, sie ändere „so oft Liebhaber wie Leibwäsche.“[60])

Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Tochter des Soldatenkönigs wohl eine geistvolle Frau, aber wie jene Hofdame ist, die sie selbst charakterisiert: „Ihre Zunge schonte keinen Menschen und war scharf wie ein Messer.“ Darum werden die meisten ihrer Mitteilungen nur cum grano salis aufzunehmen sein. Sie log nicht etwa, aber sie erzählte vieles vom Hörensagen, ohne die Gerüchte auf Stichhaltigkeit zu prüfen und Klatsch von Tatsachen zu sondern. So ist auch die Geschichte der Prinzessin von Kulmbach, die von ihrer eigenen Mutter aus Eifersucht der Gewalt eines bezahlten Verworfenen preisgegeben wurde, selbst für die damaligen Verhältnisse zu kraß, um, zur Ehre der Menschheit sei es angenommen, vollinhaltlich wahr sein zu können.[61])

Geschichtlich verbürgt sind jedoch die Verfehlungen der Schwester Karl Eugens von Württemberg, der 1734 geborenen Prinzessin Auguste, 1753 mit dem Fürsten Anselm von Thurn und Taxis vermählt. „Leichtsinn und Verschwendungssucht hatten diese Dame moralisch so ruiniert, daß sie, mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder zerfallen, kein Bedenken trug, auf jenen bei Gelegenheit einer Jagd einen meuchlerischen Schuß loszubrennen, der aber fehlging, und gegen diesen einen Vergiftungsplan auszuspinnen. Sie starb als Gefangene 1783 im Schlosse zu Göppingen.“[62])

Doch mit Genugtuung sei hervorgehoben, daß solche Vorkommnisse als Ausnahmen zu betrachten sind. Denn im allgemeinen waren es nicht die Fürstinnen, von denen Sittenlosigkeit und verschwenderische Luxuswirtschaft[63]) ausgingen, sondern die Fürsten. Im Gegenteil bewahren sie vielfach die ererbte Art bei, sind, wo es angeht, altfränkisch-gute Hausfrauen, wahre Mütter ihrer Kinder. Nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, drücken sie bei dem wüsten Treiben des Gatten die Augen zu, oder verbannen sich freiwillig vom Hof, wenn

es ihnen in der lasterschweren Glanzsphäre des Hofes zu bunt wird. So die Mutter und die Gattin Augusts des Starken.

Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die Frau Augusts, wurde es endlich müde, die Maitressen des hohen Herrn gnädigst zu empfangen und diese von einer entarteten Kamarilla umschwärmt zu sehn, während man sie selbst geflissentlich übersah. Sie überließ das Feld den triumphierenden Buhldirnen, sie und noch einige andere ihrer Standesgenossinnen, deren Gatten es ähnlich trieben. Es waren „unstreitig hochachtbare Erscheinungen, aber weder durch Geist und Bildung, noch durch Körpervorzüge und Anmut hervorleuchtend, dazu angetan, die Neigung der Männer zu fesseln, die bei den durch Schönheit und Liebreiz, durch alle Künste der Koketterie verführerischesten Frauen nur selten einmal auf ernsten Widerstand stießen".

Natürlich erhielt das Siegesbewußtsein der Allgewaltigen auch dann und wann einmal einen Stoß. So hörte August der Starke von der schönen Henriette von Anhalt-Dessau „auf alles, was er ihr von Liebe predigte", nur, daß sie der König nicht zur Königin machen könnte. „Allein, ich bitte auch zu glauben, daß ich mir allzuviel auf meine Geburt einbilde, als daß ich Dero Mätresse abgeben möchte."[64]) Und Henriette beruhigte die eifersüchtige Gräfin Esterle, die der gefällige Kaiser zur Herzogin von Teschen gemacht hatte, mit den Worten: „Fürchtet nichts. Der König mag reden. Nicht alle Fürstinnen gleichen Ihnen."[65])

Die Fürstinnen blieben ohne jeglichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auf Glanz und Gepränge der Zeit, in der sie lebten. Anders die Buhlerinnen der Eheherren. So verwerflich ihre sittlichen Eigenschaften auch gewesen sein mögen, dennoch sind sie von der Zeitgeschichte unzertrennlich. „Das Dasein der Fürstinnen spann sich in stiller Duldung und Entsagung traurig ab, indeß ringsum ein ewiger Wechsel von Zerstreuungen und Lustbarkeiten die Welt mit Lärm und Staunen erfüllte und die Federn der Hofpoeten und Hofhistoriographen in Bewegung setzte."[66])

„Nun hab' ich's selbst gesehn, nun weiß ich wie es ist
Mein König, wenn Dein Volk des Kummers ganz vergißt"

deklamiert das Reptil Gottsched August den Starken an.[67]) Ein gleich biederer Poet versteigt sich sogar den „Titus unserer Zeit" anzureden:

„Du weißt, je mehr Du glücklich bist,
Den Menschen glücklich vorzustehen:
Und suchst, so hoch Dein Vorzug ist
Auch niedrer Knechte Wohlergehen."

War es da nicht selbstverständlich, daß diese Herren dem feilen Gesindel gnädigst Fußtritte als Dank applizierten?

Nur eine einzige von all diesen ernsten Frauen galanter Fürsten macht eine vollkommene Ausnahme. Wie eine Tanne das Unterholz, so überragt die bedeutendste deutsche Frau des achtzehnten Jahrhunderts, Maria Theresia von Österreich, all die Fürstinnen der ganzen Epoche. Es hat vor, während und nach ihrer Zeit geistreichere, schönere und aufgeklärtere Frauen gegeben, doch keine einzige von ihnen allen bietet ein solch harmonisches Gesamtbild, wie es sich im Charakter Maria Theresias zeigt. Sie, die geborene Kaiserin, ist stets die biedere Hausfrau, die zwei Familien zu betreuen hat. Die eine ist der Gatte und die Kinder, der andere der Riesenstaat, für dessen Wohl sie, wenn auch nicht immer mit den richtigen Mitteln, so doch stets mit einer hausbackenen Klugheit nach bestem Wissen und Gewissen sorgt. Ich kann es mir wohl versagen eine Biographie der großen Kaiserin zu geben Nur einige anekdotische Züge aus ihrem Leben sollen ihre Persönlichkeit in helleres Licht rücken, als es in der Allgemeingeschichte geschieht, die sich mehr mit den Taten als mit der Person selbst beschäftigt. In Maria Theresias Gehaben streitet sich stets die stolze Tochter der Habsburger mit der strengbürgerlich erzogenen Frau, der sogar als sie noch Erzherzogin war, die vielgeliebten doch vom Vater streng verbotenen Kaffeebohnen zugeschmuggelt werden mußten. Sie die überaus sittenreine Frau erlebte bei ihrem leichtlebigen Gatten, Franz von Lothringen manchen Seitensprung, den sie nicht mit dem Gleichmut ertrug, wie zahlreiche Fürstinnen ihrer Zeit. Um der Abenteurerlust des Herrn Gemahls Schwierigkeiten zu bereiten, soll von der Kaiserin jene mit Recht verlästerte Keuschheitskommission ins Leben gerufen worden sein.*) Es war dies eine von zahllosen Spitzeln bediente Behörde, die über die Sittsamkeit der Wienerinnen wachen sollte, aber ihren Zweck vollkommen verfehlte, wie so viele Institutionen der Herrscherin, die ihren Ursprung in der fanatischen Bigotterie Maria Theresias hatten.[68])

In der Pfaffenuntertänigkeit besteht der Hauptfehler Maria Theresias.

*) Die Existenz dieser Keuschheitskommission wird neuerdings von kompetenten österreichischen Historikern wie Ritter von Arneth und Karl Eduard Schimmer rundweg geleugnet. Ob hier nicht nur jene Mohrenwäsche inszeniert wird, wie sie ein Kais. und Königl. Historiker v. Helfert an Maria Karoline, der Königin von Neapel (Wien 1884) mit so geringem Erfolge versuchte, vermag ich nicht zu entscheiden. Nikolai ein Zeitgenosse, spricht von der Keuschheitskommission, ebenso andere gleichzeitige und etwas spätere Schriftsteller, deren Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt.

Er trübt das Andenken an die große sonst so klar denkende und warmherzige Frau, die im Burgtheater, als ihr während der Vorstellung die Nachricht gebracht wird, daß ihrem Sohn Leopold ein Sohn geboren wurde, echt wienerisch impulsiv ins Publikum ruft: „Der Poldl hat an Buam!“[69]) Die sich herzinnig ergötzen konnte über das Transparent, das anläßlich der Geburt ihres ersten Sohnes, Kaiser Josefs II., die Schneider an ihrem Innungshaus anbrachten:

„Über die königliche Niederkunfft
Freut sich die ganze Schneiderzunfft.“[70])

Sie, die Millionen an würdige und unwürdige Diener als Pensionen auswarf, der die Abschaffung der Folter in Österreich zu danken ist, ihr Sich-Ducken unter dem Zwang der alle freie Geistestätigkeit hemmenden Dunkelmänner hat Österreich in jene Fessel geschlagen, aus denen es selbst ein Josef II., der größere Sohn einer bedeutenden Mutter nicht zu befreien vermochte. Erst das Jahr 1848 hat die Nebel zerstreut, die sich nun wieder dräuend zusammenziehn. „Gott erhalte, Gott beschütze, unser Österreich, unser Land!“

Wie es unmittelbar vor Maria Theresia mit Frauentugend in Wien bestellt war, darüber schreibt Lady Wortley Montague am 20. September 1716 an Lady Rich: „Kein Frauenzimmer darf ihre Koketterie spielen lassen, zwei Liebhaber auf einmal zu ermutigen. Ich habe noch keine Spröden gesehen, die Anspruch auf die Treue ihrer Ehemänner machen, die gewiß die gutartigste Gattung von Menschen in der Welt sind. Sie sehen die Galane ihrer Frauen so freundlich an, als wären sie ihre Bevollmächtigten, die ihnen den mühsamsten Teil ihrer Obliegenheiten aus den Händen nehmen, denn sie sind selbst wieder Bevollmächtigte an anderer Stelle. Mit einem Wort, es ist stehende Gewohnheit für jede Dame, zwei Gatten zu haben: einen, der den Namen führt, und den andern, der die Pflichten erfüllt. Die Verbindungen sind so allbekannt, daß es eine grobe Beschimpfung sein und öffentlich bekritelt werden würde, wenn man eine Frau vom Stande zum Mittagessen einladen wollte, ohne zugleich ihre Begleiter, Galan und Ehemann mit zu bitten, zwischen denen sie im Staat ernsthaft sitzt. Diese Nebenheiraten dauern gewöhnlich zwanzig Jahre, und die Dame bedient sich der Güter ihres armen Cicisbeos oft zum äußersten Schaden seiner Familie.

Diese Verbindungen entstehen ebenso selten aus wirklicher Leidenschaft, wie andere Heiraten. Der Mann macht nur eine schlechte Figur, der nicht irgend ein Verhältnis dieser Art aufweist, und ein Frauenzimmer sieht sich, sobald sie verheiratet ist, nach einem Liebhaber um, wie

nach einem Teil ihrer Ausstattung, ohne die sie keine Lebensart besitzen würde."[71])

Diese gemütliche Sitte konstatiert „der Mann ohne Vorurteil", Josef von Sonnenfels, noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach dem „jede artige Frau ihr boudoir besitzt, wo ein Gemahl von Lebensart nie eindringt, und nur ihr Liebhaber du jour sie zu stören Erlaubnis hat."[72])

Im Lasterverzeichnis dieser Gesellschaft fehlt selbstverständlich auch die Spielleidenschaft nicht. Wie konnte der Kitzel fehlen, der oft allein im stande war, diesen von allen Genüssen und Lastern abgestumpften Menschen einen Reiz zu verursachen. Man spielte viel und hoch. Am Hof zu Blankenberg am Harz legte der Herzog allabendlich eine Bank in Basset, an der sich die ganze Hofgesellschaft beteiligte.[73]) In den adeligen Zirkeln Wiens galt hohes Spiel als eine Eigenschaft, die selbst den Mangel eines nicht ganz probehaltigen Stammbaumes verdeckte.[74]) In Wien soll manche Dame während eines Winters zwanzigtausend Gulden und mehr verloren haben. Casanova sprengte in Bonn eine Bank, die sechshundert Dukaten enthielt.[75]) Der gewöhnliche Einsatz beim Pharao, das Damen und Herren dort leidenschaftlich spielten, war zehn bis zwölf Dukaten.



Adelige Spielgesellschaft.
(Kupfer von Daniel Chodowiecki zu Voltaires Candide.)

Keyßler charakterisiert das Wien von 1730 in den Versen:

„Ein Klumpen Häuser und Palläste,
Voll Ungeziefer, voller Gäste,
Ein Mischmasch aller Nationen,
Die im Ost-West-Süd-Norden wohnen,
Gestank und Koth in allen Gassen,
Viel Weiber, die den Ehstand hassen,
Viel Männer, die mit andern teilen,
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen,
Betrug und List in allen Buden,
Beschnittne und getaufte Juden,
Viel Kirchen allzeit voller Sünder,
Viel Schenken und darinn viel Schinder
Viel Klöster voller Pharisäer,
Viel Händel und viel Rechtsverdreher,

Viel Richter, die das Recht verkaufen,
Viel Feste celebrirt mit Saufen,
Viel große Häuser voller Schulden,
Viel Praler die den Stock geduldcn,
Viel Windverkäufer ohne Mittel,
Viel schlechte Tropfen voller Tittel,
Gestrenge Bauern, gnädge Bürger,
Viel Zöllner, viel lateinsche Würger,
Viel Hoffart, wenig Complimenten,
Viel Ignoranz und viel Studenten,
Viel Kupler, viele Kuplerinnen,
Viel die mit Huren Geld gewinnen,
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider,
Lackeyen, Pagen, Pferde, Wagen,
Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Ziehn,
Dieß ist das Quodlibet von Wien."[76])

Wie alle Moden an den Höfen wechselten, so war es einmal Sitte, mit der Philosophie zu kokettieren. Manchesmal tauchte sogar die Sucht auf, recht leutselig gegen die Untertanen zu erscheinen. Den herablassend volksfreundlichen Herrschaften ging es wie vielen Naturfreunden. In Ermangelung einer anderen Zerstreuung verfolgen sie, müßig im Waldesschattenliegend, das geschäftige Treiben der Käfer im Grase. Doch sie rücken ängstlich beiseite, wenn so ein Käfertier ihnen zu nahe an den Leib kommt. Ein Schauer des Ekels erfaßte sie aber, wenn sie eines der Tiere in die Hand nehmen sollten. Es lebenden Leibes aufzuspießen als interessantes Objekt ihrer Sammlung einzuverleiben, davor graut ihnen nicht, das gilt sogar als Wissensdurst. Und wie diese vornehmen Allerhöchsten geberdete sich der ganze Troß hochbetitelter Lakaien, die, leider, nicht ganz mit Unrecht auf das Bürgertum herabsahen, das ebenso charakterlos mit fischbeinernem Rückgrat einherkroch wie sie selber.

Der Ton der guten Gesellschaft wetteiferte dabei, wie in der Zeit des tiefsten Verfalls während und nach dem großen Kriege, mit dem des gemeinen Volkes in Unsittlichkeit und Unflätereien. In den Büchern für Frauen besserer Kreise wimmelt es von Schmutz. Es gab weder ein allgemeines sittliches Bewußtsein als Gemeingut einer eigentlichen gebildeten Klasse, noch ein besonderes der einzelnen Geburts- oder Berufsstände, das stark und geläutert genug gewesen wäre, um diese vor der Befleckung mit solchen Roheiten zu bewahren, die in geordneten Zeiten lediglich das traurige Unterscheidungszeichen des Pöbels oder der ungebildeten Masse des Pöbels sind.[77])

Die Geistlichkeit beider Konfessionen, nicht weniger demoralisiert als das Volk, suchte noch immer, besonders auf dem Lande, der Unmoral durch Kirchenstrafen zu steuern, die aber meist ihren Zweck verfehlten. Sie sind ein Zeugnis des finstern zelotischen Geistes, von dem sich die Kirche niemals ganz zu befreien vermochte, am wenigsten aber während des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem sächsischen Orte Berthelsdorf wird über den Vollzug solcher Bußen berichtet: „Die Strafe des Hals-

eisens fand Sonntags nach beendigtem Gottesdienste statt. In der Nähe des Kirchhofeinganges wurden die zu Bestrafenden an eine Säule gestellt und mit Halseisen daran befestigt. Außerdem wurde ihnen eine Tafel, auf der ihr Vergehen bemerkt war, umgehangen, oder, wenn es gefallene Frauenspersonen waren, ein weißes Tuch als Sinnbild der verlorenen Unschuld. 1719 den 28. Januar, als ein Ehepaar elf Wochen nach der Verheiratung taufen ließ, heißt es im Kirchenbuche: „Diese beiden sind die ersten, die ohne Kirchenbuße, d. i. des Halseisens Strafe und Knien vor dem Altare drei Sonntage nacheinander (wie von undenklichen Jahren allhier gebräuchlich gewesen), sind losgelassen worden, welches aber Gott nicht ungerochen gelassen.“[78]) Drastischere Kirchenbußen, die einen Zusatz von grobkörnigem Humor aufweisen, habe ich an anderer Stelle[79]) ausführlicher angeführt.

In den konservativen, von keinem Hof beeinflußten und immer etwas pfahlbürgerlich veranlagten Hansastädten hatte die Verderbtheit des Rokoko am wenigsten Einfluß auf das Leben gewonnen. Denn nur dorten, wo der Würgengel deutscher Art nur selten oder gar nicht gekommen war, konnte ein erfreuliches Fortblühen der hergebrachten Sitte konstatiert werden. Aubery de Maurier, ein französischer Reisender, schreibt 1637 in sein Reisetagebuch: „In Hamburg, Lübeck und Bremen denken die Frauen an nichts als an ihre Häuslichkeit. Die Mütter beschäftigen sich mit dem Hauswesen, die Töchter mit Nähen und Spitzenmachen. Die Sitten der Frauen und Jungfrauen sind tadellos. Eine Kokette wäre ein Ungeheuer. Auch liest man keine Romane, die eine Pest für die Jugend sind. Sie wissen nichts von Karten und andern Glücksspielen, wodurch in Frankreich so viele Familien zu Grunde gerichtet werden, nichts von Komödien, Opern, Bällen und Maskeraden, bei denen man bei uns hundert Torheiten und oft die gröbsten Ausschweifungen begeht.“ Diese Schilderung ist à la Tacitus absichtlich rosig gefärbt. Weniger pathetisch klingt schon, was ein hamburgischer Lokalpatriot von seinen Landsleuten in derselben Epoche sagt: „Die Väter, zumal Kaufmänner, können sich um die Erziehung ihrer Töchter nicht bekümmern; sie sind stets auf der Schreibstube oder der Börse. Die Frau hat ihre Wirtschaftslast und steht dem Manne in der Haushaltung bei. Die Töchter sind kaum erwachsen, so steht der Werber vor der Thür und sucht großes Vermögen.“ Eine weitere Sittenschilderung lautet: „Die Tochter hat fast keinen andern Umgang als in der Familie gehabt und viele nichts anderes als Provinzialausdrücke der niederdeutschen Sprache gehört. Es fehlt also sehr Vielen an dem, was

man unter den Franzosen: monde, im Deutschen Welt nennt. . . . Die Hamburger Bürgersfrau ist ehrbar; sie störet ihren Mann nicht, beschäftigt sich mit ihrem Haushalt und weiblichen Arbeiten, trinket fleißig Thee; Sonntags beobachtet sie den Wohlstand der Visiten, wobei Quadrille oder Trikott-Tisch (Spieltische) zum Zeitvertreib herbeigeholt wird. — — — Die Bürgertöchter müssen ziemlich erwachsen sein, ehe sie Theil an Visiten nehmen; auch sodann müssen sie aufs sittsamste jungfräuliche Unschuld sehn lassen. Denn ein Frauenzimmer mit frechen Augen und Ausdrücken bekommt nicht leicht einen Mann."[80])

Es war aber auch trotz Aubery und Griesheim in Hamburg nicht alles Gold was glänzte, weder damals noch vorher. Anno 1647 hatte der ehrwürdige Hauptpastor zu St. Catharinen gegen die Pastoren gepredigt, die um des Beichtschillings wegen „fürnehmen und stolzen Herren und Damen, sowie oberwitzigen Stutzern ihre groben Sünden verschweigen oder beschönigen, statt ihnen die Hölle zu malen wie sie ist, und die Perle des Nachtmals solchen Säuen zu verweigern."[81]) Diese Philippika, die noch gar manche andere Untugenden der Herrschaften an der Alster niedriger hängte, brachte dem ehrlichen aber unvorsichtigen Geistlichen einen achttägigen Hausarrest ein.

Von der besseren Bürger-Gesellschaft in Trier berichtet aus eigenen Anschauungen der Rheinische Antiquarius. „Bei denen Visiten, wo mehrere Dames zusammenkamen, beeiferten sie sich, schöne Bilder auszuschnitzeln (auszuschneiden) oder Seide zu zopfen (flechten oder zupfen?); viele brachten ihre Arbeitsbeutel mit und nähten oder strickten." Man war in der reichen Kurfürstenstadt unter dem Regime des strengen Franz Georg von Schönborn recht bürgerlich solide. „Von Toquen, großen Hüten und kostbarem Putz wußte man zu diesen Zeiten nichts. Von seidenen Parapluis — (eine allerneueste Errungenschaft in jener Zeit, die nun die früher gebräuchlichen Regenmäntel und Regentücher ersetzte) — wußte man auch nit viel, jene von gewächstem Tuch überzogen waren zu diesen Zeiten für Groß und Klein allgemein. — Der gemeine Bürgerstand lebte zu diesen Zeiten in Tracht und Kost sehr einfach und wirtschaftlich. Der vornehmen Bürgersweiber Kleidung bestand in langen, seidenen, einfärbigen Mützen, mit einem goldenen Gürtel um den Leib, welcher mit einer Schnalle zugezogen war; deren Hauben bestunden in sauberen claren (!) Bindhauben mit Spitzen eingefasset, in deren Feinheit eine sich für der andern zu exzellieren suchte. . . . Männer und Weiber liebten ihre Haushaltungen, und waren besonders für ihre Gärten portiret, welche sie selbsten baueten."[82])

Dem Hamburger Lokalpatrioten Griesheim verdanken wir auch ein Gegenstück zu seinen Landsmänninnen, zu dem er sich die Wienerinnen aufs Korn nimmt. „Sie bekümmern sich um ihr Hauswesen so wenig, als ob sie in ihrem Hause fremd wären, kennen keine anderen Bücher als ihre Andachtsbücher und halten die äußeren Andachtsübungen für das Wesen der Religion; sie lieben Aufwand und prächtige Kleidung, bei welcher die abenteuerlichen Reifröcke und Fontangen nicht fehlen. Aber bei aller Eitelkeit verschmähen sie das Schminken und die Schönpflästerchen, und die Zügellosigkeit der Französinnen.“[83])

Der ganze Schlußsatz ist Versöhnungshonig, den vielleicht beleidigten leichtlebigen Töchtern von der schönen blauen Donau um das holde Mündchen geschmiert. Eine leere, dabei unwahre Schmeichelei. Abraham a St. Clara kannte seine Beichtkinder besser, wenn er gegen sie, ihre Schminke und Bepflasterung losdonnerte. Er hatte als Kapuziner nicht nötig, um Frauen-Gunst zu buhlen. Und was Griesheim von der oberflächlichen Religion spricht, ist gleichfalls nicht stichhaltig. Man war bigott in Wien, das in seinen Ringmauern elf Mönchs- und sieben Nonnenklöster barg. Als im Jahr 1730 die Frau des preußischen Gesandten von Brand auf einer Spazierfahrt einem Priester begegnete, der eine Monstranz zu einem Kranken trug, ließ sie sofort den Wagen halten. Das Volk, mit dieser Ehrenbezeugung nicht zufrieden, zwang die Dame mit ihrer Tochter aus dem Wagen zu steigen und auf der Straße niederzuknien, wie es das Mandat Ferdinands III. vom Jahre 1652 „bei Leib- und Gut-strafe“ befahl. Die Attentäter mußten allerdings hinterher den preußischen Gesandten fußfällig um Verzeihung bitten.[84])

Der gute Nicolai, der Berliner Literaturdespot und „selbstgefällige Bildungsphilister“ besuchte 1781 die Kaiserstadt an der schönen blauen Donau und hat natürlich den feschen Wienerinnen gleich eine ganze Menge am Zeug zu flicken. In seinem zwölf Bände starken, ach so gräßlich langatmigen Opus „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz“[85]) sagt er:

„Nicht nur die Wollust des Schmausens, sondern alle anderen Wollüste und alle Mißbräuche der Wollüste sind in Wien äußerst gemein. Küchelbecker sagte schon vor 50 Jahren in seiner altväterischen naiven Schreibart: „Die Libertinage ist in Wien ungemein groß, und das Frauenvolk sehr coquéte. Und Niemand mißbilligt die Gemeinschaft beiderlei Geschlechts, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kommen. Die Geistlichen predigen heftig genug dawider, allein vergebens; und sowohl vornehme als gemeine Weibspersonen

bleiben bei ihrer natürlichen Neigung. Ohne Zweifel kommt diese schändliche Aufführung und allzufreie Lebensart von der eingerissenen Schwelgerei her, aus welcher unzählige Laster folgen.“ Daß es hierin in Wien anders als vor 50 Jahren sei, wird Niemand behaupten, der weiß, wie eigentlich die Lebensart aller Stände in Wien im ganzen beschaffen ist. Zwar wollte bekanntermaßen die höchstselige Kaiserin Königin (Maria Theresia) alle Sünden der Unkeuschheit daselbst ganz ausrotten und durch genaue Achtsamkeit und scharfe Bestrafung ein eingezogenes Leben einführen. Sie erhielt auch — daß Jedermann sein Spiel äußerst geheim trieb, und zum Theil durch das äußerliche Ansehen der Andacht eine gute Meinung von sich zu erwecken suchte. Wer aber die Welt und die Menschen kennt, wird sich nicht einbilden, daß die äußerlich vorgestreckte Larve der Werkheiligkeit, zumal bei ununterbrochenem übermäßigen Wohlleben und Müßiggang, menschliche Neigungen und Leidenschaften tilgen, oder ihnen eine unschuldigere Richtung geben könne. Daher hat die so berüchtigte Keuschheitskommission nicht allein nichts gebessert, sondern wegen der vielen abscheulichen damit verknüpften Mißbräuche vielmehr manches verschlimmert.

In Wien finden sich alle die Ursachen, welche in großen Städten den ledigen Stand und die uneheliche Wollust befördern, so sehr und vielleicht mehr, als in irgend einer andern großen Stadt zusammen. Das allgemeine Wohlleben, der überspannte Luxus, macht es in vielen Fällen schwer, eine Frau standesgemäß zu ernähren. Es ist in Wien viel Reichthum und viel Neigung, reich zu scheinen. Überfluß erzeugt Übermuth und baldige Sättigung, welche Lust zum beständigen Wechsel in den Vergnügungen hervorbringt, diese erzeugt die Neigung zur immerwährenden Zerstreuung, welche an sehr vielen Einwohnern Wiens so sehr sichtlich ist. Daher dann wieder Leichtsinn, welcher allen ernsthaften Bemühungen widerstrebt und vielleicht mehr als manche andere Vergehungen, welche man sogar Laster nennt, die Neigung zum häuslichen Leben und zu den zärtlichen Sorgen des Ehestandes hindert. Dazu kommt, daß neben dem großen Reichthum Vieler doch auch nicht wenig Armuth Anderer ist.“

Der liebe Nicolai verabsäumt vor seiner eigenen Türe zu kehren. Wenn Friedrich der Große sagt: „Die Berliner taugen nichts“, so dachte er an die Gesamtbevölkerung, also vielleicht auch an die Damen, und unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., im „Zeitalter der Gräfin Lichtenau und der Madame Schuwitz“[86]) waren sie tatsächlich keinen Schuß Pulver wert. Der österreichische Buchhändler und Schauspieler

Johann Friedel deckt den Morast Berliner Unmoral in erschreckender Weise auf.[87]) Es wimmelt in der damaligen Stadt der Intelligenz von Phrynen, verkappten und gewerbsmäßigen, von „Tabagien", in denen die gesetzlich sanktionierte und geregelte Unzucht die tollsten Orgien feierte. Wieder war es der Hof, dessen Beispiel den Ansteckungsstoff in alle Kreise verbreitete. An diesem nahmen eine Reihe von Maitressen führende Stellungen ein, von denen die Gräfin Lichtenau wohl den größten Staub aufwirbelte.

Berliner Haartrachten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Radierung von Daniel Chodowiecki.

Wilhelmine Encke war die Tochter eines Trompeters in einem bei Berlin garnisonierenden Regiment. Sie beherrschte den Kronprinzen und später den König so vollständig, daß ihr Wille die einflußreichsten und wichtigsten Staatsämter vergab. Von Friedrich dem Großen an den Kammerdiener Friedrich Wilhelms, namens Rietz, verheiratet, klettete sich Minchen nur enger an ihren Liebsten, der den Scheingatten Rietz von seiner Favoritin fernzuhalten wußte. Die preußische Pompadour wurde, als sie verblüht war, die Kupplerin des Königs, die sogar mit einer der Geliebten Friedrich Wilhelms II., der Tänzerin Schulsky, zusammenwohnte. Diese Lichtenau charakterisiert das Hofleben Berlins, während der Name der Madame Schuwitz aufs innigste mit dem Sittenleben der Residenz verknüpft war. Diese Madame besaß ein vornehmes Freudenhaus, das in dem damaligen Berlin als sehr wichtige Institution angesehn wurde,[88]) von dem man nicht weniger sprach, als vom Theater, das eine immer gewichtigere Stellung im öffentlichen Leben und nicht in Berlin allein einzunehmen begonnen hatte.

Auf den Schauspielern und besonders den Komödiantinnen lastete das Vorurteil einer in den engsten Moralanschauungen lebenden bürgerlichen Gesellschaft, die hier ungeprüft verdammte, an anderer Stelle wieder eine bis ins Aschgraue gehende Toleranz bewies. „Der Aufputz deren

Comoediantinnen, die süsse und glatte Wort, die freche Gebärden, mit welchen man die Hertzen der Mannsbilder bezwingen kan, diese gaben der Jungfrau Lisette die schönste Gelegenheit zu verschiedenen schmutzigen Gedancken" sagt Abrahama St. Clara.[89]) Doch niemand ließ sich durch solche Sauertöpferein das Theatervergnügen vergällen, das neben den platten und obszönen Hanswurstiaden auch manch wertvollere Gabe zu bieten begann. In dem Kampf um die Existenzberechtigung der Schaubühne als Volksbelustigungs- und Volksbildungsinstitut haben auch Frauen wacker mitgestritten, vor allem die in der Geschichte des deutschen Theaters unsterbliche Karoline Neuber, geborene Weißenborn. Am 9. März 1697 zu Reichenbach im Vogtland geboren, trat sie mit ihrem Mann Johann Neuber 1718 bei einer Schauspielertruppe ein. Neun Jahre später stand sie an der Spitze der „königlich polnischen und kurfürstlichen sächsischen Hofkomödianten" in Leipzig. Unter Gottscheds Einfluß spielte sie Übersetzungen französischer Trauerspiele und die Stücke Gottscheds und seiner Freunde. 1737 exekutierte sie die Farce der Verbannung des Hanswursts vom Theater, eine „Harlequinade" die schon Lessing auf ihren wahren Wert zurückgeführt und kritisiert hat.[90]) Die Neuberin beendete ihr wechselvolles Dasein zu Laubegast bei Dresden am 30. November in größter Dürftigkeit.

Die Neuberin war eine der größten Darstellerinnen der deutschen Bühne, wenn auch ihr Vortrag oft unter zu pathetischer Deklamation gelitten haben soll. Dem Fluch der Lächerlichkeit fiel sie anheim, als sie, dem neuen Geist trotzend, fortfuhr, Griechen und Römer in Allongeperücke und Reifröcken auftreten zu lassen. Auch als Theaterschriftstellerin versuchte sich die vielseitige Frau mit vielem Glück.

Für ihre Berufsgenossinnen derselben und der späteren Zeit war ihre Spielweise vorbildlich. Es „schien das Muster der Neuberin unvergänglich zu sein. In vornehmen und tragischen Rollen herrschte der preziös gezierte Ton, sah man die geschwungenen Armbewegungen, flatterte immerdar das Schnupftuch in der Hand als die Flagge ausbündiger Noblesse", sagt Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst". Und es fehlte nicht an solchen Kopistinnen und guten Aktricen, denen die Mitwelt Kränze sonder Zahl gewunden hatte. In Hamburg erst bei der Ackermannschen Gesellschaft, dann im Nationaltheater glänzte Madame Hensel, später verehlichte Seyler, Karoline Schulz, die Loewen, Mécour und vor allem die drei Ackermanns, Mutter und zwei Töchter. Sophie Charlotte Ackermann, geborene Bier-

reichel, in erster Ehe mit dem lüderlichen Organisten Schröder verheiratet, war gezwungen sich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brot zu verdienen, ehe sie auf den Rat Eckhofs, des ersten großen deutschen Schauspielers, zur Bühne ging. In ihrer ersten Ehe gab sie dem bedeutendsten Theatermann seiner Zeit, der das Repertoire der deutschen Bühnen mit den Shakespearischen Meisterwerken bereicherte, Friedrich L. Schröder, das Leben. Nur in ihrer Jugend war Sophie Ackermann auf der Bühne aktiv tätig. Später beschränkte sie sich darauf als Dramaturgin und Ausbilderin junger Kräfte zu wirken. Ihre zwei Töchter, die sentimentale Liebhaberin Dorothea, die sich sechsundzwanzigjährig von der Bühne zurückzog und die unglückliche Charlotte, waren ihre Schülerinnen. Charlotte Ackermann, liebenswürdig, schön, hochgebildet, mit einem ausgezeichneten mimischen Talent begabt, starb an ihrer Liebe zu dem dänischen Major von Sylburg, kaum achtzehn Jahre alt.[91]) Der Tod der reizenden Künstlerin machte Aufsehn weit über Hamburgs Grenzen hinaus.

Noch eine ganze Reihe von Namen deutscher Frauen gehören der Theatergeschichte an. Doch die Spuren ihres Wirkens sind verweht, nichts ist von ihnen geblieben als die Namen. Schall und Rauch!



Das Klavichord.
Radierung aus dem Jahre 1635 von Wenzel Hollar (1607—1677).

Die Musik fand seit je in der Frauenwelt die aufrichtigsten Verehrerinnen. In der Frühzeit gehörte die Kunst des Gesanges und die Beherrschung eines oder mehrerer Instrumente zur vollendeten Erziehung. Später wurde die hehre Musika zum reinsten Genuß in frohen Stunden, zur herzstärkenden Erquickung im Leid. Der Deutsche singt, wenn sein Gemüt am freudigsten erregt ist, und er trägt seine geliebten Toten mit Musik zu Grabe.

Gesang und Klang durchtönte das deutsche Haus in ruhigen Zeiten. Die alten Seiteninstrumente waren längst in die Plunderkammer gewandert oder hatten ein modernes Gewand umgetan. Die Laute und die Guitarren erhielten sich am

längsten in der Gunst. Aus der Viola di Gamba, wurde das größere Violincello, aus dem Klavichord und dem Klavicimbal, das Pianino und der Flügel. Beide sind der großen Orgel nachgeahmte handliche Tastinstrumente.

Ungefähr zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beginnen die einschneidenden Verbesserungen, die dem Klavier seinen entscheidenden Rang als Musikinstrument verschaffen. Etwa 1503 baute der Venetianer Spinetus eine Verbesserung des Klaviercimbals, das Spinett, den direkten Stammvater unseres Hausfreunds und Hausfeinds. Die Hammertechnik stellte 1711 zuerst Bartolomeo Christifori, ein Paduaner her, doch deutsche Meister nahmen die Erfindung sehr schnell auf und verbreiteten sie, und Deutschland gebührt deshalb der Ruhm, die Einbürgerung des Klaviers in die Wege geleitet zu haben.

In der Rokokozeit ist das Klavier und das Spinett ein Möbel geworden, „worauf das Frauenzimmer insgemein nach der teutschen oder welschen Tabulatur spielen lernet.“[92]) Zum Klavier oder Spinett sangen die Frauen aus ihrem Arienbuch, sie „setzten“ sich auch selbst einmal eine Melodie zu dem Lied eines Lieblingsdichters nach Art der italienischen Vorbilder, solange noch nicht Gluck, Mozart, Haydn statt des verschnörkelten, auf Künsteleien der Sänger hinzielenden welschen Stil, ihre bürgerlich deutschen, gemütstiefen Werke geschaffen hatten. Eine Frau sitzt wohl auch am Klavier, wenn eines jener herrlichen Kammermusikstücke Joh. Seb. Bachs von einem kleinen Liebhaberorchester ausgeführt wird.[93])

So war es im Jahrhundert der Gegensätze. Knechtische Liebedienerei vor allem Ausländischen und Erwachen des deutschen Nationalgefühls. Anbetung des Fremden und Zutagetreten des Originalen, des echt Deutschen in Kunst und Literatur. Hier Herrscher, die zu internationalen Hetären hinabsteigen, um sie zu ihren Maitressen zu machen, dort Fürsten, die Bürgermädchen zu sich emporheben und sich selbst ehren, indem sie ihrer Auserwählten die ihnen gebührende Stellung vor Gott und der Welt einräumen, ohne Rücksicht auf die schweren Verwickelungen die diese „Mesalliancen“ nach sich zogen.

Die Ebenbürtigkeit bei Fürstenehen war eigentlich eine Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts. Bis dahin gestattete man wohl auch einem von den höchsten Herrschaften seine Wahl unter seinem Stand zu treffen und in rechtsgültiger Ehe mit einer „Niedrigergeborenen“ zu leben, wie Erzherzog Ferdinand mit der schönen Welserin. Noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verantwortete sich ein jüngerer

Prinz wegen seiner unebenbürtigen Heirat: „er habe lieber eine reine Ehe, als ein unzüchtiges Leben oder ein Gott verhaßtes Konkubinat erwählet".[94]) Erst in der Wahlkapitulation Karls VII. vom Jahre 1741 wird der Grundsatz der Ebenbürtigkeit wieder mit Nachdruck betont, denn das gesteigerte Hoheitsgefühl der Souveräne gestattete wohl die Liebe aber nicht die Heirat mit einer Niedrigerstehenden.

So stürzte den Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen seine Ehe mit Philippine Cesar, der Tochter eines hessischen Hauptmanns, die als Kammerfrau seiner Schwester diente, in eine Reihe von Kämpfen, die sein Leben vergifteten und alle seine Talente in Familienhändel zersplittern ließ.[95]) Glücklicher als diese Ehe war die des Herzogs Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg mit Elisabeth Rosine Menthe, der Tochter eines Mindener Barbiers. Er gewann das schöne und sittsame Mädchen lieb, und ließ sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin im Juli 1681 auf dem Landhaus Hedwigsburg mit ihr trauen. Der nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe kinderlos Gestorbenen wurde die Grabschrift gesetzt: „Vixit in praeclarum modestiae et pietatis exemplum."[96])

Weniger bekannt geworden ist das romantische Verhältnis des Markgrafen Eduard Fortunates von Baden und Maria von Eicken. Maria von Eicken war die Tochter von Jodokus von Eicken, Herrn von Riviere und Ganshorn in Brüssel. Er verführte sie und ließ sich mit ihr am 13. März 1591 trauen, ohne jedoch das Ja vor dem Priester auszusprechen. Erst nachdem sie ihm in Urano bei Venedig eine Tochter geboren hatte, ließ er sich herbei, aus der Scheinehe eine geltende zu machen. Nichtsdestoweniger wurden nach dem Tod von Fortunates, im April 1636, seine und Marias Kinder vom Markgrafen Ernst Friedrich von der Erbfolge ausgeschlossen und ihr Erbland von ihm annektiert.[97])

Die bekannteste Mesalliance ist die des Alten Dessauers mit der Apothekerstochter Anna Louise Föhse. Die Annalise war eine gar treffliche Frau, die es ausgezeichnet verstand, die rauhen Landsknechtmanieren ihres Mannes zu zügeln und den flotten Offizier zu einem musterhaften Hausvater zu machen.

Die zur Reichsfürstin erhobene Annalise war, ganz im Gegensatz zu ihrem Gemahl, geistigen Genüssen zugetan und auch darin eine rühmliche Ausnahme.

Wie die oberen Kreise war das Bürgertum nur rein materiellen Genüssen zugänglich. Die Ungeschliffenheit in den Schlössern vergröberte

sich im Bürgerhaus, das sich ebenso eifrig wie oberflächlich bestrebte, den Herrschaften das Räuspern und Spucken abzugucken. Die Frivolität in den Hochsitzen wurde zur Gemeinheit im Stadthause und das junge Bürgermädchen zur Karikatur des Fräuleins.

Wie es um die Mädchenerziehung im bessern Bürgerhaus bestellt war, darüber spricht eine Frau in Gottscheds Wochenschrift „Die Vernünftigen Tadlerinnen“[98]: „Man steht in dem Gedanken, es sei zu unserem Unterrichte genug, wenn man uns die Buchstaben zusammensetzen, zuweilen schlecht genug, nachmalen lehrt. Darauf hält man uns eine Französin, um eine fremde Sprache in das Gedächtnis zu fassen, da wir doch die Muttersprache nicht recht verstehen. Unser Verstand wird durch keine Wissenschaften geübt, und man bringet uns, außer einigen, oft übel genug aneinanderhängenden Grundlehren der Religion, nichts bei; ja auch diese werden meistenteils mehr dem Gedächtnisse, als dem Verstande eingeprägt. Wenn man die Schule verläßt, so verläßt man, wofern ich etwa ein Gebetbuch ausnehme, zugleich alle Bücher. Oder, wenn man ja etwas liest, so ist es ein läppischer oder närrischer Roman, wodurch die vorhin eitlen Personen unseres Geschlechts noch mehr in ihrer Eitelkeit bestärkt werden. Die Schriften, die zur Verbesserung des Verstandes und Willens etwas beitragen könnten, dünken uns zu schwer, zu unverständlich, zu trocken, zu ernsthaft. Und, da man unsere Seele niemals zum Nachdenken gewöhnt hat, so



Musterbuch für Stickereien aus dem Jahr 1533.

wird es uns sauer, solche Bücher, die mit Überlegung gelesen sein wollen, zu verstehen, so daß wir sie wieder von uns werfen, wenn wir sie kaum in die Hände genommen haben."

Dabei regierte der Stock im Bürgerhause in unerhörter Weise. Man züchtigte erwachsene Mädchen ohne Rücksicht auf das Schamgefühl.

Bis zu welch' satanischer Grausamkeit sich bürgerliche Mütter zu versteigen vermochten, dafür ein Beispiel. In Gottscheds ebenangeführter moralischen Wochenschrift[99]) wird eine Frau aus besserem Bürgerstand darüber zur Rede gestellt, daß sie mit ihrer gutgearteten Tochter so unbarmherzig verfahre. „Ich sehe, daß du ihr einige Fäden um die Hände wickelst, ein Licht ergreifst und dieselben anzündest, auch wol mit Ruthen dreinschlägst, wenn sie dieselben nicht stillhalten kann. Ich sehe, wie blutrünstig dieselben täglich sind. Warum thust du alles dies? Darum, sprichst du, weil das Aas nicht Spitzen genug klöppeln will". Man glaubte die Autorität einzubüßen, wenn man nicht den Stock bei Knaben und die Rute bei Mädchen unaufhörlich gebrauchte.



Eine Seite aus dem Egenolffschen Modelbuch von 1533. Die Entwürfe stammen wahrscheinlich von H. S. Beham.

Unter allen den geistigen Gegensätzen, die sich weder vordem noch nachher jemals so schroff gegenüber standen wie im achtzehnten Jahrhundert, dominieren keine so sehr als die Kontraste: zelotische Frömmigkeit, extreme und extremste Freigeisterei und endlich eine aller Beschreibung spottende Leichtgläubigkeit. Die letztgenannte Schwäche, unter Gebildeten noch mehr verbreitet als bei dem skeptischerem Volk, öffnete betrügerischen Abenteuern Tür und Tor für ihre Machinationen, nament-

lich bei der Damenwelt. Einem Cagliostro flogen alle Herzen zu. Der gewissenlose Charlatan umstrickte durch die Macht seiner Persönlichkeit, seiner in den grellsten Farben vorgetragenen Aufschneidereien und seiner Geistersehereien die Frauen wie die Männer. Er trieb mit allem Handel, sogar mit den Reizen seiner wunderschönen Frau Lorenza. Auch die geistreiche Elisa von der Recke fiel in die Schlingen des schlauen Gauners.[100])

Die besten Geschäfte machte Cagliostro mit dem Verkauf eines Elixiers, das langes Leben und dauernde Jugend bewirken sollte. Cagliostro war darin der Konkurrent Casanovas, dem in Deutschland einige seiner schmutzigsten Abenteuer begegneten, dann des noch nicht gelösten Rätsels, das sich Graf St. Germain nannte. Der letztgenannte starb 1784 bei dem Landgrafen Karl von Hessen, in den Armen der Damen, die ihn das letzte Jahr ausschließlich gepflegt hatten.

Die Oberflächlichkeit der ganzen Gesellschaft war der Bienenkorb, in dem solche Drohnen alle Lebensbedingungen reichlich vorfanden. Dem einheimischen Verdienst kehrten die Höfe und die gute Gesellschaft verächtlich den Rücken zu, aber für die fremden Parasiten fand sich stets Interesse im weitesten Maße.

Fast gleich war es auch mit der Literatur.

Der Modelektüre der Alamodezeit war die Gunst im beginnenden achtzehnten Jahrhundert erhalten geblieben. Die „galanten Skribenten" von verwickelten Staats-, Helden- und Liebesgeschichten oder Schelmenerzählungen erfreuten sich des größten Leserkreises. „Was sonst im Schlosse gelesen wird, sind langweilige Romane, in denen edle Liebende des tatarischen, römischen oder eines nie dagewesenen Volkes, sich in Perücke und Schönheitspflästerchen über die Annehmlichkeit ihrer Neigung unterhalten", sagt Gustav Freytag. Eine erlogene und verlogene Welt, in der gesprochen wird, wie nie ein Mensch sprach, in der unmögliche Gestalten vor schlechtgemalten Theaterdekorationen wie die Marionetten agierten, bildeten den Inhalt der Romane. Das Gute der Vorzeit, wie der Simplizissimus, Philander von Sittewald und ähnliche Bücher, war vergessen, nicht so die seichte galante Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, vor allem die öde asiatische Banise Anselm Zieglers von Kliphausen. In dem Verzeichnis einer „Lesebibliothek für junge Frauenzimmer" des Küsters von Rummelsburg [101]) figurierte neben Zieglers Asiatischer Banise ein ganzer Stoß von liederlich galanter Literatur, dann ein Trachtenbuch, Cohausens, „Der wieder lebende Hermippus-Von der seltenen Art sein Leben durch das Anhauchen Junger-Mägdchen

bis auf 115 Jahr zu verlängern",[102]) Bücher über Schönheitspflege und sogar ein Wirtschaftsbuch. „Dies wären so die auserlesensten Bücher für junge Frauenzimmer. Wenn sie zu selbigen noch ein gutes Traum, buch — Ein Traumbuch ist einem artigen Frauenzimmer so nötig, wie das liebe Brodt — ein wohleingerichtetes, gründliches und deutliches Planetenbuch, „das Würffel- oder Glück-Rädlein", ein paar tüchtige Robinsons, und einen Eulenspiegel mit sauberen Holzschnitten hinzufügen: so haben sie eine Lesebibliothek — so schön als man sie finden kann."

Das Grundwerk all dieser Robinsonadern erschien 1719 in England in Daniel de Foes Robinson Crusoe, der sich über Nacht die Welt eroberte. Alle Nationen, Stände und Fakultäten mußten ihren Robinson im Weltmeer haben. Da gab es einen Leipziger, teutschen, schwäbischen, westphälischen, pfälzischen, schlesischen, einen medizinischen, Buchhändler-Robinson, natürlich auch weibliche Robinsone und Robinsen, von denen allerdings viele nur den gangbaren Titel als Aushängeschild für wenig reinliche Buchhändlerspekulationen trugen. Hugo Hayns „Bibliotheca germanorum erotica" führt vierzehn schlüpfrige Robinsonaden an.[103])

Die einzig gute deutsche Nachahmung der Robinsonade ist „Die Insel Felsenberg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer usw." [104]) von Gisander, den Stern als Johann Gottfried Schnabel, einen der ersten deutschen Zeitungsschreiber, nachwies.[105]) Goethe nennt in „Wahrheit und Dichtung" dieses Buch neben dem Robinson seine Lieblingslektüre in der Jugend. Und doch gibt es kaum eine ungeeignetere Jugendschrift als gerade diese. Tiefer Aberglaube, der mit Geistern, Träumen, Feuerkugeln, Kobolden und ähnlichen Ausgeburten mittelalterlicher Phantasie arbeitet, pietistische Frömmelei und schlüpfrige Liebesabenteuer bilden den Inhalt des recht weitschweifigen Buches. Und doch ist es einer der besten Roman der vorklassischen Epoche, der einzige, der es wert ist, in einem Atem mit dem Simplizissimus und Philander von Sittewald genannt zu werden. Er verdient es vollauf, der Gegenwart wieder zugänglich gemacht zu werden.

Die Zeitschriften nach englischem Muster, von denen die Leipziger „vernünftigen Tadlerinnen" von 1725 für die Frauenwelt berechnet waren, vermochten nicht festen Fuß zu fassen, auch von den Poesien jener Zeit haben sich wohl nur wenige dauernd in der Gunst der damaligen Frauenwelt erhalten können.

Erst die Empfindsamkeit, als deren Vorläufer Klopstock, als deren Erfinder Goethe mit seinem „Werthers Leiden" anzusprechen sind, er-

oberte sich Frauen aller Kreise für die Lektüre. Die Romanschriftsteller der Folgezeit fanden geebnete Bahn vor, wenn sie rührselig oder pikant waren. Sie mußten Ströme von Tränen auslösen oder kräftiges Erröten auf die Wangen malen, sei es auch in rohester, unkünstlerischster Weise, dann war ihr Glück gemacht. „Es ist wohl kein Land wie Teutschland, wo sich so elende Köpfe zum Beruf aufwerfen, das Publikum zu unterhalten," sagt Johann Heinrich Merck, der etwas von der Sache versteht.[106])

Das Schema, nach dem das Lesefutter für die Nation der „Dichter und Denker" im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zusammengestoppelt wurde, lautete nach dem Vorbild der englischen Familienromane: „Da vergaft sich Eine: macht den Eltern so viel Mäuse, daß sie sie ins Kloster sperren; da bricht sie knaks ein Pahr Zargen entzwei; setzt über die Mauer wie ein Heupferdchen; wallfahrtet in der Welt umher; wird ein bischen enterbt; nimmt sich den Kerl, oder einen andern; hat tausend Jammer und Noth, wobei die geneigte Leserinn die bittersten Thränen weint; kommt hernach wieder; wirft sich zu Füßen: und mir nichts dir nichts — alles ist wieder gut."[107]) Diese Vorschrift verachtet auch Johann Timotheus Hermes nicht, wenn er sie gleich bespöttelt. In seinem vielgelesenen und übersetzten Romanmonstrum „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" will er, auf 4180 Seiten, den bürgerlichen Empfindsamkeitsroman des Engländers Richardson in Deutschland einführen. Das pedantische Machwerk hat keinerlei poetischen Wert und gerade darum scheint seine Verbreitung in dem praktisch-nüchternen Bürgerhaus gesichert, in dem das Leben gleichförmig nach der Uhr ablief. An der überwiegenden Mehrzahl dieser Pfahl- und Spießbürger gingen die geistigen Umwälzungen, die Taten unserer Geistesheroen, des Kamenzer Predigersohnes, des Marbacher Stadtkindes und des großen Olympiers mit ihrem Gefolge von Fixsternen, Kometen und Wandelsternen spurlos vorüber. Als längst all die großen, unsterblichen Werke in die Welt gesetzt waren, griff man heißhungrig nach dem verwässerten Karl Moor dem „Rinaldo Rinaldini - Machwerk von Goethes Schwager, Christian August Vulpius, das zahllosen Räuberromanen zum Vorbild diente, wie nach dem der fabriksmäßig hergestellten haarsträubenden Schauer- und Ritterschund der Sudler: Spieß, Cramer, Dellarosa, deren Roheit und Gemeinheit die Schlüpfrigkeit eines Schulze (Laun) und Althing (Fischer) die Wage hält. „Wippo von Königstein oder: Die Totenhöhle am Fichtelberg" von Dellarosa (Josef Aloys Gleim), der „Erasmus Schleicher" von Cramer, der von platten Zoten strotzt, „Das Petermännchen" von

Christian Heinrich Spieß, in dem der Held, Ritter Rudolf von Westerberg, sechs unschuldige weibliche Wesen verführt, mit seiner Tochter unwissentlich in blutschänderischer Ehe lebt, siebzig Menschen ermordet, dafür aber auch von Beelzebub geholt und unter schaurigem Wehgeheul in der Luft zerrissen wird,[108]) dann die hundertsechzig Romane des literarischen Taglöhners Julius von Voß fanden im Vorderhaus denselben Anklang wie auf den Hintertreppen. Die Horen gingen nach kurzem Bestehen ein, während dies Zeug florierte. Vor „Rinaldo Rinaldini" trat der „Wilhelm Meister" in den Hintergrund.

Von 1773 an ergoß sich eine Sintflut von 6000 Romanmachwerken über die Länder deutscher Zunge, und alle fanden Leser über Leser[109]), wenn auch der Geschmack wechselte und von den blutrünstigen Rittergeschichten auf tränenlösende Lamentationen übergegangen war.

> „Mit kühnen, treuen, frommen Rittern
> Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern;
> Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen
> Verdirbt man unsrer Töchter Herzen,"

sagt der feine Satiriker Abraham Gotthelf Kästner.

Selbst das weibliche Element unter den Schriftstellerinnen jener Tage versuchte wohl, aber vermochte nicht den Geschmack zu bessern, die bodenlosen Abgründe zu überbrücken. Und sie haben Gutes geleistet damals und früher, Karoline von Wolzogen, die Karschin, Luise Bachmann, von der „Columbus" unvergessen ist, bis zurück zu den Hymnen-Sängerinnen in Klöstern, deren Mauern untergegangen sind wie die Namen der frommen Dichterinnen, die in den Kreuzgewölben zu Gottes Lob und Preis ihre Stimmen erhoben.

Anmerkungen.

I. Abschnitt.

Unter Thors Hammer.

1) Moriz Heyne, Das Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrh. Leipzig 1899. S. 1.

2) Odysee, 11. Buch, Vers 14 f.

3) Strabos Geographie. Stuttgart 1830. 3. Bdchn. S. 379.

4) Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 10. Aufl. Leipzig 1879. S. 20.

5) Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1881. I. S. 18.

6) Plutarch, übersetzt von Kaltwasser (Reclam). VI. Band. S. 84.

7) Plutarch, a. a. O. S. 94.

8) Dahn, Urgeschichte der germanischen und römischen Völker II. S. 11.

9) Strabos Geographie, VII. Buch, 2. Kap. (Ausgabe Metzler-Ulm.) S. 535.

10) Germania, übers. von Dr. Wich. Bötticher. Halle a. S. (Hendel). S. 12f.

11) Tacitus, Annalen, übers. von Dr. Wich. Bötticher. Leipzig (Reclam). II. Band. 13. Buch 57, S. 111.

12) Joh. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt. 5. Aufl. Leipzig 1898. I. S. 16.

13) Strabo, übers. von K. Kaercher. Stuttgart 1831. V. Bd. S. 555.

14) Germania, S. 13.

15) Jul. Lippert, Deutsche Sittengeschichte. 1. Teil. Leipzig 1889. S. 79

16) Cassius Dios' römische Geschichte. Übers. v. Dr. L. Tafel. Stuttgart 1831. 3. Bdchen. S. 365 f.

17) Cassius Dio, a. a. O. 12. Bdchen. S. 1559 f.

18) Dr. O. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage. Leipzig 1897. S. 32.

19) Paul Piper, Die älteste deutsche Literatur (Nation. Literatur 1. Bd.). Stuttgart. S. 17. Edda, S. 307 f.

20) Prof. Dr. Friedr. Kaufmann, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. Leipzig 1898. S. 66.

21) Strophe 1167, S. 183. Siehe auch Nibelungen, Strophe 1574 (XXV. S. 240)

22) Lohengrin, erneut von H. O. Junghans. Leipzig (Reclam). S. 29. Strophe 63.

23) Vogt-Koch, Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1896. S. 5.

24) Scherr, Frauenwelt I. S. 87.
25) W. H. Riehl, Die Familie. Stuttgart 1897. S. 130.
26) Lamprecht, Deutsche Geschichte. Berlin 1891. I. S. 85.
27) Julius Burghold, Über die Entwickelung der Ehe. Breslau 1902. S. 11.
28) Dr. Heinr. Schnee, Bilder aus der Südsee. Berlin 1904. S. 95.
29) § 1589 Absatz 2.
30) Otto Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Berlin 1897. I. S. 27.
31) Tacitus, a. a. O. § 20, S. 18f.
32) Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 3. Aufl. Wien 1882. I. Bd. S. 149.
33) Tacitus, Germania, a. a. O. § 19, S. 18.
34) Edda, übertr. von Hans v. Wolzogen. Leipzig. S. 185f.
35) Cäsar, der gallische Krieg. Leipzig (Reclam). S. 162.
36) Tacitus, a. a. O. § 20, S. 18.
37) Tacitus, a. a. O. § 20.
38) Cäsar, a. a. O. S. 162.
39) Tacitus, Annalen I. Leipzig (Reclam). 1. Buch. § 55. S. 47.
40) Joh. Scherr, Menschliche Tragikomödien. Leipzig 1901. S. 41.
41) Sueton, verdeutscht von Ad. Stahr. Stuttgart-Berlin o. J. S. 123.
42) Tacitus, Annalen, I. Buch, § 57, S. 49.
43) Tacitus, a. a. O. § 58.
44) Tacitus, Annalen, § 59, S. 50f.
45) Strabo, a. a. O. VII. Buch, S. 552.
46) Strabo, S. 551, VII. Buch.
47) Annalen, § 59, S. 50.
48) Friedrich Halm „Der Fechter von Ravenna", 1854.
49) Tacitus in den „Annalen".
50) „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann, Als Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit, Nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda ...." Leipzig 1689 90.
51) Thusnelda und Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena 1856. Felix Dahn erklärte in seiner selbstherrlichen Weise die Annahme Göttlings für „unhaltbar", ohne Gegenbeweise zu erbringen.
52) Germania. § 17, S. 17.
53) Das deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Leipzig-Wien 1903. 1. Band S. 271.
54) Weinhold, II S. 315.
55) C. A. Böttiger, Sabina. M.-Gladbach 1878. S. 29; Martial VIII. 33. 20. XIV, 26. Ovid, ars amatoria. III, 163.
56) Plinius, Naturgeschichte. Stuttgart 1855. 25. Bd., XXVIII. Buch, 51. Kap., S. 3130.
57) Emil Selenka, Der Schmuck des Menschen. Berlin 1900. S. 1. Herm. Barth, Das Geschmeide. Berlin 1903. S. 48.
58) Hoernes, Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1897. S. 133.
59) Hoernes, a. a. O. S. 137 f.
60) Parzival von Wolfram v. Eschenbach, übers. von Karl Pannier. Leipzig

(Reclam). 2. Bd. S. 380 und Karl Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. 1. Bd. S. 158 f.

61) Beowulf (Reclam). S. 46.

62) Das deutsche Heldenbuch von E. Henrici (Kürschners deutsche Nationalliteratur. Bd. 7). S. 4.

63) Paul Piper, Die älteste deutsche Literatur bis um das Jahr 1050 (Kürschners Nationalliteratur). Stuttgart. I. S. 5.

64) Weinhold, a. a. O. 1. S. 238.

65) Burghold, a. a. O. S. 56.

66) Garzilazo de la Vega, Historie des Incas, Trad. par Baudouin. Amsterdam 1704. I. S. 364.

67) Sundstral, Aus dem Reiche des Inkas. Berlin 1902. S. 25.

68) H. Ploss-Max Bartels, Das Weib in der Natur und Völkerkunde. 7. Aufl. Leipzig 1902. 1. Band. S. 613.

69) Adolf Ermann, Ägypten. Tübingen o. J. S. 220.

70) Strabo erzählt ähnliches von den Britanniern. IV. Buch, S. 379, bezweifelt aber selbst die Richtigkeit.

71) Paul Piper, Die Spielmannsdichtung. I. (Deutsche National-Literatur. 2. Bd.). I. Bd. S. 157.

72) Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. 3. Ausg. Göttingen 1881. S. 435.

73) Grimm, a. a. O. S. 436.

74) Weinhold, a. a. O. S. 294.

75) Weinhold, a. a. O. S. 295.

76) Thietmar. IV. Buch 26. S. 114.

77) Ploss, a. a. O. I. S. 587.

78) Julius Lippert, Deutsche Sittengeschichte. Leipzig 1889. I. S. 59.

79) 3. 46.

80) Gustav Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenh. I, 195 und Max Bauer, Geschlechtsleben in d. d. Vergangenheit. 2. Aufl. Leipzig 1903. S. 3f.

81) Das alemannische Recht. Straßburg 1698.

82) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 440.

83) Weinhold I. S. 308.

84) Grimm, a. a. O. S. 21.

85) Grimm, a. a. O. S. 329 und 461.

86) Wasserschleben. Die Bußordnungen der abendländischen Kirche. Halle 1851. S. 309. 118. 156.

87) Gudrun, Strophe 1648 f. S. 253. (Reclam.)

88) Nibelungen, S. 98, X. Vers 623.

89) J. Dieffenbacher, Deutsches Leben im 12. Jahrhundert. Leipzig 1899. S. 122.

90) Grimm, a. a. O. S. 163.

91) Grimm, a. a. O. S. 155.

92) Ploß-Bartels, a. a. O. I. S. 605 f.

93) D. Paulus Cassel, Die Symbolik des Ringes. Friedenau o. J. S. 19.

94) Grimm, a. a. O. S. 432.

95) Tacitus, Germania, § 18.

96) Golther, a. a. O. S. 7.
97) Edikt des Herotharit, Piper, a. a. O. S. 5.
98) Gust. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 26. Aufl. I. Bd. S. 87.
99) Tristan und Isolde, übersetzt von Karl Pannier. Leipzig (Reclam). II. Bd. S. 4, Vers 11399f.
100) IV. 701f. I. Bd. S. 231.
101) Näheres bei Grimm, Rechtsaltertümer, S. 454 und Dr. Emil Friedberg Aus deutschen Bußbüchern. Halle 1868. S. 13f.
102) Lippert, a. a. O. I. Bd. S. 60.
103) Edda, Rîgsmal, a. a. O. S. 164f.
104) Karl Strack, Aus dem deutschen Frauenleben. Leipzig 1873. I. Bd. S. 14.
105) Siehe mein Buch, „Der deutsche Durst". Leipzig 1903. S. 27.
106) Hans Bösch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. S. 62.
107) Edda, a. a. O. Helreidh Brynhildar. S. 339.
108) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 451.
109) Dr. Ed. Otto. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Leipzig 1903. S. 6.
110) Grimm, a. a. O. S. 189f. 451f.
111) Edda, a. a. O. S. 128.
112) Edda, a. a. O. S. 199. 113) a. a. O. S. 196. 114) a. a. O. S. 199. 115) a. a. O. S. 187. 116) S. 199. 117) S. 196.
118) Edda, a. a. O. S. 186.
119) Weiteres über die „böse" Schwiegermutter in O. Schraders Studien „Die Schwiegermütter und die Hagestolze". Braunschweig 1904. S. 13f.
120) Piper, Älteste Literatur, a. a. O. S. 217f.
121) Mein „Deutscher Durst". Leipzig 1903. S. 10f.
122) Nibelungen, erneut von H. A. Junghans. Leipzig (Reclam). S. 139.
123) „Übles Weib", herausgegeben von Haupt. Leipzig 1871.
124) Hans Bösch, a. a. O. S. 10.
125) Rich. Andrée Braunschweiger, Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901. Seite 326.
126) Grimm a. a. O. S. 403.
127) Ploss-Bartels a. a. O. I. S. 864.
128) Bösch a. a. O. S. 11.
129) Übersetzt von H. v. Lenk. (Reklam.) S. 119.
130) Weinhold a. a. O. I. S. 95f.
131) Felix Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1881. I. S. 33.
132) Hans Bösch, a. a. O. S. 13.
133) Karl Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856. S. 261f.
134) Schwabenspiegel, Landrecht 298.
135) Franz Tetzner, Namenbuch. 2. Aufl. Leipzig (Reclam). S. 93f.
136) Karl Weinhold, a. a. O. S. 20.
137) Hans Bösch, a. a. O. S. 25.
138) Weinhold I. S. 104.

139) Bertolds Predigten I, 32; II, 57. 15.
140) a. a. O. S. 142. Vers 113, Vers 5f.
141) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Leipzig (Reclam). 3. Bd. S. 26. I. Bd. S. 63 u. a. anderen Orten mehr.
142) Max Bauer, Der deutsche Durst. Leipzig o. J. S. 111.

II. Abschnitt.

Die Völkerwanderung und die Geburt des neuen Glaubens.

1) Lippert a. a. O. I. S. 38.
2) Dr. Rud. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen. Leipzig 1896. S. 85f.
3) Kleinpaul a. a. O. S. 86.
4) Prof. Dr. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum. Leipzig 1903. I. Bd. S. 273.
5) Cäsar, Gall. Krieg. 2. Buch 30. S. 67.
6) Karl Strack, Aus dem deutschen Frauenleben. Leipzig 1873. I. S. 23.
7) Dio Cassius. 66. Buch. 3. Kapitel. S. 1530f.
8) Tacitus nennt sie in den Historien Epponia, Plutarch Empona.
9) Dio Cassius. Kapitel 16. S. 1543.
10) Jiriczek, a. a. O. S. 61.
11) Beovulf, a. a. O. S. 67.
12) Freytag, a. a. O. I. S. 197.
13) Bauer, „Geschlechtsleben". S. 120f.
14) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Band 44.
15) Cäsar, Der gallische Krieg. I. 53. S. 48.
16) Karl Strack, Frauenleben. 1. Bd. S. 32 f.
17) Dahn, Urgeschichte. III. Bd. S. 87.
18) Dahn, a. a. O. I. S. 37.
19) Piper, Älteste Literatur, a. a. O. S. 309.
20) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 462 f.
21) Gregor von Tours IV., 28, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 8 und 9. Leipzig 1885.
22) Dahn, a. a. O. III. S. 133 f., 156 f. usw.
23) Ph. H. Külb in Ersch und Grubers Allgem. Encyklopädie. 48. Band. Leipzig 1848.
24) Rud. Kleinpaul, Das Mittelalter. Leipzig o. J. I. Bd. S. 64 f. Dahn, a. a. O. III. S. 382 f.
25) Dahn, a. a. O. III. S. 132.
26) Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Zehnte Auflage. Leipzig 1897. S. 132.
27) Paulus Diaconus I. 27. Geschichtschreiber d. deutsch. Vorz. Bd. 15. Leipzig 1888.
28) Bauer, Der deutsche Durst. S. 11.
29) Freytag, Bilder I. 198.
30) Fast dieselben Motive und Momente wiederholen sich bei der Braut-

werbung des fränkischen Chlodowich um Chrothilde von Burgund (Golther, Gesch. d. deutschen Literatur I. S. 100).

31) Freytag, a. a. O. I. S. 200.

32) J. W. Petersen, Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunk. Neudruck Stuttgart 1856. S. 17.

33) Jakob Falke, Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. Berlin o. J. S. 5.

34) Heliand, Nach dem Altsächsischen von Paul Herman. Leipzig (Reclam). S. 11 f.

35) Corvin, Pfaffenspiegel. 5. Aufl. Rudolstadt. S. 84.

36) August Bebel, Die Frau und der Sozialismus. 20. Aufl. Stuttg. 1893. S. 41.

37) Dümmler, in der „Allgem. Deutschen Biographie.“ 27. Band. Leipzig 1888. S. 114 f.

38) O. Schade, Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. 2. Aufl. Hannover 1854.

III. Abschnitt.

Der Anbruch einer neuen Zeit.

1) Dr. Reinhold Günther, Deutsche Kulturgeschichte. Leipzig 1896.

2) Gerling, a. a. O. S. 6.

3) Bauer, Geschlechtsleben, a. a. O. S. 15.

4) Einhard, Das Leben Karls des Großen. Übers. von Dr. Al. Althoff. Halle o. J. XIX. S. 44.

5) Gudrun, a. a. O. S. 95. V 566.

6) Einhardt, a. a. O. S. 44.

7) Weinhold, a. a. O. I. S. 123.

8) Sachsenspiegel, herausgegeben von Curt Müller. Leipzig (Reclam). I. 24. Kap. S. 36.

9) Parzival. V. 438. II. Bd. S. 42.

10) Flore und Blanscheflûr von Konrad Fleck (Nationalliteratur. 4. Bd. II. Abt.). Vers 6223. S. 421.

11) Weinhold, a. a. O. I. 136.

12) Weinhold, a. a. O. I. S. 136 f.

13) Gesch. d. d. Frauenwelt. I. 105.

14) Prof. Rud. Sohm, Die Stellung der Frau im deutschen Recht. Deutsche Rundschau. Bd. XIV. 1878. S. 94.

15) Piper, Älteste deutsche Literatur. S. 462.

16) Gesta Romanorum, übertragen von Dr. J. G. Th. Gräße. 3. unveränd. Ausgabe. Leipzig 1905. 1. Hälfte. 115. Kapitel. S. 219 f.

17) Scherr, Frauenwelt I. S. 111.

18) Deutsch von Daumer. Deutsches Museum für 1854. S. 213.

19) Dr. Herm. Brosien, Karl d. Gr. Leipzig-Prag 1885. S. 145 f. Freytag. Bilder I. S. 343.

20) Bruno Köhler, Allgem. Trachtenkunde. Leipzig, II. Bd. S. 171.

21) Dr. Ed. Otto, Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte Leipzig 1903. S. 48.

22) Heyne, Körperpflege und Kleidung. S. 314 f.

23) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 897 f.

24) Hagens Gesamtabenteuer. I. Bd. S. 613.

25) a. a. O. S. 42.

26) Freytag. Bilder II. 334.

27) Bauer, Geschlechtsleben. S. 14.

28) Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige usw. (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit). Band XI. 3. Aufl. Leipzig 1888. S. 33. Bei Paulus diaconus 4. 49 heißt der Kämpfer, ein Diener Gundipergas Carellus.

29) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 909 f.

30) Chronik Twinger von Königshofens. pag. 105.

31) Chronik Twinger von Königshofens. pag. 105.

32) G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1868. S. 548.

33) Henne am Rhyn. Kulturgesch. des deutschen Volkes. Berlin 1897. I. Bd. S. 184.

34) 1. Buch, 39. Artikel, a. a. O. S. 42.

35) Edda, a. a. O. S. 391.

36) Bauer, Geschlechtsleben. S. 23.

37) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Band 13. Leben der heil. Leoba. 2. Aufl. Leipzig 1888. Kap. 15.

38) Schimmer, Alt- und Neu-Wien. I. S. 175.

39) Bauer, Geschlechtsleben. S. 23 f. Scherr, Frauenwelt. S. 132. I. Bd. Strack, Frauenleben. II. Bd. S. 189 f.

40) Tristan und Isolde von Gottfr. v. Straßburg. Übersetzt von Karl Pannier. Leipzig (Reclam). 2. Bd. S. 135 f. Kap. XXIV.

41) Übers. von Karl Pannier. Leipzig (Reclam). S. 85. Siehe auch 400 Schwänke des 16. Jahrhunderts. (Deutsche National-Literatur, Bd. 24). S. 149. Grimm, Rechtsaltertümer. S. 916. Hans Sachs, Ausgew. dramatische Werke. Leipzig (Reclam). S. 123 f. Bauer, Geschlechtsleben. S. 26 f.

42) a. a. O. S. 313.

43) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Band 42. Chronik Herimans von Reichenau. Leipzig 1893. S. 51.

44) Die Chronik des Thietmar v. Merseburg. Übers. von M. Laurent. 2. Aufl. Leipzig 1892. S. 11.

45) Das Leben der Königin Mathilde, Geschichtschreiber der d. Vorzeit. Deutsch von Jaffe. Band 31. Leipzig 1891.

46) Wilh. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I. Braunschweig 1855. S. 537.

47) Giesebrecht I., a. a. O. S. 300 wo auch von verschiedenen Kindern Editas berichtet wird nach Thietmar, a. a. O. S. 55 f.

48) Julius Hartmann, Frauenspiegel aus dem deutschen Altertum und Mittelalter. Stuttgart 1863. S. 94.

49) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Band 31. Leipzig 1891.

50) Die Chronik des Thietmar von Merseburg. Leipzig 1892. VIII. 2. S. 334.

51) a. a. O. IV. Buch 41. S. 131.

IV. Abschnitt.

Hinter Klostermauern.

1) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 8. Jahrh. 2. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1888. S. XIIf.

2) Leben der h. Leoba von Rudolf v. Fulda, Geschichtschreiber d. d. Vorzeit. 2. Gesamtausg. Bd. XIII. Leipzig 1888. S. 65.

3) Bauer, Geschlechtsleben. S. 82 f.

4) Bauer, Geschlechtsleben. S. 28 f.

5) Dahn, Urgeschichte. 3. Band. 461 f.

6) Weinhold. I. 138.

7) Freytag. I. S. 370.

8) Ottomar Piltz. Die Dramen der Roswitha von Gandersheim. Leipzig (Reclam). S. 26.

9) Henne am Rhyn, Kulturgesch. I. 271 f.

10) Bauer, Gelehrte Frauen in der deutschen Vergangenheit. Deutsche Hausfrauenzeitung No. 23. 1901.

11) Corvin, a. a. O. S. 366 f.

12) Dr. Georg Steinhausen. Geschichte der deutschen Kultur. S. 191.

13) Freytag. I. 371. Thietmar. IV. 36, a. a. O. S. 126.

14) Thietmar, a. a. O. IV. Buch. 42. S. 131.

15) Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Übers. von Dr. Ludw. Fulda. Halle a. S. Vers 109—117. S. 37 f.

16) Die Namen der beiden Liebenden fehlen in der Handschrift, der Mann wird als H. bezeichnet. Freytag konstruiert daraus willkürlich einen Hartmuot. Die Frau bezeichnet er mit Irmtrud, doch kann sie ebensogut Imma geheißen haben, da sie selbst ihren Namen mit Honigträgerin übersetzt.

17) Fides, der Glaube, aber auch die Treue zwischen Liebenden. Der eifersüchtige Geliebte hatte gefordert, wie aus dem folgenden deutlich wird, daß sie dem höfischen Verkehr mit andern Männern entsagen sollte. (Freytag).

18) Die Schreiberin scheut sich das ganze Sprichwort: „Was der Bock nicht weiß, dessen zeihet er die Gais“ auszusprechen. Es entspricht dies unserem „Wie der Schelm ist, so denkt er“.

19) Freytag, Bilder, a. a. O. I. S. 528 f.

20) Geschlechtsleben. S. 74 f.

21) a. a. O. IV. Buch. 41. S. 130.

22) Lamprecht in Zeitschrift für Kulturgeschichte. 1. Band. 4. Folge. Berlin 1864. S. 20.

23) Georg Steinhausen, Kulturstudien. Berlin 1893. S. 29.

24) Keyßler, Neue Reisen. Hannover 1751. LXXX Brief. S. 1209 f.

25) Dr. Wilh. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1905. S. 270.

26) Weinhold, a. a. O. S. 137.
27) 86. Auflage. Stuttgart 1886. S. 448. Anmerkung 50.
28) Steinhausen, a. a. O. S. 186.
29) Wie die Einsiedlerin Sisu bei Thietmar VIII. 6. S. 339.
30) Georg Steinhausen, „Der mittelalterliche Mensch“ in Kulturstudien. Berlin 1893. S. 27.
31) a. a. O. S. 27.
32) Dieffenbacher, a. a. O. S. 145 f.
33) Golther, Geschichte der deutschen Literatur. I. S. 105.

V. Abschnitt

Königin Frawe.

1) Jakob Falke, Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. Berlin o. J. S. 3 f.
2) Sohm, a. a. O. S. 94.
3) Das Waltarilied, Übersetzt und herausgegeben von Dr. Heinrich Drees. Leipzig (Reclam). 2. Gesang. Vers 145 f. S. 19. Scheffel, a. a. S. 397.
4) Junghans, Gudrun, a. a. O. S. 109. Strophe 661.
5) Prof. Rudolf Sohm, Die Stellung der Frau im deutschen Recht. Deutsche Rundschau. XIV. Berlin 1878. S. 94.
6) Falke, a. a. O. S. 39.
7) Geschlechtsleben. S. 38 f.
8) Deutscher Minnesang, Übertragen von Bruno Obermann. Leipzig (Reclam). S. 135.
9) Parzival. I. 2. Buch. 91 f. S. 121.
10) Bauer, Geschlechtsleben. S. 160.
11) Rud. Thimm, Deutsches Geistesleben. 2. Aufl. Berlin 1894. S. 95.
12) a. a. O. S. 79. Strophe 481.
13) Hartmann v. d. Aue, Iwein. Berlin 1827. Strophe 6186 f.
14) Weinhold. S. 140.
15) Tristan und Isolde von Pannier. S. 275. Z. 7987 f.
16) Paul Piper, Die Spielmannsdichtung. I. Teil (Deutsche Nationalliteratur. 2. Band). Stuttgart o. J. S. 59.
17) Falke, a. a. O. S. 57 f.
18) Parzival. X. 517 f. II. Bd. S. 114.
19) Gudrun. a. a. O. (3. Abenteuer.) Strophe 314. S. 23.
20) Gudrun, Str. 1232 f. S. 193.
21) Weinhold, a. a. O. I. 162.
22) Erec. 8960.
23) a. a. O. I. S. 367. 10993—95.
24) a. a. O. I. S. 366. 10944 f.
25) Weinhold. I. S. 165.
26) Dr. Moritz Geyer, Altdeutsche Tischzuchten. Altenburg 1882.
27) Narrenschiff, erneut von H. A. Junghans. Leipzig (Reclam). S. 21 f.

28) Friedrich Dedekinds Grobianus. Neudruck. Halle a. S. 1882. S. 21 f.

29) Deutscher Minnesang, a. a. O. S. 139.

30) Der Minnesang von Dr. Friedr. Pfaff, (Nationalliteratur. 7. Band).

31) Steinhausen, Geschichte. S. 202.

I. Abteilung. Stuttgart o. J. S. 166.

32) Minnesänger, (Obermann). S. 48.

33) Falke, a. a. O. S. 77. Laßbergs Liedersaal o. O. 1820. Lied XXIV. 1. Band. S. 117.

34) Geschlechtsleben. S. 55.

35) Pfaff, Minnesang. I. S. 151.

36) Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein von ihm selbst beschrieben. Bearbeitet von Ludw. Tieck. Leipzig o. J.

37) a. a. O. S. 87. S. 115.

38) Falke, a. a. O. S. 81.

39) Pfaff, Der Minnesang, a. a. O. S. 17 f.

40) Paff, Minnesänger. I. S. 185 f.

41) Obermann, a. a. O. S. 219.

42) Obermann. S. 220.

43) Pfaff, a. a. O. S. 222 f.

44) Parzival, a. a. O. S. 373. V. 346. 3—15. S. 396. 370. V. 15.

45) Parzival. S. 401. V. 375. 13.

46) Parzival. S. 131. V. 101. 9.

47) Parzival. S. 141. 101. 23 f.

48) Parzival. S. 145. V. 115. 27/28.

49) Golther, Gesch. d. d. Literatur. S. 178. S. 238.

50) Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Herausgegeben von Rochus Freiherrn von Liliencron. Berlin-Stuttgart. (D. N. L. 13. Bd.). S. 95. Ludwig Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. 3. Aufl. Stuttgart. 1. Bd. S. 110 f.

51) G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1868. S. 198.

52) Obermann, a. a. O. S. 211.

53) Pfaff, Minnesang, a. a. O. S. 3.

54) Pfaff, a. a. O. S. 251.

55) Weinhold, a. a. O. I. S. 269 f.

56) Bescheidenheit. Übersetzt von Karl Pannier. Leipzig (Reclam). S. 85.

57) Herausgegeben von Maßmann in Haupts Zeitschrift 3. S. 7 f.

58) a. a. O. II. Bd. 407. 1 f. S. 12.

59) Geschlechtsleben. S. 42 f.

60) Mein Gewährsmann irrt. In der angegebenen Zeit war das Rittertum bereits tot. Nur noch ein Surrogat, aus dem Ritterwesen entstanden, fristete ein Scheinleben. Trotzdem hat Meiners mit seinen Behauptungen nicht Unrecht, nur waren die Lumpe Abkömmlinge der Ritter und nicht die Ritter selbst.

61) C. Meiners, Geschichte des weiblichen Geschlechts. Hannover. 4 Bde 1788—1800. Zitiert bei Ploß, a. a. O. II. S. 558 f.

VI. Abschnitt.

Burg und Dorf.

1) Alwin Schultz, Höfisches Leben zur Zeit der Minnesänger. 2. Aufl. Leipzig 1889. 1. Bd. S. 103 f.

2) Golther, Tristan u. Isolde. II. S. 205. V. 677.

3) Gudrun. V. 1283. a. a. O. S. 200.

4) Nur in der Brautnacht scheint davon eine Ausnahme gemacht worden zu sein. Siehe Heinr. v. Freiberg Tristan 698 (Nationalliteratur 4. III. S. 205, 735, (S. 206) und Nibelungen 639. S. 100.

5) Moritz Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen. Leipzig 1903. S. 98 f.

6) Heyne, Körperpflege. S. 99.

7) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 1857. S. 89 f.

8) Parzival. 552. 9 f. II. Band. S. 151.

9) Gudrun. 1325. S. 206.

10) Moriz Heyne, Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Leipzig 1899. S. 165.

11) Parzival. IV. 189. 8 f. Nibelungen, a. v. O.

12) Geschlechtsleben. S. 42.

13) Parzival. 166. 26 f. I. S. 196.

14) Parzival. 167. V. 3 f. S. 196.

15) Lohengrin, der Ritter mit dem Schwan. Erneut von H. A Junghans Leipzig (Reclam). II. 94. S. 39.

16) Parzival. 35. 5 f. I. S. 66.

17) Valtyr Gudmundsson. Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. deutsch von Rich. Calleske. Kattowitz 1904. S. 197.

18) Pfaff, Minnesang. S. 177 f.

19) Frauendienst, a. a. O. S. 77.

20) Parzival. 234. 7 f. I. 262.

21) Der Reif aus Metall oder das Band, das das freifliegende Haar in Ordnung zu halten bestimmt war.

22) Tristan (Pannier). 10895 f. S. 364 f.

23) Heyne, a. a. O. S. 322.

24) Wo kein Ofen vorhanden oder wo er die großen Gemächer nicht durchzuheizen vermochte, da mußte der Gluttopf, (Glutpfanne, Gluthafen, Wärmetopf) Dienste tun. Er wird mit Holzkohlen gespeist. Die durch seine giftigen Dämpfe hervorgerufenen Unglücksfälle werden gelegentlich erwähnt.

25) Tristan. XXV. 15809 f. S. 139.

26) Ruodlieb, Deutsche Nationalliteratur. I. 307. Z. 21.

27) Ruodlieb, a. a. O. S. 312. Z. 4.

28) Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861. S. 221. 31.

29) Henne am Rhyn. I. S. 285.

30) Weinhold. I. S. 100.

31) Moriz Heyne, Das deutsche Nahrungswesen von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrh. Leipzig 1901. S. 228.

32) Scherr, Frauenwelt. I. 194.

33) Konrad von Würzburg, Engelhart und Engeltrud. Vers 3097 f.
34) Hagens, Gesamtabenteuer. 2. 117.
35) Frauendienst. S. 137 f.
36) 6575 f.
37) Grimm. S. 408
38) Bartels, Der Bauer. S. 44 f.
39) Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. S. 52 f.
40) Bartels, a. a. O. S. 53.
41) Herausgegeben von Ludw. Bechstein. Stuttgart 1851. Bibl. des Liter. Vereines.
42) Lohengrin (Junghans). III. 239. S. 83.
43) F. W. E. Roth, Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. N. F. 2. Bd. 895. S. 186.
44) Karl Schmidt, Jus primae noctis. Freiberg i. Br. 1881. S. 155.
45) F. Chr. J. Fischer, Über die Probenächte der deutschen Bauernmädchen. Neudruck der Ausgabe von 1780. Leipzig 1902. S. 3.
46) Geschlechtsleben 57.
47) Grimm, R. A. S. 711.
48) Schmidt, a. a. O. S. 132.
49) Schmidt. 116.
50) Schmidt. S. 119.
51) Geschlechtsleben. S. 19.
52) S. 444 f.
53) Grimm, R. A. S. 443.
54) Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 15. Jahrgang. Berlin 1905. S. 21.
55) Faust. I. Osterspaziergang.
56) Abr. a. Sta Clara, Judas der Ertz-Schelm, Salzburg 1692. II. S. 282.
57) Zeitschrift f. d. Kulturgeschichte. III. Bd. Weimar 1896. S. 223.
58) Gestriegelte Rocken-Philosophia. Chemnitz 1707. 1. Hundert Kap. 36.
59) Christian Gerbers, Unerkannte Sünden der Welt. 8. Aufl. Dresden und Leipzig 1719. S. 92.
60) Stern, Medizin, Aberglauben und Geschlechtsleben in der Türkei. Berlin 1903. 2. Band. S. 12 f.
61) F. W. E. Roth, Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau, während des 17. Jahrhunderts. Zeitschrift für Kulturgeschichte. N. f. 2. Band. Weimar 1895. S. 187 f.
62) Joh. Christ. Männnlingen, Denkwürdige Kursiositäten derer so wohl Inn- als Ausländischer abergläubischen Albertäten. Frankfurt und Leipzig 1713. S. 201 f.
63) (Vulpius) Kuriositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. Weimar 1818. 7. Band. 1. Stück. S. 91 f.
64) Geschlechtsleben. S. 274 f.
65) Briefe von Dunkelmännern. Übers. von Dr. Wilhelm Binder. Gera 1898. S. 69 f.
66) Geschlechtsleben. S. 279.

67) Vulpius, Kuriositäten. III. Bd. S. 320 f.

68) Ein beliebter Tanz. Siehe Weinhold. II. 161.

69) Obermann, Deutscher Minnesang. S. 168 f.

70) G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig 1858. 2. Band. S. 151.

71) J. G. G. Büsching, Ritterzeit und Ritterwesen. Breslau 1823. II. Bd. S. 2.

72) Scherr, Kulturgeschichte. S. 631.

73) Ein Vorrecht der Gräfin von Saarbrücken im Dorfe Völklingen. Weistümer. II. S. 10.

VII. Abschnitt.

Innerhalb der Stadtmauern.

1) Thietmar, a. a. O. VII. Buch 15. S. 285.

2) Ernst Mummenhof, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1901. S. 16 f.

3) Adolf Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Berlin 1900. S. 4 f.

4) Jakob Falke, Straße und Straßenleben im Mittelalter. Westermanns Monatshefte. 10. Band. 1861. S. 282.

5) Wien im Lichte verschiedener Jahrhunderte. Leipzig o. J. S. 12.

6) Aeneas Sylvius. S. 12.

7) Aegidius Albertinus, Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Herausgegeben von Rochus Frhrn. v. Liliencron. Stuttgart o. J. (Nationalliteratur. Band 26.) S. 91.

8) Falke a. a. O. S. 397.

9) Die Narrenbeschwörung. Erneut von Karl Pannier. Leipzig (Relam). No. 67. S. 197. S. auch Geschlechtsleben S. 189.

10) Straßburger, Ordnungen und Mandate von 1518—1678 von Max Perlbach. (Festschrift d. thür. sächs. Geschichtsvereins). Halle 1902. S. 45f. S. 58.

11) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. S. 337 f.

12) W. Möhsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin-Leipzig 1783 II. 161 f.

13) Bauer, Deutscher Durst. S. 192.

14) Nach Boners († 1340), „Edelstein". Bamberg 1641. Geschrieben zwischen 1324—49. No. 33.

15) Martin Montanns, Wegkürtzer. (D. Nationallit. 24. Bd.). S. 254.

16) Rollenhagen, Froschmeuseler. Kap. 8.

17) Kirchhofs, „Wendunmut".

18) Kirchhofs, Wendunmut. 1565. I. S. 1.

19) Schon im 13. Jahrh. bekannt. Laßberg, Liedersaal. II. 385. Haupts Zeitschrift, s. G. A. 2. 560.

20) Falke, a. a. O. S. 398.

21) Kloster. VI. S. 690.

22) Vulpius, Kuriositäten. 10. Bd. S. 268 f.

23) Schultz, Deutsches Leben. Seite 407 f.

24) Neueste Reisen. S. 80 f.

25) Theodor Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit Leipzig 1902. S. 126.

26) Scheible, Kloster. VI. 397.

27) Prof. Dr. W. Creizenach, Die Schauspiele der englischen Komödianten. Berlin und Stuttgart o. J. (D. Nationallit. Bd. 23). IV. f.

28) Gereimte Fastnachtspredigt aus dem XV. Jahrhundert. Scheible. Kloster. I. S. 158 f.

29) Narrenschiff. Erneut von H. A. Junghans. Leipzig (Reclam). LXII. S. 109.

30) Kloster. I. 292.

31) Geschlechtsleben. S. 339.

32) Knapp. S. 217.

33) Spiegel der Arzney von Laurentz Friesen, gemacht und verbessert durch denselben, und M. Thomas Brunfels. Straßburg 1532. S. 139.

34) Kloster. VI. 195.

35) Kap. 37. 12 f. S. 129.

36) „Der deutsche Durst". S. 216 f.

37) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge. 3. Bd. S. 209. Berlin 1892.

38) Vulpius, Kuriositäten. I. S. 214 f.

39) Freytag, Bilder. 2. Bd. II. S. 241.

40) Dr. Herm. Knapp, Das alte Nürnberger Kriminalrecht. Berlin 1896. S. 209 f.

41) Bathasar Schuppius, Hiob. S. 53.

42) Knapp, a. a. O. S. 215.

43) Rich. Zoosmann, Hans Sachs und die Reformation. Dresden 1904. S. XVIII und XXII.

44) Vulpius, Kuriositäten. 10 Bd. Weimar 1823. S. 146. S. 273 f.

45) P. L. Berkenmeyer, Vermehrter Curienser Antiquarius. Hamburg 1712. I. Bd. S. 222.

46) Herausgegeben durch J. Freiherrn v. Bohlen-Bohlendorff. 1 kl. Publ. des Lit. Vereins in Stuttgart. Tübingen 1882. S. 18 f.

47) Christian Meyer, Ausgewählte Selbstbiographien aus d. 15. bis 18. Jahrh. Leipzig 1897. S. 157.

48) Franziscus Petrarcha, Von der Artzney bayder Glück, des guten vnd widerwertigen. Augspurg 1532.

49) Bösch, Kinderleben. S. 29.

50) Narrenbeschwörung. 4. 106 f. S. 30.

51) Gerber, Die unerkanten Sünden der Welt. Kap. XLIII. S. 521.

52) Anton Tuchers, Haushaltungsbuch (1507—1517). Stuttgart 1877. S. 174.

53) Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrh. Bearbeitet von K. Höhlbaum. Leipzig 1887. 2. Bd. S. 87.

54) Vehse, Kurfürsten. S. 121.

55) Ernst Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1901. S. 48 f.

56) Henne am Rhyn, II. S. 99.

57) a. a. O. S. 50 f.

58) Wien im Lichte versch. Jahrh. S. 16 f.

59) Karl Lamprecht, Deutsches Geistesleben im spätern Mittelalter. (Zeitschrift f. d. Kulturgeschichte. 1. Bd. 4. Folge). S. 13.

60) Scheible, Kloster. 8. Bd. Stuttgart 1847. S. 906 f.

61) Prof. Dr. Georg v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. Bielefeld und Leipzig 1898. S. 33.

62) Christian Meyer, Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15.—18. Jahrhundert. Leipzig 1897. S. 73.

63) Dr. Gustav von Buchwald, Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter. Kiel 1885. I. S. 40 f.

64) Janssen. VIII. S. 489.

65) Vulpius, Kuriositäten. II. 371. Keisersberg, Predigten über das Narrenschiff. Kloster. I. S. 553 f.

66) Francisci Petrarchae, Trostspiegel. 1584.

67) Cyriakus Spangenberg, Ehespiegel oder LXX. Brautpredigten. Straßburg 1578. S. 285 f.

68) Welt-Spiegel oder Narrenschiff, „Von Tantz Narren, Spring Narren, oder Hupff Narren (LXI). Kloster. I. S. 554 f.

69) Frankfurt am Main in verlegung Sigm. Feyrabends 1567.

70) Kriegk, Bürgertum. S. 416.

71) W. H. Riehl, Die Familie. Elfte Auflage. Stuttgart 1897. S. 25.

72) Heyne, Körperpflege usw. S. 35.

73) Josef Kirchner, Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst. Stuttgart 1903. S. 102 f.

74) Kloster. II. Bd. S. 85.

75) Hermann Peters, Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. S. 61.

76) Die Limberger Chronik. Herausgegeben von C. D. Vogel. Marburg 1828. S. 71.

77) Kloster. I. S. 251.

78) Zschokke, Bayrische Geschichte. 3. Bd. S. 346.

79) Geschlechtsleben. S. 331.

80) Ildefons a. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1810 bis 1813. I. S. 187.

81) Sachs' Werke von Karl Pannier. I. S. 227.

82) Mummenhoff, a. a. O. S. 102.

83) Geiler v. Keiserberg, a. a. O. S. 248.

84) Germania. S. 285. 64 f.

85) Grimm, R. A. S. 724.

86) Dr. Alwin Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Wien 1892. S. 321.

87) Deutsches Leben im Volkslied. Herausgegeben von Rochus Freiherrn v. Liliencron. S. 97.

88) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Herausgeg. von Ludwig Uhland. 3. Aufl. Stuttgart o. J. I. Bd. S. 194.

89) a. a. O. S. 221.

90) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue (4.) Folge. 1. Band Weimar 1894. S. 320 f.
91) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, a. a. S. 321.
92) Dr. Otto Beneke, Von unehrlichen Leuten. Berlin 1889. S. 257.
93) Dr. H. Knapp, Das alte Nürnberger Kriminalrecht. Berlin 1896. S. 129.
94) Knapp. S. 185.
95) Dr. O. Beneke, Von unehrlichen Leuten. Berlin 1889. S. 258.
96) Beneke, a. a. O. S. 258 f.
97) Kloster. I. 851.
98) Christian Meyer in: Meyer, Deutsches Volkstum. I. S. 166/7.
99) Emil Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. S. 88.
100) Riehl, Familie. S. 76 f. nach der Limburger Chronik.
101) Dr. Ed. Vehse, Geschichte des Hofes von Bayern. 1. Bd. Leipzig o. J. S. 48.
102) Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. S. 18.
103) Übersetzung bei Freytag. Bilder. 2I. 357 f.

VIII. Abschnitt.

Die Idealfrau und das Widerspiel.

1) a. a. O. 127.128. S. I. 157.
2) Tristan. 10988 f. S. 367. Parzival. I. 261 u. f.
3) Parzival. 151, 24. S. 181 usw.
4) Wigalois. 190, 27 f.
5) Heyne, a. a. O. S. 83.
6) Kloster. I. S. 249.
7) Parzival 151, 23. 232, 809, 2.
8) Parzival. I. 257, 19 f. S. 285.
9) Weinhold, a. a. O. S. 203.
10) Tristan. I. V. 925. S. 56.
11) Lohengrin. III. 79. S. 35.
12) Lohengrin. 312. S. 107.
13) Edda. S. 164.
14) Parzival. 258, 25 f. I. S. 286 f.
15) 257, 12 f. S. 285.
16) Lohengrin. 312. S. 107.
17) „Ir cene sam ein helfenbein“, Gesamtabenteuer. I. 455 f. Stuttg. 1850.
18) Flore, Deutsche Nationalliteratur. 4. Bd. 3. Abt. S. 439. Vers 6883 f.
19) Weinhold. I. S. 206.
20) Parzival. 410. II. S. 15. 806. II. 394.
21) Alw. Schultz, Höfisches Leben zur Zeit der Minnesinger. S. 211 f.
22) Albr. von Eyb, bei Scheible, Schaltjahr. II. S. 139.

23) Hans Sachs ausgewählte poetische Werke. Erneut von Karl Pannier. Leipzig (Relam). No. 62. S. 223 f.

24) Eschenbergs Denkmäler. Bremen 1799. S. 397.

25) Liederbuch der Clara Hätzlerin. Herausgegeben von Karl Halthaus, Quedlinburg 1840. S. 68.

26) Seladons Weltliche Lieder. Nechst einem Anhang Schimpff vnd Ernsthaffter Gedichte. Franckfurt a./Mayn 1651. No. 9. S. 42.

27) Schultz, Deutsches Leben. S. 318.

28) Hartmann von Aue, Gregorius. Übersetzt von K. Pannier. Leipzig (Reclam). S. 97. Vers 2910 f.

29) Lob der Torheit, Leipzig (Reclam) S. 55.

30) Venus-Gärtlein, Ein Liederbuch des XVII. Jahrhunderts. Herausgeg. von Max Freiherrn von Waldberg. Halle a./S. 1890. S. 22.

31) Kräutermann, Zauber-Arzt. 1730. Neudruck. Stuttgart. S. 110, 111. Paullini, Heilsame Dreckapotheke. 1714. Neudruck 1847. I. Bd. S. 85.

32) Anton Tuchers Haushaltungsbuch, (1507—1517). Stuttgart 1877. S. 92, 95, 97, 133.

33) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1877. Sp. 186.

34) Scheible, Das Kloster. VI. Band. Stuttgart 1847. S. 445.

35) Schultz, Deutsches Leben. S. 365.

36) Ehezuchtbüchlein. II. S. 189.

37) Scheible, Kloster. VI. S. 700.

38) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. 2. Bd. 1. Teil. S. 51.

39) Joh. Fischart, Ehezuchtbüchlein. Werke 3. Teil. (D. Nat.-Lit. 18.III). S. 184. 25.

40) Siebenhundert vnd funfftzig Deutscher Sprüchwörter. Ernewert und gebessert durch Johan. Agricola. Wittenberg 1592. No. 370.

41) Dr. Rudolf Schultze, Die Modenarrheiten. Berlin 1868. S. 76 f.

42) Vulpius, Kuriositäten. Weimar. II. 336.

43) Kloster, I. a. a. S. 252.

44) Leien-Bibel. In hundert Fragen vnde Antwort vnderscheden. Dorch Nicolaum Grysen Rostochiensem. Rostock MDCIIII.

45) A. V. Richard, Licht und Schatten. Leipzig 1861. S. 23.

46) Scherer in d. Allgem. Deutschen Biographie. 5. Bd. S. 14. Leipzig 1877.

47) Felix Bobertag, Narrenbuch. (Kürschners Deutsche Nationallit. 11. Bd.). Stuttgart o. J. S. 220, 1943 f.

48) Herausgeg. von Karl Pannier. Leipzig (Reclam). No. 28. S. 66 f.

49) Meyer, Tischzuchten. S. 32.

50) Dr. Ad. Hauffen, Johann Fischarts Werke, 1. Teil. (Deutsche Nationallit. 18. Bd.). S. XI f.

51) Rochus Freiherr v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. (Deutsche Nationallit. 13. Bd.). S. 155 f.

52) John Grand-Charteret Le décolleté et le retroussé. Paris 1900.

53) Leipzig (Reclam). Zusammenstellung der deutschen Flohliteratur bei Dr. Ad. Hauffen, Joh. Fischards Werke, I. Bd. (Nationallit. 18. Bd.).

54) Flöh Haz, (Nationallit. 18. Bd.). Vers 4090. S. 119.

55) Dr. Alwin Schultz, Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrh. Leipzig 1890. S. 143.
56) Ernst Mummenhoff, Hans Sachs. Nürnberg 1894. S. 65.
57) Steinhausen, Kulturg. S. 510 f.
58) Die Grewel der Verwüstung. Ingolstadt 1610. S. 231 f.
59) Fuchs, Die Karikatur der europäischen Völker. Berlin o. J. I. S. 42.
60) Janssen. VI. S. 157.
61) Fuchs, a. a. O. S. 52.
62) In einer galanten Nouvelle Denenjenigen, So den Ehestand lediger Weise führen zu weitern Nachsinnen, ausgefertigt von J. W. v. L. 2. Teile. Leipzig, Caspar Fleischer 1693. 12⁰.
63) Luther als Erzieher von ⁎*⁎. Berlin 1902. S. 117.
64) Herders Briefe. III. Band. S. 75.
65) Siebenhundert und funfftzig Deutscher Sprüchwörter, ernewert vnd gebessert. Wittenberg 1592. No. 414.
66) Scheible, Das Kloster. I. S. 572.
67) Janssen. VI. S. 167.
68) Siebenhundert und fünfzig Deutscher Sprichwörter. Wittenberg 1593.
69) Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. S. 184.
70) a. a. O. No. 413.
71) Riehl, Familie. S. 69.
72) Voigt in Raumers historischem Taschenbuch. 1. Jahrg. 1830. S. 180 f.
73) Narrenbuch. Herausgeg. von Felix Bobertag. Stuttgart o. J. S. 53.
74) Steinhausen, Privatbriefe. II. No. 348. S. 232.
75) a. a. O, Ala mode Kehraus. II. S. 25.
76) Schultz, Deutsches Leben. S. 515.
77) Janssen, Geschichte d. d. Volkes. VI. S. 19.
78) Janssen. VI S. 409 f. Freytag, Bilder. III. S. 147.
79) Karl Pannier, Der Pfarrer vom Kalenberg. Leipzig (Reclam).
80) Pannier, a. a. O. S. 7.
81) Narrenbuch, a. a. O. S. 148 f.
82) a. a. O. S. 180 f.
83) a. a. O. S. 267 f.
84) Pannier, Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel. Leipzig (Reclam).

IX. Abschnitt.

Ein tristes Kapitel.

1) L. v. Maurer, Geschichte d. Städteverfassung in Deutschland. Erlangen 1869—71. II. 471. III. 110.
2) Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie. 48. Teil. Leipzig 1848. S. 366 f.
3) Vulpius, Kuriositäten. IX. Band. S. 398.
4) Bauer, Geschlechtsleben. S. 153.
5) Schimmer, Alt- und Neu-Wien. I. S. 237.

6) Kriegk, a. a. O. S. 269.

7) Theodor Hampe, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1902. S. 64.

8) T. L. U. Jäger, Juristisches Magazin für die deutschen Reichsstädte. Ulm 1790. II. Bd. S. 205 f.

9) Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Basel 1796—1822. II. Bd. S. 451 f.

10) Geschlechtsleben. S. 157.

11) Mummenhoff, Handwerker, a. a. O. S. 101.

12) Knapp, a. a. O. S. 220.

13) A. v. Lerzner, Chronika der freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Franfurt a. M. 2. Teil. S. 671.

14) Knapp, Altnürnberger Strafrecht. S. 222.

15) Knapp, Kriminalrecht. S. 205. 221.

16) Kriegk, Neue Folge. S. 265.

17) Reinöhl, Die gute, alte Zeit. Stuttgart. Kloster, Band VI. S. 505.

18) Geschlechtsleben. S. 168 f. 3) Heyne, a. a. O. S. 324.

19) Theodor Storm, Zerstreute Kapitel. Westermanns Monatshefte. Band XXXI. 1872. S. 471.

20) Storm, a. a. O. S. 474.

21) Sigrdrifumâl, a. a. O. S. 311.

22) Hampe, Fahrende Leute. S. 16.

23) Kriegk, Deutsches Bürgertum, n. F. S. 260.

24) St. Palayes, Ritterwesen. Übersetzt von Klüber. II. S. 181.

25) Geschlechtsleben. S. 179 f.

26) Joh. Pomarius, Sächsische Chronik. 1588. S. 14.

27) Kriegk, a. a. O. S. 297.

28) Kriegk, a. a. O. S. 265.

29) Grimm, R. A. S. 633.

30) Müller, Sachsenspiegel. S. 123.

31) K. E. Schimmer, Alt- und Neu-Wien. I. Band. Wien 1904. S. 351.

32) Hampe. S. 18.

33) Kloster VI. S. 515 f.

34) Prof. L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig 1905. S. 7 f.

35) Ludwig Geiger, Berlin 1688—1870. I. Bd. 1. Hälfte. Berlin 1892. S. 289.

36) Johannes Falke, Die Badstuben im Mittelalter. Westermanns Monatshefte, XI. Band 1862. S. 33.

37) Schertz mit der Warheyt. Frankfurt 1501. S. 4.

38) Hans Michael Moscheroch, Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhafte Gesichte, erneut von Karl Müller, Leipzig (Reclam) 1. Bd. S. 75.

39) Wortspiel für Kamelott, ein Zeug aus Kameelhaaren.

40) Ehezuchtbüchlein, Werke, 3. Teil. Herausgegeb. von Dr. A. Hauffen, Stuttgart. (D. Nat.-Lit., 8. Bd. III.) S. 133.

41) Vulpius, Die Vorzeit. Erfurt 1819, 3. Band. S. 103.

42) Steinhausen, Gesch. d. Kultur. S. 405.

43) H. Kaufringer, Gedichte. Herausgeg. von K. Euling, Stuttgart 1888. S. 51.

44) Geschlechtsleben. S. 247.
45) a. a. O. S. 248f.
46) Vulpius, Vorzeit, 3. Band. S. 106.
47) Dr. C. H. Stratz, Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner, Stuttgart 1904. 2. Aufl. S. 94.
48) Denkwürdigkeiten, herausgeg. von Herm. Osterley, Breslau 1878. S. 16.
49) Christian Weise, Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt. Neudruck der Ausgabe von 1673, Halle a. S. 1878. S. 17.
50) Geschlechtsleben. S. 257.
51) Geschlechtsleben. S. 261.
52) Wien im Lichte versch. Jahrh. a. a. S. 13.
53) Ad. Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte, Berlin 1900. S. 17f.
54) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, Frankfurt a. M. 1868. 102f.
55) Die Narrenbeschwörung, herausg. von Karl Pannier, Leipzig (Reclam). Kap. 77 „Eng geschnürt“. S. 219f.
56) Rich. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901. S. 228f.
57) Grimm, R. A. S. 460.
58) Wasserschleben a. a. O. S. 266.
59) Knapp, Nürnberger Kriminalrecht, S. 185.
60) D. Emil Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern. Halle 1868. S. 21.
61) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. I. S. 343f.

X. Abschnitt.

Die Reformation.

1) Corvin a. a. S. 185. S. 263 f.
2) 64. Fure, 14, übertragen von Max Henning, Leipzig (Reclam). S. 551.
3) Steinhausen, Geschichte. S. 454.
4) Luther als Erzieher. S. 116.
5) Ed. Vehse. Unter der Herrschaft des Krummstabes. S. 151.
6) Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der Vergangenheit. Leipzig 1901. S. 57.
7) De Wethe und Seidemann, Dr. Martin Luthers Briefe. II. 825—56, 6 Bde. III. 323. 319.
8) Hauptquelle für Katharina von Bora, das gleichnamige Geschichtliche Lebensbild von D. Albrecht Thoma, Berlin 1900.
9) D. Martin Luthers Leben in 17 Predigten von M. Johann Mathesius, herausgeg. von Lic. Dr. G. Buchwald, Leipzig (Reklam) S. 75.
10) Thoma. S. 28.
11) Strack, a. a. O. S. 65f.
12) Thoma, a. a. O. S. 114f.
13) Strack II. S. 42f.
14) Scherr II. S. 18.

15) Dr. Karl Borineki, Geschichte der deutschen Literatur. (Deutsche Nationalliteratur.) Stuttgart. 163. Band, 2. Abt. S. 35.

16) Weinhold I. S. 137.

17) Golther, a. a. O. S. 417.

18) Weinhold I. S. 138.

19) Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit 1859, Sp. 371.

20) Dr. W. Buchmüller, Zwischen Sumpf und Land. Berlin o. J. S. 145.

21) Buchwald a. a. O. S. 151.

22) Christliche Warnung des Trewen Eckarts usw. Frankfurt a. O. 1588. S. 328—331.

23) Riehl, Familie. S. 15 f.

24) Hochdeutsch von Karl Pannier. Leipzig (Reclam).

25) Hugo Grosse, Ein Mädchenschullehrplan aus dem 16. Jahrhundert. Langensalza 1904.

26) Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen [in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1901. S. 66.

27) Gustav Strakosch-Graßmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Wien 1905. Seite 43.

28) Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. Leipzig 1881, II/II. S. 440

29) Scherr, Frauenwelt II. S. 18 f.

30) Emil Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Leipzig. 1900. S. 88.

31) D. F. Strauß, Ulrich v. Hutten. Leipzig. 1857. I. 397.

32) Kloster IV. 716f.

33) Karl Müller, Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen. Leipzig (Reclam). S. 1.

34) Herm. Oesterley, Hans v. Schweinichens Denkwürdigkeiten. Breslau. 1878. S. 38f. und a. a. O.

35) Freytag, Bilder II. S. 175f.

36) Deutsches Volkstum im Mittelalter, Stuttgart 1836. I. Bdchn. S. 89.

37) A. a. O. VIII. S. 241f.

38) a. a. O. S. 11 u. 11a.

39) a. a. S. 15a.

40) Hirten-Gespräche. S. 485.

XI. Abschnitt.

Die Hexe.

1) Weinhold I. 60.

2) W. Mannhart, Zauberglaube und Geheimwissen. 3. Aufl. Leipzig 1897. S. 200.

3) Sachsenspiegel oder das Sächsische Landrecht, herausgeg. von Curt Müller. Leipzig (Reclam). II. Buch, 13. Artikel, S. 70.

4) Friedrich Christoph Schlosser, Geschichte des Mittelalters. Berlin 1898. 24. Aufl. 3. Bd., S. 159 fg.

5) Schlosser S. 160.

6) Graf v. Hoensbroech, Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. Leipzig 1904. S. 39 fg.

7) Hoensbroech, a. a. O. S. 40.

8) Scherr, Frauenwelt I, S. 236 fg.

9) Scherr, Kulturgeschichte S. 170.

10) Hoensbroech. S. 42.

11) Ludw. Meyer, Die Beziehungen der Geisteskranken zu den Besessenen und Hexen. Wetermanns Monatshefte. 10. Bd. 1861. S. 260 f.

12) Moscherosch, Philander von Sittewalds wundersame Gesichte. I. Kap. Schergenteufel, erneut von Karl Müller, Leipzig (Reclam). S. f.

13) Der Hexenhammer, übertragen und eingeleitet von I. W. R. Schmidt, Berlin 1906, 1. Band S. 4.

14) W. Schrader, Die Sage von den Hexen des Brockens, Quedlinb. 1839.

15) Georg Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904. Seite 138.

16) Volksausgabe. Leipzig 1904. S. 118 f.

17) Hoensbroech. S. 120 f. und Schmidt a. a. O. S. 96.

18) J. Geffcken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts und die katechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis Luther, Leipzig 1855. S. 112 f.

19) Prof. Dr. Melchior Thamm, „Femgerichte und Hexenprozesse. Leipzig und Wien o. J. S. 95f.

20) Übersetzung des Hexenhammers bei Joh. Mor. Schwager, Versuch einer Geschichte der Hexenprozesse. I. Bd. Berlin. 1784. S. 174.

21) Schwager. S. 176.

22) Hexenhammer, III. Band S. 42 fg.

23) Dr. Otto Henne am Rhyn, der Teufels- und Hexenglaube. Leipzig. 1892. S. 95 und W. G. Soldan, Geschichte der Hexenprozesse, bearb. von Dr. H. Heppe. Stuttgart. 1880. S. 347f. I. Bd.

24) Scherr, Kultur- und Sittengeschichte. S. 387.

25) Carl Müller, Hexenaberglauben und Hexenprozesse in Deutschland. Leipzig (Reclam.) S. 90.

26) Schwager a. a. O. S. 197 fg.

27) Dr. Ed. Vehse, Die Deutschen Kirchenfürsten in Trier, Salzburg, Münster, Leipzig. S. 9.

28) Knapp, Nürnb. Kriminalrecht. S. 55.

29) Schultz, Deutsches Leben. S. 43f.

30) A. Graf, Geschichte des Teufelsglaubens. Übersetzt von Dr. R. Teuscher, 2. Aufl. Jena 1893. S. 275.

31) „Allgäuer Geschichtsfreund", 5. Jahrg. Kempten 1892. S. 268.

32) Horst, C. C., Zauberbibliothek. Mainz 1821—26, II. S. 374.

33) Hans Bösch, Kinderleben. S. 91f.

34) Schwager, a. a. O., S. 266.

35) Schwager, S. 269.

36) Zeitschrift für die Kulturgesch., 4. Jahrg., Nürnberg 1859, S. 687.

37) Scheible, Kloster, 6. Bd., S. 211 f.

38) Henne am Rhyn, Teufels- und Hexenglaube, S. 111.

39) Strack, II. Bd., S. 265 f.

40) Rud. Quanter, Die Folter. Dresden. 1900. S. 59.

41) Franz Heinemann, Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. Leipzig. 1900. S. 68.

42) S. 640f.

43) Archiv des historischen Vereins von Unterfranken. X. Bd. 1. Heft. S. 99f.

44) Die deutschen Kirchenfürsten in Trier, Salzburg, Münster usw. Leipzig o. J. S. 226. No. 20.

XII. Abschnitt.

Küche, Keller und Hausgerät.

1) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. VII. Bd. Freiburg i. B. 1893. S. 364f.

2) William Marschall, Neueröffnetes, wundersames Arzneikästlein, Leipzig 1894. S. 114.

3) Tacitus 5. S. 16. Caesar de bello gall. 6. Buch 35. S. 170.

4) Lippert, Deutsche Sittengeschichte II. 68 f.

5) Philipp von Stetten, d. j. bei Scheible, Kloster, VI. 688.

6) Heyne, Hausaltertümer I. S. 121 f.

7) Naturgeschichte 16, I.

8) Schirmer a. a. O. S. 408. I. Bd.

9) Schultz, S. 116.

10) Schulz, S. 103 f.

11) Anzeiger für die Kunde deutscher Vorzeit, Nürnberg 1875, Sp. 33.

12) Steinhausen, Kulturgesch., S. 352.

13) Mones Zeitschrift f. d. d. Altertum, XVI, S. 328.

14) Kloster I. 368.

15) Kloster VI. S. 690.

16) Weinhold I. S. 110.

17) Fischart, Geschichtsklitterung, Kap. 25; Kloster, 8. Band (Stuttg. 1847) S. 304.

18) Hans Folz bei Schultz, D. Leben. S. 125.

19) Tucher, a. a. O. S. 155.

20) „Ein Buch von guter Speise“, Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Stuttgart 1884.

21) Kriegk, Bürgertum. S. 382f.

22) Grimm, Rechtsaltertümer. S. 900.

23) Lippert, Sittengeschichte. II. S. 70.

24) Kriegk, Bürgertum. S. 382f.

25) Kriegk. S. 572.

26) Kloster VI. S. 154.

27) Kloster, S. 161.

28) Dr. Felix Weber, Gastronomische Bilder. Leipzig 1882. S. 96 f.

29) Janssen VIII. S. 170 f.
30) J. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. 2. Bde. Innsbruck 1885—1882. II. Bd. S. 496 f.
31) Janssen, VIII. Bd. S. 170.
32) Weber. S. 97 f.
33) Deutsches Volkstum im Mittelalter. Stuttg. 1836, 1. Bdchn. S. 107 f.
34) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge, 2. Bd. Weimar 1895. S. 187.
35) Karl Braun-Wiesbaden, Die deutsche Küche. Westermann. Bd. 29. Braunschweig 1871. S. 100 f.
36) Bauer, Der Deutsche Durst. S. 214 f.
37) Deutscher Durst. S. 215.
38) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 1859. S. 266 f.
39) Vulpius, Kuriositäten. 10. Band. Weimar 1823. S. 187.
40) Vulpius, Kuriositäten. I. 214 f.
41) Schultz, Deutsches Leben, S. 497 f.
42) Erschienen 1782. Neudruck, Stuttgart 1856.
43) a. a. O. S. 77.
44) Deutscher Durst, S. 150.
45) Steinhausen, Privatbriefe No. 49. S. 40.
46) Deutscher Durst, S. 150.
47) A. Kirchner, Geschichte der Stadt Frankfurt (1807—10). 1. Bd. S. 428 und 595.
48) Das Gastgeschenk, das bis in das frühe Mittelalter zurückreicht und sich bis zur Gegenwart erhalten hat. Meist war es der benützte Becher, den der Gast mit sich nehmen durfte.
49) Über diese Spiele siehe mein „Geschlechtsl. in d. d. Vergangenheit“. 5. Auflage. S. 296 f.
50) Vulpius, Kuriositäten. 3. Bd. Weimar 1813. S. 280 f.
51) Kloster, VI. 161 f.

XIII. Abschnitt.

Der große Krieg und Alamode.

1) Biedermann, Aus Deutschlands trübster Zeit. S. 38.
2) Kloster VI. S. 230.
3) Walter Hassenstein, Hassenstein einst und jetzt. Papiermühle bei Roda 1904. S. 85 f.
4) Dem Geburtsstuhl, der seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland gebräuchlich war. Ploß-Bartels, Das Weib II. S. 174 f.
5) Vehre, Baiern I. S. 300.
6) Dr. Rich. Wrede, Die Körperstrafen bei allen Völkern. Dresden 1898. S. 398.
7) Narrenbeschwörung, 70, 39. S. 223.
8) Schultz, Deutsches Leben. S. 592. Bauer, Geschlechtsleben. S. 201.
9) Simplicissimus. 2. Band, 4. Buch, 9. Kapitel. S. 122.

10) Ausgabe Stuttgart, Cotta. 1. Band. S. 187 f.
11) Moscherosch. 2. Band. S. 328.
12) Sieben böse Geister, 1658. B. 2.
13) Friedrich von Logaus Sinngedichte, neu ausgewählt von Dr. L. H. Fischer, Leipzig (Reclam). S. 30.
14) H. Scheube, Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1876. I. Band. S. 318.
15) v. Hormayer, Historisches Taschenbuch aufs Jahr 1836. S. 300.
16) Steinhausen, Gesch. S. 388.
17) Biedermann II. S. 58 f.
18) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. 4. Folge. I. Band. S. 416 f.
19) Logau a. a, O. S. 44.
20) Karl Biedermann, Deutschlands trübste Zeit. Berlin 1863. S. 27.
21) „Sieben böse Geister. Hamburg 1658. Vorrede S. 2.
22) Vulpius, Kuriositäten. 5. Band. Weimar 1816. S. 558 f.
23) Venus-Gärtlein. Ein Liederbuch des XVII. Jahrh., herausgeg. von Max Freiherrn von Waldberg. Halle a. S. 1890. S. 96.
24) Julius Lessing, Der Modeteufel. Berlin 1884. S. 4 f.
25) Aus Seyfart, „Jungfernanatomie" bei Scherr, Frauenwelt II. Bd. S. 115 f.
26) II. Band. S. 71.
27) Dr. Rudolf Schultze, Die Modenarrheiten. Berlin 1868. S. 111.
28) Moscherosch II. S. 70 f.
29) Ovid, Kunst zu lieben, 3. Buch 202. (Stuttgart 1854.) S. 1525.
30) I. Bd. S. 78.
31) Vienne Demasquée, Andertes (!) Send-Schreiben. Anno 1705. 4. Bl.
32) Philander v. Sittewald I. S. 71.
33) Sinngedichte S. 116.
34) Abraham a. S. Clara, Judas der Ertzschelm. Salzburg 1692. IV. 53.
35) Rachel, Poetisches Frauenzimmer, Vers 349.
36) J. Voigt, Die Hamburgischen Hochzeits- und Kleiderordnungen 1583 1585. Hamburg 1889. S. 11 f. 15.
37) Gerber, Die unerkannten Sünden der Welt. Kap. LXXIII. S. 974 f.
38) Luzifers Königreich etc. a. a. O. S. 94 f.
39) Lucifers Königreich. S. 95.
40) K. F. Paullinis heilsame Dreck-Apotheke, Neudruck nach der 4. Aufl. vom Jahr 1714. Stuttgart 1847. 1. Bd. S. 351.
41) Logau a. a. O. S. 118.
42) Janssen VIII. S. 237 f.
43) Abrah. a. St. Clara, Etwas für alle. S. 879. Ormerin, von der persischen Insel Ormus benahmet.
44) Daß Die blossen Brüste seyn Ein groß Gerüste Viel böser Lüste. 6815. Blatt D3.
45) Sünden-Rüge und Gewissens-Forschung. Frankfurt a. Main 1687. S. 793 f.
46) Johann Georg Keyßlers Neueste Reisen, Neue und vermehrte Auflage. Hannover 1751. LXXXI. Brief. S. 1218.
Vehse, Unter der Herrschaft des Krummstabes. Leipzig o. J. S. 100 f. Biedermann, I. S. 363 f.

47) Die Gegner der zweiten Schlesischen Schule, herausgeg. von Ludw. Fulda. II. Bd. (Dtsche. Nat.-Lit. 39. Bd.) Stuttg. o. J. S. 488.

48) Deutsche National-Lit. Bd. 36. Zweite Schlesische Schule. I. Bd., herausgeg. von Felix Bobertag. Stuttgart o. J. S. 422 f.

49) Hoffmannswaldaus und and. Deutschen Gedichten. 6 Bde. Leipzig 1695. I. S. 167 f.

50) Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1905. S. 126 f.

51) Der geplagte Hiob, von Antenorn (Schuppins). Nürnberg 1659. S. 51 f.

52) Herausgegeben von Otto Christian Pfeffer. Berlin 1702.

53) Renaissance und Rokoko. Minden i. W. 1884. S. 300 f.

54) Christian Weise, Die drei a-gsten Erznarren in der ganzen Welt. Neudr. der Ausg. von 1673. Halle a. S. 1878. S. 159.

55) Karl Simrock, Deutsches Rätselbuch. Frankfurt a. M. 1850. S. 110.

56) Erznarren. S. 158.

57) Steinhausen, Kulturstudien. S. 55.

58) Dr. Anton Schlosser, Österr. Kultur- und Literaturbilder. Wien 1879. S. 69 und S. 88 f.

59) National. Lit. 37. Bd. Berlin-Stuttgart, o. J. S. 295.

60) Talander, Getreuer Hof-Meister, adelicher und bürgerl. Jugend etc. Leipzig 1703. S. 293.

61) Neu herausgegeben. Dresden 1904.

62) Borinski, Gesch. d. d. Literatur. S. 131.

63) Leipzig o. J. (Reclam).

64) Borinski a. a. O. S. 120.

65) Gustav Karpeles, Allgem. Gesch. d. Literatur. Berl. 1891. II. Bd. S. 416.

66) Die Quellen von Joachim Rachels erster Satire etc. Inaug.-Diss. Freiburg i. B. 1899. S. 26 f.

67) Friedr. W. Ebeling, Friedr. Taubmann. 3. Aufl. Leipzig 1884.

68) Büchmannn, Geflügelte Worte. Berlin 1900. 20. Auflage. S. 139.

69) 6. Buch, 8. Kapitel fg., a. a. O. S. 277 f.

70) Scheube, 1. Bd. S. 125.

71) Wilhelm Hoßbach, Philipp Jacob Spener und seine Zeit. 2. Auflage. Berlin 1861. 2. Bd. S. 16 f.

72) Schwelius württemb. Chronik bei Scheible, Schaltjahr. III. Bd. S. 575.

73) Goedecke, Grundriß, S. 238, 1158.

74) H. Scheube, a. a. O. I S. 127.

75) Joh. Scherr, Größenwahn. Leipzig 1876. S. 15—47.

XIV. Abschnitt.

Das Leben am Hof.

1) Vulpius, Curiositäten. Weimar 1820. 8. Band. S. 393.

2) Denkwürdigkeiten von Hans v. Schweinichen. Herausgegeb. von Herm. Oesterley, Breslau 1878. Auszüge daraus in meinen Büchern Geschlechtsleben und Deutscher Durst.

3) Steinhausen, Privatbriefe. S. 303.

4) Vulpius, Curiositäten. 9. Bd. Weimar 1821. S. 541 f.

5) Vehse, Gesch. des Preuß. Hofes. S. 28.

6) Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840. 1. Bd. S. 201. (Berlin 1892.)

7) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 1862, Sp. 364; 1864, Sp. 442. Knapp. S. 201.

8) Dr. Ed. Vehse, Die geistlichen Kurfürsten zu Mainz und Köln. (1514 bis 1802.) Leipzig o. J. S. 285 f.

9) A. Beck, Allgem. deutsche Biographie. I. Bd. Leipzig 1875. S. 471. Vulpius, Curiositäten. I. Bd. S. 101 f.

10) P. Zimmermann in der Allgem. deutschen Biographie. 14. Bd. Leipzig 1888. S. 667 f.

11) Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1857. S. 557 und Müllers Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. Neue Folge I. S. 197—238 wo der ganze Handel ausführlich behandelt ist.

12) Scherr, Frauenwelt II. 58 f.

13) Raumer, Histor. Taschenbuch. Leipzig 1861. 4. Folge. 2. Jahrgang. S. 102 f.

14) Th. v. Haupt, Jacobe, Herzogin zu Jülich, geb. Markgräfin zu Baden. Koblenz 1820. S. 77.

15) Steinhausen, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, I. Bd. Berlin 1899. S. 126.

16) Ebenda S. 128 f., 136 f, 143.

17) Brief 189. S. 133. Brief 189. S. 139.

18) Steinhausen, Geschichte. S. 509.

19) Steinhausen, Privatbriefe No 140. S. 100.

20) A. a. O. No. 170. S. 120.

21) Bösch, Kinderleben. S. 19.

22) Mittelalterliches Hausbuch vom Ende des 15. Jahrh. Herausgeg. vom Germanischen Museum. Leipzig 1866.

23) Bösch, a. a. O. S. 19.

24) Steinhausen, Privatbriefe. No. 322. S. 218.

25) Bösch, Kinderleben. S. 19.

26) Tristan und Isolde, Vers 2061 f., a. a. O. S. 91.

27) Eckart, Tristan, Vers 194 f.

28) Renner, Vers 13390.

29) Steinhausen, Kulturstudien. Berlin 1893. S. 77.

30) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II. S. 97.

31) Steinhausen, Kulturstudien. S. 78.

32) Vulpius, Kuriositäten. III. Bd, S. 547 f.

33) Biedermann, 18. Jahrh. I. S. 74.

34) Janssen. 8. Bd. S. 178 f.

35) Ed. Vehse, Geschichte des Hofes vom Hause Bayern. Leipzig o. J. 1. Bd. S. 192 f.

36) Bernh. Herzogs Elsasser Chronik. Straßburg 1592 bei Bernhard Jobin, 2. Buch. S. 85 f.

37) Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. 1. Abt. Briefe. 1. Band v. Georg Steinhausen, Berlin 1899. S. 150.

38) Gemeint ist Günter XLI († 1583).

39) Mit Katharina Gräfin von Nassau, gest. 1624.

40) Vulpius, Curiositäten, X. Band. Weimar 1825. S. 187 f.

41) Vehse, Baiern, I. 217.

42) J. Meißner, Die englischen Comoedianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich. Wien 1884. Bei Janssen VI. S. 411.

43) Janssen a. a. O. VI. S. 408 f.

44) Comoedien etc., herausgegeben von Gottlieb Friedländer. Berlin 1839.

45) Dr. Fr. Lewis, Briefe der Lady M. Wortley Montaque. Leipzig 1851. S. 36.

46) Im heutigen Augarten.

47) Briefe, a. a. O. S. 13.

48) Schimmer, Alt- und Neu-Wien, 2. Bd. 1904. S. 167 f.

49) C. Regenhardt, Die deutschen Mundarten. Berlin 1898. I. Bd. S. 89.

50) Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840, 1. Bd., 1. Hälfte. S. 84. Berlin 1892.

51) Briefe, a. a. O. S. 14.

52) Haußpolicey, Fünffter, Sechster und Siebenter Theyl. München 1602. S. 149, 151 b—152.

53) Rudolf Genee, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. Berlin 1882. S. 323.

54) Scheible, Kloster VI. S. 356.

55) Ferdin. Raab, J. J. F. v. Kurz genannt Bernadon. Frankfurt a. M. 1899. S. 25.

56) Scheube, II. S. 142 f.

57) Scheube a. a. O. II. S. 142.

58) Nach Scheube, II. S. 943 f.

59) Der Hertzogin von Hanover Geheime Geschichte, worinnen das wiederwärtige Schicksahl dieser unglücksel. Printzessin, deren auf den Schlosse Ahlen biss an ihr Ende erlittene Gefängnis, wie auch mit dem ihrentwegen ermordeten Grafen Königsmarck gehabtes heimliche Verständnis ausführlich enthalten. Aus den Frantzösischen in das Teutsche versetzet. O. O. 1734.

XV. Abschnitt.

Rokoko.

1) Biedermann, Deutschlands trübste Zeit. S. 33.

2) H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit. Wien 1882. S. 1 f.

3) Baron v. Pöllnitz, Das galante Sachsen. Amsterdam 1748. S. 197.

4) Hans Veit v. Seckendorf, Der deutsche Fürstenstaat. Frankfurt 1656.

5) Biedermann, Deutschlands tr. Z. S. 35.

6) Thümmel, Wilhelmine. (Werke Leipzig 1811.) 1. Bd. S. 228 f.

7) Friedrich Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika 2. Aufl. Berlin 1874.

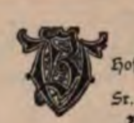
8) Vehse, Bayern a. a. O. S. 252.
9) Meiners, Geschichte der Frauen. 3. Bd. S. 335.
10) Chr. Weise, Die drey Haupt-Verderber in Teutschland. Leipzig 1671. S. 84.
11) Eduard Vehse, Illustrierte Geschichte des preußischen Hofes. 1. Bd. Stuttgart o. J. S. 134f.
12) Vehse, Preußen. a. a. O. S. 134f.
13) Briefe a. a. O. 1. Bd. S. 7.
14) „Mein Leben", Halle, Hendel. S. 47f.
15) Biedermann, Trübste Zeit. S. 76.
16) Vulpius, Curiositäten. 3. Band. Weimar 1813. S. 25.
17) Burghard v. Cramm, Ein Besuch auf dem Heidelb. Faß. Westermanns Monatsh. 20. Band. 1866. S. 661.
18) Neue Reisen, 2. Band. S. 1470.
19) a. a. O. S. 84.
20) Scherr, Frauenwelt II. S. 181.
21) 3. Aufl. Leipzig 1778, 6 Bde.
22) Thümmel, Reisen (Werke, II. Bd.), a. a. O. S. 275.
23) Dr. Rud. Schultz, Die Modenarrheiten. Berlin 1868. S. 124.
24) Thümmel, Wilhelmine (Werke I. Bd.). Leipzig 1811. S. 156 u. 223.
25) Briefe über die Galanterien von Berlin, o. o. 1782. S. 253.
26) Albert Czerwinski, Zur Kulturgeschichte der Tanzkunst. Westerm. Monatsh. 18. Bd. 1865. S. 104f.
27) Biedermann, Deutschlands trübste Zeit. S. 75.
28) Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4) Folge 1. Bd. Weimar 1894.
29) Etwas für alle III. S. 752. Würzburg 1735.
30) Schultz, Alltagsleben. S. 99.
31) Steinhausen, Geschichte. S. 629.
32) Hermann Pilz, Über den Tabak und das Rauchen. Leipzig o. J. S. 220f.
33) Pilz S. 219.
34) Steinhausen, Geschichte. S. 628.
35) Raritäten, Ein hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsberg, o. O. 1778. 1. Bd. S. 113.
35) Schultz, Alltagsleben. S. 163.
36) J. T. Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen VI. Leipzig 1778. S. 245.
37) Vehse, Krummstab. S. 32—37.
38) D. Joh. G. Krünitz. Oeconomische Encyclopädie. 8. Band. Berlin 1775. S. 86.
39) Biedermann, II. Bd. S. 100.
40) Der Herr und der Diener. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1763.
41) Vehse, Unter der Herrschaft des Krummstabes. Leipzig o. J. S. 10f.
42) Curtze, Geschichte und Beschreibung von Waldeck. Arolsen 1850. S. 609 und 243.
43) Vehse, Geistl. Kurf. S. 38f.
44) Vehse, Geistl. Kurf. S. 39f.

45) a. a. O. S. 41.
46) Pfaffenunwesen, Mönchsskandale und Nonnenspuk. Leipzig o. J. S. 41.
47) Markgr. von Bayreuth, Memoiren, I. 68.
48) Markgr. Memoiren, I. S. 68.
49) a. a O. S. 69.
50) Vehse, Gesch. d. d. Höfe. Bd. 32. S. 197.
51) Vehse, Baiern, I. S. 292f.
52) Steinhausen, Kulturgesch. S. 586.
53) Keyßler, Neue Reisen. S. 106. Anmerkung *.
54) Dühren, Marquis de Sade und seine Zeit. Berlin und Leipzig 1900. S. 353.
55) Fr. Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 2. Aufl. Berlin 1874. S. .
56) 2. Akt, 2. Szene.
57) Vor hundert Jahren. Elise v. d. Reckes Reisen durch Deutschland 1784—86. Nach dem Tagebuch ihrer Begleiterin Sophie Becker. Stuttgart o. J. S. 18 f.
58) a. a. O. S. 19 f.
59) Scherr, Frauenwelt. S. 216.
60) 2. Bd. S. 53f. Leipzig 1899.
61) Memoiren. II. Bd. S. 115f.
62) Scherr, Frauenwelt. II. Bd. S. 216.
63) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II./1. S. 96f.
64) Pöllnitz a. a. O. S. 158.
65) Pöllnitz. S. 159.
66) Scheube, II. S. 140f.
67) Gedichte. Leipzig 1736. S. 560.
68) Anweisungen zu teutschen Briefen, Leipzig 1709.
69) Vehse, Gesch. des Österr. Hofs und Adels usw., 7. Teil. Hamburg 1852. S. 300.
70) K. E. Schimmer, Alt und Neu Wien. Wien 1904 2. Band. S. 221.
71) Briefe, a a. O. S. 19f.
72) Biedermann, Deutschland, II./1. S. 128.
73) Montague Briefe. S. 34.
74) Keyßler, Neue Reisen. LXXXI. Brief. S. 1214.
75) Memoiren, 5. Bd.
76) Johann Georg Keyßlers Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen etc. Hannover 1751. S. 1214 f.
77) Biedermann II/I. S. 500.
78) Biedermann II/I. S. 498 f.
79) Geschlechtsleben. S. 119 f.
80) Griesheim, Die Stadt Hamburg. Hamburg 1760. S. 298.
81) O. Beneke, Hamburgische Geschichten. Berlin 1886. 1. Bd. S. 167f.
82) Vehse, Kirchenfürsten. S. 46f.
83) Griesheim, a. a. V. S. 298.
84) Dr. Ed. Vehse, Geschichte des österreichischen Hofes usw. Hamburg 1852. 7. Teil. S. 26f.

85) Berlin 1783—1796.
86) Frensdorff, Berlinerin. S. 27.
87) Briefe über die Galanterien von Berlin, auf einer Reise gesammlet von einem österreichischen Offizier. 1782 o. O. S. 51 f.
88) Frensdorff a. a. O. S. 28.
89) Gehab dich wohl. S. 97.
90) Hamburgische Dramaturgie, 17. Literaturbrief, 18. Stück.
91) Otto Müller, Charlotte Ackermann, Ein Hamburger Theaterroman. 2. Bde. Stuttgart 1873.
92) Schultz, Alltagsleben. S. 135.
93) Henne a. Rhyn, Kulturgesch., II. S. 361.
94) Biedermann II. S. 99.
95) Freytag Bilder, IV. S. 71 f.
96) Vulpius, Curiositäten X. S. 351.
97) Vulpius, Curiositäten II. S. 176 f.
98) Leipzig 1725. I. Bd. S. 45.
99) 1. Band. Leipzig 1725. S. 272.
100) Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau, i. J. 1779, u. von dessen dortigen magischen Operationen. (Herausg. v. Friedrich Nicolai). Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1787.
101) „Raritäten“, 6. Teil 1780. S. 102—145.
102) 1753, Neudruck Stuttgart 1847.
103) Leipzig 1885. S. 257 f.
104) 4 Bände. Nordhausen 1731—43, neu herausgeg. von Ludw. Tieck. 6 Bdchn. Breslau 1824.
105) Ad. Stern, Der Dichter der Insel Felsenberg. Berlin 1893.
106) Wieland's Teutscher Merkur, 1776, Septemberheft S. 261.
107) Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Leipzig 1778. 3. Band. S. 172.
108) J. W. Appell, Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Leipzig 1859. S. 37 f.
109) Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek, XXI. Band 1796, 1. Stück. S. 190.

Verein der Bücherfreunde

Vorstand
Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen



Geschäftsleitung
Alfred Schall
Hofbuchhändler Sr. Majestät des Kaisers und Königs
Sr. Kgl Hoh. d. Herzogs Carl in Bayern
Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 21.

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, literarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur — nicht Uebersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Damen sowie Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Vereinsjahres, also bis 1. August, angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen von etwa 6 Wochen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Literatur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Aenderungen behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf **3 Mk. 75 Pf.** (= 4 K. 60 h. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf **4 Mk.** 50 **Pf.** (= 5 K. 60 h. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr. Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen". Der sofortige Umtausch eines etwa nicht zusagenden Bandes gegen einen früher erschienenen ist gestattet. Wird ein belletristischer Band gegen einen populär-wissenschaftlichen in großem Format umgetauscht, so hat eine Nachzahlung von 4 Mk. 50 Pf. zu erfolgen (Bände in großem Format sind Nr. 112, 115, 120, 122, 124.)

Jeder der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von Mk. 15.— geheftet — Mk. 18.— gebunden zu haben.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.





SPRING 1982

DATE DUE		
SPRING 1983		